Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 4
1935

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

Instituts für Sozialforschung

von Max Horkheimer

Jahrgang IV/1935

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, PARIS

INHALT DES IV. JAHRGANGS.

I. Aufsätze.

Seite

II. Besprechungen.

Philosophie :

Psychologie :

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Ökonomie :

Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Zeitschrift

für

Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang IV 1935 Heft 1

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie.

Von

Max Horkheimer.

Die Ansicht, dass jede Epoche eine Seite des menschlichen Wesens ausdrücke oder gar die Geschichte als ganzes ein solches Wesen offenbare, entspringt einer allzu harmonischen Betrachtungsweise. Die Individuen eines Zeitalters pflegen zwar gewisse Ähnlichkeiten in ihrer seelischen Verfassung aufzuweisen, die eine Typenbildung ermöglichen. Mit Recht kann vom athenischen Bürger im fünften Jahrhundert oder vom französischen Grandseigneur des ancien régime gesprochen werden. Solche Typen kennzeichnen jedoch stets nur einzelne Gruppen der Gesellschaft. In Griechenland gab es nicht bloss Bürger, sondern auch Sklaven und in Frankreich nicht bloss Grandseigneurs, sondern Bauern, Bürger und städtisches Proletariat. Das Sein der Angehörigen dieser Klassen lag den gesellschaftlichen Formen ebenso zu Grunde wie das der anderen. Auch soweit einzelne Kulturdenkmäler ausschliesslich von bestimmten Gruppen herstammen, ist ihr Inhalt durch die Geschichte der Spannungen und Gegensätze zwischen den Klassen mitbedingt. Zum Ebenmass und zur schönen Natürlichkeit griechischer Jünglingsstatuen gehört ebenso wie die Freiheit zu einem heroischen Leben auch die andere Freiheit von drückender Arbeit und Not. Es gibt kein Verständnis von Kulturerzeugnissen ohne Rückgang auf die Dynamik solcher Gegensätze.

Aber nicht bloss das jeweils charakteristische Verhältnis zwischen Gruppen verbietet den Schluss auf die einheitliche menschliche Verfassung als Grundlage einer Epoche. Die Erforschung der Zeitspannen in der europäischen Geschichte zeigt mit dem Fortbestehen älterer ökonomischer Existenzformen in einer neuen Produktionsweise auch das Andauern früherer psychischer Reaktionsweisen und Vorstellungen. Wenn die heutige Forschung schwankt, bestimmte Persönlichkeiten und geschichtliche Verläufe noch zum Mittelalter oder schon zur bürgerlichen Welt zu rechnen, so entspringt dies teilweise dem Umstand, dass in der Renaissance,

ja selbst noch im siebzehnten Jahrhundert nur wenige Gruppen und auch bei diesen nur einzelne Züge ihres Lebens sich nachträglich als Beginn der neuen Verhältnisse ausgewiesen haben; grosse Volksmassen existierten materiell und mehr noch geistig in den alten Formen weiter, während ihr verzweifeltes Dasein und ihre erbärmliche seelische Verfassung bei den neuen Entwicklungen eine entscheidende Rolle spielten.

Freilich sind die Menschen sowohl innerhalb der Zeitalter als in der gesamten Geschichte einander ähnlich. Sie teilen nicht bloss bestimmte praktische Bedürfnisse, sondern treffen sich in Eigenarten der Empfindung und des Glaubens. Die moralischen und religiösen Vorstellungen pflegen zwar den gesellschaftlichen Gruppen in höchst verschiedener Weise zugute zu kommen und erfüllen daher auch im psychischen Haushalt ihrer Mitglieder ganz verschiedene Funktionen; die Ideen Gottes und der Ewigkeit können zur Rechtfertigung von Schuldgefühlen oder zur Hoffnung eines elenden Lebens dienen. Oberflächlich scheinen sie jedoch in gleicher Weise anerkannt. Aber diese Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Gruppen gehen nicht auf ein einheitliches Menschenwesen zurück. Der gesellschaftliche Lebensprozess, in dem sie entstehen, verbindet menschliche und aussermenschliche Faktoren; er ist keineswegs bloss Darstellung oder Ausdruck des Menschen überhaupt, sondern ein fortwährender Kampf bestimmter Menschen mit der Natur. Ausserdem geht aber der Charakter jedes Individuums einer Gruppe nicht allein auf die in ihm selbst als diesem menschlichen Wesen angelegte Dynamik, sondern ebensosehr auf die typischen und besonderen Umstände seines Schicksals in der Gesellschaft zurück. Aus den wechselnden Konstellationen zwischen Gesellschaft und Natur entspringen die Verhältnisse der sozialen Gruppen zueinander, die für die geistige und seelische Verfassung der Individuen bestimmend werden, und diese selbst wirkt auf die gesellschaftliche Struktur zurück. Die menschlichen Qualitäten werden somit fortwährend durch verschiedenartigste Verhältnisse beeinflusst und umgewälzt. Selbst insofern menschliche Züge verharren, ist dies als Ergebnis sich erneuernder Prozesse anzusehen, in welche die Individuen einbezogen sind, und nicht als Äusserung des Menschen an und für sich. Es entstehen weiterhin auch neue Verhaltungsweisen und Charaktere, die keineswegs von Anfang an vorhanden waren. Die Aufgabe, die Max Scheler der Anthropologie gestellt hat, genau zu zeigen, wie aus einer „Grundstruktur des Menschseins.. alle spezifischen Monopole, Leistungen und Werke des Menschen hervorgehen: so Sprache, Gewissen, Werkzeug, Waffe, Ideen von Recht und Unrecht, Staat, Führung, die darstellenden Funktionen der Künste, Mythos, Religion, Wissen-

schaft, Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit"[1]), — diese Aufgabe ist unmöglich. Wie sehr auch Werden und Veränderung in die Idee des Menschen aufgenommen werden mag, diese Problemstellung setzt eine feste begriffliche Hierarchie voraus; sie widerspricht dem dialektischen Charakter des Geschehens, in das die Grundstruktur des Seins von Gruppen und Individuen jederzeit verflochten ist, und kann im besten Fall zum Entwurfe von Modellen im Sinn naturwissenschaftlicher Systeme führen.

Eine Formel, die ein für alle Mal die Beziehung zwischen Individuum, Gesellschaft und Natur bestimmte, gibt es nicht. Wenngleich die Geschichte keineswegs als Entfaltung eines einheitlichen Menschenwesens anzusehen ist, wäre doch die umgekehrte fatalistische Formel, dass eine von den Menschen unabhängige Notwendigkeit den Lauf der Dinge beherrsche, ebenso naiv. Die Abhängigkeit ist weder einseitig noch stets in gleicher Weise strukturiert. Vielmehr bringt es die gesellschaftliche Entwicklung mit sich, dass einzelne Gruppen und Persönlichkeiten besser zum Verändern und Gestalten der Verhältnisse vorbereitet sind als andere, die in ihrem Denken und Handeln vornehmlich Funktionen der gegebenen Umstände sind. Das bewusste geschichtliche Handeln ist zwar dem Zeitpunkt und Inhalt nach an bestimmte Voraussetzungen gebunden, aber in anderer Weise als die in der vorhandenen sozialen Situation befangenen Reaktionsweisen und die völlig vom Bestehenden abhängige Existenz. Je mehr es sich um diese handelt, umso mehr bildet die Psychologie der unbewussten Mechanismen die angemessene Erklärungsart. Je unabhängiger von der Autorität des Bestehenden geschichtliche Handlungen unternommen werden, je mehr sie auf richtige Theorie begründet sind, umsomehr reicht das unmittelbare Verständnis der Motive aus. Nicht die rationale und befreiende Aktivität theoretisch geschulter Menschen, sondern der Eigensinn und die Ratlosigkeit zurückgebliebener Gruppen bilden den angemessenen Gegenstand sozialer Tiefenpsychologie.

Die moderne philosophische Anthropologie entspringt demselben Bedürfnis, das die idealistische Philosophie der bürgerlichen Epoche von Anfang an zu befriedigen sucht: nach dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Ordnungen, vor allem der Tradition als unbedingter Autorität, neue absolute Prinzipien aufzustellen, aus denen das Handeln seine Rechtfertigung gewinnen soll. Diese Anwendung des Denkens, begriffliche Zusammenhänge zu entwerfen und aus ihnen das ganze menschliche Leben sinnvoll zu begründen,

---

[1]) Max Scheler, Die Sonderstellung des Menschen. In: Mensch und Erde. Darmstadt 1927, S. 246.

die geistige Anstrengung, das Schicksal jedes Einzelnen und der ganzen Menschheit in Einklang mit einer ewigen Bestimmung zu bringen, gehört zu den wichtigsten Bestrebungen der idealistischen Philosophie. Sie wird vor allem durch den widerspruchsvollen Umstand bedingt, dass in der neueren Zeit die geistige und personale Unabhängigkeit des Menschen verkündet wird, ohne dass doch die Voraussetzung der Autonomie, die durch Vernunft geleitete solidarische Arbeit der Gesellschaft, verwirklicht wäre. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen tritt einerseits die Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens, das „Wertgesetz", nicht als Motor der menschlichen Arbeit und der Weise, in der sie sich vollzieht, hervor. Der ökonomische Mechanismus wirkt sich blind und deshalb als beherrschende Naturmacht aus. Die Notwendigkeit der Formen, in denen die Gesellschaft sich erneuert und entwickelt und die ganze Existenz der Individuen sich abspielt, bleibt im Dunkeln. Andererseits haben diese Individuen es gelernt, für die gesellschaftlichen Lebensformen, die sie durch ihr tägliches Handeln aufrecht erhalten und gegebenenfalls beschützen, also für die Verteilung der Funktionen bei der Arbeit, für die Art der hergestellten Güter, für die Eigentumsverhältnisse, Rechtsformen, die Beziehungen der Staaten usw. Gründe zu fordern. Sie wollen wissen, warum sie so und nicht anders handeln sollen, und verlangen eine Richtschnur. Die Philosophie sucht dieser Ratlosigkeit durch metaphysische Sinngebung zu steuern. Anstatt dem Anspruch der Individuen nach einem Sinn des Handelns durch Aufdeckung der gesellschaftlichen Widersprüche und durch Hinweis auf ihre praktische Überwindung zu genügen, verklärt sie die Gegenwart, indem sie die Möglichkeit des „echten" Lebens oder gar des „echten" Todes zum Thema wählt und dem Dasein tiefere Bedeutung zu geben unternimmt.

Die Ueberwindung des Konflikts zwischen dem fortgeschrittenen rationalen Denken und der blinden Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens hat die Erkenntnis des Missverhältnisses von Bedürfnissen und Kräften der Gesellschaft einerseits und ihrer gesamten arbeitstechnischen und kulturellen Organisation andererseits zur Voraussetzung. Aus dieser wachsenden Spannung geht die spezifische Not der Gegenwart und der Kampf um ihre Beendigung hervor. Sein Ziel ist die Anpassung des gesellschaftlichen Lebens an die Bedürfnisse der Allgemeinheit, eine Gesellschaftsform, in der die Menschen ihre Arbeit bewusst im Hinblick auf ihre eigenen Interessen und Zwecke organisieren und immer aufs neue damit in Einklang bringen. Die Durchsichtigkeit und Angemessenheit der Beziehung zwischen dem Handeln des Einzelnen und dem Leben der Gesellschaft können allein die individuelle Existenz

begründen. Die Rationalität dieser Beziehung ist die einzige Sinngebung der Arbeit. Wenn sie verwirklicht ist und an die Stelle einer Mannigfaltigkeit scheinbar freier Handlungen der Individuen eine Gesellschaft tritt, die bewusst ihr Leben gegen die drohende Naturgewalt zu beschützen und zu entfalten sucht, wird diese Tätigkeit freier Menschen nicht wiederum tiefer begründet werden können. Das Leben der Gesellschaft als gewolltes Resultat gemeinsamer Arbeit der Einzelnen geht nicht auf die freie Anerkennung einer ewigen Bestimmung zurück und erfüllt überhaupt keinen Sinn. Die Menschen befriedigen ihre wechselnden Bedürfnisse und Wünsche und wehren sich gegen den Tod, nicht weil sie glaubten, dadurch einer absoluten Forderung zu genügen, sondern weil die Sehnsucht nach Glück und der Schrecken des Todes andauern. Die Vorstellung einer bergenden Macht ausserhalb der Menschheit wird in der Zukunft verschwinden. Indem nicht mehr der Glaube an diesen Trost, sondern das Bewusstsein von ihrer Verlassenheit die Beziehungen der Menschen vermittelt, werden sie unmittelbar werden. Wenn das Verhältnis der Menschen zu ihrer Arbeit als ihr eigenes Verhältnis zu einander erkannt und gestaltet ist, sind die moralischen Gebote „aufgehoben". Ihre Voraussetzung war die Spaltung der Interessen in der bisherigen Gesellschaft. Nicht als ob die Beunruhigung über die Endlichkeit von Individuen und Menschheit ihren Grund verloren hätte — aber soweit Energien aus ihr hervorgehen, richten sie sich nicht mehr auf die Metaphysik, diese gedankliche Vorspiegelung einer Sicherheit, sondern fliessen in den praktischen gesellschaftlichen Kampf um wirkliche Sicherheit vor Elend und Tod. Die Trauer aber, die dennoch übrig bleibt, erhält sich als das, was sie ist, und lässt sich durch kein System mehr betrügen. Die vergebliche Anwendung des Denkens zu dem Zweck, absolute Forderungen aufzustellen, die seit dem Zweifel Descartes' die europäische Philosophie beherrscht, ist eine Erscheinung der spezifischen Ratlosigkeit des bürgerlichen Zeitalters.

Die moderne philosophische Anthropologie gehört zu den späten Versuchen, eine Norm zu finden, die dem Leben des Individuums in der Welt, so wie sie jetzt ist, Sinn verleihen soll. Nachdem nicht bloss die religiöse Offenbarung an Autorität eingebüsst, sondern auch die Deduktion moralischer Grundsätze, wie sie seit dem siebzehnten Jahrhundert bis zum Neukantianismus üblich war, sich als eitel erwiesen hat, suchte man in der Metaphysik das wahre Bild des Menschen als Ziel des Handelns hinzustellen. Nicht bloss die inhaltlich bestimmten Lehren, die unmittelbar ein menschliches Verhalten, zum Beispiel Hingabe an Volk und Nation als einzig wahre Form des Menschseins verkünden, sondern auch

noch jene mehr liberalen Wesensbestimmungen, die der Aktivität keine Richtung vorzeichnen und daher das „Wagnis" in die Idee der Handlung aufnehmen, stellen die geistigen Energien, sei es unter dem Titel der Schau oder dem der Auslegung, in den Dienst einer höheren Rechtfertigung und Sicherung, die zugleich unmöglich und verwirrend ist. Es kommt nicht besonders darauf an, dass ein bestimmtes Bild als Ziel auch wirklich gezeichnet wird. Von der Utopie unterscheidet sich die Anthropologie wie eine tiefgründige Interpretation der Gegenwart vom eindeutigen Willen zu einer glücklicheren Zukunft, sofern er des Endpunkts wenn auch nicht des Wegs gewiss ist. Die Sinngebung des Handelns kann in der Anthropologie ganz allgemein erfolgen, indem zum Beispiel das Werden „des" Menschen in der Geschichte selbst als seine Bestimmung erscheint. „Sicherheit, wenn auch eine solche, die das Wagnis möglich macht und zum Wagnis drängt"[1]), wird von dieser Philosophie erstrebt. „Gerade die absolute Unsicherheit muss den Menschen lahm machen... Diese Gelähmtheit selbst aber ist eine Folge dessen, dass dieser Mensch nicht mehr im Stande ist, sich selbst so aufzufassen, dass sich ihm ein einheitlicher, umfassender Sinn und eine Gesamtbestimmung, auf die man es wagen kann und muss, daraus ergeben würde." Landsberg kennzeichnet damit in der Tat den bewussten Antrieb der ganzen philosophischen Bewegung, aus der die moderne Anthropologie und die Existenzialphilosophie hervorgegangen sind. Der Wunsch, das Handeln in festen Wesenseinsichten zu begründen, hat die Phänomenologie seit ihrem Ursprung motiviert.

Dabei steht sie zur Theorie der Gesellschaft in Gegensatz. Nach ihr entwickelt sich freilich sowohl die Formulierung der nächsten als auch die Vorstellung der ferneren Ziele in durchgehendem Zusammenhang mit der Erkenntnis, und doch begründet diese keinen Sinn und keine ewige Bestimmung. In die Zielvorstellungen der Menschen gehen vielmehr ihre jeweiligen Bedürfnisse ein, die keine Schau zum Grunde, sondern eher die Not zur Ursache haben. Sie spotten der Einordnung in einen verklärenden Zusammenhang. Nur negativ spricht eine illusionslose Theorie von menschlicher Bestimmung und zeigt den Widerspruch zwischen den vorhandenen Bedingungen des Daseins und allem, was die grosse Philosophie als jene Bestimmung verkündet hat. Die Entfaltung der menschlichen Kräfte, die heute verkümmern, ist dabei ein Motiv, das auf den Humanismus der Renaissance und weiter zurückgeht, aber

[1]) Siehe die soeben erschienene repräsentative „Einführung in die philosophische Anthropologie" von Paul L. Landsberg. Frankfurt am Main 1934, S. 29/30.

dieses hat es nicht notwendig, den mystischen Charakter einer absoluten Forderung anzunehmen. Der ihm entsprechende Wille zur Verwirklichung einer besseren Gesellschaftsform findet in den gegenwärtigen Verhältnissen unendlich viele Antriebe. Ob er einer vorgeblichen Bestimmung des Menschen gemäss sei oder nicht, ob er in einem absoluten Sinne besser oder schlechter sei als sein Gegensatz, diese Frage hat nur Bedeutung, wenn sie einen Gott voraussetzt. Als Scheler, der die moderne philosophische Anthropologie begründet hat, diese „theistische Voraussetzung... ‚einen geistigen, in seiner Geistigkeit allmächtigen persönlichen Gott'“[1]) gegen Ende seines Lebens zu leugnen begann, musste er folgerichtig das absolute Sein als Mittel der „Stützung des Menschen“[2]) für unmöglich erklären. Damit verwarf er aber den stärksten Antrieb zur Metaphysik. Dieser Schritt führt in die Richtung einer materialistischen Theorie. Sie leugnet nicht das objektive Sein, wohl aber einen absoluten Sinn, der trotz aller Lebensphilosophie und anderen pantheistischen Strömungen der Gegenwart in der Tat von jener theistischen Voraussetzung nirgends zu trennen ist.

Dass eine von der antiken und französischen Aufklärung bestimmte Theorie, im Gegensatz zur idealistischen Ansicht, der Welt keinen Sinn unterschiebt, hat auch für das Selbstbewusstsein, das aus ihr hervorgeht, seine Folgen. Wer sie annimmt, setzt die mit ihr verknüpfte Lebenspraxis zu keinem ewigen geistbegabten Wesen in Beziehung. Die Hoffnung, dass irgend etwas über Zeit und Raum hinausreicht, erscheint ihm eitel. Wenn es gut geht, werden spätere Generationen sich der Märtyrer für die Sache der Freiheit erinnern, aber dann wird es für diese vergangenen Kämpfer nach ihrer eigenen Überzeugung selbst so viel bedeuten wie für die dreihundert Gefallenen des Leonidas, wenn jener Wanderer wirklich nach Sparta kam und verkündete, er habe sie liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl : nämlich nichts. Aber dieses Wissen gibt ihrem Handeln keineswegs einen engeren Horizont. Die Vorstellung, das Dasein anderer Individuen freier und glücklicher zu gestalten, vermochte stets die Fassung eines Menschen zu erhöhen. Sofern die Zwecke, welche sein eigenes Leben bestimmen, nicht mit ihm zu Grunde gehen, sondern auf dem Wege der Gesellschaft weiter verfolgt werden, darf er die Hoffnung hegen, dass sein Tod nicht zugleich das Ende seines Willens bezeichnet. Die Anstrengung, sich zu entfalten, hat er nicht auf sein Individuum beschränkt, sondern in die Entwicklung der Menschheit gesetzt, und das Ende

---

[1]) a. a. O., S. 251.
[2]) a. a. O., S. 251.

erscheint ihm daher nicht bloss als Vernichtung; das Erreichen seiner Ziele hängt nicht ausschliesslich an seiner persönlichen Existenz. Er kann unabhängig und tapfer sein.

Diese Gefasstheit hat es vor anderen Arten des Mutes voraus, mit der gegenwärtig erreichbaren Wahrheit in Einklang zu stehen; ein blosser Glaube vermag jedoch eine ebenso tiefe Beruhigung zu gewähren. Die, welche einer Religion nachfolgen, haben darüber hinaus noch stärkende Aussichten ins Jenseits oder doch in einen unerschöpflichen göttlichen Urgrund des Lebens. Der Schüler der Aufklärung aber hegt die Überzeugung, dass auch die zukünftigen Geschlechter, für die er kämpft, unwiderruflich vergänglich sind und am Ende immer das Nichts über die Freude siegt. Gewiss beseelt ihn die Vorstellung einer höheren Form der Gesellschaft und eines helleren Daseins für alle Menschen. Aber der Grund, warum er den Einsatz seiner Person der Anpassung an die bestehende Wirklichkeit und der Karriere in ihr vorzieht, ist kein Gebot, keine verheissende innere Stimme, sondern bloss sein Wunsch und seine Lust, die selbst einmal verschwinden werden. Es mag als herrliches Ziel erscheinen, dass die Menschen auf dieser Erde eine Zeitlang glücklicher und weiser leben als unter den blutigen und verdummenden Verhältnissen, die das Ende gesellschaftlicher Lebensformen zu kennzeichnen pflegen. Aber schliesslich werden doch auch jene späteren Generationen untergegangen sein, und die Erde wird dann ihre Bahn fortsetzen, als ob nichts geschehen wäre. Es gibt eine Redeweise, welche hier von Skepsis und Nihilismus spricht; in Wirklichkeit beginnt das aufrichtige Bewusstsein und Handeln gerade dort, wo diese einfache Wahrheit Platz greift und festgehalten wird.

Der Gegensatz zwischen anthropologischer Philosophie und Materialismus betrifft keineswegs das Prinzip der Anerkennung von Werten und Zielen; begreift dieser doch die Struktur jeder Theorie, zumal die seiner eigenen als abhängig von bestimmten Interessen und Wertsetzungen. Die unbedingte Verpflichtung der Wissenschaft zur Wahrheit und ihre vorgebliche Wertfreiheit, die freilich im Positivismus der Gegenwart miteinander vermengt werden, sind nach ihm unvereinbar. Zum Selbstverständnis einer Lehre gehört sinngemäss die Reflexion, dass noch in den Akten der Verallgemeinerung, die zu ihren Grundbegriffen führten, und erst recht bei den einzelnen Schritten zur Erfassung eines konkreten Verlaufs die Lebenssituation, das heisst Interessen zum Ausdruck kommen und die Richtung der Gedanken bestimmen. Sonst mag die Theorie zwar wertvolle Ergebnisse zutage fördern und einem unmittelbaren Zweck genügen, aber sie entbehrt der philosophischen Wahrheit. Diese fordert, dass in die Gedanken das

Bewusstsein von ihrer gesellschaftlichen Rolle hereinspielt, weil das, was sie sind, erst aus der Wirklichkeit verständlich wird, in der sie Bedeutung haben. Sie fordert Klarheit über den historischen Zusammenhang, in den ein Denkgebilde einbezogen ist, und dazu gehört die Praxis, in deren Zuge es entsteht, wirkt und verändert wird. Dieser Forderung der Dialektik genügt freilich keine richtungslose, scheinbar praktisch unbeteiligte Analyse, wie es überhaupt kein bloss intellektuelles Erkennen gibt. Der Wert des gegenständlichen Denkens und der Selbstkritik, dieser beiden Momente der Theorie hängt von ihrem Verhältnis zur Praxis ab. Richtige Gedanken für sich allein können, auch wenn sie sich auf „Gesellschaft" beziehen, recht gleichgültig sein. Es gibt unendlich viel mögliche Feststellungen und Analysen; wenn die Interessen der Menschheit und die sie fördernden geschichtlichen Tendenzen nicht aus ihnen sprechen, verbirgt sich gewöhnlich hinter den aktuellen Kategorien bloss eine private Anpassung oder die Flucht vor der Realität. Die Ablehnung einer vermeintlichen Wertfreiheit hat die Anthropologie mit dem dialektischen Denken gemeinsam; Schelers Lehre, dass die Erkenntnis moralische Voraussetzungen hat, mutet wie ein Schluss aus der gegenwärtigen Weltlage an. Auch das Bewusstsein der eigenen Geschichtlichkeit bildet ein Hauptthema der modernen Anthropologie. „Die historische Gebundenheit jeder philosophischen Anthropologie, auch der unsren,.. ist im Prinzip unaufhebbar und keineswegs negativ zu werten"[1]). Die daraus hervorgehende Forderung, dass der bestimmte sich stets verändernde Zusammenhang von Theorie und Praxis jeweils im einzelnen bewusst zu machen sei, weist in die Richtung auf Einbeziehung der Anthropologie in eine dialektische Theorie der Geschichte. Doch pflegt diese Forderung nicht erhoben zu werden.

Der eigentliche Unterschied liegt nicht im Bekenntnis zu Werten überhaupt, sondern in ihrer Funktion im Denken. Der Metaphysiker leitet aus den Werten ein ideales Sollen her. Dies braucht nicht so zu geschehen, dass es deduziert wird. Nach Scheler ist die Rangordnung der Werte „immer neu zu erfassen durch den Akt des Vorziehens und Nachsetzens. Es gibt hierfür eine intuitive, Vorzugsevidenz'"[2]). Nach einer illusionslosen Überzeugung lässt sich das mit ihr selbst verknüpfte Handeln dagegen nicht in einen durchsichtigen Zusammenhang mit evidenten Wesensverhältnissen bringen, sondern geht aus der Existenz einer

---

1) Landsberg, a. a. O., S. 41.

2) Scheler, Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Band I, Teil 2. Halle a. d. S. 1922, S. 491.

nicht weiter zu legitimierenden, sondern nur historisch zu erklärenden Sehnsucht nach Glück und Freiheit für die Menschheit hervor. Wenn in diesem Wunsche ein Bild des künftigen Menschen, ein bestimmtes Ideal enthalten ist, wird es doch nicht als Urbild hingestellt, sondern von seinen Trägern selbst als durch die gegenwärtigen Verhältnisse bedingte, mit ihnen selbst vergängliche Zielvorstellung aufgefasst. Die Anthropologie befindet sich dagegen in Gefahr, zu viel und zu wenig zu erstreben : eine Wesensbestimmung des Menschen aufzusuchen, welche die Nacht der Urgeschichte und das Ende der Menschheit überwölbt, und sich der eminent anthropologischen Frage zu entheben, wie eine Wirklichkeit, die als unmenschlich erscheint, weil alle menschlichen Fähigkeiten, die wir lieben, in ihr verkommen und ersticken, zu überwinden sei. Sofern die erste Frage überhaupt sinnvoll zu stellen ist, hängt ihre Beantwortung nicht bloss praktisch, sondern ebenso auch theoretisch mit von jedem Schritte in der zweiten ab.

Skepsis und Nihilismus ebenso wie die aus ihnen entspringende egoistische und anarchistische Haltung gehören zu jener philosophischen Denkart, die absolute Rechtfertigung fordert, letzte Fragen stellt und darin unendlich radikal ist. Die Skeptiker wollen ihr Handeln genau so wie andere Dogmatiker mit einer metaphysischen Instanz in Einklang bringen. Werte sollen nach ihnen nur verwirklicht werden, wenn sie als absolut verbindlich eindeutig ausgewiesen sind. Aus der Überzeugung, dass dies nicht möglich ist, machen sie dann den Kern ihrer Existenz und aus der Ratlosigkeit ihr Prinzip. Es sei denn, dass sie sich ohne Sorge den eng individualistischen Regungen überlassen, die ihnen natürlich sind, und jedes andere Motiv für eine Rationalisierung oder Lüge halten. Aber es gibt Menschen, die zu ihren Zielen stehen, ohne dass sie diese selbst für unbedingt verpflichtend oder überzeitlich hielten. Zwischen egoistischer Triebstruktur und metaphysischer Sinngebung des Handelns scheint überhaupt eine eigene Verbindung stattzuhaben. Während die Solidarität mit den kämpfenden und leidenden Menschen offenbar dazu tendiert, die Person gleichgültig gegen metaphysische Sicherung zu machen, scheint dem leidenschaftlichen Bemühen, einen Sinn der Welt nicht bloss zu suchen, sondern zu behaupten, die Ansicht einzuwohnen, dass ohne Glauben an einen solchen Sinn alle Menschen reine Egoisten würden, die nichts als ihren engsten Vorteil kennten und bloss niederträchtig wären. In den metaphysischen Systemen steckte somit im Gegensatz zum Materialismus selbst eine grobmaterialistische Auffassung des Menschen, derselbe anthropologische Pessimismus, der weniger von Machiavelli als von den Staatstheorien aller Restaurationsperioden ausgesprochen wurde. „ ... l'homme en général,

s'il est réduit à lui-même, est trop méchant pour être libre"[1]).

Wenn der Geschichte aber weder ein gleichbleibendes (von der fortgeschrittenen Anthropologie übrigens selbst abgelehntes) noch überhaupt ein einheitliches Wesen zu Grunde liegt, so kann es gewiss nicht zur Sinngebung dienen. Anthropologische Studien brauchen darum keineswegs des Wertes zu entbehren; sie können die Erkenntnis der geschichtlichen Tendenzen weiterführen und verfeinern. Dann beziehen sie sich freilich anstatt auf den Menschen überhaupt auf historisch bestimmte Menschen und Menschengruppen und suchen ihr Sein und Werden nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit dem Leben der Gesellschaft zu begreifen. Das Bild ist hier anders strukturiert als in der gegenwärtigen Philosophie. Wenn der Begriff des Menschen, den diese entwickelte, unter dem Gesichtspunkt steht, den geisteswissenschaftlichen Disziplinen als Grundlage zu dienen, so treten in der realistischen Betrachtung, systematisch gesehen, untergeordnete Nuancen in den Vordergrund. Es sind nicht die Züge, die den Menschen einerseits von Tier und Pflanze, andrerseits von Gott unterscheiden sollen, welche hier hervorgehoben werden — das leidenschaftliche Interesse an so umspannenden Begriffen ist in letzter Linie aus dem Bedürfnis nach jener metaphysischen Orientierung im Bestehenden zu erklären —, sondern das Dasein und der Wandel von Eigenschaften, die für den wirklichen Gang der Geschichte bestimmend werden können. Das Bild des Menschen erscheint hier nicht als einheitlich, sondern als bestimmte Gruppen kennzeichnende Eigentümlichkeiten, die im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Lebensprozess entstehen, von einer Klasse auf die andere übergehen und unter Umständen von der Gesamtgesellschaft in einem neuen Sinne aufgenommen werden oder verschwinden. Jeder Zug des gegenwärtigen Zeitalters wird als Faktor in der geschichtlichen Dynamik und nicht als Moment eines ewigen Wesens zum Thema. Das Motiv zu solchen Studien liegt weniger in der fragwürdigen Ansicht der Anthropologie selbst, „dass zu keiner Zeit der Geschichte der Mensch sich so problematisch geworden ist wie in der Gegenwart"[2]), — einem Umstand, der selbst, wenn er zuträfe, uns nicht sonderlich quälend erschiene, — sondern in wirklichen Qualen, die es zu beendigen gilt. Dass die Bilder des ewigen Lebens verblassen und die Formen des zeitlichen völlig der Harmonie entbehren, bedeutet keineswegs, dass die Zeit für neue Taten der theologischen Phantasie gekommen sei.

---

[1]) J. de Maistre, Œuvres Complètes. Band II. Lyon 1892, S. 339.
[2]) Scheler, Die Sonderstellung des Menschen, a. a. O., S. 162.

Infolge des metaphysischen Radikalismus und der Weite ihrer Fragestellung, die einer an bestimmten historischen Tendenzen interessierten Theorie nicht vorgegeben ist, fällt es schwer, zu den besonderen Anschauungen der philosophischen Anthropologie Stellung zu nehmen und produktive Kritik zu üben. Die einzelnen anthropologischen Richtungen pflegen zugleich recht und unrecht zu haben, indem sie aus der bisherigen Geschichte entnommene Gehalte in Idee setzen und zu „echten“ Befindlichkeiten des Daseins machen. Dies gilt nicht bloss für die moderne, sondern für die neuere Anthropologie überhaupt. In der Frage nach dem Individuum, einem Hauptthema der Anthropologie im bürgerlichen Zeitalter, tritt das zwiespältige Verhältnis zur Wahrheit besonders hervor. Hier hat die staatsrechtliche Konstruktion von Hobbes das Denken weithin beherrscht und ist auch heute noch lebendiger, als es bei der irrationalistischen Verneinung ihrer mechanistischen Grundlagen scheinen möchte. Hobbes kennt den Menschen als selbstsüchtig und furchtsam. Die egoistischen Triebe gelten ihm als ebenso ausschliesslich und unwandelbar wie mechanische Grundkräfte der Materie. Der Einzelne ist seinem Wesen nach völlig isoliert und hat bloss sein eigenes Wohl im Auge. Die Gesellschaft beruht nur darauf, dass jeder durch die Tatsache seiner Existenz im Staate stillschweigend einen Vertrag abschliesst und anerkennt, durch den er sich jeder individuellen Macht und Willkür ein für allemal begibt. Trotz seiner Selbstsucht soll das Individuum somit die Fähigkeit besitzen, Versprechungen zu halten. Dieser von Hobbes freilich nicht als solcher angesehene Widerspruch entbehrt keineswegs der Realität. Doch er ist nicht fest und unaufhebbar. In der Geschichte entstanden, wird er auch in ihr verschwinden. Zu dieser anthropologischen Ansicht, nach der das atomisierte Individuum aus seiner Einsamkeit durch Versprechen und Vertrag heraustritt, gibt es daher kein schlichtes Ja oder Nein. Im gegenwärtigen Moment des Übergangs tritt ihre all zu grosse Einfachheit zugleich mit ihrer relativen theoretischen und praktischen Berechtigung ans Licht. Wir versuchen, dies kurz anzudeuten.

Die Eigenschaft, etwas versprechen zu können, ist den Menschen im Lauf ihrer Geschichte zur Natur geworden. Sie haben es gelernt, bei sich und anderen daran zu glauben, dass eine jetzt abgegebene Erklärung in der Zukunft erfüllt werden kann. Die Gültigkeit dieser Kategorien war eine Bedingung der Produktion. Sie trug dazu bei, das Leben berechenbar zu machen, und gehört mit zur Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in den letzten zweitausend Jahren. In der bürgerlichen Welt bildet sie ein konstitutives Element.

Dafür dass Versprechungen nicht bloss gegeben, sondern mit einiger Regelmässigkeit gehalten wurden, bestand freilich — infolge der Selbstsucht — eine notwendige Voraussetzung : der hochentwickelte juristische Apparat mit der ganzen Macht der herrschenden Klasse als Fundament. Es wurde egoistischer, das Wort zu halten als das Wort zu brechen. Seit Anbeginn stand übrigens nicht bloss das Geschäftsleben auf dem Spiel, sondern die Gemeinschaft innerhalb der Staaten bedeutete in der Tat, soweit nicht unverhüllte Sklaverei in Frage kam, dem Sinne nach ein Versprechen jedes Individuums : Als Mitglied dieses Gemeinwesens halte ich mich an seine Vorschriften, ich will weder stehlen noch morden, noch schlecht von den Herrschenden denken. Im Verkehr zwischen den Völkern war die Bedingtheit der Versprechungen noch offenbarer als innerhalb der Staaten selbst. Völkerrechtliche Verträge scheinen stets nur Machtverhältnisse formuliert zu haben ; sobald diese sich entscheidend änderten, verloren Verträge und Versprechungen die Substanz. „Denn auf Worte und Versprechungen, wie gut sie auch lauten, viel zu geben, ist in den Stürmen der Weltgeschichte unmöglich; die grossen Gewalten treiben sich durch ihren eigenen Impuls so weit fort, bis sie Widerstand finden“[1]). Dass bei den Verträgen der Fürsten, „um die Wahrheit zu sagen, nur Trug und Treulosigkeit den Eidschwur leisten“ und man sich am Ende gezwungen sehe, „zwischen der schrecklichen Notwendigkeit zu wählen, seine Untertanen oder sein Wort preiszugeben“[2]), hat Friedrich II. von Preussen selbst bestätigt.

Trotzdem hat die Menschheit in Jahrtausenden gelernt, Versprechungen auch unabhängig von der Macht Bedeutung zuzuschreiben. „Übrigens vertraut man dem, der sich durch Vertrag verpflichtet hat ; denn die Treue ist das allein Bindende bei den Verträgen“[3]). Gleichviel ob der, dem es gegeben worden ist, wirksame gesellschaftliche Interessen für sich hat, soll ihm das Wort gehalten werden, und es kommt wirklich vor, dass ohne drohenden Nachteil die Einlösung erfolgt. Wer sie freiwillig gewährt, tauscht zwar eine Stärkung seines Selbstbewusstseins ein ; dies wird jedoch nur darum möglich, weil die Einlösung sich bereits als moralische Forderung verselbständigt hat. Die gesellschaftliche Notwendigkeit der Treue in Handel und Verkehr hat

---

[1]) L. v. Ranke, Zwölf Bücher Preussischer Geschichte. In : Akademie-Ausgabe. Erste Reihe, 9. Werk, Bd. II. München 1930, S. 534.

[2]) Friedrich II., Avant-propos zu „Histoire de mon temps“ von 1743 ; vgl. R. Koser, Geschichte Friedrichs des Grossen. Bd. I. Stuttgart und Berlin 1912, S. 402/03.

[3]) Thomas Hobbes, Grundzüge der Philosophie. Herausgeg. von M. Frischeisen-Köhler. 3. Teil. Leipzig 1918, S. 98.

ihre Schätzung als menschlichen Wert begründet. Sie bezieht sich nicht bloss auf Verhältnisse, in denen bewusst von der Zukunft die Rede ist. Alles, was in der neueren Zeit Gesinnung heisst, das Bekenntnis zu bestimmten Zielen, schliesst eine Art der Festigkeit ein, die mit einem Versprechen identisch ist. Hängt die Berechenbarkeit des heutigen Lebens zum Teil von der Konstanz der individuellen Triebstrukturen, dem „Charakter“ ab, freilich mit Hunger und Zuchthaus allgemein im Hintergrund, so gehört es zum Bild vom Menschen, wie es sich historisch gestaltet hat, dass er auch unabhängig von verfestigten Charakterzügen und von der Angst vor Strafe, ja gegen alle Welt und damit gegen die Selbstsucht zum eigenen Wort und Bekenntnis steht.

Mit Unfähigkeit zu geistiger Entwicklung hat diese moralische Festigkeit nichts zu tun, sie bedeutet unaufhörliche Entfaltung aller Kräfte, um bei der fortwährenden Differenzierung der Erkenntnis, bei der Veränderung des gesellschaftlichen Lebens und den wechselnden Anforderungen der Situation die Einheit der Tendenz zu wahren. Die Fähigkeit dazu hängt eng mit allen Werten zusammen, für die das Bürgertum den Sinn geschärft hat. Freiheit heisst, einen Wert auch gegen natürliche und gesellschaftliche Mächte durchsetzen, zu ihm stehen, ihn im Bewusstsein behalten, so dass er die theoretische und praktische Verhaltungsweise beherrscht und noch in den gleichgültigsten Gedanken und Handlungen als Nuance zu spüren ist ; Gerechtigkeit fordert, unter allen Begriffen und Situationen doch den Masstab nicht zu wechseln und die Wirklichkeit so einzurichten, dass keiner ohne sinnvollen Grund zu leiden hat, denn vor der Vernunft bedarf nicht das Glück, sondern nur das Elend eines Grunds.

Wenn es in den letzten Jahrhunderten zur Aufrechterhaltung des Verkehrs gehörte, dass Versprechungen wenigstens ohne fortwährendes Eingreifen der Macht gehalten wurden, so ist diese Notwendigkeit durch die fortschreitende Akkumulation des Kapitals inzwischen kleiner geworden. Die herrschende Schicht besteht nicht mehr aus zahllosen Subjekten, die Verträge schliessen, sondern aus grossen, von wenigen Personen kontrollierten Machtgruppen, die auf dem Weltmarkt miteinander konkurrieren. Sie haben weite Gebiete Europas in riesige Arbeitslager mit eiserner Disziplin verwandelt. Je mehr die Konkurrenz auf dem Weltmarkt in blossen Machtkampf umschlägt, werden sie nach innen und aussen straffer organisiert und streng gegliedert. Die ökonomische Grundlage für die Bedeutung von Versprechungen wird daher schmäler von Tag zu Tag. Denn nicht mehr der Vertrag, sondern Befehlsgewalt und Gehorsam kennzeichnen jetzt in steigendem Mass den inneren Verkehr.

Die ökonomischen Vorgänge wirken durch die sozialen Verhältnisse auf die gesamte geistige Welt und damit auf die Verfassung der menschlichen Natur. Früher galt die Macht als unmoralisch, wenn sie mit Verträgen in Konflikt kam, heute verstösst ein Vertrag gegen die Moral, wenn er den Machtverhältnissen zuwiderläuft. Das wissen alle, die damit zu tun haben, und schon darum müssen Verträge sich zuweilen rascher folgen, und der Abschluss mag leichter fallen als ehedem. Ihre Tragweite steht fest : sie gelten praemissis praemittendis, sie umreissen oberflächlich die Landkarte der Interessen in einem historischen Moment. — Aber wenn die Macht sich jetzt als wahre rechtliche Instanz etabliert, während sie vor Einzug des Christentums immerhin nur faktisch herrschte und das differenzierte moralische Bewusstsein noch nicht zu ihrem Advokaten hatte, Nietzsche dürfte nicht triumphieren ! Die Macht, von der hier die Rede ist, läuft den in die Zukunft weisenden menschlichen Eigenschaften zuwider, sie ist nach seinen Begriffen „dekadent". Nietzsche wollte der Geschichte, „der ganzen Vergangenheit ein Ziel geben"[1]) und wies auf die Möglichkeit höherer Formen des Lebens hin. Er dachte, dass die gegenwärtige Macht auf der Denkfaulheit und Angst der Massen beruht und sonst recht wenig für sich hat. Auch das dialektische Prinzip der Masse ist ihm nicht entgangen : „Der gemeinen Masse zur Herrschaft zu verhelfen ist natürlich das einzige Mittel, ihre Art zu veredeln : aber erst als Herrschende, nicht im Kampf um die Herrschaft dürfte man darauf hoffen"[2]). Dass die, welche gegen die Macht und für die Masse stehen, nicht mit ihr identisch sind, ist schon in seiner Ansicht beschlossen, dass man die Masse zu ihrer eigenen Vernunft und ihrem Nutzen zwingen müsse[3]), einer Maxime, die gewiss nicht bloss für die jeweils Herrschenden, sondern auch für ihre Gegner gilt. Weil er jedoch Masse und Übermensch starr begrifflich auseinanderhält, ohne jenes dialektische Prinzip auch wirklich zu entwickeln, bleibt er dem ihm verhassten Missbrauch, als Herold der gerade Herrschenden zu gelten, allzu leicht noch ausgesetzt. An der Gegenwart hat er alles verstanden, nur nicht ihren inneren Zusammenhang. Hätte er die Dialektik nicht bloss als klassischer Philologe, sondern in ihrer zeitgemässen Gestalt gekannt und angewandt, so hätte er jene besser begriffen, welche die Masse für einen Atavismus halten und ihre Seinsbedingung, die stetige Erneuerung der Armut, zu überwinden streben. Den Übermenschen bloss als biologischen Typus zu denken, ist unwis-

---

[1]) F. Nietzsche, Werke, Band XII (Nachlass). Leipzig 1919, S. 360.
[2]) Nietzsche, a. a. O., Band XIII (Nachlass), S. 212/213.
[3]) Vgl. Nietzsche, a. a. O., Band XII, S. 273.

senschaftlich. Er bezeichnet die höheren Phasen einer künftigen Gesellschaft, die aus den Kämpfen in der gegenwärtigen hervorgehen. Entweder ist er ein gesellschaftstheoretischer Begriff oder der utopistische Traum eines Philosophen. Die Masse ist nur verächtlich, so lange die wirkliche Macht, die sie beherrscht, ihr selbst eine scheinbare einhaucht, um sich dahinter zu verstecken. Dies ist freilich der kennzeichnende Fall von Massenherrschaft in der vergangenen Geschichte. Sobald sich aber die Masse wandelt, weil sie in richtiger Weise die Herrschaft ausübt, wird auch die Macht selbst ihre „Dekadenz" verlieren und zur Wirkung der einheitlichen und eben daher „übermenschlichen" Kraft der Gesellschaft. Die Brücke in die Zukunft wird nicht von Einsamen geschlagen, wie Nietzsche gedacht hat, sondern durch organisierte Anstrengung, in der seine Ansichten über Eugenik nur eine ärmliche Rolle spielen und der Wille zu einer freieren Menschheit mit der expliziten und höchst entwickelten Theorie der Gesellschaft verschmilzt.

Zur Unabhängigkeit des Menschen, der dieses Ziel im Auge hat, gehört es, in einer Zeit, in der die kleinbürgerlichen Massen unter dem Titel der Ehre unbedingt die Staatsmacht bejahen lernen, die vom klassischen Idealismus verkündigten Qualitäten, Selbständigkeit und Festigkeit des Individuums, gegen seine eigenen Epigonen zu zeigen und anzuwenden. Die Ideen, unter denen die Gesellschaft Kants und Fichtes zur allgemeinen wurde, sind längst zur Maske geworden. Wird sie jetzt abgeworfen, so bedeutet es historisch nicht besonders viel. Dieser Zustand hat bei all seiner Furchtbarkeit wenigstens das Gute, dass die Wahrheit deutlich zum Vorschein kommt. Der Ohnmächtige hat in dieser Welt wenig Recht und selten Grund, auf ein gegebenes Wort zu bauen. Jedes Gesetz, das ihm zu gute kommen soll, verblasst. Das Recht hört auf, wenn er es in Anspruch nimmt, und niemand wundert sich darüber. Der menschliche Typus, der dem gegenwärtigen Zustand entspricht, erkennt alles an, was im Dienste der Macht steht. Die grossen Züge dessen, was jetzt geschieht und gilt, sind ihm die Norm der Welt. Als kleiner Aristoteles sieht heute jeder Durchschnittsmensch umso mehr Vollkommenheit bei einer Sache, je mehr sie wirklich ist; als kleiner Schiller hält er die Weltgeschichte für das Weltgericht. Oben stehen die, die zuschlagen können; alles was unten ist, ist noch nicht tief genug unten. „Was fällt, das soll man auch noch stossen!"[1]).

Das Verhalten des Kämpfenden ist nicht der einfache Gegensatz dazu; er steht nicht gegen die Macht überhaupt. Aber die

[1]) Nietzsche, a. a. O., Band VI (Also sprach Zarathustra). Leipzig 1919, S. 305.

Möglichkeit, auch unabhängig vom Bestehenden fest zu bleiben, gehört zu seinem Wesen, denn er lebt einer Idee, die erst wirklich werden soll. Der durchschnittliche Angehörige zurückgebliebener Gruppen ist eine Funktion der je herrschenden Macht, er besitzt kein eigenes Wort. Die ihn überwinden wollen, haben eine eigene Sache zu erfüllen ; sie müssen daher die Achtung vor ihrem Wort und vor sich selbst bewahren. Anstatt es aus Selbstsucht zu brechen, erfüllen sie es, um die Selbstsucht aufzuheben. Die menschliche Qualität der Treue zu sich selbst und zum gegebenen Wort hat sich in einem langen geschichtlichen Prozess als moralische Forderung verselbständigt, sie bildete in dem jetzt zu Ende gehenden Zeitalter des selfinterest einen Teil des als Gewissen verinnerlichten Zwangs. In der gegenwärtigen Periode, in der diese Verhältnisse durchsichtig werden, geht die auf Erkenntnis gegründete Festigkeit, aller mythischen Illusionen über ihre Herkunft entkleidet und ohne mit dem Pomp selbstzufriedener Redlichkeit oder dem Pathos der Pflicht sich zu verbinden, als Wille zu einer menschlicheren Zukunft in die vorwärtstreibende Praxis ein.

Die Anthropologie des Hobbes ist zu ihrer Zeit selbst fortschrittlich gewesen ; sie bedeutete einen wichtigen Schritt in der Begründung der politischen Wissenschaft des Bürgertums[1]). Dieses Interesse übt heute keine produktive Wirkung mehr. Die Schwierigkeit, sich richtig zu dieser Anthropologie zu verhalten, die schon an der fragmentarischen Reflexion über einen ihrer isolierten Züge offenbar geworden ist, besteht bei anderen Theorien in nicht geringerem Mass. Die an der realen historischen Situation der Gegenwart orientierte Auffassung der Menschen setzt nicht an der inneranthropologischen Problematik an. Sie wahrt in diesem Felde nicht die Kontinuität. Daher erscheint hier oft bedeutsam, was dort gleichgültig ist, und nichtig, worauf dort alles ankommt. Die theoretischen Entwürfe sind verschieden akzentuiert. Auch darin besteht ein Unterschied, dass die philosophische Anthropologie jedes Stück ihrer Leistung, sofern es nur ihren Prinzipien nach zu Recht vollbracht ist und keinen Fehler aufweist, als dauernden Besitz gesichert hält. Nach Husserl ist Philosophie ebenso wie Wissenschaft „ein Titel für absolute, zeitlose Werte. Jeder solche Wert, einmal entdeckt, gehört hinfort zum Wertschatze aller weiteren Menschheit und bestimmt offenbar sogleich den materialen Gehalt der Idee, der Bildung, Weisheit, Weltanschauung...“[2]).

---

[1]) Vgl. Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften. Band II. Leipzig 1914, S. 451 ff.

[2]) E. Husserl, Philosophie als strenge Wissenschaft. In : Logos. Band I, Tübingen 1910-11, S. 333.

Das dialektische Denken sieht dagegen die Interessen und Zielsetzungen, die bewusst und unbewusst in die Präformation und Verarbeitung des Stoffes eingehen, als bedingt und vergänglich an und neigt dazu, das Ergebnis seines eigenen Tuns jeweils mehr im Sinne einer gesellschaftlichen Triebkraft als eines ewigen Besitzes zu begreifen. Dem Bewusstsein von der eigenen Wahrheit tut dies keinen Abtrag, denn das Verhältnis zwischen Dauer, Sicherheit und Wahrheit ist nicht so starr und uniform, wie es dem Dogmatismus auf der einen und der Skepsis auf der anderen Seite scheinen mag.

Was für so besondere Eigenschaften zutrifft wie Vertragstreue und Festigkeit, gilt auch für die Züge des Menschenbildes, die mehr im Mittelpunkt des traditionellen anthropologischen Interesses stehen : statt einfacher Bejahung oder unmittelbarer Korrektur der philosophischen Lehren sucht ein aufgeklärtes Denken die Bestimmungen „des" Menschen zu Gruppen und Phasen des gesellschaftlichen Lebensprozesses in Beziehung zu bringen und die Metaphysik durch Theorie zu überwinden. In Griechenland gab es einen berühmten Gegensatz in der Anthropologie. Die Ansicht, dass die menschlichen Fähigkeiten durch Geburt verliehen würden, stand gegen die Behauptung, dass die Ungleichheit durch gesellschaftliche Verhältnisse und individuelles Lebensschicksal bedingt wird. Nach Aristoteles bringen bekanntlich auch die Menschen von ihrem Ursprung her jeweils entweder die Qualifikation zum Dienen oder zum Herrschen mit[1]. Bei Demokrit heisst es dagegen : „Mehr Leute werden durch Übung tüchtig als durch Anlage[2]". Er sagt, Natur und Erziehung seien einander ähnlich, denn die Erziehung forme den Menschen um und schaffe dadurch eine zweite Natur[3]. In der neueren Zeit haben sich diese anthropologischen Auffassungen mit der Rechtfertigung politischer Systeme verbunden, die Aristotelische ist ein Bestandstück der zu Feudalismus und Mittelalter tendierenden konservativen Lehre, während die Ansicht Demokrits zur Weltanschauung des aufstrebenden Bürgertums gehört. Der Glaube an die Gleichheit der Menschen und an den Adel von Geburt standen sich unversöhnlich gegenüber. In der Gegenwart gibt es keine bündige Entscheidung für eine dieser Überzeugungen. In jeder von ihnen spiegelt sich, freilich in unwahrer, verzerrter Form, eine Periode gesellschaftlicher Wirklichkeit, und beide stellen die Selbstauffassung des Menschen auf zwei verschiedenen Stufen dar. Ebenso spiegelt die verän-

---

[1]) Aristoteles, Politik, 1254 a. 23.
[2]) Diels, Fragmente, Nr. 242.
[3]) Vgl. ebenda, Nr. 33.

derte Stellung fortgeschrittener Gruppen zu beiden Menschenbildern heute eine künftige Wirklichkeit. Der vorwärtsstrebenden geschichtlichen Praxis ist heute sowohl die Kritik an der Verzerrung, die jedes der zwei Bilder enthält, als auch die Anerkennung ihrer relativen Wahrheit immanent. Die neue Existenzform, die den vergangenen, in jenen anthropologischen Prinzipien reflektierten Welten überlegen ist, verkörpert sich bereits in ihren Pionieren. Nur eine Stellungnahme zu dem alten Gegensatz, in dem die realen historischen Tendenzen zum Ausdruck kommen, führt wirklich über ihn hinaus. Beide Seiten haben ihr beschränktes Recht.

Während des Mittelalters war Macht und Ansehen eines Menschen durch Geburt begründet. Dementsprechend war die Armut zwar ein Unglück, aber keine Schuld. Damit hat die Neuzeit aufgeräumt. Hegel „kann... sagen, nie hat die Unschuld gelitten, jedes Leiden ist Schuld"[1]). Die Macht ist übertragbar geworden, weil sie sich im Geld inkarniert. Dies ist leicht beweglich, in der Regel tut es eine buchhalterische Manipulation. Geld kann jeder erwerben, es bedarf nur der Leistung. Die frühen bürgerlichen Denker, Machiavelli, Spinoza, die Aufklärer — alle haben sie die Macht aus purer Geburt gebrandmarkt und die durch Arbeit verdiente Stellung als Kriterium des Ansehens gesetzt.

Die Verantwortung der Menschen füreinander hat damit bekanntlich aufgehört. Jeder soll für sich selber sorgen. Jeder soll arbeiten. Alle betrachten sich als Bewerber um Preise, die durch Leistung zu erringen sind. Sie müssen zeigen, was sie können, und wenn sie nichts können oder Pech haben, kommen sie eben unter die Räder. So sieht jeder jeden an. Es kann einer aus einem Wohltäter der Menschheit zu einem Nichts werden, einfach weil die Börse schwankend war. Der hoffnungslos Arme hört auf, Subjekt zu sein, bestenfalls wird er Gegenstand der Sozialpolitik. Er fällt zur Last.

Der totalitäre Staat hat in gewisser Weise die Macht aus Geburt oder vielmehr aus angeborenen Führerqualitäten wieder eingesetzt. Wie früher der christliche Nächste soll nun der Volksgenosse Anspruch auf Hilfe besitzen. Aber dies ist bloss die unmögliche Wiederholung des Vergangenen. Die ganze Epoche seit der Renaissance war nicht umsonst. Das Prinzip der Leistung ist schon richtig. In diesen harten Jahrhunderten haben die Menschen schwer genug erkennen gelernt, dass der Genuss nicht von den Göttern, sondern von der eigenen Arbeit abhängt. Aber die Schärfe ihres Verstandes wird schliesslich auch dem Begriff des Individuums zu Leibe gehen und entdecken, dass dieses seiner

---

[1]) Hegels theologische Jugendschriften. Tübingen 1907, S. 284.

Form und seinem Inhalt nach von der Dynamik der ganzen Gesellschaft bestimmt ist. In allem, was es leistet, sowohl in seinem Können als im Stoff der Arbeit, sind nicht bloss seine Jugend und Erziehung, sondern die gesamte Wirtschaftsweise, die Abhängigkeits- und Rechtsverhältnisse der Gesellschaft und dazu noch seine eigenen vergangenen und möglichen Misserfolge und Chancen wirksam. In jedem Akt des Individuums sind subjektive und objektive Momente unlöslich verschlungen; bei keiner menschlichen Eigenschaft lässt sich sagen, dass sie, so wie sie jetzt ist, im Keim vorhanden gewesen und dann bloss ausgewachsen sei.

Die Leistung des Individuums hängt nicht von ihm allein, sondern von der Gesellschaft ab. Diese selbst, das Volk oder die Nation, sind freilich keine Wesenheiten, denen gegenüber alle Individuen bloss nichtig wären. Zur Dynamik der Gesellschaft gehören die Individuen so, wie sie in der Geschichte geworden sind. Sie haben in jedem Augenblick ein ganz bestimmtes eigenes Sein. Dies eine ist jedoch gewiss: die Genesis der Fähigkeiten und der Arbeit jedes Menschen ist nicht allein bei ihm zu suchen, sondern im Schicksal der Gesamtgesellschaft. Dieses beherrscht von Anfang an die persönliche Entwicklung sowohl durch lang andauernde Verhältnisse wie auch intermittierend als kleine Ereignisse oder Katastrophen. Es ist wahr, jeder bringt seine Kräfte mit, alles beruht darauf, dass jeder seine Kräfte anwendet und entfaltet, aber dieses Wort „seine“ bezeichnet kein Verhältnis zwischen festen Dingen. „Seine“ Handlungen meint Effekte, in deren Vorgeschichte die jeweilige Verfassung des Individuums nur ein relativ belangloses Moment zu bilden braucht.

Nicht auf mythische Qualitäten des Ursprungs kommt es an, sondern auf die von Vernunft geleitete Arbeit, und der Genuss ist die Frucht davon. Dieses Bewusstsein der Gegenwart wird als Element in eine künftige Gesellschaft eingehen, aber mit verändertem Sinn. Die Kategorie des Individuums wird ihrer metaphysischen Abgeschlossenheit entkleidet, wenn auch freilich keineswegs verworfen. Wie allein und einzigartig jeder sei, hängt ebenso vom Zustand der Gesellschaft und dem Grad ihrer Naturbeherrschung ab wie von seiner inneren Verfassung. Die Leistung wird als Funktion des Ganzen erkannt, an dem jeder mitbeteiligt ist. Aber auch die Geburt wird dann wieder eine Macht verleihen, nämlich diejenige, Mitglied einer wirklich menschlichen Gesellschaft zu sein. Im Mittelalter war das Prinzip der Geburt identisch mit der Herrschaft des Zufalls, denn keiner hatte selbst daran die Schuld. Im Zeitalter des Bürgertums war dieser Zufall der Idee nach ausgeschaltet, und es wurde die Gleichheit aller Menschen ihrem Wesen nach verkündet. Nicht Geburt, sondern im Gegenteil

die Leistung sollte entscheiden. In der Wirklichkeit stellte sich der Zufall wieder ein, weil die Bedingungen für Arbeit und Genuss der Klasse nach verschieden waren. Jetzt ist es an der Zeit, dass der blosse Eintritt in die Welt das Glück bedeutet, aber nicht durch Macht über andere, sondern durch die Herrschaft der Menschheit über die Natur. Der Adel von Geburt wird wieder eingeführt, wenn sein Gegenteil, die Gleichheit der Menschen, aus einer Ideologie zur Wahrheit wird. Die Voraussetzungen dazu liegen weder bloss in Verfassung und Legislatur — dies war die Täuschung der französischen Revolution —, noch einzig in den Seelen der Menschen — dies ist deutscher Idealismus —, sondern in der grundlegenden Struktur des gesellschaftlichen Lebensprozesses, in den beides verflochten ist.

Zusammen mit den grossen geschichtlichen Veränderungen wird der Sinn aller anthropologischen Kategorien im Grunde umgewandelt, ohne dass doch die historische Kontinuität zerrisse. Wird etwa die Bedeutung des Begriffes Gleichheit in zwei verschiedenen Phasen untersucht, so scheint es sich um verschiedene Gedanken zu handeln. Der Positivismus und die ihm nachfolgenden wissenschaftslogischen Strömungen der Gegenwart, die auf exakte Definitionen drängen, lehnen die Redeweise vom Wandel eines und desselben Begriffes ab ; sie könnten etwa davon sprechen, dass eine Bedeutung an die Stelle der anderen trete und verschiedene Zeichen am Platze seien. Mit Recht wird die Forderung erhoben, verschiedene Bedeutungen nicht zu vermengen und Getrenntes auseinander zu halten. Dieser in Mathematik und Naturwissenschaft zentralen Regel tritt aber in der Darstellung der Geschichte die andere entgegen, was ineinander übergeht und eine strukturelle Einheit bildet, als Einheit nachzukonstruieren und genau zu spiegeln. Ob derselbe Namen zu bewahren ist, wenn die Bedeutung und die Sache selbst sich ändern, lässt sich hier nicht einfach durch die Forderung entscheiden, dass die Begriffe identisch bleiben, sondern unter anderem dadurch, ob der Name wirklich etwas zusammenfassen soll, was Kontinuität hat, oder nicht. Die Funktion eines Namens in der Darstellung des geschichtlichen Verlaufs, in dem der Bedeutungswandel erfolgt ist, kann es mit sich bringen, dass er als derselbe festzuhalten ist, obgleich die Mehrzahl aller Merkmale seiner Bedeutung sich verändert. Andrerseits ist unter Umständen ein anderer Namen einzuführen, wenn der Sinn auch nur um eine Nuance verschieden ist. Diese kann von der aktuellen Problematik aus, zu der die Darstellung gehört, so wichtig sein, dass es des Wechsels der Zeichen bedarf, damit sie genügend hervortritt. Die Aufstände der römischen Sklaven waren sehr verschieden vom Kampfe gegen die feudalen Machtor-

ganisationen des XVIII. Jahrhunderts, und doch tragen die Ziele beider mit Recht den gleichen Namen der Freiheit, auf den sich wiederum jene englischen Ökonomen und Juristen vor hundert Jahren zu Unrecht beriefen, als sie lange nach dem Sturz des Absolutismus auch die letzten Reste sozialer Hilfe tilgten, die noch an ihn erinnern konnten. Das Verhältnis von Namen, Vorstellungen und Gegenständen ist unendlich kompliziert, und alles Dunkle nützt es heute zur Verwirrung aus. Bei Anwendung der Namen durch die Theorie muss in der Tat die Willkür ausgeschaltet sein, und doch gibt es kein Rezept dafür. Die Zeit des Übergangs in die monopolistische Phase des Wirtschaftssystems ist auch durch die Veränderung der Menschen charakterisiert. Die Namen bleiben dieselben, aber die anthropologischen Realitäten wandeln sich. Liebe, Verständnis, Sympathie gewinnen zum Beispiel heute eine so verschiedene Funktion in der Beziehung zwischen Menschen, dass die Phänomene selbst dadurch zu anderen werden. Diese Prozesse verlaufen nicht selbständig und isoliert, sondern im Zusammenhang mit den Änderungen der Gesamtgesellschaft.

Im bürgerlichen Zeitalter stempelt die Unfähigkeit, sich um andere zu kümmern, den Einzelnen als minderwertig. Der Mangel an Einfluss und Einsehen, der manchen Individuen gegenüber anderen Mitgliedern ihrer Gruppe anhaftet, geht hier nicht selten darauf zurück, dass sie niemand lieben können, sondern immer bloss über ihren eigenen Angelegenheiten brüten. Weil diese Menschen niemands Ängste teilen und sich mit niemand freuen, verlieren sie schliesslich auch die Anteilnahme ihrer Umgebung und werden erfolglos. Die ökonomische Entwicklung ist schon lang so weit gediehen, dass zum guten Fortkommen auch die Fähigkeit zu einem gewissen Interesse an fremdem Schicksal gehört. In der freien Verkehrswirtschaft hat unter sonst gleichen Bedingungen der Verkäufer, der auf den Kunden einzugehen versteht, einen Vorsprung vor seinem Konkurrenten. Neben der Teilnahme des Bürgertums an der Regierung wirkte auch diese für jedes seiner Mitglieder bestehende Notwendigkeit, sich um den Käufer zu bemühen, ihm seinen Vorteil vorzustellen, seine Entschlüsse zu erraten und zu lenken, der rein egozentrischen Tendenz entgegen und entwickelte den Sinn für andere. War dieses zwischenmenschliche Verständnis, das auch in sublimen Formen den Stempel des Zusammenhangs mit Handel und Gewerbe an sich trug, wahrlich nicht dasselbe wie das unreflektierte Gefühl der Einheit in vorbürgerlichen Gemeinschaftsformen oder wie unbedingte Solidarität, so hat doch der bürgerliche Verkehr zusammen mit dem Egoismus auch seine Negation, den individualistischen Altruismus, gezüchtet. Schichten, die in der ökonomischen Ent-

wicklung zurückgeblieben sind, wie zum Beispiel ein Teil der Bauern in gewissen Landesteilen, erscheinen nicht zuletzt wegen ihrer Beschränktheit auf sich selbst auch dem verfeinerten bürgerlichen Bewusstsein als seelische Krüppel.

Ebenso jedoch wie andere ökonomische Mechanismen, welche ursprünglich die Entfaltung menschlicher Qualitäten bewirkten, in der Gegenwart ihre Bedeutung verloren oder den gegenteiligen Sinn annahmen, gewinnen in den Zeiten der sich vertiefenden Krisen Hass und Misstrauen im verstehenden Erleben des Mitmenschen die Oberhand. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der neusten Weltanschauung, die auf Grund der Not entstehende übergrosse Aggression entweder als Opferbereitschaft gegen die eigene Person jedes einzelnen oder als Kampfgeist gegen mögliche nationale Feinde zu lenken. Unter den immer schlechteren ökonomischen Bedingungen wird diese Ablenkung einer ursprünglich positiven Seite des bürgerlichen Menschen auf destruktive Ziele immer schwieriger und erfordert einen immer komplizierteren Apparat. Gleichzeitig aber verliert auch jene Verachtung des allzu individualistischen Typus ihre Aktualität. Jener stramm Begeisterte, dem es gelingt, seinen Hass und seine Liebe in die vorgeschriebene Richtung zu lenken, hat dem bloss an sich selbst interessierten engstirnigen Egoisten nur wenig voraus. Bei der unterschiedslosen Volksgemeinschaft, deren Bekundung unmittelbar nützlich ist, wird die Beziehung zum fremden Individuum nicht mehr durch das Verständnis seiner Eigentümlichkeit vermittelt. Liebe und Hass gehen hier auf Befehl anstatt auf Einsicht zurück. Eben dadurch gibt es auch objektiv weniger zu verstehen ; das Individuum sinkt unter diesen Verhältnissen zu einem Element der Masse herab, das schliesslich allen übrigen Elementen ähnlich sieht. Diese Gleichheit bedeutet nicht, dass auf Grund der Rationalisierung des Arbeitsprozesses jeder das Ganze überschaut und seine Zwecke darin aufgehoben findet, sondern die negative Gleichheit vor der Macht, die keine Unterschiede kennt. Es hat nicht jeder die gleiche Freiheit zur Entwicklung seiner Fähigkeiten, sondern jeder muss sie zum Opfer bringen.

Selbstverständlich kommen die aus Mangel an Teilnahme erfolglosen Typen noch immer vor. Aus doppeltem Grund sind sie aber schwer zu unterscheiden. Für die Masse der Menschen wird Erfolg überhaupt zu einer Legende, deren Hauptquelle sich in den Biographien der Helden und Führer erschliesst. Andrerseits bilden unter den Bedingungen der gegenwärtigen ökonomischen Phase immer fragwürdigere menschliche Qualitäten die Kriterien bei Ergänzung der Hierarchie. Die Tugenden, welche beim Fortkommen entscheiden, finden sich heute meist mit Rücksichtslosigkeit

verbunden vor. Der Konkurrenzkampf im Zeitalter des totalitären Staats ist nicht bloss auf dem Weltmarkt, sondern auch im Innern der Völker skrupelloser und wilder geworden. Die schlechten Momente des Liberalismus wuchern in der Gegenwart üppig weiter, während die guten in ihre Kritik eingegangen sind.

Der Versuch, den Menschen als feste oder werdende Einheit zu begreifen, ist eitel. Die Anthropologie setzt voraus, „dass der menschliche Fragekomplex sich als etwas in sich Abgeschlossenes und zugleich Primäres darstellt. Die moderne Entwicklung führt aber nun immer mehr dazu, gerade diese Einheit zu zerstören und den Anspruch des Menschen, in den Fragen, die er an sich selbst richtet, etwas Ursprüngliches zu sehen, zu bestreiten"[1]). Die menschlichen Eigenschaften sind in den Gang der Geschichte verschlungen, und sie selbst ist bis in die Gegenwart hinein keineswegs durch einen einheitlichen Willen geprägt. Ebenso wenig wie das Objekt der Anthropologie stellt auch sie eine selbständige Grösse dar. Unser eigenes Bild von der Geschichte ist mit durch die theoretischen und praktischen Interessen der gegenwärtigen Situation strukturiert. Die Annäherung der Theorie an ihren Gegenstand, die in der Tat den geistigen Fortschritt kennzeichnet, bedeutet nicht, dass Wissen und Sein jemals zusammenfielen, denn mit der Funktion des Wissens in der Gesellschaft verändert sich fortwährend auch sein Sinn und die Realität, auf die es sich bezieht. Wenn das Wissen diese Klarheit über sich verliert, wird es zum Fetisch, als welcher nicht allzu selten die Philosophie, aber auch der Kampf der Skepsis gegen sie erscheint. Die hier vorgetragenen Bemerkungen bestreiten die Annahme der einheitlichen Bestimmung, weil in der bisherigen Geschichte das Schicksal der Menschen unendlich verschieden ist. Die gegen notwendige historische Veränderungen seit je erhobene Rede, dass die Natur des Menschen dawider sei, soll endlich verstummen. Wenn auch die freieren philosophischen Anthropologen von diesem gewöhnlichen Einwand sachlich weit entfernt sind und ausdrücklich lehren, es sei nicht abzusehen, was aus dem Menschen noch werden kann, so hat doch ihre undialektische Methode dazu beigetragen, dass zum sozialen Pessimismus aus vorgeblich widerstreitender Erfahrung auch die Berufung auf Wesen und Bestimmung inzwischen „pöbelhaft" geworden ist und das Bestehende verklärt. Die Bestreitung des einheitlichen Menschenwesens soll andrerseits selbst so wenig absolut genommen werden, dass sogar der Glaube an eine allgemeine menschliche Natur zuweilen als geringerer Irrtum erscheint,

---

[1]) Bernhard Groethuysen, Philosophische Anthropologie. In: Handbuch der Philosophie. Abteilung III. München und Berlin 1931, S. 205.

dann nämlich, wenn es auf die Einsicht ankommt, dass Glück und Elend stetig die Geschichte durchziehen, dass die Menschen, wie sie sind, ihre Grenzen haben und Rücksicht verdienen, dass es sich rächt, wenn man die Grenzen übersieht.

Remarks on philosophical anthropology

These critical remarks attempt to point out the role which modern philosophical anthropology can play in historical theories of the present day. In order to grasp correctly the historical tendencies of the present period, it is necessary to take into account the special characteristics of modern man. Modern philosophical anthropology is criticized by H. because it attempts to picture man in his fundamental essence as a permanent and unchangeable entity, instead of studying him from the viewpoint of a theory of historical change. Today it is necessary to emphasize the difference in human qualities between different social groups and to understand the interconnection between the changes of human types and the whole social development. But philosophical anthropology attempts to consider the essence of man as permanent and independent of historical change, and thus to impart meaning to individual and social life. In this way it proves its relationship to metaphysics and religion. In contradiction to this, H. indicates the results that might be achieved on the basis of an historical approach. He shows how the attitude of modern man towards contracts has changed in the last decades ; how the principle of equality has taken on an entirely different meaning ; how the human qualities of sympathy and understanding change their essence and their functions and are being transferred from one social group to another.

Remarques sur l'anthropologie philosophique

Pour saisir exactement les tendances historiques de l'époque actuelle, il est nécessaire de tenir compte aussi du caractère propre et des transformations des hommes d'aujourd'hui. L'anthropologie philosophique moderne est critiquée par H. parce qu'elle cherche à dessiner une image éternelle de l'homme, alors que les études anthropologiques devraient être pénétrées d'esprit historique. Alors qu'il importe aujourd'hui de dégager les différences des qualités humaines dans les divers groupes sociaux, de comprendre le lien des transformations des types humains et de l'évolution de la société dans son ensemble, l'anthropologie philosophique veut fixer une fois pour toutes l'essence de l'homme et donner par là un sens à l'existence individuelle et sociale. Elle montre ainsi qu'elle est solidaire de la métaphysique et de la religion. H. oppose à cette méthode une recherche anthropologique qui serait orientée aux problèmes historiques, et il donne quelques indications sur cette anthropologie. Il montre comment l'attitude de l'homme actuel à l'égard des engagements et des traités s'est transformée dans les dernières dizaines d'années, comment la catégorie d'égalité comme détermination des hommes prend des significations toutes différentes, comment les qualités humaines de compréhension et de sympathie changent de nature et de fonction, passent d'un groupe social à un autre.

The Foundations and Stages of Chinese Economic History.

By

K. A. Wittfogel.

Vorbemerkung. *Dr. K. A. Wittfogel befindet sich im Auftrag des Instituts für Sozialforschung und des Institute of Pacific Relations auf einer längeren Studienreise in China, um dort Vorarbeiten für den zweiten Band seines* 1931 *vom Institut für Sozialforschung herausgegebenen Werkes „Wirtschaft und Gesellschaft Chinas" zu leisten. In dem nachfolgenden Aufsatz weist Dr. Wittfogel auf eine Reihe wichtiger sachlicher und methodischer Probleme der chinesischen Sozialgeschichte hin, die er im zweiten Band seines Buches ausführlich zu behandeln gedenkt.* Die Schriftleitung.

I. The Importance of Chinese Economic History.

Three great streams of historical development have determined the economic aspect of the present-day world. Most modern nations — those of central and western Europe, America, Japan — are in the stage of advanced capitalism, monopolistic in structure and are now in a state of crisis. In eastern Europe and central and northern Asia, in the Soviet Union, is arising a new socialist order of economic, social, political and cultural life.

The remaining territories, which are of enormous extent in respect to size and population, are substantially under the economic and political control of the first named group of nations, either as colonies, dependencies, mandated territories or spheres of interest. Some of these regions are occupied by disintegrating primitive societies which perform an entirely subservient economic function and, because of the low status of their productive powers, play no part in the determination of the process of modern history.

It is another matter as far as those great pre-capitalist societies which today, under the impact of imperialism, are undergoing a fundamental transformation of their material and cultural patterns of life are concerned. Our analysis deals with the economic history of China, not only because a fourth of the world's population is crowded within its confines, but also in view of an essentially qualitative consideration. China represents — this is the thesis which we have endeavoured to prove in a series of earlier works and to the demonstration of which the present essay is devoted — a

distinct expression of that type of oriental or „Asiatic" agrarian society which includes a number of historically noteworthy social organisms namely ancient Egypt, Babylon, the Inca empire and India until its transformation by English imperialism.

Scientific investigation of the dynamics of modern capitalist society has taken as its starting-point the analysis of an especially representative form of this society, England. Once the main outlines of capitalist development have thus been ascertained, the manifold variations which have manifested themselves in other countries can be understood by a scientific analysis of the various empirical circumstances[1]).

Now, while there are a number of fundamental analyses of the history and crisis of capitalist economy, as well as of the dynamics of the young socialist Soviet world, far less attention has been paid to methodologically adequate investigation of the vital principles of the great oriental agrarian societies, whose historical importance increases yearly. A detailed exposition of research in this field, other than our own, is postponed to a future date. We have already ventured a critical examination of the principles upon which this research is based[2]). In the following pages, however, we shall attempt to draw up a factual outline of the material foundations and motive forces which have determined the economic development and social history of China.

II. The Question of Sources.

The economic and social history of China is, apart from the latest changes, essentially the history of the transformation of the original Chinese feudalism. Since the type arising out of feudalism has of late been frequently described as „feudal" or, at any rate, „semi-feudal", it becomes necessary to define clearly the features of Chinese feudalism as it actually existed.

Before one can answer this question, however, an account must be given of the nature of the available source material.

---

[1]) We have developed the principles of our economic historical method in several writings. Cf. especially Wittfogel, Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Vol. 67, 1932, pp. 466-492, 579-609, 711-731. See also the methodological considerations which introduce all main sections of Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, Vol. I, Leipzig, 1931.

[2]) See, among others, Wittfogel, Das erwachende China, Wien, 1926 (contra Erkes); Probleme der chinesischen Wirtschaftsgeschichte, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Vol. 57, 1926 (contra Mabel Ping-Hua Lee); Voraussetzungen und Grundelemente der chinesischen Landwirtschaft, loc. cit., Vol. 61, 1929 (contra W. Wagner); Die Grundlagen der chinesischen Arbeiterbewegung, Grünbergs Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Vol. 15, 1930; G. Wegener, China, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Vol. 66, 1931; also Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, Vol. I (contra Richthofen, Conrady, R. Wilhelm, etc.).

For the period of decay of Chinese feudalism there are, besides many disputed texts, a number of sources, varying greatly in value, but the authenticity of which is generally accepted. It is quite the contrary with those sources which deal with the origin and high tide of feudalism in China. Today[1]) — apart from the latest

Period	Date	Sources
Pre-Hsia	? till about 1800 B. C.[2])	Shu Ching
Hsia.........	till 16th century	Shu Ching
Shang (Yin) ..	till 11th century	Shu Ching Shih Ching
Western Chou.	till 770 B. C.	Shu Ching Shih Ching Chou Li Yi Ching.
Eastern Chou.	till 225 B. C.	Historical works : Ch'un Ch'iu. Tso Chuan. Kuo Yü. Philosophical - political writings of the schools of Confucius, Mo Ti, the Taoists, the „legalists", the „ritualists" etc.[3]).

[1]) The great Han historian Ssu-Ma Ch'ien had at his disposal a number of other general and local sources on Chinese antiquity which have since been lost. (See É. Chavannes, Les mémoires historiques de Se-Ma Ts'ien, I, Paris, 1895, p. cxxxvi ff.). Our transcription of Chinese names follows the modern English usage. Names quoted in titles of books and articles are left in their original form. French transcription differs from German and English and the latter two are themselves often inconsistent, varying in different periods and among different schools. This explains why the same Chinese name often appears in several forms.

[2]) For the dating of the first dynasties we follow the careful attempted reconstruction of C. W. Bishop in his article, The Chronology of Ancient China, Journal of the American Oriental Society, Vol. 52, 1932, pp. 242 and 246.

[3]) We do not enter upon any attempt to enumerate completely the writings bearing upon this, as it is not possible within the limits of our article, and not necessary for its purpose.

excavations, to be discussed immediately, and some previously known inscriptions — we possess the above tabulated historical documents on the era of the so-called first two dynasties, those of Hsia and Shang (later called Yin), and also on both phases of the Chou Dynasty. These documents, as the Confucian tradition maintained, were for the most part written within the periods which they describe, or soon afterward.

1. The Attack on the Authenticity of the Old Sources

In the past, Chinese historical science subjected a part of these sources to a criticism which was often extremely acute, but which after the final establishment of the bureaucratic state generally stayed within the bounds designated for it by this order. It was, in fact, only in connection with the shattering of the bureaucratic system that research into sources first shook the foundations of hitherto existing tradition. The spokesman of the reform movement of 1898, K'ang Yu-Wei, basing his argument on preceding critical works, declared that a number of the most important old writings, above all the Chou Li and the Tso Chuan, were forgeries dating from the period of the „usurper" Wang Mang (8-23 A. D.)[1]. The disciples of K'ang Yu-Wei, Liang Ch'i-Ch'ao and Chen Huan-Chang, as well as an entire group of younger Chinese scholars, pushed even further the attack begun by K'ang. More of the old sources were scrutinized and their authenticity questioned ; at the same time, the critics modified and limited the undiscriminating attacks made by K'ang Yu-Wei in his first sensational publications. But even with the subsequent modifications, the result remained impressive enough.

Little objection was made to several writings of the later Chou period, the Ch'un Ch'iu, the Lun Yü, Mo Ti and Mencius. Many books of this period, however, were regarded as valid only in part, while others were considered wholly spurious. One of the best known representatives of the younger textual critics, Hu Shih, rejects the Li Chi and Kwan Tzu completely[2]). V. K. Ting holds Lieh Tzu „largely spurious" ; it seems probable to him that the

---

[1]) Cf. on this O. Franke, Die wichtigsten Reformschriften vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts, Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg, 1902, XVII, No. 3, pp. 50 ff., 112 etc. ; also his Studien zur Geschichte des konfuzianischen Dogmas und der chinesischen Staatsreligion, Hamburg, 1920, pp. 36, 64, 70.

[2]) Hu Shih, The Development of the Logical Method in Ancient China, Shanghai, 1922, Preface, p. 1.

Chia Yü is a „forgery“[1]. We are warned against the largest part of the Chuang Tzu and Hsun Tzu texts[2]. The Kuo Yü, the Shan Hai Ching and the Tso Chuan are assigned dates later than those given by tradition[3]. But after all, despite K'ang Yu-Wei's efforts, it is important that the Tso Chuan, by far the most significant historical work of the period of the Eastern Chou, is still acknowledged as a source for this period[4]. Therefore, although the source material for the period suffers considerable loss if the latest criticism proves itself justified, the untouched remainder still enables the analytical historian to discern the most essential outlines of the socio-economic and political order of the epoch.

Much more unfavorable is the situation as regards the preceding stages of development. Parts of Yi Ching are postdated to the third century B. C.[5]. Following the example of K'ang Yu-Wei, the Chou Li, the „ancient constitution of the Chou dynasty“, which even in the distant past was hotly fought over for political reasons[6], is today with great firmness pronounced a „forgery“[7], and consistency demands its rejection as a description of the Chou period.

As for the pretended oldest five songs of Shih Ching, which have as their subject the life of the Shang period, the recent critics have established that they were written not in Shang times but in the middle of the western Chou dynasty or, indeed, even after 770[8]. Characteristically, Liang Ch'i-Ch'ao when writing on this period does not bother with the cultural indications given in these songs

---

[1]) V. K. Ting, Prof. Granet's „La civilisation Chinoise“, The Chinese Social and Political Science Review, Vol. 15, 1931, pp. 266 and 275.

[2]) Hu Shih, loc. cit., p. 1.

[3]) Ting, loc. cit., p. 266 and 175. Idem, How China Acquired Her Civilization, Symposium on Chinese Civilisation, ed. by S. H. Chen Zen, Shanghai, 1931, p. 11.

[4]) Cf. Liang Ch'i-Ch'ao, History of Chinese Political Thought, London, 1930, p. 26; Hu Shih, loc. cit., p. 46. See likewise Ku Chieh-Kang's autobiographical preface to his Symposium on Ancient Chinese History (Ku Shih Pien), translated and edited by A. W. Hummel under the title The Autobiography of a Chinese Historian, Leyden, 1931, p. 111. Karlgren, the greatest western authorithy on Chinese philology, confirms this statement in a series of independent investigations, as the result of which he dates the Tso Chuan — and the Chou Li! — in the fourth century B. C. (B. Karlgren, On the Authenticity and Nature of the Tso Chuan. Göteborgs Arsskrift, 1926/27. Vol. III. Idem The Early History of the Chou Li and Tso Chuan Texts. Bulletin of the Museum of the Far Eastern Antiquities. Stockholm. Nr. 2. 1930.)

[5]) Ting, loc. cit., p. 275.

[6]) É. Biot, in his introduction to the translation instigated by him of the work (Le Tscheou-Li, trad. par Éd. Biot, Paris, 1851, pp. XVI ff. and XXII ff.), gives a description of the political background of the editing and re-editing of the book which shows clearly the political nature of the Chou Li debates.

[7]) Ting, loc. cit., p. 275.

[8]) Ku Chieh-Kang, Autobiographical Preface, p. 96, note 2; Ting, How China Acquired Her Civilization, p. 10.

but draws a picture of the nomadic character of the Shang times[1]), in sharp contrast to the description in the Shih Ching (tillage, millet sacrifice, cities, etc.).

The most severely criticized, however, apart from the Chou Li, is the Shu Ching, the so-called Book of History. For centuries parts of this book, like the other „classical" works, once burnt, lost and reconstructed, were regarded as less authentic than the twenty-eight „new" chapters, whose authorship was attributed to Fu Shang[2]). Criticism now goes much further. The „genuine" sections of Shu Ching, dealing with the Shang period, are dated after 770 like the Shang songs of the Shih Ching[3]). Equally late in origin — in part as late as the fourth century, according to the new viewpoint — are those „genuine" books of the Shu Ching which depict the events and conditions of the Hsia and pre-Hsia times[4]). In accordance with these findings, Hu Shih in drawing his picture of the pre-Confucian era, makes a point of not using the now dubious Shu Ching. Liang Ch'i-Ch'ao regards the Shu Ching as valid[5]), for the Shang period as well as for the Chou period. Yet he does not follow it even for this period, and his Hsia „nomads" are quite at variance with the accounts of the Shu Ching on the role of farming, pottery and water-works of the pre-Hsia and Hsia age. Ku Chieh-Kang and V. K. Ting also apparently feel that the statements of the Shu Ching relating to these times are historically worthless.

2. New Sources for Early Chinese History.

The latest Chinese source criticism, where it has been worked out to the end, has resulted in the discrediting of practically all written source material for the period of the origin and flourishing of Chinese feudalism. Western sinology, which in the preceding period generally adhered to the Confucian tradition[6]), now began

---

[1]) Liang Ch'i-Ch'ao, loc. cit., p. 23.

[2]) See J. Legge's Prolegomena to the translation supervised by him of the Shu Ching : The Chinese Classics, Vol. III, 1, London, n. d. ; pp. 16 ff., and especially pp. 35 ff. Also É. Chavannes, Les mémoires historiques de Se-Ma Tsien, I, pp. cxiii ff,. where Chavannes, in dealing with Ssu-Ma Chien's research into sources, makes a detailed analysis of the various elements out of which the present Shu Chung arose.

[3]) Ting, How China Acquired Her Civilization, p. 10.

[4]) Ku Chieh-Kang, loc. cit., p. 80 ; Ting, loc. cit., p. 10.

[5]) Liang Ch'i Ch'ao, loc. cit., pp. 25 ff.

[6]) A. Conrady is one of the very few exceptions. His efforts toward an ethnological analysis of the early social history of China never, indeed, overstep the bounds of the Leipzig school of cultural historians (Wundt, Bücher, Lamprecht). Yet within the limits of this approach, he evolves certain elements of a socio-economic conception of history which were unique in sinology at the time of their origin, and even today are to be counted among the most important preliminary studies towards the creation of a scientific history of China.

in its own manner to make a clean sweep of early Chinese sources[1]). So unsatisfactory was the situation thus brought about that in China as well as in the West new methods were sought to regain at least part of the lost terrain.

Help came to historical science from an unexpected quarter. The search for raw materials for modern industry and the intensive geological activity arising from this — together with certain independent archaeological excavations stimulated by the geological work — led to a series of discoveries which shed quite a new light on the beginnings of Chinese history.

The discovery of an early type of primitive man, the Sinanthropus, at Chou Kou Tien near Peking, important as it is to our knowledge of the origin of man[2]) and to prehistoric research[3]), is of little interest for our present purpose. Whether this Sinanthropus or homo pekinensis[4]) is physically or culturally a predecessor of the modern Chinese is an open question[5]). The numerous findings from the later palaeolithic age, made during the past century in the northwest boundary regions of China, in the Ordos territory and near Manchuli[6]), though representing a considerable

---

[1]) The reaction of the latest developments in source revision in China upon western sinology cannot even be hinted at in this place. The dissolution of the traditional views came about in the „West" in a complicated way, defined and differentiated by its contemporary social background.

[2]) H. Breuil, Le feu et l'industrie lithique asseuse à Chou-Koutien, Bulletin of the Geographical Society of China. Vol. II, 1931. No. 2, p. 154.

[3]) G. Elliott Smith, The Ancestry of Man, Bull. Geol. Soc. China, Vol. 9, 1930, No. 3, p. 192. Similarly Sir Arthur Keith, New Discoveries Relating to the Antiquity of Man. New York, 1932 p. 294.

[4]) Reports on the history of the discovery of Sinanthropus are given in a number of articles in the Bulletin of the Geological Society of China, in the Memoirs of the Geological Survey of China, and in the Palaeonthologia Sinica published by the same institution. Cf. above all : Davidson Black, The Lower Molar Hominide Tooth from the Chou Kou Tien Deposit, Pal. Sin. 1927, Ser. D, Vol. VII, Fasc. I, where Black gives the name of „Sinanthropus" to the newly discovered type of primitive man (p. 21). See also, W. C. Pei, An Account of the Discovery of an Adult Sinanthropus Skull in the Chou Kou Tien Deposit. Bull. Geol. Soc., Vol. 8, 1929. No. 3, p. 203 ff. ; D. Black, Evidence of the Use of Fire by Sinanthropus, Bull. Vol. 11, 1931, No. 2, p. 107 ff. ; W. C. Pei, Notice of the Discovery of Quartz and other Stone Implements in the Lower Pleistocene Hominid-Bearing Sediment of the Choukoutien Deposit, Bull. Vol. 11, 1931, No. 2, p. 109 ff. Final summaries : A. Keith, New Discoveries, etc., pp. 245-294 ; Teilhard de Chardin and W. C. Pei, The Lithic Industry of the Sinanthropus Deposits in the Chou Kou Tien, Bull. Geol. Soc. China, Vol. 11, 1932. No. 4, pp. 315-358.

[5]) Davidson Black, Teilhard de Chardin, C. C. Young and W. C. Pei, Fossil Man in China. Geological Memoirs, Peiping Series A, No. 11, 1933, p. 109, 133, 144.

[6]) Teilhard de Chardin and F. Licent, On the Discovery of a Paleolithic Industry in Northern China, Bull. Geol. Soc. China, Vol. 3, 1934. No. 1, p. 45 ff. E. Licent, Teilhard de Chardin and Davidson Black, On the Presumably Pleistocene Human Tooth from the Sjara-Osso-Gol (South Eastern Ordos) deposits. Bull. Vol. 5, 1927, Nos. 3-4, p. 285 ff. Summing up : Black, Teilhard, Young and Pei, Fossil Man in China, loc. cit., p. 137. Through the courtesy of Dr. L. C. Goodrich of the Chinese Department

anthropological advance, are likewise of little relevance for our purpose.

We first tread on historical ground with the early and late neolithic finds in Mongolia[1]), in Manchuria[2]) and in Northern China, at Kansu[3]), and above all in Honan (Yang Shao)[4]). The peasant-like dwellers of Yang Shao are „proto-Chinese". Their material production — hoe culture (Hackbau), pottery, beginnings of textile handicraft[5]) — foreshadow several important features of the later cultural evolution of China[6]).

Of still greater historical importance, if possible, are the findings of bones and bronzes which were unearthed during the last decades near An Yang (Honan)[7]). Finally, we come upon written docu-

---

of Columbia University (New York) we have received a late report from Davidson Black, in which he announces that new excavations in Chou Kou Tien, supervised by W. C. Pei in 1933, unearthed a deposit of human remains and artifacts, which seem to be of late palaeolithic origin.

[1]) E. Licent and P. Teilhard de Chardin, Note sur deux industries agricoles du néolithique de Chine. L'Anthropologie, Vol. 35, 1925, p. 63 ff. Teilhard de Chardin and C. C. Young, On Some Neolithic (and possibly palaeolithic) finds in Mongolia, Sinkiang and West China. Bull. Geol. Soc. China, Vol. 12, 1932, No. 1, p. 83 ff. (with a map showing the total extent of the find).

[2]) Black, Teilhard, Young and Pei, Fossil Man in China, loc. cit., p. 139. Also A. S. Lukashkin, New Data on Neolithic Culture in Northern Manchuria, Bull. Vol. 11, 1931, No. 2, p. 171 ff. J. G. Andersson, The Cave-Deposit at Sha Kuo Tun in Fengtien, Pal. Sin, 1923, Series D, Vol. I, fasc. 1, Davidson Black, The Human Skeletal Remains from the Sha Kuo Tun Cave Deposit in Comparison with those from Yang Shao Tsun and with Recent North China Skeletal Material, Pal. Sin, Ser. D, Vol. I, fasc. 3.

[3]) J. G. Andersson, Preliminary Report on Archaeological Research in Kansu, Memoirs of the Geological Survey of China, 1925, Series A, No. 5. D. Black, A Study of Kansu and Honan Aeneolithic Skulls and Specimens from later Kansu Prehistoric Sites in Comparison with North China and other Recent Crania. Pal. Sin. 1928, Ser. D, Vol. VI, fasc. 1.

[4]) Andersson, An Early Chinese Culture. Bull. Geol. Surv. China, 1923, No. 5, Part 1. T. J. Arne, Painted Stone Age Pottery from the Province of Honan, China. Pal. Sin. 1925, Series D, Vol. I, fasc. 2. Summaries : Black, etc. Fossil Man in China, pp. 142-152. A complete survey of the latest archaeological discoveries in China is given by Andersson in his book, Children of the Yellow Earth, London, 1934.

[5]) Andersson, An Early Chinese Culture, loc. cit., p. 26.

[6]) Ting, How China Acquired her Civilization, loc. cit., p. 11. Andersson, Preliminary Report, loc. cit., p. 41 ff. Idem, Children of the Yellow Earth, p. 200 ff. and 336 ff. Arne, Painted Stone Age Pottery, loc. cit., p. 33. O. Franke, Geschichte des chinesischen Volkes, Vol. I, Berlin and Leipzig, 1931, p. 48 ff. O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Vienna, 1931, p. 256 ff., 289 ff., 319, 323.

[7]) F. H. Chalfant, Early Chinese Writing, Memoirs of the Carnegie Museum, Vol. IV, No. 1, Pittsburgh, 1906. Samuel Couling, The Oracle Bones from Honan, Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society, 1914, p. 65 ff. John C. Ferguson, Recent Books by a Chinese Scholar, ibid., 1919, p. 122 ff. Couling calls attention to the prominent role which the Chinese archaeologist Lo Chên-Yü played in the deciphering of the deposit of An Yang. Cf. also É. Chavannes, La divination par l'écaille de tortue dans la haute antiquité chinoise d'après un livre de M. Lo Tschên-yu, Journal of the Royal Asiatic Society (JRAS), 1911. Idem, The Honan Relics. A new investigator and some results. JRAS, 1921.

Basing himself upon the work of Lo Chên Yü, as well as on the investigations

ments. There appear names of rulers, which are known to us through traditions preserved in written documents. The union with existing historical sources is made.

3. Results.

The further the interpretation of skeletal remains and the revelation of Yang Shao culture progressed, the more untenable became the position of a criticism moving along purely philological lines. A number of statements on the origins of Chinese agrarian society from recently disputed texts received a surprising confirmation in the palaeolithic finds in North China. Even a list of Shang kings, lately regarded skeptically, which Ssu-Ma Ch'ien in preparing Shih Chi took from a „late source" (Chaou and Han !), was proved authentic[1]). „The inscribed oracle bones discovered at An Yang in North Honan", declares V. K. Ting, „supply us with authentic material about the Shang dynasty, and the available evidence indicates that the list of kings as given in Shih Chi is substantially correct."

The same late sources from which Ssu-Ma Ch'ien took the list of Shang rulers also contained a list of Hsia kings, i. e., a list of a dynasty which had been pronounced decidedly dubious by the modern school of textual criticism. What weight is to be given to this part of the late source of Ssu-Ma Ch'ien ? Ting does not hesitate to answer : „As a similar list of kings of Hsia is also given in the same book the probabilities are that it represents something more than a mythical tradition. In fact we need not doubt the existence of the Hsia dynasty[2])."

The importance of the admission just cited is extraordinary. Apparently sources which were written in the Chou or Han periods contain relevant information on conditions and events of the pre-Chou or pre-Shang periods ! The formal philological method, though it may fix the final date of a given source, is not the ultimate criterion in determining its factual value. The deliberate or unintentional identification of the age of the latest known

---

of the Japanese sinologist, Tadasuke Takata, the English scholar L. C. Hopkins in a long series of articles attempted to analyze parts of the Yin-bones inscriptions. (Hopkins, Chinese Writings in the Chou-Dynasty in the Light of Recent Discoveries, JRAS, 1911 ; The Sovereigns of the Shang Dynasty, JRAS, 1917 ; The Royal Genealogies on the Honan Relics and the Record of the Shang Dynasty, Hirth Anniversary Volume, London, 1923 ; Pictographic Reconnaissances, JRAS, 1917-1928, with an index of the analyzed characters in the concluding article ; finally, his The Human Figure in Archaic Chinese Writing, JRAS, 1929 and 1930.)

[1]) Cf. Chavannes, Les mémoires historiques de Se-Ma Ts'ien, Vol. I, p. CXLI.

[2]) Ting, How China Acquired her Civilization, p. 10.

version of a source with the age of the material it contains is a fundamental methodological error, which instead of safeguarding and increasing valuable old materials of knowledge, tends rather to call them in question and to destroy them. A purely philological treatment of sources thus leads to a reductio ad absurdum. Although philological labor is indispensable and although the achievements of modern sinological philology are and will continue to be most necessary, the work of philology can never be more than preparatory and auxiliary so far as historical research is concerned. The actual decisions are of another nature. Only a historical analysis based on categories of material fact can answer the questions on which all purely philological attempts within and outside of China must necessarily founder.

Recognition of this fact has in recent times increasingly led to the opening up of new paths, both within China and outside. There are nowadays numerous attempts at objective evaluation of controversial material by resort to evolutionist, functionalist and diffusionist sociology, as well as to the methods of folklore and comparative mythology[1]).

A critical analysis of these attempts is not in place here, but this much is evident : we need not feel ourselves bound by formal philological criticism the inadequacy of which is becoming recognized more and more even by its own initiators. In the account which follows we shall work mainly with „verified" sources. However, problematic materials will be judged, so far as possible, by the methods of comparative economic history, within whose scope they belong.

III. The Stages of Development in Chinese Economic and Social History.

1. Historical Stages in the Settling of China.

Whatever may have taken place in the Yangtze valley and south of it during the second millennium and the first half of the first millennium B. C., this region was not the cradle of Chinese civilization. It originated in the north, in the basin of the Huangho, and, as both written tradition and archaeological discoveries testify, not in the Northeast — in the alluvial plains of

---

[1]) Cf. Ku Chieh-Kang, Autobiographical preface, p. 100, 113 ff., 152 ; Liang Ch'i-Ch'ao, loc. cit., p. 26 ; Chen Huan-Chang, The Economic Principles of Confucius and his School, New York, 1911, I, p. 35, note ; V. K. Ting, How China Acquired her Civilization, p. 18.

North China — but in the north central region and perhaps the northwest, in the territory of the modern provinces of Shansi, Shensi, Honan and perhaps Kansu.

The action of the loess streams, which heighten and change their channels from year to year, made permanent habitation and agricultural activity in the eastwestern plain possible only if the streams were held within their banks by dykes of great size, a fact generally recognized by geographers[1]). It removes any factual basis from a viewpoint, according to which the first development of Chinese agrarian society took place just where nature presented the greatest obstacles, insurmountable indeed by neolithic implements. Having discounted this view — which has few adherents[2]) — we must regard the expansion into the northern plain as the second, and qualitatively extremely important, step in the economic, social and political evolution of China.

The third step, the organization of the central Chinese territory, occurred only at the end of the feudal epoch and took place in several stages. Elsewhere we have at length analyzed those natural factors which in the northeastern plain necessitated a specific kind of public works (embankments), as well as the,, oriental" conditions of soil and climate, which in the rice growing regions of Central and South China led to the construction of irrigation works on a large scale[3]). The history of the settling of China is therefore essentially bound up with the development of the instruments and forms of organization of social labor and of the state, determining it and being in turn determined by it. Apart from the present phase of development, which exhibits completely new phenomena, a scientific economic history of China must constantly bear in mind the processes of settling, upon which the economic history is based.

2. The First Differentiation of Chinese Agrarian Society.

An analysis of early Chinese history finds abundant sources of evidence upon which to base a description of the original forms of economic activity : excavations and written historical traditions,

---

[1]) For the views of the earlier geographers see F. V. Richthofen, China, Vol. I, Berlin, 1877, p. 356 ff. On the latest researches cf., among others, L. H. Dudley Buxton, China, the Land and the People, Oxford, 1919, p. 221 ff., as well as G. B. Cressey, China's Geographic Foundations, New York & London, 1934, p. 159 ff.

[2]) H. Maspero, Les origines de la civilisation chinoise, Annales de Géographie, 1926, p. 154 ff. Also his La Chine antique, Paris, 1927, p. 21 ff.

[3]) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 189-266.

old songs, traditional religious and profane customs[1]). Millet as the chief food[2]), hemp as probably the first textile plant[3]), hunting and clearing of land done by the men[4]), extensive hoe-culture[5]) and possibly pig-raising[6]) done by the women[7]), collective forms of

---

[1]) The evolutionary process analyzed by us remains comprehensible even if we exclude „survivals" as auxiliaries to knowledge. But the fundamental scepticism with which Malinowski regards such a use of survivals (article on Culture in Encyclopaedia of the Social Sciences, Vol. IV, p. 624) is untenable. A cultural element can indeed „outlive its functions", that is, its original function, and can continue to exist, exercising changed functions — perhaps of lesser importance — in a changed social milieu. Within a deeply traditional culture, customs which have lost their original significance nevertheless may continue to operate with a new, derived importance, that of maintaining the prestige of the ruling class. Malinowski has well pointed out the inadequacy of the survival theory of naive evolutionists. But instead of criticizing it constructively from the standpoint of a superior concept of development, he starts from an actually anti-evolutionary standpoint, and destroys exactly those elements of accurate knowledge which the naive survival theory does contain.

[2]) During the Shang period, „the" harvest is the millet crop, as the inscriptions teach us. (Hopkins, Pictographic Reconnaissances, JRAS, 1926, p. 474.) The little Hsia calendar mentions millet and wheat. (Cf. Li Chi, translated by R. Wilhelm under the title of Li Gi, Jena, 1930, p. 235, 238 and 240. Confucius emphasizes the value of the „Little Hsia-calendar" ; within his time the calendar seems still to have existed. Lun Yü, XV, X, 2. Legge, Chinese Classics, I, p. 297. Likewise Ssu-Ma Ch'ien, chap. II, Chavannes, loc. cit., I, p. 171.) The role of millet in the great sacrifices is so unambiguously represented in all old texts, from the Shih Ching to the Book of Etiquette, — the I Li — that there can be no doubt cast upon the importance of this plant even as far back as the beginning of tradition. This remains unchanged by the discovery of a grain of rice in a Yang Shao shard (cf. on this the report of G. Edman and E. Söderberg in Bull. Geol. Soc. China, vol. 8, No. 4, 1929, p. 363 ff.). Since according to the oldest calendar reports, the climate has not been essentially different, from the earliest times to the present, and because the soil relations would have changed still less, rice, even if it were known in early times could only have been sown in enclaves. As old funeral customs show — later cowrie-shell money and rice were placed in the mouth of the dead — it was an object of value (I Li, ed. by J. Steele, London, 1917, p. 50). Rice was never a food for the masses in the north, as far back as we can pursue history. (Cf. Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I., p. 72 ff.)

[3]) Andersson, An Early Chinese Culture, loc. cit., p. 26. There is remarkable coincidence between this archaeologically supported view and old sacrificial and mourning customs. (I Li, II, p. 9 ff., and 183 ff.)

[4]) Andersson, An Early Chinese Culture, p. 29. Also his Archäologische Studien in China. Reprint from Vol. LIV of Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, 1924, pp. 66 and 70. The square axes described here, which would be too weak for clearing forests of the European type, are eminently suited for clearing of bushes on the thinly wooded loess territories of northwest China. On ground-clearing, see Shih Ching, III, I, 7. Legge, Chinese Classics, IV, 2., p. 339 ff.

[5]) Andersson, An Early Culture, p. 26.

[6]) Ibid., p. 32. There is no doubt that the pig was the oldest domesticated animal. Who reared it ? We do not possess any direct proofs as yet. The fact that pork is served at the marriage ceremony by the young woman — at the ancestral sacrifice by a man — (I Li, I., 29, and II, 131) is perhaps ground for the belief that the woman had the duty of raising the first domesticated animal. The offering of game and of large, grazing domesticated animals during the sacrifices lay exclusively in the hands of the men.

[7]) Andersson's guess that the men in this phase of development were still „hunters" (An Early Culture, p. 29), that male and female activity thus were sharply differentiated, finds support from remarkable source. Davidson Black, on the basis of

labor, perhaps on the basis of the clan[1]) (sib) and matriarchal forms of the clan[2]) — these are some of the leading features of primitive Chinese society as revealed by the new deposits and the freshly interpreted historical sources.

The transition to more intensive forms of cultivation, perhaps already including the rudiments of irrigation[3]), the domestication of horses, oxen and sheep[4]), and the passing of the dominant forms of production into the hands of the male, which resulted in the development of a patriarchal system of kinship[5]) — all of these factors provided the socio-economic prerequisites for the rise of the state. This may have come about either in endogenous fashion, by the singling out of a native ruling class to perform general administrative, juristic, religious and special military duties; or it may have happened exogenously through conquest, perhaps by

---

his investigations of neolithic skeletal deposits, declares that the great difference ascertained by him between the male and female bones „would seem to indicate that a considerable specialisation of the respective work of the two sexes obtained among the Yang Shao people". Black, „The human skeletal remains, etc." In so far as the woman participates at all actively in the old sacrificial rites, she brings vegetable gifts: millet, onions, wine, also rice. (Li Gi, Wilhelm ed., p. 264, 361. I Li, I, p. 32, II, p. 134, 140, 167, 174, ff., 183, 187, 190. Cf. also The I Ching trans. by J. Legge as The Sacred Books of the East, Vol. XVI, Oxford, 1882, Hexagram 54, p. 182.)

[1]) Cf. for this W. H. R. Rivers, Social Organization, London, 1924, p. 114; Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 348 ff. Traces of clan communism have survived to the present day in the very lately colonized south China (Cf. M. Volin and E. Yolk, The Peasant Movement in Kwangtung, I, Canton, 1927, p. 52 ff.)

[2]) We give below data on remains of the mother-right tradition. On the importance of primitive hoe-culture by the woman for the evolving of mother-right relations, cf. E. Müller-Lyer, Die Familie, Munich 1912, p. 85 ff.; H. Cunow, Zur Urgeschichte der Ehe und Familie, Ergänzungsheft No. 14 of Die Neue Zeit, Stuttgart, 1912, p. 41 ff. Also, stemming from utterly different presuppositions: F. Gräbner, Das Weltbild der Primitiven, Munich, 1924, p. 35; O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Vienna, 1931, p. 498; R. Thurnwald, Die menschliche Gesellschaft. Bd II, Berlin u. Leipzig 1932, p. 194.

[3]) If in the central and western parts of China climatic conditions resembled those of today only approximately, irrigation must have been highly desirable for the production of normal harvests of millet and wheat. This is true even if we neglect the extremely problematic existence of a late neolithic cultivation of oryza sativa. (Cf. Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 209 ff.)

[4]) The An Yang inscriptions report sacrifices of oxen (Hopkins, The Human Figure, JRAS, 1930, p. 105). One Shang ode mentions wagons — therefore, horses. (Shih Ching, IV, III, 3; Legge, Ch, Cl. IV, 2, p. 637.) The little Hsia calendar mentions horses and sheep. (Li Gi, p. 237 and 239.) If we may rely on the relevant passages in Shu Ching, the tradition of the „shepherds" can be traced much further back. (Shu Ching, Shun Tien, 7 and 16, cf. also 9, Legge, Ch. Cl. III, 1, pp. 34, 42 and 35.)

[5]) If, as modern anthropology establishes, it is the woman who usually makes the transition to the early forms of agricultural production, the division of labor resulting therefrom is changed „in most cases", when new tasks, like irrigation and terrace-construction or the yoking of domestic animals in the agricultural process, make the use of male labor power imperative. (Cf. F. Boas, article Anthropology in Encyclopaedia of Social Sciences. II, p. 83.)

nomads. But even if conquest by nomadic, patriarchal tribes took place, it did not determine the character of the society. It led rather to an intermingling of the two different modes of production, and the autochthonous agrarian economy predominated in shaping both the organization and the prevailing ideology of the resulting social order.

Certainly the old word for „duke" (which Legge translates as pastor)[1]) indicates the importance of cattle-breeding to the first Chinese ruling class. The word pa used so frequently during the Ch'un Ch'iu period for the „leader of the feudal states" really means „father's brother". But the latter word, as a matter of fact, is, according to Conrady, of later origin[2]). The ideograph for „clan" emphasizes descent from a female ancestor[3]). Early legendary history reports a female ancestry for the Chou, the Shang and the Hsia dynasties[4]), as well as an originally matrilineal succession[5]). And if the sheep and the bull are prominent in the solemn state sacrifices during the Chou period[6]), the great agricultural ceremony which the „Son of Heaven" performs[7]) likewise permits no doubt as to the central position which agriculture occupied in the actual economic structure as well as in the consciousness of the ruling class. Whether or not agriculture was predominant from the very start, it at any rate became so very early in the course of history.

---

[1]) Chinese Classics, III, 1, p. 34 and passim.

[2]) A. Conrady, China, in Pflugk-Harttungs Weltgeschichte, Vol. Orient, Berlin (1910), p. 490.

[3]) See L. Wieger, Charactères chinois, 4th ed. Hien Hien, 1924, Leçon 79 F, p. 206.

[4]) Shih Ching III, II, 1. (Ch. Cl. IV, 2, p. 464 ff.) Shih Ching IV, III, 3 (loc. cit., IV, 2, p. 636). Annals of the Bamboo Books, Part III (Legge, Ch. Cl. III, 1, Prolegomena, p. 117).

[5]) Shu Ching, I, III, 12. (Ch. Cl. III, 1, p. 27.) The statements made about the ancestresses of the first three dynasties belong to those „reveries, extravagances and manifest falsities" against which the scholars of Tsin raised such indignant complaints when the Bamboo Books were discovered. (Cf. Legge, Prolegomena to Shih Ching, Ch. Cl. III, 1, p. 106.) Franke justly says concerning this ancient mother-right material that „much in the Chinese world of ideas speaks against it" (Geschichte, 1, p. 74). Correct. But this is evidence for, not against, the genuineness of the mother-right legends. The rise of these legends — perhaps not of all, but in all events the nucleus of them — goes back to a time when the status of woman was fundamentally different from what it later became. That there was such a time is indicated by both the documents cited by us (and other similar documents) and many old songs which were preserved in the Shih Ching collection.

[6]) Li Chi, IX, I, 1 and II, 2. (The Sacred Books of the East, vol. XXVII, pp. 417-428). Cf. also ed. Wilhelm. (Li Gi, pp. 255, 259.)

[7]) Li Chi, XXII, 5. (Loc. cit., vol. XXVIII, p. 239.)

3. The Transition to the Second Stage.

In this first stage of socially differentiated Chinese agrarian society, irrigation played a minor role at most; water-works certainly no essential part. Nothing, therefore, impeded the elaboration of a feudal organization. Society was organized in relatively small, decentralized states. The few ruling clans dwelt among their military followers in fortified settlements (towns), which they held as fiefs. The peasants of the surrounding villages, who were bound to the soil, were obligated to pay taxes directly to the ruling clans. There is ample proof that this was the form of social organization during the Chou period[1]). It existed, in its ripest development and even in a state of growing crisis, from the eighth century at the very least. There can therefore be no reason to doubt that the ruling class of the pre-Chou period, too, was feudally organized. The „noblemen" of whom the bone-inscriptions of the Shang period speak[2]) are quite plainly feudal retainers[3]). If in the Hsia society was already taking the form of a state, we must not lightly repudiate the evidence of the Shu Ching, which indicates that the organization of this state was, at least embryonically, of a feudal character[4]) — especially since such an early feudal phase is fully in harmony with our general knowledge of economic and social history.

Although the first two dynasties seem to have been clearly feudal, and the feudal structure of the Chou state is very pronounced, the old agrarian order early acquired a new feature — public water works — which at first affected but slightly the social and political organization. But in the course of a long development, full of contradictions, its importance grew until it led to grave convulsions which impressed a fundamentally new stamp upon the entire social order.

We do not know the particulars of this transition, and it is questionable how much we shall ever learn of it in detail. But we do know — and this is fully sufficient — the point of departure and the result, as well as the essential causes of the process. The beginnings of a socially differentiated agrarian history of China took place outside of the swampy plains of the vast northeastern river delta, although there may have been isolated cultural oases in the

---

[1]) See Shih Ching, III, III, 5; III, III, 7; IV, II, 4. (Ch. Cl. IV, p. 537 ff., 621 ff.) Also the Tso Chuan, passim.

[2]) Hopkins, loc. cit., 1917, p. 806.

[3]) Shih Ching, IV, III, 5 (loc. cit., IV, 2, p. 643 ff.).

[4]) Shu Ching, II, IV, I, 8 (Ch. Cl. VII, 1, p. 85).

more elevated regions or round about in the hill districts of the East. During the later Chou period, however, when Chinese feudalism was in open crisis, a progressive advance is evident of the Chinese cultural area into the great eastern alluvial plain[1]). The subjugation of the northern part of this plain, formerly uninhabitable because of the ever-changing loess streams, would have been impossible without the construction of river dams of great magnitude. A technology first developed in small river valleys[2]) was now applied on a giant scale.

The history of the Chou period is filled with reports of so-called public works[3]) as well as of the activity of the directing Minister of Works[4]). The origin of this post goes back into the beginning of the Chou period, perhaps even much further. When the Chou state was founded, the Ministry of Public Works was one of the two ministries reserved for members of the ruling family[5]). The inscriptions of the An Yang bones indicate that the technique of embankment existed even during the Shang period[6]). An ode of the Shih Ching, dealing with life in the state of Chou during Shang times, speaks of public works and also of one Ssi Kung (Minister of Public Works) as their director[7]).

The value of the legendary tale of the „labors of Yü" consists in the fact that it gives information on the beginnings of public works in very ancient times — though in a quite legendary manner.

---

[1]) We have hitherto avoided drawing upon the Yü Kung in our analysis, as its authenticity is particularly disputed in recent times. The view that the work must be „a post-fourth century production" (Ting, Prof. Granet's etc., p. 269) because it mentions Ssetchuan, presupposes a unity in the content of the Yü Kung which is not certain. At the time depicted by the Yü Kung, the largest part of the northeast plain must have been half or wholly waste (Shu Ching, III, I, III, 12 ff. Ch. Cl. III, 1, p. 99 ff. Cf., too, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas I, p. 279 ff.) Towards the end of the Chou period this area as well as that of the Yangtze states was no longer in the condition which the Yü Kung describes, not only in what relates to the „labors" but above all in connection with the yield of the soil. See note 3 on the development during the Chou period.

[2]) Cf. the highly instructive traditions about early waterworks in Shansi at the Fen : T'ae T'ae, as chief of the officers of the water „cleared the channels of the Fun and T'aou and embanked the great marsh, so as to make the great plain habitable" (Tso Chuan, Duke Ch'aou, Year 1, Ch. Cl. V, 2, p. 580).

[3]) The Tso Chuan continually tells of such public works, but, in accordance with the whole character of the writing, is really interested in them only so far as they are military and showy works. The statement in the Year 31 of Duke Seang (Ch. Cl. V, 2, p. 566) proves that the dyke technique was well known at the time of Tso Chuan. That, by means of this technique, already then giant canals and dykes were constructed, is shown in the 29th chapter of the Shih Chi of Ssu-Ma Ch'ien (Chavannes III, p. 522 ff.)

[4]) Cf. Tso Chuan, Ch. Cl. V, pp. 110, 186, 251, 258, 275, 282, 297, 310, 319, 388, 397, 409, 428, 439, 447, 469, 515, 548, 564, 599, 641, 667.

[5]) Tso Chuan, Duke Ting, Year 4, Ch. Cl. V, 2, p. 754.

[6]) Hopkins, loc. cit., 1917, p. 791.

[7]) Shih Ching III, I, 3 (Ch. Cl. IV, 2, p. 439).

We certainly do not need the document in order to prove the development of this institution in the course of feudal times. That such a development occurred is beyond all doubt. Moreover, it is quite impossible that the huge water-works attributed[1]) to Yü by the legend could at that time have actually been executed within a single generation. Even if the „labors of Yü" were very much smaller than tradition maintains, they must have been spread over a long interval — just as in the case of the preparatory labors for the Great Wall and the Great Canal. Yü and the saga spun about him remain, nevertheless, extremely noteworthy; for they do prove that the beginning and development of the system of public works in ancient China was felt to be the beginning of a new epoch of agricultural settlement and production and thus the beginning of a new function of the ancient Chinese state[2]).

4. The Dissolution of the old Agrarian Community

Closely connected with the crisis of feudalism in the Chou period, underlying and profoundly influencing it, is the crisis in the ancient Chinese agrarian community. In the study of this phenomenon too much attention has been devoted to the question of the geometric form of the village community. In discussing the possibility and form of a schematic „well-field system" (nine equal fields, with a well in the central field, about which were grouped the huts of the villagers), it was often forgotten that this question was by no means the only one or even the most important. A purely philological approach, which disregards all evidence save that from one or two sources (the Shih Ching and Mencius), which it then attempts to discredit by emphasizing their „lateness"[3]), is equally unsatisfactory and offers no assistance to the advancement of a material analysis.

During the fourth century B. C., Shang Yang, prime minister of the state of Ch'in, replaced by a new system the agrarian organization which had prevailed up to that time. In the new system the individual peasant families (no longer large families, but small ones), became permanent possessors of the land which they cultivated[4]). The existence of an earlier state-regulated „bound"

[1]) Shu Ching III, I. (Ch. Cl. III, 1, p. 92 ff.)
[2]) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, Vol. I, p. 282.
[3]) See Hu Shi Wen Ts'un (trend of thought reported by P. Demiéville in the Bulletin de l'École Française d'Extrême Orient, XXIII, 1923, especially, p. 495). Besides, Hu Shih admits the historicity of the existence of a public field (p. 496).
[4]) Cf. Ssu-Ma Ch'ien, Biography of Lord Shang, trans. by J. J. L. Duyvendak. (The Book of Lord Shang, London, 1928, p. 18 ff.) Cf. besides the additional sources given by Duyvendak, loc. cit., p. 45.

system, up to the end of the Chou period, is therefore beyond doubt[1]).

The old agrarian order, which lasted certainly until the time of Shang Yang, must itself have been the result of a long and complicated development. Strange remains of tradition point to a prefamily condition of economic life[2]). Such a condition, as comparative anthropology has established, often appears in the beginnings of agrarian development in the form of an agrarian communism of the clan, generally combined with mother-right[3]). Because of its collective labor it was essentially different in its socio-economic structure from the „well-land" system which followed. In the latter the village land was periodically redivided among several large patriarchal families. Each of these families now constituted an economic unit whose members tilled the soil in common. Such a system constitutes an important form of transition from the original agrarian communism to full-grown private property and to the small family[4]). It is noteworthy that Shang Yang, when he dissolved the old bound community — thereby, certainly, only aiding a development which had begun long before his time — decreed also the breaking up of the great peasant family[5]).

---

[1]) Cf. Tso Chuan, Ch. Cl. V, 2, pp. 447, 517, 558, 609, 671, 700, 773 and passim., also Shih Ching II, VI, 6 (Ch. Cl. IV, 2., p. 374 ff.) III, I, 3 (loc. cit., p. 438 ff.) Even if the passages of the Chou Li dealing with the agrarian relations of the Chou period were written, as Karlgren believes, no earlier than the fourth century B. C. — which does not exclude the possibility that they may reflect older institutions — the information conveyed in this work remains instructive enough. It is important to establish the fact that the statements of the Chou Li do not contradict the parallel dates in the Tso Chuan and Shih Ching but — apart from certain exceptions which cannot be discussed here — merely supplement them and make them concrete. Our view, moreover, does not need support from the Chou Li. It remains valid, even if we put this source completely aside.

[2]) Li Chi, VII, I (Legge, loc. cit., vol. XXVII, p. 364 ff. R. Wilhelm (Li Gi, p. 30 ff.) who in distinction from Legge, does not mention any public and common spirit, which is not found in the text). Couvreur's translation which introduces a „chef de l'empire" is utterly fantastic. (Li Chi, ed. Couvreur, Jo Kien Fou, 1913, I, p. 497.) Wilhelm's translation, „At the time when the great way ruled, the world was common property" conveys exactly the sense of the nine Chinese characters. It contains an idea which corresponds perhaps very little to the views later dominant in China, but corresponds excellently with certain findings of modern anthropology. Cf., moreover, the Lü Shi Ch'un Ch'iu, ed. Wilhelm, p. 346.

[3]) „Nevertheless, there are facts pointing definitely to the close connection between communal ownership and mother-right, on the one hand, and individual ownership and father-right on the other hand." (Rivers, Social Organization, p. 114.)

[4]) M. Kowalewsky's conclusions concerning this (Tableau des origines et de l'évolution de la famille et de la propriété, Stockholm, 1890) receive confirmation in important respects from recent investigations. Cf., besides Rivers (l. c.), R. Thurnwald, Die menschliche Gesellschaft. Bd. II, S. 26. See also F. Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, 20th ed. Stuttgart, 1921, p. 42 ff. and p. 143.

[5]) The size of the average family is set at three adult males capable of working, in the Ta Tai Li Chi (Li Gi, ed. Wilhelm, p. 70). Shang Yang sought to destroy this type of large family. He issued an order „forbidding fathers and sons, elder

By the time of Chou the original, presumably clanlike character of the village family had already changed considerably. With the dissolution of the clan into large families the original organization gave way, at least in part, to regional organization. Even before Shang Yang, there was a tendency in various states toward uniting villagers, apparently no longer organized on a clan basis, into groups of five as administrative units[1]). This is an interesting sign of the transitional character of the village community of those days.

Because of the diversity of development in different areas, the form of the agrarian community at the end of the Ch'un Ch'iu period (eighth to fifth century B. C.) was not at all uniform. The study of material facts shows that there was no single type of village community, but rather a whole series of types which can by no means be reduced by philologists to a fantasy invented by Mencius. Mencius, who dealt with the well-land system, lived about 300 B. C. The Chou Li, which according to Liang Ch'i-Ch'ao and Chen Huan-Chang contains old materials at least in part[2]), describes two completely divergent forms of the old well-system[3]). The account given by Ku Liang, commentator on the Ch'un Ch'iu, likewise differs materially from that of Mencius[4]). A statement in the Tso Chuan relating to the well-system makes clear that this system prevailed only in flat country[5]). Thus, as was to be expected, the form of the village community varied greatly, both temporally and spatially. One feature, however, seems to be common to its various aspects. The payment rendered to the feudal lords was generally made in the form of labor, which was performed on a special „public" or „state" field[6]).

Why was there this change, toward the end of the Chou period,

---

and younger brothers, from living together in the same house". „People who had two males or more (in the family — addition by Duyvendak) without dividing the household, had to pay double taxes." (Duyvendak, loc. cit., p. 18 and 15.)

[1]) Tso Chuan, Duke Seang, Year 31 (Ch. Cl. V, 2, p. 558), Duke Ch'aou, Year 24 (loc. cit., p. 700), Duke Ting, Year 9 (loc. cit., p. 773).

[2]) Chen Huan-Chang, loc. cit., I, p. 35. Lian Ch'i-Ch'ao, History of Chinese Political Thought, p. 27.

[3]) First form : Chou Li X, 8 ff. (ed. Biot, I, p. 223) Second form : Chou Li IX, 27 ff. and XV, 6 ff. (ed. Biot, I, p. 206 ff. and I, 340 ff.).

[4]) Ku Liang's representation is reproduced in Legge, Prolegomena to Ch'un Ch'iu (Ch. Cl. V, p. 68), Mencius, III, A, 3 and I, B, 5 (ed. Wilhelm with the title Mong Dsi, Jena, 1916, p. 51 and 16.).

[5]) Wei Yen, the marshal of Ch'u, „set about ... defining the meres ; marking out the higher lands and the downs ; distinguishing the poor and salt tracts ; enumerating the boundaries of the flooded districts ; raising small banks on the plains between dykes ; assigning the wet low grounds for pasturage ; *dividing the wide rich plains into tsings*..." (Tso Chuan, Duke Seang, Year 25. Legge Ch. Cl. V, 2, p. 517. Our italics.)

[6]) Little Hsia Calendar (loc. cit., p. 235) ; Shih Ching II, VI, 9 (Ch. Cl. IV, 2, p. 381). Besides the statement cited in note 5, the well-system is mentioned several

from collective labor in the public field to exaction of a land tax[1]) from individual families, or, speaking in economic terms, from labor rent to rent in kind ? We find the explanation in the Lü Shi Ch'un Ch'iu : it was because the public fields were cultivated less carefully than the private ones[2]). A form of taxation which was useful with extensive methods of cultivation proved no longer suitable in view of the increasing intensity of labor. New forms of taxation had to be found. They were found.

The material bases for the dissolution of the village commune were prepared by the increase in the productivity of labor through the introduction of metal implements[3]), and especially by irrigation, which was coming more and more into use also in north

---

times in the same work under Duke Seang, Year 31 (loc. cit. 558). It is to be assumed that where the well-system existed it was linked with the institution of a special public field. The labor of the population (townsmen as well as countrymen) on the public fields is explicitly spoken of in the Tso Chuan, Duke Ch'aou, Year 18 (loc. cit., p. 671). The two commentators of the Ch'un Ch'iu, Kung Yang and Ku Liang, both speak of the „anciently" performed labor in the public field (Ch. Cl. V, 1, Prolegomena, p. 68 ff.). According to Ku Liang, wells and dwellings of peasants were situated on the public field, an assertion which finds its support perhaps in the Shih Ching songs II, VI, 6 (loc. cit., p. 375). Mencius speaks of the public fixing of boundaries as a reality, but, on the other hand, about the nine-field system as an earlier institution, whose re-installation he recommends — but not for the fields in the neighborhood of the city ! The public fields in his time evidently no longer had the form he recommended. He censures arbitrary drawing of boundaries as a device of evil officials to augment their pay ! When one remembers that during the time of Mencius the abolition of the old „boundaries" in the state of Ch'in was deemed an extraordinary innovation, which the other states by no means followed, it immediately becomes evident that Mencius' suggestions for reforms were far from being pure fantasies ; they rather set out from existing relations, which to be sure were visibly in complete disintegration. A very complicated description is that of the Chou Li, which for reasons of space we shall not treat of here. Maspero, who points out the independent nature of the Chou Li, and who likewise sees the variations among Kung Yang, Ku Liang and Mencius — which he seeks to explain, not as real variations but merely as philological variations of an unknown common source — Maspero, at all events, stresses at the same time emphatically that the well-system was undoubtedly an historical reality. (La Chine antique, p. 109, note.)

[1]) Ch'un Ch'iu, Duke Seuen, Year 15. There may be added to this the two commentaries already cited, as well as a remark of Tso Chuan evidently pointing to labor in the public field. (Ch. Cl. V, 1, pp. 327 and 320.) The new tax, after more than a hundred years, did not yet prove sufficient for the state of Lu, which imposed it. (Cf. Lun Yü, XII, 9, Ch. Cl. p. 255.) The state of Ts'i, in the sixth century, was not contented with 20 % of the yield. It laid taxes which left the population (peasant ?) only a third of the product of its labor. (Tso Chuan Duke Ch'aou, Year 3, loc. cit., p. 589.) We have already told how Shang Yang's re-ordering of the agrarian system was connected with a fundamental transposition to a tax imposable on families.

[2]) Lü Shi Ch'un Ch'iu, trans. by R. Wilhelm with the title Frühling und Herbst des Lü Bu We, Jena, 1928, p. 262.

[3]) The use of iron must have been widespread by the sixth century (Tso Chuan, Duke Ch'aou, Year 30, loc. cit., p. 732). Mencius mentions iron implements in tilling of fields (III, I, 4, Legge, Ch. Cl. II, p. 248). Eberhard claims, following recent Chinese investigations, that bronze implements were used in agriculture during the Chou period, although late and infrequently (W. Eberhard, Zur Landwirtschaft der Han-Zeit,

China at the end of the Chou period[1]). We cannot trace this trend in detail. We merely wish to establish that the development of public forms of labor (dyke and canal building), which originally grew up out of its private forms, now reacted in a decisive manner upon the private forms of agricultural production. Although irrigation was first employed, in the central and western sections of China, in an incidental and local manner, the development of public works in the northeast (at first mostly dykes) led to an irrigational agriculture supported by public canal construction, which eventually rose to be the ruling form of agricultural production[2]).

The end of the Chou period witnessed an ever expanding construction of canals, even in those northern regions which mainly produced millet and wheat. The economic and political importance of this canal construction is exhibited most clearly in the history of the state of Ch'in. This state, which changed its agrarian system earlier and in a more thoroughgoing manner than most of the neighbouring states, ultimately raised itself to be the master of all the „China" of those days. Ch'in was of course not the only state which moved in this direction. It was a time filled with attempts at transition to a new agrarian and social order. Ch'in achieved a more decisive transformation than its political rivals and thereby gained the advantage leading to victory in the final struggle for power over the empire. Ssu-Ma Chien's report on the end of the Chou period reflects the profound impression which the agrarian policies of the state of Ch'in made upon contemporaries and posterity[3]). The changing of the agrarian order, canal-building on a great scale, both linked with ruthless destruction of the old feudal social structure, enabled the young bureaucratic, centralized state to defeat the other states, which were still feudal, and to enter into the heritage of the Chou dynasty.

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin, XXXV, 1932. Ostasiatische Studien, p. 88.)

[1]) The Shih Ching is already acquainted with irrigation. Cf. II, VIII, 8, Ch. Cl. IV, 2, p. 417 : also IV, I, 5, loc. cit., p. 600 ff.) Ssu-Ma Ch'ien describes the extension of the system of canals at the end of the Chou period with continual reference to the importance of the constructions for irrigational purposes. (Chavannes, III, p. 522 ff.)

[2]) The result of this development is described by the Lü Shih Ch'un Ch'iu (ed. Wilhelm, p. 159). Also, in the framework of the rotation of the calendar : p. 28 and 81. Cf. too Li Chi (Legge XXVIII, p. 264 and 286) as well as the Chou Li — admitted to be authoritative for what appertains to the fourth century B. C. (Biot, I, p. 367.)

[3]) Ssu-Ma Ch'ien. Chap. XXIX (Chavannes, III, p. 523 ff.).

5. Changes in the Economic and Social Structure.

Hand in hand with the development of agricultural production, aiding it and being aided in turn, went a powerful development of handicraft and commercial activity. During the Chou period the idea had arisen that just as the peasant was bound to the soil from birth and as the feudal lord inherited his fief and posts of state, so handwork and commerce were likewise hereditary trades. But in actual practice this part of the old order, like the other two, had already been relaxed[1]). As production grows, commerce increases, developing its means of exchange (money)[2]) and its channels of exchange (markets and wholesale trade)[3]). In the second half of the Chou period we hear of merchants who have considerable wealth and stand in relations of a contractual nature to the feudal prince[4]).

---

[1]) The fact that the dukes of the various feudal states were enthroned by hereditary succession — cf. Shih Ching III, III, 7, Ch. Cl. IV, 2, p. 546 ff. — needs no proof. It is true that at first the Shang and Chou rulers like the Carolingians and the Merovingians may have become rulers over the entire imperial territory by means of great military victories. There is much evidence for this. Still, corresponding to the economic-military structure of this „empire", there very soon set in a relapse into an agglomerate of single feudal states with relative independence. Respecting the inheritance of high state posts, in „old families", we possess data which reach back to the middle of the Shang period; if we trust the reports of the Shu Ching, very much earlier still. (Cf. Shu Ching, P'an Keng. Ch. Cl. III, 1, p. 229. For the Chou period cf. Tso Chuan loc. cit., p. 429, 551, 580, 683.)

The hereditary character of the non-noble classes must likewise have continued to exist until the time of the „Spring and Autumn Annals" (eighth to fifth centuries). In the year 582 we find the following praise of the state of Tsin; „his common people attend diligently to their husbandry; his merchants, mechanics and inferior employees know nothing of changing their hereditary employments". (Tso Chuan, loc. cit., p. 440.) A statement from the end of the sixth century implies that while non-official callings ought to be hereditary, they are in fact no longer entirely so. „Sons must not change the business of their fathers — husbandry, some mechanical art or trade." (Tso Chuan, loc. cit., p. 718.) The Lü Shi Ch'un Ch'iu speaks similarly (Wilhelm ed., p. 454) of the ties of the peasant to his land and of the merchant to his calling — now clearly as of an ideal.

[2]) The inscriptions of the Shang period take cognizance of shell-money (Hopkins, loc. cit., 1917, p. 382). We find in the eighth century and following that the variety of means of exchange has grown greatly. (See Tso Chuan, loc. cit., pp. 12, 191, 224, 253 ff., 282, 310, 427, 525.)

[3]) Primitive market traffic, perhaps still on a natural basis, is described in the Yi Ching. (Hexagram 21, Legge, p. 383.) The Tso Chuan knows highly developed market relations. (Ch. Cl. 467, 584, 589, 671, 681, 683, 712, 816, 843, 856.) It is a characteristic fact of the growing bureaucratization that we hear of the existence of markets often only indirectly, namely, on the occasion of the naming of the officials who supervise them.) Large purchases of grain for state purposes are reported. (Tso Chuan, p. 114 ff. Cf. also pp. 21 and 167.) The question of taxing the merchants on the borders or in the markets plays a considerable part in the discussion of the later Chou period. (Cf. Mencius, I, II, 5; Legge, Ch. Cl. II, p. 162; also II, I, 5, p. 199 ff.; Ta Tai Li Chi, Li Gi, Wilhelm ed., p. 187; and Lü Shi Ch'un Ch'iu, loc. cit., p. 93 ff.)

[4]) Tso Chuan, Ch. Cl. V, 2, p. 664. In this case, as in the first of the sales of grain mentioned in the above note, the merchant is evidently of noble origin. The account

The growth of public works — dykes, canals, fortifications, luxurious buildings — requires a new type of state officials. There now arises the class of wandering philosophers, political counselors and non-hereditary officials, stemming mostly from the poorer members of the old feudal class, and in lesser numbers also from the other classes[1]). They offer their services to the various high officials and dukes, on a frankly commercial basis[2]). Alongside of the ideal of the feudal knight, as he is honoured in the remains of old songs and in other traditions, there now appears the ideal of the literarily educated administrative official. Confucius, though not the first to do so, formulated this ideal in a way heavily fraught with historical consequences.

The placing of posts of state on a non-hereditary basis signified a break with the feudal view of the state. In this way the central power demonstrated plainly that it no longer needed the feudal retainers. The new tasks of the state made such a break objectively necessary, while the growing economic, military and political power of the central government made it technically possible.

When former social bonds are destroyed, new institutions and forces are needed in their stead, to be used as material and moral supports to the changing state. In addition to the new type of officials, and the great business men (commercial, industrial and bank capitalists, who could not be altogether relied on)[3]), this

---

of Tso Chuan proves that merchants normally ranked below the officialdom and could be taken up into the latter class only through very great services. Tso Chuan, loc. cit., p. 799. That a travelling merchant who is in a position to offer impromptu a dozen oxen and a number of hides is wealthy enough to mix in politics is to be seen from the report in the Tso Chuan, loc. cit., p. 224. Cf. also the somewhat divergent account in the Lü Shi Ch'un Ch'iu, loc. cit., p. 246 ff.

[1]) Both Confucius and Mencius belonged to poor or obscure branches of noble families. (Cf. Lun Yü, IX, VI, 3 ; Legge, Ch. Cl., p. 218 ; also Legge's preface to his edition of Mencius, Ch. Cl. II, p. 15.) Confucius only underlined a tendency already present in his time, in making the choice of the pupils he educated for a political public career independent of their wealth. (See Lun Yü, VI, IX, and especially VII, VIII, Ch. Cl. p. 188 and 197.) The classic figure of a very rich merchant who at the end of the Chou Period attains the highest state office is Lü Pu We. (Cf. Kao Yu's biography, trans. by Wilhelm, Frühling und Herbst des Lü Bu We, p. 1 ff.)

[2]) Confucius seeks to fix the amount of a suitable emolument for the new type of official demanded by him. This emolument is no longer in land, but in adequate payment for capable officials. (Lun Yü, VI, III. Ch. Cl., p. 185 ff.) Also Mo Ti demands that a competent officer should receive adequate payment. (Forke ed., under the title of Me Ti, Berlin, 1922, p. 197.) A chapter of the Li Chi, whose Confucian purity is thought doubtful, but which surely expresses the main tendency of the transition period, contains the following advice : „A superior man will not for words of small importance receive great emoluments, nor for words of great importance small emolument." (Li Chi, Legge, loc. cit., XXVIII, p. 345.)

[3]) Leading roles as counselors and high officials under the Han emperor, Wu Ti, toward the end of the second century B. C., were played by K'ung Chin, a wealthy

support was sought from the structure of the family — primarily the peasant family, which with the development of agricultural production was evolving out of its earlier forms.

During the close of the Chou period, the head of the then maturing small family was the father. He embodied in the peasant family the accumulated experience[1]) of increasingly skillful methods of agricultural production. The prestige derived from his economic leadership made him eminently fitted to exercise an almost unlimited moral and political authority over members of his family[2]).

Confucius' great rival, Mo Ti, agrees with him in this, that neither feudal heredity nor knightly qualities should determine fitness for state post[3]). In his demand that the members of the new ruling class should be professionally trained, his radicalism surpassed even that of Confucius[4]). But it was just these demands which led in the long run to his seeming, in the eyes of the new officials, a less suitable representative than Confucius, who did not hesitate to grant his „gentleman" dignity and a carefully limited brilliance[5]).

---

iron manufacturer, Tung-Kuo Hien-Yang, a great salt producer, and the merchant's son Sang Hung-Yang. (Cf. Ssu-Ma Ch'ien, Chap. 30, Chavannes, III, p. 567 ff.) Cf. also O. Franke, Staatssozialistische Versuche im alten und mittelalterlichen China, Berlin, 1931, p. 5 ff., and Chun-Ming Chang, The Genesis and Meaning of Huan K'uan's „Discussion on salt and iron", Chinese Social and Political Science Review, XVIII, 1934, April, p. 21 and 25. On the growing importance of the banker see idem p. 12.

1) It is experience that counts, not bodily strength. „Man becomes a farmer by accumulated experience in farming." Hsüntze (trans. by Hu Shih, The development, etc., p. 156.) Cf. The Works of Hsüntze, H. H. Dubs ed., London, 1928, p. 115.

2) Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 141 ff.

3) Confucius proclaimed as a principle for the selection of his pupils : „In teaching there should be no distinction of classes." (Lun Yü, XV, XXXVIII, Ch. Cl. I, p. 305. Cf. too Lun Yü, VII, VII, and XXVIII, loc. cit., p. 197 and 204.) He excluded from his teaching the old knightly subjects of learning, chariot-riding and archery, as well as the military arts. (Lun Yü VII, XVII ; VII, XXIV ; XV, I ; also the sarcastic remarks in Lun Yü, IX, II, Ch. Cl. I, p. 200 ; 202, 294 and 216.) Whereas the old feudal songs extol the brave chariot-driver, the good marksman and the reckless hunter (cf. Shih Ching I, VII, 4, Cl. IV, 1, p. 129 ff. and passim.), Confucius stresses, having perhaps in mind the cited passages in the Shi Ching, that he has no use for such men of strength. (Lun Yü, VII, X, loc. cit., p. 198.) Mo Ti's attacks on the choice of officials by the old feudal principle of heredity pervade all his writings (Me Ti, Forke ed., p. 193, 202, 208, 211, 226 and passim).

4) Confucius : the high official needs no professional training. (Lun Yü, XIII, IV, Ch. Cl. I, p. 264 ff.) Completely opposed by Mo Ti, who lauds the technical administrative and agricultural abilities of the idealized officials of the past. (Me Ti, p. 194 and passim.)

5) Confucius on eating, clothing and music. (Lun Yü, X, VI ; X, VIII ; XIV, XIII. Ch. Cl. 1, p. 230 ff. ; 232 ff. ; 279.) These observations in Confucius are accompanied by a number of limiting statements. But actual development considerably lessened the importance of these limitations. Ideologically the weakening of these restraints was rendered easier by the consciously aestheticizing character of the Confucian cultural ideal (cf. Lun Yü, VIII, VIII, Ch. Cl. I, p. 211 and passim). Opposed,

What tipped the scales in the historical victory of Confucius over Mo Ti was the former's conception of the small family organization as a necessary basis for the new society. Mo Ti, with his demand for universal love, according to which children should love their neighbours' parents as their own[1]), obviously reflects the mood of a developing commodity economy with its abstract equality of all produced commodities in the market. If China's feudalism had been resolved into a capitalist economy, its ideology would have been transformed in accordance with the ideas of Mo Ti or of some similar thinker. To be sure, even the Confucian ideas did not prove to be entirely fitted to the later developments. But at all events they corresponded to this development incomparably better than any competing ideological patterns. The epoch of political transitional struggles, from the Ch'in period to the Sui (202 B. C. to 618 A. D.), witnessed the struggle of Confucianism with other rival philosophies, namely, Taoism and Buddhism. The final establishment of „oriental" society during the T'ang period brought the final victory of Confucianism and its definitive formulation in the Sung philosophy[2]).

6. The Formation of „Oriental" Absolutism.

a. From Labor Rent to Rent in Kind and Money Rent.

Originally the feudal lords of ancient China took the surplus product of agricultural activity largely in the form of labor rent (work in the public fields); toward the end of feudalism, they began to substitute payment in kind. The new state, which expressed a new social system[3]) made rent in kind general, as being better suited to a more highly developed mode of production.

With the growing commodity economy and especially after the

Mo Ti and his school, who advocated simplicity in eating, clothing and dwelling (loc. cit., p. 293 ff., 296.), and were scornful toward music (Me Ti, p. 188 and Mohists, 399 ff.). Mo Ti's crude belief in spirits is as compatible with his early bourgeois social ideas as Cromwell's clumsy belief in the Bible was with his historical function.

[1]) The thesis that piety and obedience in the patriarchally constituted family must be the basis of society constantly recurs in Confucius' teachings, as is well known. Even when the parents are in the wrong, one must obey them. If the father steals a sheep, the son's duty is not to inform on him but to shield him ! (Lun Yü, IV, XVIII and XIII, XVIII, loc. cit., p. 170 and 270.) Sharply opposed is Mo Ti. (Me Ti, p. 242 ff., 254 and 262 ff.)

[2]) We intend at a later date to elaborate this idea on the basis of a concrete analysis of the underlying economic and social development. At this point we rest content with referring to the presentation of Hu Shih, who makes this phenomenon obvious. (Hu Shih, Religion and Philosophy in Chinese History, Symposium on Chinese Culture, p. 32 ff.)

[3]) Cf. K. Marx, Das Kapital, III, 2, 4th ed. Hamburg, 1919, p. 324 and 173 ff.

completion of the Great Canal, the state exacted part of the rent payment in the form of money. The principle, nevertheless, remained the same. The peasant should retain just enough of his crop to enable him to reproduce both his family's labor power and his own[1]). As the history of agrarian crises in China shows, this principle, when not modified by other factors (tenantry, commercial capital and usury capital), was rarely departed from to ease the pressure but frequently to tighten it[2]).

b. Further Stages in the History of Chinese Economy and Settlement.

The growth of the Chinese state within the Yangtze Valley compelled it to undertake public works on a new scale. The great rice districts situated around the Yangtze required a very extensive state activity in the construction of water-works. The giant canals built in the great plain not only served agricultural production, but assisted in the economic and military, i. e., the political mastery by the bureaucratic state of all the important centers of the enlarged area of production[3]). When in the sixth century A. D. the Great Canal was unified by the linking of its

---

[1]) The principle is already proclaimed by Mencius and Shang Yang. (Mencius, III, I, 3, Ch. Cl., II, p. 240. The Book of Lord Shang, p. 176 and 306 ff.)

[2]) The tax is demanded in bad years too, and when the people, after the whole year's toil, are still not able to nourish their parents „they proceed to borrowing to increase their means, till the old people and children are found lying in the ditches and water-channels..." (Mencius, loc. cit., p. 241 ff.) This condition, which set in toward the close of the Chou period (i. e. with the dissolution of the old agrarian commune), always reappeared in the history of the bureaucratic centralized state as the expression of the approach and outbreak of socio-economic crisis. A budget of a poor peasant family of the Han period shows that the taxes were so high, even in normal years, that if the peasant met all his obligations the year inevitably closed with a deficit. (Li K'uei's attempted calculation, as reported by the Han Shu, is translated by Duyvendak, The Book of Lord Shang, p. 43. Cf. too Eberhard, Zur Landwirtschaft der Han Zeit, loc. cit., p. 76 ff., and 81.) The famous memorial of Lu Chih of the late eighth century A. D. reports on the status of the land-tax system in the T'ang period after the modernization of the tax. (Cf. the translation of S. Balazs, Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin, 1933. Ostasiatische Studien, p. 29 ff.) Ma Tuan-Lin's account gives detailed information on tax conditions during the Sung period. (See Biot's Mémoire sur la condition de la propriété territoriale en Chine, Journal Asiatique, 1838, p. 306 ff.) The procedure : merciless exaction of taxes leading to the flight or committing to tenantry of the pauperized peasants, continuing throughout the Min dynasty into the Manchu dynasty. (Cf. Mabel Ping-Hua Lee, The Economic History of China, New York, 1921, p. 350 ff., 407 and 411.)

[3]) See Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 287-290. Cf. also Ch'ao-Ting Chi, The Economic Basis of Unity and Division in Chinese History. (Pacific Affairs, 1934, December, p. 387 passim.) Chi's conception of the dynamics of what he calls the „economic key areas" in Chinese history is, in our judgment, one of the most valuable contributions to scientific understanding of the economic development of China.

separate sections, in part very old, it represented a kind of artificial Nile. This huge canal made it possible for the capital which for military reasons had to be situated on the edge of the economic key area, to maintain control of this area and, thereby, of the economically essential parts of the empire[1]).

China's artificial Nile necessarily gave an enormous impetus to both private and state economy, in the direction of extension, intensification and commercialization. The growth of money economy during the T'ang period[2]) and its fiscal, military and political consequences are no accident. It represents the necessary result of the development and modification of the material foundations of „Asiatic" China.

c. The Struggle over Land Rent in the „Asiatic" System of Production.

The original form of the Asiatic system of production in China, in consequence of the historical causes depicted above, had a feudal point of departure which complicates the picture. The bureaucratic centralized state developed in China on the foundation of an agrarian community which disintegrated in proportion to the growth of the new society.

The higher form of the Asiatic system of production displays, alongside of simple commodity production the beginnings of a developed commodity production[3]). A commercial and moneylending capital springs up within the framework of the bureaucratic state[4]) based on a countless number of „free" peasant holdings. The state had to favor commodity economy and trade as a means of making the land rent mobile.

The ruling official class, which as representative of the commonwealth struggled against the feudal land rent on behalf of the state form of land tax, saw itself confronted by new opposing forces. Because the latter were linked by necessity to the new society, they were not so easy to get rid of as the outmoded old ones.

---

[1]) This is one of the most important ideas in the work of Ch'ao-Ting Chi (The economic basis, etc., p. 392).

[2]) Cf. S. Balazs, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der T'ang-Zeit (Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin, 1931 and 1932). Balazs, by the use of sources, has for the most part accurately described the phenomena. Employing Max Weber's methodology, however, he seeks the explanation not in the development of the material basis but in the conditions of circulation and of politics, commerce and wars, 1932, p. 22 and 32.

[3]) Human labor power also becomes a commodity, in the form of wage labor (cf. on the beginnings of industrial capitalism in „Asiatic" China : Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 525 ff.).

[4]) Ibid., p. 701 ff. and 726 ff.

A vicious economic-political circle resulted : accumulation of private wealth of the new type and accumulation of private possession of land in the hands of officials, „gentry“ and great merchants, reduction of land tax, enfeebling of the state, agrarian crisis, internal crisis, external crisis — invasions[1]) — state crisis. Although this vicious circle could be periodically smoothed over by the fall and rise of „dynasties“, it could never be really overcome.

The details of this contradictory process can only be hinted at here. The new „Confucian“ ruling class, either active as officials or living privately as „gentry“, may originally have arisen out of the old feudal aristocracy. Its economic position was now determined essentially by its specific relation to the land and the products thereof. Because of this relation, it was vitally interested in the new form of land rent received as tax and disbursed by the state treasury.

The land rent which flows into the state treasury must be large. This calls for agronomic activity by the state, especially for widespread irrigation works. It demands economic and political struggle against private landowners who seize the rent for themselves. This struggle takes the form of regulation of inheritances to effect the splitting up of landed estates[2]). It results in repeated attempts to destroy or limit large landownership. These measures prove effective so long as they are aimed against obsolete feudal strongholds[3]). They succeed only temporarily or not at

---

[1]) We have analyzed the problem of invasion, as related to the internal crisis of the Chinese state, in Probleme der chinesischen Wirtschaftsgeschichte, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, vol. 57, 1926, p. 325 and passim.

[2]) The new regulations of inheritance, originating during the close of the Chou period, were pushed forward energetically after the establishment of the absolute state. Han Wu Ti in 128 B. C. enacted a law which had as its object the division of feudal estates previously inherited. The final statute of the regulation of inheritance is shown by the codex of the last dynasty as P. G. Boulais has translated it under the title of Manuel du Code Chinois, Shanghai, 1924. (Cf. ibid., p. 198 ff. ; O. Franke. Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China, Leipzig, 1903, p. 46 ff.) It is known that the majority of the ranks of nobility, in so far as they were bestowed in post-feudal times, usually disappeared after a few generations (cf. Manual du Code Chinois, p. 103).

[3]) The smiting of feudal power in 154 B. C. „politically meant the end of feudalism and the concentration of power in the hands of the imperial government“. Economically it signified the impoverishment of the feudal lords. (Chun-Ming Chang, loc. cit., p. 12.) Bestowing a benefice on some dignitary was robbed of any material importance. Ma Tuan-Lin summarizes by saying : „We know from the accounts of Li Pi that the so-called bestowal of title and land was only an empty appearance, as no inheritance took place. ‚The fief-holders' were not allowed to draw any direct income from the fief. It thus becomes only an emolument or gift, there is no question of a bestowal of the land... But if there be no hereditary bestowal of the land, the feudal system is finished.“ (Wen Hsien T'ung Kao, p. 276, 11b. Translated by Balazs. Beiträge, etc., p. 66.) Traces of feudal land possession later appear often, finally in the form of the „banner-land“ of the Manchus, but it never regained its historic role.

all, or react against their initiators[1]), when they are directed against social-economic powers which adhere necessarily to the new economic system.

In order that land rent may be controlled, it must be mobile. Roads and canals are useful in this connection, and a certain measure of monetary development is also serviceable. We have already pointed out what the establishment of the Great Canal during the seventh century A. D. meant in this connection[2]).

Finally, land rent must also be capable of being centralized. Only then is a centralized official apparatus economically reproducable. A bureaucratic, oriental centralized state differs essentially from the administrative state of European absolutism growing up on the foundations of early capitalism. The dimensions of the territory of China had specializing effect. Since the starting point and the means are different, the results must also be different. If the central power succeeds by and large in keeping its official apparatus in hand, even though with diminishing power in border districts, it has succeeded in achieving the maximum degree of centralization which can be realized under the given circumstances.

The control of the economic key positions constitutes the fundamental prerequisite for the establishment of such control. Numerous institutions, such as the ideographical form of writing prevailing throughout the whole empire[3]), the introduction of the examination system (which, it is significant to note, received its final form shortly after the completion of the Great Canal)[4]), and the

---

The vast „palace farms" which members and officials of the court seized for themselves in the Ming period obviously determined the relation between landlords and direct producers in the form of tenantry, i. e. in a post-feudal manner.

[1]) This is the fate of the attempted reforms of Wang Mang (9-23 A. D.), as well as a number of similar later efforts up to the time of Wang An Shih (twelfth century A. D.). The slogan, „Back to the old well-field system", which always recurs, means economically and politically; „Give the state the exclusive power over peasant landrents !" (On the history of these attacks and reforms cf. Hu Shih, Wang Mang, the Socialist Emperor of Nineteen Centuries Ago, North China Branch of the Journal of the RAS, 1928, p. 218 ff.; Franke, Staatssozialistische Versuche, etc.) Cf. too the report of Wang An-Shih in 1058 upon the reform of the officialdom, translated by O. Franke, Berlin, 1932, significant at the same time as an example of a pushing forward in the direction of a really rational professionally-trained officialdom. How ineffectual all efforts to limit private land-possessions remain is shown by the sources of Chinese economic history translated by Mrs. Lee. Cf. among others, p. 171 and 187 (early and late Han); 233 (T'ang); 317 ff. (Sung); 352, 369, 384 (Ming): 420 (Tsin).

[2]) Cf. on this the conclusions of the high official Tung Hsün-Ho in the last (Manchu) dynasty, cited by Chi, The Economic Basis, etc., p. 389.

[3]) Chinese writing separated social classes but united regions. The particular character of this writing as the instrument of the ruling official class in manifesting its special social position and reproducing it continually was of great importance for Chinese social history.

[4]) The beginning of the system goes back to the start of the new order, i. e. in the Han period. Ma Tuan-Lin has exhaustively treated its development and maturity.

regular and frequent shifting about of officials[1]) — all of these are important expressions of the efforts of the central government to establish its power.

Investigators often overlook the methods of preventing the hereditary crystallization of high state positions and of large fortunes by the appointment of eunuchs to high political posts. It is not the „discovery" or introduction of the technique of castration that is important historically. It is rather the evolution of eunuchs from palace and harem servants to holders of high political and sometimes even military posts[2]). Ma Tuan-Lin is undoubtedly right in declaring that behind the change in the status of eunuchs is concealed the struggle against feudal inheritance[3]).

Along with the centripetal forces of the new economic and political system there develop its centrifugal forces. There may have been endeavours to hold in check the influential class of great merchants — powerful since the end of the Chou period, — by means of the decimation of its wealth[4]) and through social chica-

---

(See Biot's essay based on Ma Tuan-Lin's work, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine, Paris, 1847. Cf. especially, p. 254 ff.)

[1]) Wang An Shih combated this frequent shifting about of officials, which, as he rightly contended, prevented real familiarity with local problems. (Cf. his report of 1058, Franke, loc. cit., p. 40.) Wang's reform efforts and similar ones were failures. The main interest of the Mandarinate was far more in having a stable state-apparatus, than in having a specialized and capable one. (Cf. the sharp regulations against officials who dare to stay in their district or office longer than they were ordered to. (Manuel du Code Chinois, p. 128.)

[2]) This transition begins already in the Chou period. The eunuchs mentioned in the Shih Ching (III, III, 10 Ch. Cl. IV, 2, p. 561) still belong entirely in the category of „harem and household affairs". We find in the Tso Chuan alongside of this type (Ch. Cl. V, 1, p. 173; and perhaps V, 2, p. 610) a definitely political type of eunuch, who may be versed in the art of chariot-driving (V, 2, p. 535 and 843) and who even leads the army on to the battle-field (V, 1, p. 137 and 145; cf. further V, 1, p. 191 and V, 2, p. 525). The high officials' hatred toward these „castrated" politicians was already bitter. (Cf. V, 2, p. 475; See too Lü Shi Ch'un Ch'iu, Wilhelm ed., p. 137.) Ch'in Shih Huang Ti, the founder of the first post-feudal dynasty, had a favorite eunuch, who accompanied him in his chariot and was apparently politically educated (Ssu-Ma Ch'ien, chap. VI, Chavannes, II, p. 192). The political influence of eunuchs increased exceedingly under the Han. Ho-Ti (89-105) „installed them by preference within the highest administrative posts" (Biot, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine, p. 188). We cannot here deal with the further development. It may only be remarked that the greatest admiral China possessed, Chang Ho, who led Chinese fleets as far as Arabia, Africa and across peninsular India, was a eunuch.

[3]) Cited in E. T. C. Werner (Chinese. Descriptive Sociology, London, 1910, p. 55).

[4]) That merchants were to be robbed of their profits and kept fearful was already the motto of Shang Yang (cf. The Book of Lord Shang, p. 177 and passim). The power of commercial capital grew exceedingly under the Han. Its agents were treated with servile respect by the members of the ruling class. Ssu-Ma Ch'ien has written illuminatingly on how the central power sought to defend itself against commercial capital and to bring the latter's wealth into the possession of the state-apparatus and its members (Chapter XXX, Chavannes, III, p. 583, 585 ff. Cf. Balazs, Bei-

nery[1]). Nevertheless, it could not be prevented from drawing great profits from the necessary processes of circulation[2]). Furthermore, it could not be prevented from purchasing with these profits the land of the impoverished peasants[3]) (who had been „emancipated" to increase the land rent!). There thus arose alongside of the remaining feudal landowners and officials holding land privately[4]) a new class of town-dwelling land-owners. But just as commercial capital created no new system of production, so the new tenant relationships prevalent during the „Asiatic" epoch in China, even in so far as they were fixed contractually, did not result in a new capitalist form of land rent. They produced only marginal variants of the older type of land rent, mainly preserving the form of payment in kind.

The Confucian official-state fought again and again for mastery over private land-owning, i. e., for a monopoly of the land rent. The antagonistic tendencies of the mandarinate itself (land purchase by officials), the indestructibility of the economic function of commercial capital, and despite clashes of interest, the close social connections between the two classes, prevented a real victory in this struggle. Apart from a few reforms evoked by special emergencies[5]), the fight against private landownership was carried on without even the attempt of using the extreme measures.

---

träge, 1932, p. 47 on the T'ang period. For the Ming period cf. Lee, loc. cit., p. 379. The history of this struggle, which continued into modern times, is still unwritten. See Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 708 ff.)

[1]) The wealthy merchants were attacked by taxation of their profits, seizure of their property, forced loans and movements toward the „limitation" of landowning; in addition, steep extra taxes were put on their luxuries (chariots) or their dress would be regulated by law, or they would be regarded as citizens of a lower order. (Ssu-Ma Ch'ien XXX, Chavannes III, p. 575, 588, 541.) These measures changed in form and intensity but they never ceased until the end of China's independence. Even in Ming times we hear of regulations of clothing imposed upon merchants. The peasants might wear silk clothes, if they were able to; merchants were forbidden to do so. (Cf. Lee, loc. cit., p. 359.)

[2]) On profits from trade in grain, especially in famine times (Shang Yang, loc. cit., p. 177 ff.; Han Shu, see Lee, loc. cit., p. 158 ff. Kiu T'ang Shu, cf. Balazs, Beiträge, 1932, p. 31. For more recent times, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 724 ff.) On profits from salt and iron since the Han period, F. Hirth, Notes on the Early History of the Salt Monopoly in China, JNCBRAS, 1887, p. 58 ff.; cf. too Chun-Ming Chang, The Genesis and Meaning, etc., p. 8 ff. See also Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 719 ff.

[3]) Han (cf. Lee, p. 159 and 187); T'ang (Balazs, Beiträge, 1931, p. 78); Sung (cf. Lee, p. 313 ff.); and so on until the present.

[4]) Whereas historical statements concerning merchants' land are often obscure (speaking frequently only of „wealthy families", etc), reports on the landed property of officials characterize the entire post-feudal history of China (cf. Lee, loc. cit. passim).

[5]) Han Wu Ti's reform measures arose out of the financial need of the state exhausted by wars. Because Wang Mang had usurped the throne, he and his followers

The efforts of the bureaucratic official-state to strike commercial capital at its root, i. e. profits, were not much more effective. The measures for the control of commerce by means of offices for the equalization of prices, etc. were intended to weaken the power of the commercial bourgeoisie and to strengthen that of the state and its representatives[1]). The same end was served by the millennium-old efforts of the mandarinate to control the production or at least the sale of two of the most important popular articles in agrarian China : salt and iron. Whereas other and more sweeping monopolistic tendencies were frustrated (Wang An Shi's plan to transfer village moneylending from private hands to those of the state is interesting)[2]), the control of salt and iron continued in various forms from the close of the Chou period[3]). It undoubtedly contributed greatly to the strengthening of the centripetal forces in the bureaucratic centralized state.

IV. Conclusions.

Our survey, sketchy and incomplete as it unavoidably is, at all events shows this : that the economic and social system of China was by no means always the same. On the contrary, it went through several clearly defined stages of development, before it assumed that stationary shape in which Europeans learned to know it[4]).

Insight into the rise and the dynamics of the economic system of China is, it seems to us, not merely a condition sine qua non for any deeper understanding of the cultural development of China. It is, at the same time, an indispensable prerequisite to an understanding of the forms which are today arising in China in the course of the dissolution of the old order and the rise of a new social and economic way of life[5]).

Attempted explanations based on metaphysical or racial consi-

---

tried to break the resistance against the usurper, by means of an omnipotent centralized state. Wang An Shih's reforms fell within the time of the gravest external, political crisis of the Sung dynasty.

[1]) Ssu-Ma Ch'ien, XXX (Chavannes III, p. 579 ff. Cf. too Chung-Ming Chang, loc. cit., p. 22 ; Hu Shih, Wang Mang, p. 228. On the history of the institution see Franke, Staatssozialistische Versuche, p. 11 ff.)

[2]) Cf. Hu Shih, Wang Mang, p. 228 ; Franke, Staatssozialistische Versuche, p. 20 ff.

[3]) F. Hirth, Notes on the Early History of the Salt Monopoly in China, p. 55 ff. ; Franke, loc. cit., p. 6 ff. ; also Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, I, p. 722 ff.

[4]) An attempt to explain the causes of China's „Asiatic" stagnation is given in Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte, loc. cit., p. 606 and passim.

[5]) Together with the external political factor, which placed China in the position of a semi-colony, this fact is decisive in the most recent economic history of China (cf. Wittfogel, Die Grundlagen der Chinesischen Arbeiterbewegung, loc. cit., p. 238 ff.).

derations are evidently incapable of making intelligible why Japan, at the end of the nineteenth century, could so promptly evolve into industrial capitalism, while China has not even yet been able to do so. But comparison of the socio-economic systems of the two countries quickly shows that Japan, in contrast to China, was not an „Asiatic" country in our sense. It had indeed an „Asiatic" tinge (irrigational economy on a small scale), but was nevertheless fundamentally more akin to the European nations : her advanced feudal economy in the nineteenth century had already taken the preliminary steps toward the evolution of industrial capitalism[1]). The apparent riddle vanishes and its solution, or, more exactly, the beginning of its solution comes in sight.

In subsequent writings we shall attempt to work out this solution in detail.

---

[1]) Japan's agriculture, like China's rests upon irrigation. But in Japan canals a few miles long have been regarded as large, and those of ten to thirty miles as extraordinary (cf. O. Nachod, Geschichte von Japan, II, 2, Leipzig, 1930, p. 987 ; also Yosoburo Takekoshi, The Economic Aspects of the History of the Civilization ot Japan, London, 1930, III, p. 412 ff.). The result of this is the development of a system of production which, although it has an „Asiatic" tinge by reason of irrigation, is essentially of a decentralized feudal structure. Nachod's demonstration that Japan's ruling class borrowed much from the Han culture of China, but not the institution of eunuchs, is both true and sociologically important (Nachod, II, 1, p. 286 ff.). However, this happened not so much because of any abstract „healthy feeling" on the part of leading Japanese as because of the concrete social situation in Japan, which offered no place for the eunuch system of „oriental" society. The foundations of modern capitalistic activity were built up much more slowly in Japanese feudalism than in Europe — mainly because of its somewhat isolated position and because of the structure of its productive powers. There is additional similarity to features of European development in the fact that the landowning feudal class began of itself to develop certain branches of production, especially mining (cf. Takekoshi, I, p. 334 ff., 407 and 545 ; II, p. 177, 486 ff.). We also hear of pottery on a large scale, run by feudal lords. (Takekoshi, I, p. 478 ; 70 workers in one shop !) The feudal starting-point of Japanese capitalism has been noticed by several different authors (cf. Tokuzo Fukuda, Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan, Münchener Volkswirtschaftliche Studien, 42nd part, 1900, p. 155 ; also G. B. Sansom, Japan, A short cultural history, New York, 1931, p. 512 and 515.) These and other authors have pointed out that at the same time there was developing, through the initiative of commercial capitalism, a system of industrial production no longer of a medieval handicraft type, but definitely capitalist in tendency and structure. Takekoshi gives a detailed account of this development, which may be criticized from the methodological view point, but nevertheless remains valuable because of the abundance of its documented material (loc. cit., II, p. 177, 352, but especially 415 ; III, p. 264 and 271). When J. E. Orchard compares Japan's economic position at the end of the Tokugawa period with that of England in the sixteenth century (Japan's Economic Position, New York, 1930, p. 71), he strikes at the heart of the matter, although he is reluctant to draw the historical conclusions. The development of Japan, retarded though it was, essentially bore a much stronger resemblance to that of the feudal and semi-feudal economic pattern of the sixteenth and seventeenth-century Europe than to that of China. An understanding of this fact is essential to scientific comprehension of the discordant development of Japan and China in the last decades.

Grundlagen und Entwicklungsstufen der chinesischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Der vorliegende Aufsatz stellt einleitend fest, dass nur eine an materiellen Gesichtspunkten orientierte Betrachtungsweise im Stande ist, die Frage des Wertes der chinesischen Geschichtsquellen zu beantworten, an der eine rein philologische Methodologie notwendigerweise scheitern musste. Sachliche, nicht formelle Probleme haben im Mittelpunkte einer wirklich wissenschaftlichen Analyse der chinesischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu stehen.

Gab es ursprünglich in China eine kollektive Agrarordnung, und falls ja, wie war sie beschaffen ? Welche Ursachen hatten Beginn, Blüte und Verfall dieser Agrarkommune ? Welche Ursachen hatte der Verfall der auf ihrer Grundlage errichteten Feudalordnung ? Welches waren Charakter und Bewegungsgesetz des aus Chinas Feudalismus hervorwachsenden Produktionssystems ? Welches war das Prinzip seiner Krisen und seines fehlerhaften Kreislaufs ?

W. s Aufsatz sucht, gestützt auf die These, dass Chinas nachfeudale Gesellschaft eine spezifische Schattierung einer allgemeineren ‚orientalisch' — bürokratischen Sozialordnung gewesen sei, einen Teil dieser Fragen zu beantworten und für die übrigen zu umreissen, in welcher Richtung ihre wissenschaftliche Beantwortung erfolgen muss. Der abschliessende Vergleich mit der durchaus andersartigen sozialökonomischen Entwicklung Japans zeigt die Bedeutung einer wirtschaftsgeschichtlichen Analyse Chinas auch für ein wissenschaftliches Verständnis der gegenwärtigen gesellschaftlichen Erscheinungen des Fernen Ostens.

Fondements et étapes de l'évolution de l'histoire économique et sociale de la Chine.

L'article précédent commence par poser que seule une méthode orientée à des points de vue matériels est en état de donner une réponse à la question de la valeur des sources de l'histoire chinoise, tandis qu'une méthode qui tendrait à la pure philologie échouerait nécessairement. Ce sont des problèmes de faits et non des problèmes formels qui doivent être au centre d'une analyse véritablement scientifique de l'histoire économique et sociale de la Chine.

A-t-il existé primitivement en Chine une organisation agraire collective et dans le cas où il faudrait répondre par l'affirmative, quelle était cette organisation ? Quelles furent les causes du début, de l'épanouissement, et de la décadence de ces communautés agraires ? Quelles furent les causes de la décadence de l'ordre féodal fondé sur ces communautés ? Quels furent le caractère et la loi d'évolution du système de production sorti de la féodalité chinoise ? Quel fut le principe des crises et du cycle défectueux de ce système ?

L'article de W. s'appuie sur la thèse selon laquelle la société post-féodale chinoise était un aspect particulier de l'ordre social général qu'on appelle bureaucratie „orientale", et cherche ainsi à donner partiellement réponse aux questions précédentes, et pour le reste à déterminer dans quelles directions une réponse scientifique doit survenir. La comparaison finale entre l'évolution économique et sociale chinoise et l'évolution toute différente du Japon montre la signification qu'une analyse d'histoire économique de la vieille Chine présente aussi pour une compréhension scientifique des phénomènes sociaux actuels en Extrême-Orient.

The Social Sciences in the United States.

by

Charles A. Beard.

The growth of the social Sciences as systematic subjects in the United States have accompanied the growth of state and private universities which have made funds available to specialists. As generally in Europe, persons of independent and private means have given little attention to investigation and thought in any of the fields — economics, politics, history, and sociology. Of history, perhaps, an exception should be made, for the work of Rhodes, Henry C. Lea, Beveridge, George Fort, Milton, Bowers, and other non-professional historians who occupy an important place in American historiography. A few economists, such as Stuart Chase, have also operated outside university circles. But judging by volume, if not by quality, American writings in the social sciences are, in the main, academic products. The names of Walker, Clark, Hadley, Jameson, Veblen, Mitchell, Merriam, Lester F. Ward, Giddings, Ross, and Boas, for instance, illustrate the general rule. The United States have produced no Herbert Spencer operating alone on resources not derived from institutions of higher learning. On the whole it may be said with safety that research and writing in the social sciences have fallen into professorial hands and that apart from history few distinguished systematic works in this domain have come from independent amateurs.

To some extent this situation may be explained historically. It has been often said that American citizens were too busily engrossed in conquering and subduing a continent to give much attention to the humanities and the arts. In a certain measure this is true, but it contains a large element of falsehood also. For more than two hundred years there have been large fortunes in the United States, and descendants of the original accumulators have had abundant leisure to devote to studies in the humanities. It is a simple fact that most of them have gone into the business world or sports, pleasures, and loafing. Men and women of wealth in this country have preferred to give money rather than

their lives to the pursuit of the humanities, where they have taken any interest in the subject. Money and leisure have, in truth, been abundant, but the non-professorial worker in the social sciences has been an exception rather than the rule. Whether this can be „explained" at all and how, may be left to those who feel competent to „explain" it.

One evident source of this phenomenon is doubtless the degree of technical preparation necessary for distinguished work in the social sciences. Many languages must be acquired. Likewise a wide knowledge of existing literature. Methods and tools of research must be mastered. This takes time, patience, and training; and our colleges do not, perhaps cannot, adequately prepare the sons and daughters of the leisured class for informed and skillful operations in the social sciences. To be sure, universities are open to them, but few take advantage of the opportunities offered. Why, after all, should they eschew the delights of good living for the rigors, labors, meagre rewards, and disappointments of the intellectual life ? At all events, American work in the social sciences, considered as systems, is largely academic in economic support and modes of operation.

As in other countries, except Great Britain, American development has run into lines of intense specialization. It would be idle to lay stress on this well-known fact. Anyone curious to ascertain the extent to which it has gone may satisfy his interest by examining the catalogues of ten great Universities or looking at any well-stocked library in the social sciences. The social sciences in the United States are split into innumerable splinters and the ideal seems to have been, and to be to give courses on any subject in which any student may have an interest; the reign of Louis XIV or the customs of the Navaho Indians, for instance.

If we turn from sources of economic support and types of persons engaged in social studies to the training of American workers, in this field we find, from meagre biographical materials, that most of them have been prepared largely through specialization. Few, it seems, have come to their labors from the study of philosophy and general systems of thought. In the main, interest in philosophy sank with the decline of instruction in theology. This statement must not be taken to imply that philosophy has not been studied, but that the background for social study in America has been empirical and special, rather than philosophical. Thorstein Veblen was an outstanding exception, and perhaps the depth, humor, scepticism, and curiosity evident in his work may be ascribed in part to the fact that his primary interest as a university student was philosophical rather than statistical, specialized, and eclectic.

From philosophy he may have derived some of that cosmic irony and cosmic wrath which gave power and distinction to his writings. On the whole American preparation for the social sciences has been positive, empirical, fragmentary, not classical or philosophical or totalitarian.

Reference must also be made to another source of American training and inspiration in the social sciences, namely, German universities. From these institutions American scholars have drawn some of their best and worst features. From Germany were borrowed enthusiasm for patient research, minute inquiries, and that elusive and deceptive thing called „objectivity". From a country so differently conditioned in social and economic respects as Germany was in the Bismarck-Wilhelminic age, in comparison with the United States, our scholars imported that which was easily exportable, namely, the merest technicalities of science. To the same source of inspiration is thus due a large part of the passion for classification, formalism, and airy speculation which have done so much to sterilize thought in the social sciences.

As may be imagined from what has been said, the spirit of American scholarship in the social sciences is intensely empirical. The assumption has been made that the method of the physical sciences can be applied in the study of social phenomena and that the data of the social sciences are identical with, or analogous to, the data of the physical sciences. Thus it is commonly taken for granted in academic circles that if a volume on history is dry, extensive, accurate as to specific facts, and well documented, it is scientific, that is, true in some sense of the word. It seems to be widely believed also that the selection, amassing, and organization of social data can proceed in a kind of vacuum, beyond the influence of assumptions, hypotheses, and predilections. The belief appears to be held as a truth, rather than cherished as a method or device for influencing thought and action or as a dodge for escaping the pressures of primitive notions in the community.

This is no place to argue the question whether the data of the social sciences are identical with, or analogous to, the data of the physical sciences or the other question whether the method of the physical sciences is really applicable to the data of the social sciences. But there are signs that these issues are dogging the steps and haunting the dreams of American students, and that a disruptive conflict over them is approaching. When the conflict breaks in full force it may split American intellectual life as wide open as the introduction of humanistic learning into Western Europe at the time of the Renaissance. But this is merely an aside.

Whatever may be the merits of the controversy, it is certainly true that every student of the social sciences brings to his choice of areas for research, his detailed investigations, his selection of data, and his organization of materials some more or less clearly developed assumptions and scheme of valuation. If anything is known about the human animal this is known. As Croce says, if some large, generous, and reasoned philosophy does not control the thinker, then some petty, narrow, class, and provincial philosophy will.

And what schemes of organization and valuation have generally prevailed among American scholars in the social sciences? In the main the system of British Manchesterism has prevailed, with modifications in detail and with acquiescence in certain stubborn contradictions in American practice. For confirmation of this large generalization, the reader is referred to that excellent contribution to the history of social thought in the United States, Joseph Dorfman, Thorstein Veblen and His America. The systems of Hegel, Marx, and the German socialists of the chair have had little or no observable influence on American studies in history, politics, economics, or sociology. Veblen may be cited as an exception that illustrates the rule. Even so-called institutional economists bent on „seeing things as they are" have not escaped the constricting influence of British Manchesterism. Nor have American Catholic writers in this field kept pure and undefiled the scheme of Thomas Aquinas.

For the moment American scholarship runs in its historic course. Its statistical and factual studies have produced materials and works of immense value to future thought and use. Its concentration on research continues unabated, enormously enriching knowledge of human conduct in every area of social life. It would be difficult to pay a tribute too high to achievements of this type. Whether the materials assembled are used in checking assumptions and predilections or in shaping practice, their utility can scarcely be overestimated. This alone is sufficient to give distinction to American work among the scholars of the world.

But efforts of American scholars to bring to pass a social synthesis by the application of the empirical method have come to a dead end. This fact is not generally admitted. Indeed it is stubbornly contested. Yet the guess may be hazarded that on this point the history of American social thought is destined to turn in the not distant future.

Die Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staáten.

Der Verfasser bemerkt, dass die Geisteswissenschaften in U. S. A. im Unterschied zu Europa fast ausschliesslich in dem offiziellen Rahmen der Universitäten betrieben werden. Sie standen nicht im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und genossen keine starke materielle Unterstützung. Die Sozialforschung hat sich ausserordentlich spezialisiert, und obwohl, namentlich durch den Einfluss der deutschen Soziologie, ein gewisses Interesse an Synthesen und Zusammenfassungen besteht, sind dennoch die amerikanischen Sozialwissenschaften ständig davon bedroht, sich mit einer blossen Anhäufung von grossem empirischem Material zu begnügen. Es ist geradezu ihre Schicksalsfrage, ob es ihnen gelingt, die ausgedehnten materialreichen Einzeluntersuchungen zu einer wirklichen gesellschaftlichen Theorie zu organisieren.

Les sciences sociales aux États-Unis.

L'auteur remarque que, aux États-Unis, à la différence de ce qui se passe en Europe, les sciences morales sont cultivées presque exclusivement dans le cadre officiel des universités. Elles n'étaient pas pour le public un objet d'intérêt central et ne recevaient pas de grands soutiens matériels. La recherche sociale s'est extraordinairement spécialisée, et encore que, en particulier sous l'influence de la sociologie allemande, il existe un certain intérêt pour les synthèses et les ensembles, les sciences sociales américaines restent cependant toujours menacées de se contenter d'une simple accumulation d'un matériel empirique considérable. C'est là véritablement pour elles la question décisive : réussiront-elles à organiser les recherches de détail étendues, riches de faits, en une véritable théorie de la société ?

Das Recht auf Arbeit.

Von

Ferdinand Tönnies.

Vorbemerkung. *Dem Wunsch von Geheimrat Tönnies, ihm unsere Zeitschrift für eine ausführliche kritische Beurteilung der Arbeit des norwegischen Professors Bosse über das Recht auf Arbeit zur Verfügung zu stellen, sind wir gerne gefolgt, obwohl Problemstellung und Problembehandlung in diesem Werk uns nicht im Zentrum der gegenwärtigen Aufgaben der Sozialforschung zu stehen scheinen. Es wird von allgemeinem Interesse sein zu hören, wie Professor Tönnies, der die Soziologie auf deutschen und ausserdeutschen Universitäten nachhaltig beeinflusst hat, in der heutigen Situation wissenschaftlich argumentiert. Eine Stellungnahme behalten wir uns vor.*
Die Schriftleitung.

Recht auf Arbeit ist eine Formel, die dadurch sich empfiehlt, dass sie Ansprüchen, die sonst willkürlich und dreist erscheinen mögen, ein Selbstvertrauen auf ihre moralische Begründung verleiht, das im Kampfe der Parteien und auch der wissenschaftlichen Meinungen umso wertvoller sich geltend macht, je mehr das Recht als solches beachtet und der Staat wesentlich als zur Verwirklichung des Rechtes bestimmt gedacht wird. Dies aber ist der Kern des politischen Liberalismus, der bis in die jüngste Zeit als die formale Denkungsart des Bürgertums, des Bürgertums als Träger der höheren Gesittung und des Fortschrittes der Kultur im allgemeinen, besonders im literarisch kundgegebenen Bewusstsein der ihrer selbst bewussten Nationen Europas wie seiner Pflanzstätten begründet und gesichert schien. In jüngster Zeit ist dieser politische mit dem ökonomischen Liberalismus in eine schwere Krise geraten; nicht die erste, aber seine bisherigen Krisen rührten nur von dem Wiederaufleben der scheinbar überwundenen konservativen, ja reaktionären Denkungsart her, während neuerdings die durch ihre Volkstümlichkeit bedeutende Gegnerschaft des Sozialismus immer merkbarer hinzutritt, wenngleich man urteilen mag, dass in Wirklichkeit immer noch der alte Gegner des Liberalismus auch sein mächtigster Gegner geblieben ist und dass dieser als erfahrener Kämpfer und geübter Taktiker die Bundesgenossenschaft und Mitwirkung von Prinzipien sich gefallen lässt, die er sonst mindestens mit dem gleichen Hasse und sogar mit grösserer Verachtung

betrachtet als die des Liberalismus, denen man wenigstens nicht die Legitimität des Tatsächlichen streitig machen kann, eine Legitimität, die in mehr realistischer Form als die Macht des Geldes oder des Kapitals oder der hohen Finanz gedeutet wird.

Merkwürdig ist nun aber, dass gerade jenes liberale Schlagwort — das Recht auf Arbeit — eine nicht geringe Bedeutung in der Entwicklung des Sozialismus und der sozialen Bewegung erlangt hat, wenn auch diese Bedeutung nur sporadisch und vorübergehend in mehreren Ländern zur Geltung gekommen ist : zuerst in Frankreich, dann im Deutschen Reiche, in Grossbritannien und neuerdings überall, besonders in mehr entlegenen Ländern, wo die kommunistische Theorie dankbaren Boden findet, die sich aller ihr brauchbar erscheinenden Mittel bemächtigt. — Überall, wo die Formel auftrat und ihr Haupt erhob, ist sie auch lebhaft und heftig erörtert worden. Man hat mit gutem Grunde ihr Unklarheit und mangelhafte logische Beschaffenheit vorgeworfen. Denn wenn es offenbar den Begriffen des Naturrechts und der durch die grosse Revolution weltberühmt gewordenen Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zwar nicht entlehnt, aber nachgebildet wurde, so unterscheidet sich doch das Recht auf Arbeit von allen jenen subjektiven Rechten, die eine Freiheit, also eine Möglichkeit der Erlaubtheit bezeichnen — denn es kann nicht wohl die Freiheit zu arbeiten gemeint sein, weil dieser zwar manche andere Hindernisse, aber nicht solche des objektiven Rechtes gegenüberstehen. Freilich der Zwang zur Arbeit, der diese Freiheit am deutlichsten verneint, wird eben deshalb als Unrecht angeklagt, aber ihn meint wieder unsere Formel nicht, vielmehr setzt sie seine Abwesenheit voraus und will behaupten, dass es ein natürliches Recht auf freie Betätigung der Arbeitskraft, die ein Mensch sein eigen nennt, gegenüber den tatsächlichen Hemmungen gebe, die aus den Umständen der sozialen Lage des einzelnen Menschen, also aus der gesamten sozialen Verfassung, in die er hineingeboren oder -geraten ist, mithin auch aus dem positiv geltenden Recht, regelmässig hervorgehen.

I.

Die jüngste und, wie mir scheint, gründlichste Studie über das Recht auf Arbeit rührt von einem norwegischen Gelehrten her[1]), der aber eine Zeit lang in Kiel gewirkt hat und daher auch in deutschen Landen bekannt geworden ist. Prof. Bosse hat sein erstes grosses Werk, das aus einer Kieler Dissertation erwach-

[1]) Ewald Bosse, Ar Arbeidslaeren : Retten til Arbeide. Oslo 1933.

sen war und die gesamte norwegische Volkswirtschaft zum Gegenstand hat, in deutscher Sprache herausgegeben. Er hat dann in seiner Muttersprache in zwei starken Bänden ein Werk veröffentlicht, dem er den Titel „Det ökonomiske Arbeide“ gegeben hat und das er als Arbeitslehre schlechthin verstanden wissen will. Man darf sagen, dass dies Werk alle Probleme berührt, die mit dem gewaltigen Thema zusammenhängen, und dass es durch einen grossen Reichtum der literarischen Kenntnis sich auszeichnet.

Die neue uns vorliegende Schrift darf als eine Ergänzung dieses grossen Werkes geschätzt werden, wie auch der Verfasser den Zusammenhang durch die Worte „Zur Arbeitslehre“ auf dem Titelblatte andeutet : offenbar ist ihm an Begründung dieser besonderen Disziplin vorzugsweise gelegen. — Bosse hat in 9 Kapiteln sein Thema bearbeitet. Erst im zweiten tritt der Begriff des Rechtes auf Arbeit ans Licht. Zunächst wird in Kürze die Geschichte dieses Postulates besonders in den beiden grösseren französischen Revolutionen dargestellt, sodann das viel spätere Auftreten im Deutschen Reichstag, wo die Äusserungen Bismarcks am 9. Mai 1884 mit ihrer Berufung auf das Preussische Landrecht ein Aufsehen gemacht haben, das von dem, der es erlebt hat, nicht vergessen wird. Es folgt noch eine Ausführung über Verhandlungen des Gegenstandes in England und in der Schweiz. Diese ganze Entwicklung ist uns aus den Artikeln des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften und des Wörterbuchs der Volkswirtschaft geläufig. — Der norweg'sche Gelehrte hat der Theorie in seinen ersten Kapiteln einen Unterbau gegeben, durch Hinweisung auf die praetendierten Rechte auf Dasein und auf Unterstützung, das aus jenem abgeleitet wird. Beide haben — so lehrt Bosse — ihre Voraussetzung in der Armut, und deren Erörterung, besonders die des englischen Armenrechtes, deutet schon hin auf das schwere Problem der Arbeitslosigkeit. Treffend begründet er, dass das Recht auf Unterstützung durch die neuere soziale Entwicklung und besonders durch die Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung einen durchaus anderen Charakter erhalten hat, nämlich sich weit entfernt hat von dem etwa behaupteten Recht der Armut überhaupt, auch wenn sie nachweislich aus zufälligen Ursachen und etwa auch aus subjektiven Schwächen und Verfehlungen stammen mag.

Darüber vernehmen wir nunmehr im dritten Kapitel, nachdem schon das zweite das Recht auf Arbeit auch in seinem Verhältnis zur Sozialpolitik behandelt hat ; Bosse behauptet, dass es mit Sozialpolitik nichts zu schaffen habe. Er wiederholt hier die Darstellung seines grossen Werkes, wenn er in der Sozialpolitik unterscheiden will : 1. die soziale Hygiene, 2. die Sozialphysik,

als welche er die sozial vorschauenden Massnahmen versteht, 3. die sozial-ethischen Richtlinien, die auch enthalten, was für den Schutz der moralischen und religiösen Persönlichkeit bestimmend ist. In keine dieser Kategorien scheint ihm das Recht auf Arbeit hineinzupassen. Nirgendwo — so führt er weiter aus — habe es im neunzehnten Jahrhundert schon eine rechtliche Anerkennung gefunden. Dieser Fortschritt sei erst mit den Nachkriegsjahren gemacht worden, und zwar in zwei charakteristischen Formen : überwiegend theoretisch in Deutschland, ausschliesslich praktisch in England, sowohl theoretisch als praktisch in Russland. Der Verfasser hält selber hier eine theoretische Konstruktion für notwendig, denn das Recht auf Arbeit habe seinen Grund teils in dem Verhältnis, das der Arbeiter zum Produkt seiner Arbeit habe, teils im Verhältnis zwischen Käufer und Verkäufer der Arbeitskraft. Nach beiden Richtungen gibt der Verfasser nähere Ausführungen. Zunächst beruft er sich auf § 950 des deutschen BGB, das die alte Kontroverse des römischen Rechtes zugunsten der Spezifikation oder der Formgebung entscheidet, was freilich kaum jemals zugunsten der Arbeit, sondern fast immer zugunsten des Kapitals ausgelegt worden ist[1]). Richtig betont Bosse, dass das Recht auf das gesamte Arbeitsprodukt, von dem so oft die Rede gewesen ist, seiner Struktur nach durchaus von dem Recht auf Arbeit verschieden sei. Er meint, es werde überhaupt kaum gelingen, in der Frage des eigentlichen Rechtes auf das Arbeitsprodukt zu einem Ergebnis zu kommen, wenn man die Begründung auf dem ökonomischen Gebiete suche. Die Lösung liege vielmehr

---

[1]) Die Auslegung zugunsten des Kapitals ist eine notwendige logische Folge aus der allgemein herrschenden Vorstellung, dass gleich dem Handwerksmeister und dem Bauern auch, wer an seine Stelle tritt, der eigentliche Urheber des geschaffenen Werkes oder Ertrages ist, dass also die Spezifikation als eine intellektuelle Urheberschaft von ihm herrührt oder ihm zugehört; dass er dafür Arbeiter als Mitwirkende annimmt und für ihre Leistungen bezahlt, ist lediglich seine Sache, im günstigsten Falle werden sie als seine Gehilfen gewürdigt. Die rein kapitalistische Auffassung anerkennt sie kaum als solche, jedenfalls sind sie durch den Lohn völlig abgefunden, das Werk oder der Ertrag gehört dem Kapital kraft des Prinzips der Spezifikation, nicht etwa als Lohn der Arbeit des Unternehmers, sondern der Meinung nach dem natürlichen Rechte, d. i. dem Eigentumsrechte gemäss, insofern als auch die Arbeit, nachdem er sie bezahlt hat, dem Eigentümer des Stoffes und der Arbeitsmittel, also dem Unternehmer gehört. Der Pandektist Windscheid lässt das Sachenrecht zu seinem unmittelbaren Inhalte nur die Herrschaft über die Sachen haben, die Beziehung zu anderen Menschen sei nur eine Konsequenz davon. Die Einschränkung der Spezifikation im BGB, dass der Wert der Verarbeitung oder der Umbildung nicht erheblich geringer sein darf als der Wert des Stoffes, kann dem Lohnarbeiter niemals zugute kommen, denn der Kapitalist darf sich in seiner Eigenschaft als Eigentümer des Stoffes ebenso sicher fühlen wie in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der Arbeit. Bei Hedemann (Sachenrecht § 17) lesen wir, die Spezifikation schliesse geistige Probleme „von ungeheurer Tragweite“ in sich. A. Elster, im neuen „Rechtslexikon“ bemerkt dazu treffend, es handle sich auch um das Problem „Kapital und Arbeit“.

auf dem soziologischen Gebiete. Das Charakteristische der Arbeit in der modernen Ökonomie liege nämlich in ihrer Abhängigkeit und deren Grund in dem Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Hier werde, wenn auch kein rechtlicher, so doch ein faktischer Zwang ausgeübt, als Folge davon, dass ein jedes Individuum seine materiellen Bedürfnisse befriedigen müsse und wolle. Die „potestativen" und die „attraktiven" Funktionen des Eigentums wirken in diesem Sinne zusammen, und darauf beruhe das soziologische Missverhältnis zwischen den Vertretern der beiden grossen Produktionsfaktoren und habe die Veranlassung gegeben zum Gegensatz und Streit zwischen den Gesellschaftsklassen : aus diesem Streit aber sei offenbar der Gedanke des Rechts auf Arbeit entsprungen. Merkwürdig für die moderne wirtschaftliche Entwicklung sei es, dass das Kapital in seiner Eigenschaft als Besitz mehr und mehr in den Hintergrund getreten sei gegenüber dem Kapital in seiner Eigenschaft als Funktion, wie sie auch in der neuen deutschen Reichsverfassung zur Geltung komme. Aber nicht nur in Deutschland, sondern allgemein gewinne die Auffassung mehr und mehr Boden, dass allein wichtig die vom Eigentum ausgehenden Energien sind, während es verhältnismässig gleichgültig sei, wem das Kapital gehöre, das Gegenstand des Eigentumsrechtes sei (ausgenommen sind natürlich Konsumtionsmittel). Notwendig folge aber aus den dynamischen Funktionen des Kapitals, dass ein überindividuelles Betriebsrecht im Unterschiede zum bürgerlichen Recht sich entwickle, weil dieses wesentlich auf die statischen Eigenschaften des Kapitals sich beziehe und an das Verhalten des Individuums geknüpft sei. Offenbar wolle das Recht auf Arbeit als Korrelat zur einseitigen Machtstellung des Eigentumsrechts sich behaupten. Angedeutet wird hier auch, dass in letzter Linie es sich nicht um das spezifische Gewicht der Produktion von Gütern, hingegen der Entwicklung von Menschen sich handle.

II.

Dies alles dient als Einleitung zu dem Kapitel über Wesen und Werden der Arbeitslosigkeit, weil diese die notwendige Voraussetzung für die Forderung des Rechts auf Arbeit bilde. Entscheidend wirke das Verhältnis zwischen Arbeit und Eigentum. Die Arbeitslosigkeit breite umso stärker sich aus, je mehr das Besitzmoment vorherrschend und die Aufgabe des Kapitals als Funktion davon überwogen werde. Nach einem Rückblick auf vergangene Zeiten und Hervorhebung der Bedeutung, die der Geldwirtschaft auch für diese Frage zukomme, wird die Meinung abgewiesen, die noch bei den Klassikern sich finde, dass die eigentliche Schuld bei den

Arbeitern liege; heute gebe es kaum noch eine Meinungsverschiedenheit darüber, dass sie in der Hauptsache der kapitalistischen Betriebsweise zugeschrieben werden müsse. Dies sei eben die objektive Arbeitslosigkeit, der gegenüber die subjektive, die auch Mängel in Fähigkeit und Willen in sich enthält, von geringer Bedeutung sei. Die wirkliche Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung bezeichnet der Verfasser auch als strukturelle, und diese bildet für ihn die Grundlage, auf der das Recht auf Arbeit sich aufbaue: es sei eben die Konjunktur, worin jene beruhe, und diese stelle als konstruktiv verbunden mit dem kapitalistischen System sich dar. Der Verfasser setzt sich noch mit anderen Meinungen auseinander, die in ihren engen Grenzen richtig genug seien, z. B. dass die vorübergehende Erscheinung eines Überangebots auf dem Arbeitsmarkt als Folge rascher Vermehrung der Arbeiterklasse vorkomme. Eine ausführliche ökonomische Analyse schliesst sich an, die das bisherige Argument zusammenfasst und die Macht des Kapitals wie die Abhängigkeit in noch helleres Licht setzt. Mehr noch ist dem Verfasser gelegen an der dann folgenden soziologischen Analyse. Er geht hier ein auf das Zusammenarbeiten und dessen verschiedene Rationalisierung. Er gebraucht auch hier die Begriffe Gemeinschaft — wofür er das norwegische Wort „samfund" einsetzt — und Gesellschaft (selskap). Daraus — betont der Verfasser — dass das Zusammenarbeiten zwischen Klassen, wie es auf Ethik und Gemeinschaftsgeist gegründet war, gewichen und an seine Stelle Kampf zwischen den an der Produktion teilnehmenden soziologischen Gruppen getreten sei, müsse man erkennen, dass dadurch die arbeitende Klasse in eine noch schwierigere Lage als früher geraten ist. Die Zahl der Eigentumslosen sei gestiegen und damit auch die Chance für die Zunahme der Arbeitslosigkeit gewachsen — die berufene industrielle „Reservearmee" sei die Folge davon; diese rühre aber auch von dem Umstande, dass sonst noch so viele Arbeiter in der einen oder anderen Weise mit dem Boden verknüpft waren, was allmählich selten, also eine Ausnahme, wurde. Zum Schlusse dieses Kapitels rühmt der Verfasser die englischen Versuche, städtische Arbeiter aufs Land zurückzubringen. Ich glaube, dass er von der Bedeutung und den Erfolgen dieser Versuche eine etwas zu hohe Vorstellung gewonnen hat.

III.

Im vierten Kapitel wagt nun der Theoretiker sich an eine Begründung des Rechts auf Arbeit. Und zwar stellt er die philosophisch-ethische Begründung an die Spitze. Er scheint mir dadurch in einen Widerspruch zu seiner früheren Ablehnung des

Zusammenhanges zwischen Recht auf Arbeit und Sozialpolitik zu fallen, denn er hat ja die sozialethischen Motive für diese nicht verleugnet. Hier bezieht er sich zunächst auf das rationale Naturrecht, nach dem es ehemals, als es die Meinung noch für sich hatte, sich von selbst verstand, dass der Mensch nicht hungern dürfe. Das ethische Moment kommt aber in höherem Grade zum Vorschein in dem Gedanken, dass es mit den ethischen Gefühlen der Menschen nicht verträglich sei, andere Menschen ohne ihre Schuld schweren Leiden unterworfen zu sehen. Betont wird noch, dass auch bei dem ökonomischen Liberalismus eine gewisse Reaktion gegen den Egoismus, der aus jenem zu folgen schien, sich ausgebildet und dass diese Reaktion in dem Schlagwort von der „Menschenwürde" sich kristallisiert habe. Auf die Rolle, die dieser Begriff in der deutschen Philosophie gespielt hat, geht der Verfasser nur so weit ein, dass er meint, er sei auch für die Auffassung massgebend gewesen, die der Bismarckschen Sozialreform zugrunde lag. Man darf wohl sagen, dass dies ein Irrtum ist. Denn der Gesichtspunkt, den dieser hervorhob, war immer der des „praktischen Christentums", also theologisch-ethisch und caritativ. Übrigens ist die ökonomisch-juridische Begründung bei Bosse durchaus rechtsphilosophisch und hängt an dem Begriffe des Eigentums, der neuerdings seine Absolutheit eingebüsst habe, besonders im Verhältnis zur Arbeit, und in ausgesprochener Weise mit Pflichten verbunden werde, die im „Institut" des Rechts auf Arbeit ihren Niederschlag finden würden, wie sie auch der germanischen, von O. Gierke so nachdrücklich geltend gemachten Auffassung entsprechen : es werde aber in den meisten neueren Gesetzgebungen diese „soziale Funktion" wie im kommunistischen Rechtssystem schon praktisch geltend gemacht; dabei handelt es sich aber immer nur um die Verfügung der Produktionsmittel, also um das organisierte Eigentum, und dies liege wieder auf der gleichen Linie mit dem Begriff Gesellschaft im Gegensatz zum Begriffe Gemeinschaft. Damit geschieht schon der Übergang zur soziologischen Begründung, die hier erneut und unter den Gesichtspunkt gestellt wird, dass das Kapital als soziale Funktion soziologische Gruppierung bewirkt. Wenn diese Wirkung schon sehr alt sei, so sei doch in der neueren sozialen Entwicklung wichtig, dass die auf Koalition begründeten Interessenverbände entstanden und vorhanden seien. In der sozialen Funktion sowohl des Kapitals als des Menschen liege die soziologische Begründung für das Recht auf Arbeit. Der einzelne Mensch ist in ein Zwangs-Milieu gesetzt, von dem er abhängig ist ; diesem gemäss stattet die Rechtsordnung Interessengruppen mit Rechten als Machtmittel aus, von denen die Eigentumsrechte weitaus die bedeutendsten sind. Es bedarf

eines Korrelats zu diesen für diejenigen, die keinen oder zu geringen Anteil daran haben. Denn auch der Vorzug, den das Eigentum geniesst, hat seinen Sinn nur darin, dass der Mensch als Mensch das Verlangen hat, zu leben und in der Lage zu sein, sich zu versorgen. Dadurch wird, wenn er seine soziale Pflicht erfüllt, auch seine Existenz gesichert. Und nichts anderes als eine Sicherung will das Recht auf Arbeit : es will Gerechtigkeit.

IV.

Das folgende Kapitel soll auf wenigen Seiten den Inhalt des Rechts auf Arbeit beschreiben. Vielfach sei es ausgedehnt worden auf die Facharbeit, andererseits habe man es mit dem „Recht auf Lohn" gleichgesetzt, was Bosse nicht gelten lässt, während er mit jener Ausdehnung einverstanden ist. Er verweilt dann bei der Deutung als Recht auf „Beschäftigung", das jedenfalls ein integrierender Teil des Rechts auf Arbeit, aber nicht mit ihm identisch sei. Jenes setze einen bestehenden Arbeitsvertrag, dieses setze Arbeitslosigkeit voraus. Auch sei jenes schon in den Gesetzgebungen mehrerer europäischer Staaten durchgeführt, dieses höchstens prinzipiell anerkannt, und es müsse ein Recht auf die Facharbeit in sich schliessen, sofern der Arbeiter solche versteht. Das folgende grosse Kapitel (6) behandelt die „Verwirklichung des Instituts : Recht auf Arbeit" in mehreren Ländern, zuerst im Deutschen Reich. Denn Deutschland sei durch seine traurigen Zustände nach dem Kriege vorangeschoben worden und habe in einigem Masse auch in dieser Hinsicht anderen Ländern als Vorbild gedient. Der Verfasser stellt dann eine interessante Vergleichung an zwischen dem Deutschen Sozialisierungsgesetz vom 23. März 1919 und dem Artikel 163 der Reichsverfassung : dort der Ausdruck „gewährleisten" — jedem Deutschen gewährleistet das Reich die Möglichkeit —, hier der Ausdruck „soll" (die Möglichkeit gegeben werden), womit der „Garantie" ihr Boden unter den Füssen weggezogen werde. Eine sozialpolitische Vorschrift, durch finanz- und wirtschaftspolitische Einschränkungen bedingt, sei übrig geblieben. Die Reichsverfassung anerkennt keine Pflicht für den Staat und gibt dem Arbeiter keine Klage. Auch gibt es kein Recht auf qualifizierte Arbeit, und der Arbeiter kann keine Ansprüche geltend machen, wenn etwa die Gesamtheit Arbeitsherr ist. Es folgen noch mit besonderer Beziehung auf Deutschland Abschnitte über Arbeitsvermittlung und die tatsächliche Unterstützung der Arbeitslosen. Der Arbeitsnachweis, dessen hoher Wert betont wird, sei nicht als Schritt zur Konstituierung des Rechts auf Arbeit zu schätzen, ebensowenig die „produktive" Arbeitslosenun-

terstützung. Hierzu komme aber seit 1927 die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, mit der das Deutsche Reich etwas ins Hintertreffen geraten sei. Die besonderen Schwierigkeiten, unter denen Deutschland in diesen Jahren gelitten hat, werden wenigstens angedeutet. Ausführung dürfte man erwarten bei Vergleichung mit England.

Die Entwicklung in England und im britischen Reich vor und nach dem Kriege wird nunmehr ins Auge gefasst; auch die stetig fortschreitende Unabhängigkeit der Dominien und die dadurch bedingte Gefahr für die Arbeit. Dazu die zunehmende Rivalität der Vereinigten Staaten, die zu gleicher Zeit Gläubiger der ganzen Welt wurden, nebst der steigenden Bedeutung Japans als Industriestaat. Andere Momente hemmten ferner die britische Ausfuhr von Industrieprodukten : die verminderte Kaufkraft der Abnehmer, der Ehrgeiz, die Lohnhöhe aufrechtzuerhalten (d. h. die Macht der Gewerkschaften), auch als die Preise auf dem Weltmarkt fielen, alle diese Momente mussten eine grosse Arbeitslosigkeit hervorrufen, wie sie tatsächlich bald nach dem Kriege sich entwickelt hat. Daraus ging nun eine energische Aktion des Staates hervor, anknüpfend an die alten Lloyd Georgeschen Gesetze, die sich an das deutsche Vorbild angeschlossen hatten. Nachdem das erste staatliche Versicherungsgesetz für Grossbritannien nur auf zweieinviertel Millionen sich erstreckt hatte, ist der Kreis der Versicherten immer mehr erweitert worden, bis die Zahl durch die Gesetze und Verordnungen der Jahre 1920 bis 1925 auf rund 12 Millionen angewachsen ist. Bosse hebt besonders die Bedeutung des Komplexes von Massnahmen gegen die Arbeitslosigkeit hervor und den Kontrast gegen unsere Gesetzgebung, die zwar das Prinzip festgelegt, aber praktisch wenig geschaffen habe. Es ist das alte Lied, dass man den ungeheuren Schwierigkeiten wenig gerecht wird, unter denen das Deutsche Reich nicht nur infolge des Krieges, sondern erst recht infolge seiner Erschöpfung und seines erzwungenen Friedens gelitten hat. Wir meinen ja, dass wir diese Schwierigkeiten und Nöte laut genug in die Welt hinaus verkündet haben, aber der Ruf scheint kaum über die Grenzen des Reiches gedrungen zu sein. Auch das muss ertragen und sofern noch möglich verbessert werden. — An dritter Stelle erörtert unser Verfasser die grosse Umwälzung in Russland, wo allerdings mit dem Recht auf Arbeit bitterlich Ernst gemacht wurde, und zwar so, dass von vornherein die Pflicht zu arbeiten als Mittel für eine sozialistische Umstellung des ganzen wirtschaftlichen Lebens in die Umwälzung eingeschlossen war. Der Verfasser kommt aber zu dem Schluss, dass die bisherige Entwicklung in Russland gleichwohl das Recht auf Arbeit im dort gemeinten vollen Sinn als unrealisierbar erwiesen

habe. — In einem folgenden kurzen Abschnitt geht Bosse auf die Arbeitspflicht und auf die Gedanken des Popper-Lynkeus ein, dass eine Arbeiterarmee geschaffen werden müsse, um die Herstellung aller notwendigen Produkte sicherzustellen, während man die Herstellung aller Luxuserzeugnisse der freien Industrie lassen solle. Dies führt den Verfasser auf die Arbeitsdienstpflicht und die Versuche ihrer Verwirklichung in Peru, Bulgarien und Rumänien. Auch wird der merkwürdigen Ergänzung Erwähnung getan, die der Staat Norwegen im Jahr 1921 der allgemeinen Wehrpflicht beigefügt hat, indem eine zivile Arbeitspflicht denen auferlegt wurde, die aus religiösen Beweggründen den Kriegsdienst ablehnen.

V.

Die beiden letzten Kapitel wollen die dem Verfasser wichtigsten Ergebnisse zusammenfassen. Das achte kommt auf die soziologische Seite des Problems zurück. Es handle sich bei der Korrelation von Recht und Pflicht um das wesentliche und allgemeine Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft in dem von mir dargestellten Begriffe der Gemeinschaft. Der Gemeinschaftsgeist sei neu geboren und mächtig gepflegt worden unter dem Einfluss des grossen Krieges, und es sei Grund für die Erwartung gegeben, dass eine grosse Wandlung der Denkungsart bevorstehe, die bisher als ausgeprägt egoistische und auf Formen der „Gesellschaft" begründet vorgewaltet habe — man dürfe diesen Gedanken nicht sozialistisch nennen, er habe mit Politik nichts zu tun. Der Gedanke einer ethischen Erneuerung und der Glaube daran innerhalb der gegenwärtigen Zivilisation gelangt also auch hier zu einem wohlverstehbaren, obschon fragwürdigen Ausdruck.

Das letzte Kapitel (9) kommt auf die Frage zurück, wieweit das Recht auf Arbeit sich vereinigen lasse mit der auf dem privaten Eigentumsrecht beruhenden Gesellschaftsordnung, ob es etwa eine ganz neue Gesellschaft zur Voraussetzung habe. — Die Entwicklung selber gebe darauf die Antwort. Der Verfasser unterstreicht hier nochmals, das Recht auf Arbeit sei niemals Sozialpolitik gewesen und werde es niemals sein, sondern es sei im objektiven Sinne soziales Recht, von Natur, dürfen wir hinzusetzen. Sonst — wenn es Sozialpolitik wäre — sei es allerdings vereinbar mit der bestehenden Gesellschaftsordnung. Die Gründe dagegen seien ökonomisch, juridisch, soziologisch : sie werden der Reihe nach durchgenommen. 1. Es wäre eine bedeutende Ausdehnung des Staatseigentums und ein gewisses Mass von Konsumzwang unumgänglich. Das russische Experiment lehre, dass die Überführung aller agrikolen Betriebe in Staatshand unpraktisch und undurchführbar sei.

Staatswerkstätten für die Arbeitslosen würden die Folge sein, also „Staatssozialismus“. So werde in relativ kurzer Zeit die Einrichtung des Rechts auf Arbeit das private Eigentumsrecht aushöhlen und es schliesslich vernichten. — 2. Die juridische Grundlage für das Recht auf Arbeit ist ein subjektiver Anspruch an den Staat, der mit einem Klagerecht ausgestattet sein muss. Schon dadurch werde eine unermessliche Ausdehnung der Staatstätigkeit bedingt. Andere juristische Schwierigkeiten kämen hinzu, besonders wegen der Arbeitsdienstpflicht, die noch nicht ohne Zwang durchführbar wäre, und der sei mit den heute lebendigen Freiheitsbegriffen kaum vereinbar; auch wären die damit verbundenen Kosten ungeheuer. — 3. Noch kommen soziologische Bedenken hinzu. Viele Streitfragen würden sich erheben, z. B. ob die Arbeitspflicht auf geistige Arbeiter angewendet werden solle u. a. Russland habe allen diesen Schwierigkeiten begegnen wollen, habe aber allerdings auch die alten Ordnungen völlig zerstört.

Epilog.

Mir scheint, gerade weil ich die Erwägungen Bosses für begründet halte, durchaus geraten, das Problem des Rechts auf Arbeit von dem Problem einer Veränderung der bestehenden Gesellschaft und ihres Staates scharf zu unterscheiden und streng getrennt zu halten; darum auch jenes ebenso zu scheiden von dem Wunsch und guten Willen, die Arbeiterklasse in ihren Bestrebungen zu unterstützen und die periodische Wiederkehr der Arbeitslosigkeit so sehr als möglich zu verhüten. Man kann das letzte Problem nicht nüchtern und praktisch genug anfassen; wenn man diesen Grundsatz anerkennt, so wird man auf die Sozialpolitik zurückgeführt, mit der das Recht auf Arbeit nach Bosses Urteil nichts gemein hat. Wenn wir dies, seiner Darstellung gemäss, zugeben, so ist damit nicht eingeräumt, dass das Recht auf Arbeit als „Institut“ notwendig oder sogar das einzige Mittel sei, die periodische Arbeitslosigkeit mit Erfolg zu bekämpfen. Denn die Sozialpolitik, wie sie in allen heutigen Staaten eine regelmässige Praxis geworden ist, will die Gesellschaft, die als Objekt ihrer Theorie und Praxis gegeben ist, weder unbedingt erhalten noch unbedingt zerstören, wohl aber unbedingt, und zwar im Sinne der grossen Menge des arbeitenden Volkes so verbessern, wie es auf die schmerzloseste und sicherste Weise geschehen kann.

Man kann sich wohl vorstellen und als begründet erkennen, dass die industrielle oder besser die gesamte Arbeiterschaft als Klasse den Anspruch erhebe, einen bestimmten, nach ihrem eigenen Urteil

angemessenen Anteil am Jahresprodukt von Boden und Arbeit ihres Vaterlandes, d. h. vom „Sozialprodukt“ jedes Jahres zu erhalten und dauernd gesichert zu finden; dieser Anspruch wäre seinem Wesen nach nur bedingt durch die dauernde Arbeitsbereitschaft, also den Willen und die Fähigkeit, mittätig zu sein, nicht ausschliesslich durch wirklich geleistete Arbeit, sofern diese zeitweilig nicht erreichbar ist. Dieser Anspruch wäre durchaus von anderer Art als das Recht auf Arbeit; während dieser durchaus individualistisch gedacht ist, so wäre jener durchaus kollektivistisch; er könnte bestehen und als wohl begründet seine Geltung haben, auch wenn dem Recht auf Arbeit dauernd die Anerkennung verweigert würde. In Deutschland hat das Recht auf Arbeit in der gesamten sozialen und Arbeiterbewegung, ebenso wie in den Verhandlungen und Schriften des Vereins für Sozialpolitik und der Gesellschaft für soziale Reform wie nicht minder in der gelehrten Literatur im Ganzen doch nur eine geringe Rolle gespielt, so dass der Verzicht kein nennenswertes Opfer bedeuten würde. In der folgerichtig dargestellten Form, wie unser Norweger das Recht auf Arbeit deutet, als förmlicher Anspruch gegen den Staat mit Klagerecht — ist es bisher noch kaum in die Erscheinung getreten.

Aus diesen und anderen Gründen bin ich der Meinung, dass gerade im Deutschen Reiche mit dem Recht auf Arbeit wenig zu machen ist. Die Bekämpfung des Übels ist nur als energische Fortsetzung der bewährten Sozialpolitik möglich. Und zwar ist es die Form der Versicherung, die dafür gegeben, und sie ist des Ausbaus, ist noch der Vervollkommnung fähig. — Bosse selber rühmt ihre Anwendung und Verallgemeinerung in Grossbritannien. Er hebt allgemein hervor, im Unterschiede von anderen Veranstaltungen, wie dem Arbeitsnachweis, komme die Versicherung der Verwirklichung des Rechts auf Arbeit bedeutend näher als andere und frühere Versuche, das Problem anzufassen; aber den Forderungen jenes Rechtes entspräche auch die Versicherung, „jedenfalls in ihrer gegenwärtigen Form“ nicht.

Wenn die gegenwärtige Form nicht genügt — und dies muss offenbar auch für die deutsche Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit gelten (Gesetz vom 16. 7. 1927 und die Abänderung vom 12. 10. 1929) —, so wird vielleicht eine zukünftige Form das leisten, was zur Verhütung eines so ungeheuren Übels sich leisten lässt, ohne dass das Wesen der kapitalistischen Unternehmung und der Lohnarbeit davon berührt wird.

Ein anerkannter Mangel dieser Versicherungen ist die ungenügende Ordnung der Gefahrenklassen. In England, wo man dem grossen Unterschiede bei der Begründung des Gesetzes dadurch entgegengekommen ist, dass man es zunächst auf Bauarbeiter

beschränkt und erst später auf Kategorien minderer Gefahr ausgedehnt hat, ist zwar in vielen Einzelheiten die Einrichtung von vornherein sorgfältig ausgearbeitet, aber es sind weder die Gefahrenklassen hinlänglich unterschieden, noch hat in der so bald hereingebrochenen schweren Krisis die Versicherung als hinlänglich stark sich erwiesen, und dies ist offenbar das schlimmste mögliche Gebrechen. Das gilt auch für Deutschland. Wertvoll und richtig war hier der Gedanke, einen Notstock zu bilden, der mindestens in der Höhe der Beiträge gehalten werden muss, die zur Unterstützung von 600.000 Arbeitslosen für drei Monate erforderlich sei (§ 159, 1). Und es ist vorgesehen (§ 160), dass wenn der Notstock erschöpft oder auch nur die Gefahr vorhanden sei, dass er sich erschöpfe, der Beitrag für das Reichsgebiet von neuem festzusetzen sei. Der Notstock ist von Anfang an und immer wieder schnell erschöpft gewesen. Er bedarf also offenbar einer besseren Ernährung. Diese kann ihm nur zugeführt werden durch das Kapital. Und es kann leicht abgeleitet werden, dass das Kapital allein dazu berufen, wie es allein dazu fähig ist, und zwar im Verhältnisse zu seiner Stärke. Der erwähnte und schon darf man sagen allgemein anerkannte Anspruch der Lohnarbeiter als Klasse auf einen gerechten Anteil am Sozialprodukt ist in erster Linie ein Anspruch an das Kapital, das die Arbeit beschäftigt und aus ihr Gewinne erzielt. Erhöhung der Löhne und Gehälter bedeutet — nicht im einzelnen Falle, wohl aber wenn man auf die gesamte Verteilung sieht — eine Verminderung aller anderen Einkommensarten. Das Kapital ist in erster Linie verantwortlich für die Arbeitslosigkeit. Denn nachweislich gehen ihrem Wachstum regelmässig Überspannungen der kapitalistischen Produktion voraus, die in Überspannungen des Kredits und neuerdings besonders in ungeheuren Erhöhungen der Produktivkraft der Arbeit vermöge immer mehr rationalisierter Technik ihre Ursache haben. Wenn die Verpflichtung dem Kapital auferlegt würde, einen Notfonds für die immer zu erwartenden Phasen der Krise zu begründen und zu unterhalten, so dürfte diese Bedingung von vielen unternehmenden Geistern als eine schwere Hemmung empfunden werden, aber diese Hemmungen würden der Volkswirtschaft und mittelbar ihnen selber heilsam sein, denn alles, was in der Unternehmung gesund wäre, würde umso weniger davon betroffen werden. Am meisten betroffen würde die unbesonnene Spekulation, die schrankenlose Ausdehnung des Kredits, der Hasardcharakter, der dem (kapitalistischen) Handel und ebensosehr der Produktion zum allgemeinen Schaden anhaftet. Die Ansammlung eines Reservefonds für Arbeitslose hätte noch den besonderen Nutzen, den inneren Markt vor allen schweren Erschütterungen zu schützen, weil die Kaufkraft

der Massen in einigem Masse erhalten bliebe, womit dann auch dasjenige Kapital zufrieden sein dürfte, das wesentlich die Herstellung von Konsumtionsmitteln sich angelegen sein lässt.

Ich nehme den Gedanken der Einleitung wieder auf. Schon das deutsche Arbeitslosenversicherungsgesetz kannte „Notstandsarbeiten" mit der Pflicht der Arbeitslosen zur Leistung bestimmter öffentlicher Arbeiten in bestimmten Grenzen. Die mit der Wirtschaftskrise wachsenden Schwierigkeiten, den Versicherungsschutz gegen Arbeitslosigkeit zu gewähren, haben seit 1930 von Notverordnung zu Notverordnung und zu einem weiteren Ausbau des Systems der Notstandsarbeiten geführt. Sehr früh wurden in dies System die aus dem Armenrecht stammenden Fürsorgearbeiten aufgenommen. Wichtiger ist, dass in eben diesem Zusammenhange, der schon äusserlich in der erwähnten Gesetzgebung (Notverordnung vom 5. 6. 1931) sich bekundet, der sogen. „freiwillige" Arbeitsdienst auftaucht, der schon vor der Erweiterung zur Arbeitsdienstpflicht in dieser Form von jenen Kreisen gefordert wurde, die wir als die alten Gegner des Liberalismus in dem eingangs verstandenen Sinne zusammenbegreifen. Im Laufe seiner Ausgestaltung ist der Arbeitsdienst auch in Deutschland, als Forderung wie als Tatsache, zur Arbeitsdienstpflicht geworden, die wirklich nichts mehr von einem Ursprung aus dem Recht auf Arbeit, aus einem ihm entsprechenden gemeinschaftlichen Pflichtbegriff und aus seiner Reflexwirkung, der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, erkennen lässt oder an sich trägt.

Wir können mithin auch an diesem besonderen Falle beobachten, dass der Inhalt des Rechts auf Arbeit von der allgemein, wenn auch vorübergehend rückläufigen Bewegung des sozialen und politischen Lebens, als welche wir die absolute Verneinung und Bekämpfung des Liberalismus, seiner Forderungen und seines Gedankengutes, verstehen, erfasst, verändert, ja ins Gegenteil verkehrt wird. Das Recht auf Arbeit ist gewissermassen ein vorgeschobener Posten gewesen, den die einsetzende Gegenströmung zuerst hinwegspült.

The right to work.

Discussing the new book of Bosse, the author studies the significance and foundation of the so-called „right to work". In contradiction to Bosse's ideas, the significance of the „right to work" seems to the author to be essentially a matter of social legislation, and he thinks that the first step in its realization would have to be a further development of the system of social insurance. According to T., the „right to work" is one of the most advanced ideas in social legislation, an idea that was brushed aside immediately after the counter-currents of today asserted themselves.

Le droit au travail.

Dans une discussion du nouveau livre de Bosse, l'auteur recherche la signification et le fondement de ce que l'on appelle „le droit au travail". En opposition avec Bosse, il lui semble que le contenu du droit au travail est essentiellement un problème de politique sociale et un plus grand développement du système d'assurances est à ses yeux le meilleur moyen d'aborder ce problème. Tönnies tient le droit au travail pour un des postes les plus avancés d'une politique sociale progressive, poste qui a été emporté tout d'abord par le courant contraire qui domine actuellement.

Neue Literatur zur Planwirtschaft.

Von
Kurt Mandelbaum.

Die nachfolgende Übersicht gibt keinen genügenden Eindruck von der Bedeutung und Eigenart der planwirtschaftlichen Strömungen in England. Um das Bild zu vervollständigen, wären neben der früher besprochenen Literatur[1]) zahlreiche Reden und Vorschläge, über die die Zeitungen berichteten, heranzuziehen. Anders, auch umfassender, ist das Bild, das die französische Literatur in unserer Übersicht bietet. Dem theoretisch-ökonomischen Gehalt nach wenig ergiebig, ist sie doch für eine Soziologie des späten Liberalismus recht aufschlussreich. Vor einigen Jahren hatte ein Kreis junger französischer Radikaler, der seinen politischen Standort wohl noch nicht gefunden hatte, die „économie dirigée" in der Programmschrift Bertrand de Jouvenels zur Diskussion gestellt. Der Vorschlag hat in der Zwischenzeit nicht sehr viele Anhänger gefunden. Die französische Nationalökonomie aber nimmt die Debatte zum Anlass, um nahezu geschlossen ihrer tiefen Abneigung gegen jede Form des Etatismus — und dazu rechnet man die „économie dirigée" — Ausdruck zu geben. Das Bedenken, das Robbins in die Formel gekleidet hat : „scratch a would-be planner, and you usually find a would-be dictator[2])", wird in dieser Diskussion in immer wieder neuen Abwandlungen vorgetragen. Freilich geht der Liberalismus, der hier vertreten wird, durchaus mit der Zeit. Er fordert oft den autoritären Staat und ist gewöhnlich von der Notwendigkeit einer „Ordnung" der Konkurrenz durch freiwilligen Zusammenschluss der Industrien überzeugt. Da das, was die Anhänger einer „économie dirigée" vorschlagen, kaum über eine ähnlich geartete Organisation der Wirtschaft hinausgeht, sind die Gegensätze gering ; sie liegen eher auf dem Gebiet der Ideologie.

In einem grossen Teil der Literatur werden unter dem Titel Planwirtschaft alle Massnahmen einer mehr oder weniger systematischen Wirtschaftspolitik behandelt. Trotz aller Bedenken sind diese Bücher mit aufgenommen und an die Spitze gestellt worden. Wir berichten dann über einige planwirtschaftliche Programme und lassen schliesslich die Arbeiten zur ökonomischen und soziologischen Theorie der Planwirtschaft folgen.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Jg. 2, S. 257 ff.

[2]) Lionel C. Robbins, The Scope and Significance of Economic Science, S. 113.

I. Literatur über die Planwirtschaftspolitik verschiedener Länder.

1. **Siegfried, A., M. de Marcilly, P. Ernest-Picard u. a.,** *L'économie dirigée; Conférences organisées par la Société des anciens élèves et élèves de l'École Libre des Sciences Politiques. Félix Alcan. Paris* 1934. *(*304 *S.; fr. fr.* 15.—*)*

Das Buch enthält Vorträge über die Vereinigten Staaten, Deutschland, Italien und Russland. Der Begriff „économie dirigée" meint hier etwa dasselbe wie der Terminus „Etatismus" oder „gebundene Wirtschaft" : in den bezeichneten Ländern spielen der Staat oder überindividuelle Verbände eine überragende Rolle im Wirtschaftsleben. Die nationalen Eigentümlichkeiten werden, sowohl was die Zielsetzung der Wirtschaftspolitik wie ihre Mittel anlangt, stark unterstrichen. Unter diesem Aspekt wird die Wirtschaftsorganisation Deutschlands und Russlands, die je einer vorgegebenen politischen Doktrin angepasst ist, der undogmatisch experimentierenden Wirtschafspolitik der Vereinigten Staaten entgegengesetzt, während Italien dann als ein „système mixte" erscheint. Als gemeinsames Merkmal gilt die diktatorische Grundlage : „L'économie dirigée n'a donné de résultats sensibles qu'au prix d'une dictature politique" (S. 270). An diese Feststellung knüpft sich im Schlussvortrag (Gignoux), der auch auf französische Strömungen Bezug nimmt, die Ablehnung jeder Planwirtschaft von oben an. Dagegen wird die Notwendigkeit eines starken autoritären Staats betont, der nur im Bedarfsfall in die sich selbst disziplinierende, d. h. zusammenschliessende Wirtschaft eingreift.

Eine ähnliche, aber in manchem vertiefte Übersicht bietet :

2. *L'Économie dirigée : Expériences et plans. Revue d'Économie Politique* 48. *Jg. Nr.* 5, *Sept.-Oct.* 1934. *Paris* 1934. *(S.* 1401-1668*; fr. fr.* 20.—*)*

Die Beiträge stammen von Mitarbeitern aus den Ländern, deren Wirtschaftspolitik untersucht wird. So schreiben C. v. Dietze, H. v. Beckerath und F. Syrup über Deutschland, L. H. Bean, V. Jordan und J. P. Warburg über Amerika, L. Robbins und A. Plant über England, G. Bassani über Italien. Ein weiterer Artikel hat die Manipulierung der Rohstoffmärkte zum Gegenstand (F. Maurette). Die durchgehende Tendenz zu vielseitiger Regulierung tritt in diesen Beiträgen ebenso hervor wie der partiale Charakter der jeweils geübten Eingriffe. Die Stellungnahme der Autoren ist nicht einheitlich. Am stärksten fallen die Differenzen bei den Berichten über die Vereinigten Staaten auf : Jordan, der über die Industriepolitik, und Warburg, der über die Geld- und Finanzpolitik schreibt, üben scharfe Kritik an den Massnahmen der Roosevelt-Administration, die unvermeidlich zu einem bürokratischen Staatskapitalismus führten, während Bean (Landwirtschaft) im Sinne des New Deal berichtet. — Die Reihe wird abge-

schlossen durch eine Abhandlung von Noyelle über planwirtschaftliche Vorschläge, also über die Pläne der belgischen, der englischen und der polnischen Arbeiterpartei, sowie über Vorschläge aus den Reihen der französischen Gewerkschaften und des französischen Radikalismus. Noyelle, selbst Anhänger der économie dirigée (s. u.), prüft die Vorschläge vor allem unter dem Gesichtspunkt, wie weit sie neben organisatorischen Hinweisen auch die ökonomischen Mittel einer Stabilisierungspolitik angeben und wie weit sie demokratischen Charakter tragen. — Erwähnung verdient noch das Vorwort von Pirou, der wie immer in ausgezeichneter Weise die Probleme nach verschiedenen Seiten hin abgrenzt und die Untersuchungsresultate zusammenfasst.

Über die wirtschaftspolitischen Strömungen und Massnahmen in Deutschland unterrichten ergänzend folgende drei Bücher :

3. **Fried, Ferdinand,** *Die Zukunft des Aussenhandels. Durch innere Marktordnung zur Aussenhandelsfreiheit. Eugen Diederichs. Jena* 1934. *(*89 *S.; RM.* 2.60*)*

Eine Fortführung früherer Arbeiten, die zunächst in der Feststellung gipfelt, dass der Preis bei der Regulierung der Urerzeugung in Deutschland heute keine Rolle mehr spiele. Die Rohstoffproduktion wird im allgemeinen dem Bedarf unmittelbar ohne das Hilfsmittel der Preise angepasst : es wird Bedarfsdeckungswirtschaft getrieben. Dabei sei es „ganz gleichgültig“, was die erzeugten Mengen kosten; Hauptsache sei, dass sie auf eigenem Boden hergestellt werden (S. 51). Es komme nunmehr darauf an, diesen „neuen Geist und die erprobte Ordnung der Ernährungswirtschaft auch auf die Industriewirtschaft“ zu übertragen (S. 65). Industriegemeinschaften seien zu schaffen, nach innen Träger der Marktordnung, nach aussen Träger des Aussenhandels (S. 70). Der Landwirtschaftsminister Darré hat dem Buch ein Vorwort beigegeben, das es als wirtschaftspolitische Pflicht bezeichnet, „durch Gesundung der Urerzeugung allmählich eine Gesundung der Exportindustrie und schliesslich auch des Aussenhandels herbeizuführen“.

4. **Bardey, Emil,** *Zauber der Planwirtschaft. Wer taugt zum Wirtschaften? Unternehmer oder Behörde? Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Forkel und Co. Stuttgart und Wien* 1934. *(*194 *S., RM.* 3.90*)*

Der Verfasser vertritt (übrigens auf geringem Niveau) eine entgegengesetzte Strömung : er warnt vor bürokratischem Zwang in der Wirtschaft und streicht die Rolle des selbständigen Unternehmers heraus. Nicht „Gemeinnutz ohne Eigennutz“, sondern „Gemeinnutz vor Eigennutz“ sei die Losung des Führers.

5. **Bruck, Werner Friedrich,** *The Road to Planned Economy. Capitalism and Socialism in Germany's Development. Cardiff University Press Board* 1934. *(*148 *S.;* 3 *s.* 6 *d.)*

Das Buch umfasst eine Reihe von systematisch zusammenhängenden Vorträgen und Vorlesungen, gehalten am University College, Cardiff, sowie in Aberystwyth. Sie geben einen Überblick über die Entwicklung der „Planwirtschaft" in Deutschland seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. „Planned Economy" ist auch hier gleichbedeutend mit „gebundener Wirtschaft", die in Kartellierung und staatlichen Eingriffen, aber auch in der Errichtung öffentlicher und gemischtwirtschaftlicher Unternehmungen ihren Ausdruck finde und in der Autarkiepolitik des deutschen Nationalsozialismus die stärkste Ausprägung erfahren habe. Der theoretische Gehalt des Buches ist recht dürftig. Er reduziert sich auf die nur durch Analogien aus der Natur gestützte Behauptung, dass eine „reine Planwirtschaft" — worunter B. eine marktlose sozialistische Wirtschaft versteht — unmöglich sei. Liberalismus und Sozialismus seien in gleicher Weise in der Menschennatur angelegt und stünden ewig in einem Kampf, der in der Realität immer nur zu einem verschiedenen Mischungsverhältnis beider Prinzipien führte (S. 26 ff., 90 ff.).

Die bisher angeführten Arbeiten berühren kaum die Probleme einer totalen Planung und Stabilisierung. Anders

6. **Schweitzer, Robert,** *Das Experiment der Industrieplanung in der Sovjetunion. Eine betriebswirtschaftliche Untersuchung der russischen Industriepraxis. Mit Anhang: Die Schlussrechnung des ersten Fünfjahrplans der russischen Industrie und die Perspektiven für das zweite Planjahrfünft* (1933-1937). *Deutscher Betriebswirte-Verlag GmbH. Berlin* 1934. *(*141 *S. und* 8 *Anlagen; RM.* 5.—*)*

Die sehr instruktive und mit reichem Quellenmaterial belegte Untersuchung ist vornehmlich den innerbetrieblichen Planungsproblemen der sowjetrussischen Industrie gewidmet. Da die planwirtschaftliche Organisation den Einzelbetrieb in ungleich strafferer Weise als die freie Marktwirtschaft in den Gesamtkörper einordnet, führt die betriebswirtschaftliche Fragestellung des Verfassers an jedem Punkt sehr schnell zu gesamtwirtschaftlichen Analysen.

Sch. bezeichnet die russische Wirtschaft als eine Übergangswirtschaft, weil die Planung noch auf dem Boden marktwirtschaftlicher Beziehungen geschieht. Er folgt mit dieser in ihrer Begründung nicht unbedingt durchschlagenden Kennzeichnung der russisch-sozialistischen Literatur. Den bisherigen Erfolg der Planpolitik beurteilt er ziemlich skeptisch: „Erst spätere Jahre werden zeigen, ob die Investierungen des ersten Fünfjahrplans wirtschaftlich sinnvolle Anlagen waren, ob die Kapitalleitungsprinzipien der Planzentrale Willkür waren oder ob sie als Ersatz für den Marktmechanismus einer kapitalistischen Wirtschaft in Frage kommen" (S. 127).

Jedoch scheint Sch. — seine Stellungnahme ist nicht ganz eindeutig — eine rationelle Gesamtplanung unter sozialistischen Bedingungen prinzipiell für möglich zu halten. Die entscheidenden Fragen, die bei ihrer Durchführung entstehen, werden im Abschnitt B über „Die einzelbetriebliche Seite der Industrieplanung" behandelt. Aus dem Unterschied zwischen der kapitalistischen Unternehmung, die es unter jeweils gegebenen Marktverhältnissen mit autonomer Planschaffung zu tun hat, und dem sozialistischen Betrieb, der gegebene Plandirektiven konkretisiert (S. 63), ergibt sich sofort die veränderte Stellung, die in Sowjetrussland das Rentabilitätskalkül für die Wirtschaftseinheit hat : die Kompensationsmöglichkeiten in der Gesamtwirtschaft erlauben (und — so würden wir hinzufügen — die Erfordernisse einer Stabilisierungspolitik gebieten) Abweichungen von der einzelwirtschaftlichen Rentabilität (S. 68). Sehr lehrreich sind die Ausführungen über Bedeutung und Methoden der Wirtschaftsrechnung in Sowjetrussland. Überall, wo es keine Märkte gibt, also vor allem bei den Produktionsmitteln, wird mit „Verrechnungspreisen" gearbeitet, die zwar nach Sch. keine „echten Marktwerte" sind, die aber doch „eine Kostenrechnung nach altbewährten kapitalistischen Prinzipien ermöglichen und der Planungszentrale Aufschluss über Fehldispositionen und Anlass zu Umdispositionen... geben" (S. 81). Auch für das Kreditkapital, das die Industrie gegenwärtig nur teilweise zu verzinsen hat, könnte nach Sch. generell ein solcher Verrechnungszins angesetzt werden, der der Industrie bessere Grundlagen für ihre Kapitalrechnung gibt, als heute vorhanden sind (S. 94). Ein weiteres ausführliches Kapitel beschäftigt sich mit dem Problem der Messung und Hebung der Arbeitsproduktivität und -Intensität. Alle diese Untersuchungen sind in den Rahmen gestellt, der durch Teil A des Buches umschrieben ist. Hier wird das gesamtwirtschaftliche System der Pläne, der Planorgane und die Entwicklung der Planungsmethoden dargestellt, wobei sich Sch., der immer auch den historischen Verlauf berücksichtigt, eng an das bis 1927 reichende Russlandbuch von Pollock anlehnt.

II. Planwirtschaftliche Vorschläge („Pläne").

Hier sind die oben erwähnten Aufsätze von Noyelle in der Revue d'Economie de Politique sowie das unten zu besprechende Buch von Laurat heranzuziehen. Daneben :

7. *Der Plan der Arbeit. Konferenz zur Besprechung der Probleme der Planwirtschaft* 14.—16 *Sept.* 1934. *Abbaye de Pontigny. Verlag VPOD Zürich, Volkshaus,* 1934. *(77 S.)*

Die Konferenz war in der Hauptsache von Vertretern sozialdemokratischer Organisationen verschiedener europäischer Länder besucht. Zur Diskussion stand der de Man-Plan der belgischen Arbeiterpartei sowie ähnlichgeartete Vorschläge anderer sozialdemokratischer Parteien und Organisationen. Das Protokoll gibt daher einen guten Einblick in die Gedankengänge dieses sozialistischen „planisme". Er ist in politischer

wie ökonomischer Hinsicht gradualistisch und weitgehend mittelstandsorientiert. Die aus sozialen und konjunkturpolitischen Gründen propagierte „économie mixte“ (mit Teilsozialisierung) wird in ihrem organisatorischen Gefüge relativ breit erörtert. Die Losung der Kaufkraftsteigerung scheint als das ökonomische Leitungsprinzip dieser Planwirtschaft betrachtet zu werden.

8. **Mitchison, G. R.,** *The First Workers Government or New Times for Henry Dubb. With an introduction by Sir Stafford Cripps. Victor Gollancz. London* 1934. *(*528 *S.;* 5 *s.)*

Das Buch konkretisiert die Vorschläge der Socialist League (Sir Stafford Cripps, Cole u. a.), deren intellektueller Einfluss wohl trotz der Niederlage auf dem jüngsten Labour-Parteitag nicht ganz geringfügig ist. In der Form eines historischen Rückblicks werden die Massnahmen geschildert, die eine 1936 auf Grund des Wahlausgangs eingesetzte Arbeiterregierung in den folgenden 10 Jahren trifft. Diese Massnahmen sind — was die grossen Linien anlangt — den Lesern dieser Zeitschrift bekannt[1]). Aber es gibt bisher noch keine so detaillierte Darstellung, die dadurch gewinnt, dass sie immer an die bestehende Lage in den einzelnen Wirtschaftszweigen und -Gebieten anknüpft, um Notwendigkeit und Wirkung der geplanten Regelungen konkret zu zeigen. Freilich kommt neben den vielen, oft geradezu minutiösen technisch-organisatorischen Hinweisen die eigentlich ökonomische Problematik der vorgesehenen Planung zu kurz. Das Programm weicht insofern von den offiziellen Beschlüssen der Labour Party ab, als das Oberhaus hier sofort und auf jeden Fall beseitigt werden soll — die Labour Party will dazu nur im Notfall schreiten —, als die Sozialisierung ohne Kapitalentschädigung unter zeitlich befristeter Auszahlung lediglich einer Rente geschieht und als Umkreis und Tempo der Sozialisierungen grösser sind. Der konstitutionelle Weg soll auch hier streng eingehalten werden.

III. Zur ökonomischen und soziologischen Theorie der Planwirtschaft.

Wir behandeln zunächst die nichtsozialistische Literatur.

9. *Travaux du Congrès des Économistes de Langue Française* 1933. *Économie libérale et économie dirigée. L'Étalon d'Or. Les Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1933. *(*189 *S.; fr. fr.* 30.—*)*

Das Referat von de Leener und mehr noch die Diskussion beschäftigten sich im wesentlichen mit dem Begriff der „économie dirigée“. Es scheint sich ein französischer Sprachgebrauch herauszubilden, demzufolge „écono-

---

[1]) Vgl. den weiter oben bereits genannten Aufsatz in dieser Zeitschrift.

mie dirigée" oder „directionnisme" ein System mit Privateigentum bezeichnet, das **systematisch** reguliert wird. Die Abgrenzung gegenüber dem Interventionismus machte bei der Erörterung immer wieder Schwierigkeiten und wurde auch in der Regel nicht durchgehalten. Charakteristisch ist die beinahe einmütige Ablehnung jeder Planwirtschaft, die nur von einem Redner, Ansiaux, in allerdings sehr bedingter Weise vertreten wurde (S. 98 f.). Unter den ökonomischen Einwänden gegen Planwirtschaft kehrten immer wieder das Argument der mangelnden prévision (z. B. Rist S. 67), der Hinweis auf die Undurchführbarkeit internationaler Planung, die Voraussetzung des Erfolgs wäre (z. B. Baudhuin S. 93), sowie auf die Misserfolge bisheriger (partieller !) Eingriffe. Das entscheidende Argument war aber immer das politische : Planwirtschaft habe Diktatur zur Voraussetzung oder führe notwendig dazu. — Bei der anschliessenden Debatte über den Goldstandard herrschte volle Uebereinstimmung über dessen Vorzüge gegenüber der „monnaie dirigée".

10. Dechesne, Laurent, *Le capitalisme, la libre concurrence et l'économie dirigée. Recueil Sirey. Paris* 1934. *(*187 *S.; fr. fr.* 15. *—)*

Eine primitive Apologie des monopolistischen, aber von D. liberal interpretierten Kapitalismus. Alle Kritik an ihm sei fehl am Platz, habe man doch, dank seiner „action salutaire", bis 1914 in einem „wahren Eldorado" leben können (S. 130). Kritik liesse sich allenfalls an Missbräuchen der freien Konkurrenz üben. Wo diese herrsche, komme es gewiss wegen Fehleinschätzungen und Fehlanpassungen immer wieder zu Krisen. Aber einen einfacheren und besseren Wirtschaftsregulator als die automatischen Preise gibt es nach D. nicht, da menschlicher Intellekt und menschliche Moral den Anforderungen bewusster Lenkung nicht gewachsen sind (S. 89 f.). Praktisch lieferte jeder Versuch einer „économie dirigée" die Menschen einer Autokratie aus, die allwissend zu sein vorgibt (S. 133 ff.). So bleibt nach D. nur die Beschränkung der excessiven Konkurrenz, wie das bereits gegenwärtig mit Erfolg durch die industriellen Verbände geschehe (S. 155 f.). Im übrigen, so versichert der Verfasser, sei die gegenwärtige Krise gar nicht eigentlich eine ökonomische Krise, sondern die Krise des massendemokratisch entarteten Parlamentarismus (S. 163 f.).

Die soziale und planwirtschaftliche Strömung innerhalb des französischen Radikalismus vertritt in Ausführungen höheren Niveaus

11. Noyelle, Henri, *Utopie libérale, chimère socialiste, économie dirigée. Recueil Sirey. Paris* 1934. *(*233 *S.; fr. fr.* 30.*—)*

Unter den drei im Titel angegebenen Lösungen und Doktrinen wird nach N. die dritte, die économie dirigée, den gegenwärtigen Schwierigkeiten am meisten gerecht. Die absolut freie Konkurrenz, mit der die liberale Theorie bei ihren Ableitungen arbeite, habe nie bestanden und könne wegen

des systeminhärenten Widerspruchs zwischen individuellem (oder Gruppen-) Interesse und freiem Kräftespiel nie bestehen. Daher habe das Gleichgewicht, das die Liberalen unter konstruierten Annahmen mit wahrhaft sportlichem Eifer (S. 80) ständig ausrechneten, nichts mit der Realität zu tun. Überdies seien die oszillatorischen Bewegungen, die die beschränkt doch noch wirksame Konkurrenz hervorrufe, unter den Bedingungen moderner Grossproduktion und Technik so stark, dass die zunächst nur partialen Störungen sehr leicht generalisiert würden.

Die Krisen zu verhüten, ist nach N. die erste Aufgabe des directionnisme. Eine weitere ergibt sich mit der Bestimmung, dass die économie dirigée „suivant la formule française... n'est, à aucun degré, solidaire d'un régime de dictature politique. Au contraire, elle entend fortifier le régime démocratique, et plus explicitement encore : démocratiser l'Économie“ (S. 31). Diese Aufgabe könne der Sozialismus nicht leisten. Noch in seiner mildesten Form, in der er der wahren „économie dirigée“ sehr nahe kommt — bei de Man — lässt er sich nach D. statt von wissenschaftlichen Erfahrungen von einem Mythos leiten : dem Mythos der Identität von proletarischem und Kollektivinteresse. Dieser Glaube aber sei die Rechtfertigung einer Diktatur.

Der directionnisme, so fährt N. fort, verzichtet auf eine Mystik, zumindest auf eine wirtschaftliche (denn er arbeitet bewusst mit dem Mythos der politischen Freiheit, die der ökonomische Liberalismus ins Gegenteil verkehrt habe). Er behauptet nicht, bereits das Allheilmittel zu kennen, das die Krisen zu beseitigen erlaube. Ein solches Mittel zu finden, sei noch Aufgabe der Forschung. Immerhin kann nach N. eine vorläufige Lösung darin bestehen, dass die Produzenten „pénétrés enfin de la conviction que le régime de concurrence marche de crise en crise, que leur intérêt véritable n'est pas de courir périodiquement les mêmes risques, et que les répercussions sociales sont dangereuses — se décident résolument à entrer dans la voie des ententes“ (S. 209). Denn die Kartelle könnten, wenn sie nur im Aufschwung bremsend wirkten, die Konjunkturbewegung wenigstens glätten. Der Staat hätte dann nur die Aufgabe, die Politik der Verbände unter sozialen Gesichtspunkten zu kontrollieren und wirtschaftlich zu koordinieren. Alles in allem das Bild eines sozialen Kapitalismus mit korporativer Ordnung der wirtschaftlichen und liberal-demokratischer Gestaltung der politischen Sphäre.

Politische und soziologische Probleme stehen im Vordergrund bei

12. **Stanfield, John,** *Plan We Must. The Transition to National Planning. Hamish Hamilton. London* 1934. *(174 S.; 3 s. 6 d.)*

Die Notwendigkeit der Planung wird mit den Strukturwandlungen des Kapitalismus begründet, vor allem durch Hinweis auf die wachsende technologische Arbeitslosigkeit, die den Konsum immer mehr hinter der Produktion zurückbleiben lasse und die Stabilität der Wirtschaft dauernd störe (S. 16). Wer wird der Träger der kommenden Planwirtschaft sein ? Nach S. nicht das Proletariat. Es nimmt zahlenmässig ab, es verliert an

qualitativer Bedeutung in der Produktion, und es wird politisch immer machtloser. Alles was Marx seinerzeit vom Kleinbürgertum gesagt habe, gelte heute — und zwar aus demselben Grund — vom Proletariat : es geht machtmässig mit der Gesellschaftsform unter, mit der es entstanden ist (S. 47, 84). In vorbürgerlichen Ländern und in bürgerlichen Revolutionen könnte die Arbeiterklasse ähnlich wie in Russland möglicherweise noch eine revolutionäre Rolle spielen, aber in fortgeschritteneren Ländern sei schon aus militärtechnischen Gründen eine proletarische Revolution ausgeschlossen (S. 61). Die Planwirtschaft wird nach S. von den herrschenden Klassen selbst, die damit ihre soziale Position wieder befestigen, geschaffen (S. 47 f.). Sie stützen sich dabei auf die neu aufsteigende Schicht der Wirtschaftsadministratoren, Sachverständigen, Ingenieure usw. Der Aufbau der Planwirtschaft geschehe, wie das Beispiel der Vereinigten Staaten zeige, zögernd und oft gegen den Widerstand der Bourgeoisie selbst, die Teilinteressen um der Erhaltung der Grundlagen ihrer Herrschaft willen opfern müsse. Aber er geschieht in einem zwangsläufigen Prozess (S. 77-102). Dieser wird politisch erleichtert in einem System der Diktatur, aber S. hält die persönliche Freiheit für so wertvoll, dass sie trotz der „technischen" Gründe, die unter Umständen für die Diktatur sprechen, beibehalten werden sollte. Ohne auf wirtschaftliche Details näher einzugehen, sieht S. ein „Planned British Empire" im Werden. Das temperamentvolle und herausfordernde Buch enthält manche realistische Urteile.

Eine ökonomische Kritik der sozialistischen Planwirtschaft versucht ein Abschnitt aus

13. **Machlup, Fritz,** *Führer durch die Krisenpolitik. Julius Springer. Wien* 1934. *(*232 *S.; RM.* 7.80*)*

Gegenstand der Untersuchung bilden die überall angewendeten oder vorgeschlagenen monetären und nichtmonetären Massnahmen zur Krisenüberwindung. M. will zeigen, dass es keine Intervention gibt, die wirklich hilft und die nicht auch schadet. Einzig rationell seien Sparsamkeit, Hebung des Vertrauens und Spielenlassen des Marktmechanismus, der freilich nur unter zusätzlichen, höchst unrealistischen Annahmen so harmonisch arbeitet wie im M.schen „Modell" (vgl. z. B. S. 178 f.). Von den Interventionen trennt M. sehr scharf die Planwirtschaft. Diese ist nach ihm identisch mit Sozialismus. „Einen Wirtschaftsplan aufstellen kann jeder. Einen Wirtschaftsplan durchführen kann nur, wer über die Produktionsmittel verfügt... Die Produktionsmittel der freien Verfügungsgewalt einer Vielzahl von Einzelunternehmern zu überlassen, wäre daher unvereinbar mit dem Wunsch, einen einheitlichen Plan zur Durchführung zu bringen" (S. 209 f.). Aber der Sozialismus scheitere am Problem der Wirtschaftsrechnung. Es ist nach M. unlösbar, da es in dieser Ordnung keine (freien) Märkte und keine Konkurrenzpreise gibt.

Dieser alte Einwand trifft jedoch in dieser undifferenzierten Form den heutigen Stand der Diskussion kaum noch. Das gleiche muss von einigen Beiträgen gesagt werden, die in dem folgenden Buch enthalten sind

14. *Collectivist Economic Planning. Critical Studies on the Possibilities of Socialism by N. G. Pierson, Ludwig von Mises, Georg Halm, and Enrico Barone. Edited with an Introduction and a Concluding Essay by F. A. von Hayek. George Routledge and Sons. London* 1935. *(*293 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Mit dieser Publikation, der weitere Veröffentlichungen ähnlicher Tendenz folgen sollen, versucht der Herausgeber, die liberale Kritik am Sozialismus auch in England stärker zur Geltung zu bringen. Thema der Aufsätze, die in dem vorliegenden Band vereinigt sind, ist das Wert- und Rechnungsproblem; es wird auf Kosten anderer, sicher nicht minder wichtiger Fragen etwas einseitig behandelt. Ein Aufsatz von Pierson, der 1902 gegen Kautsky geschrieben und hier aufgenommen ist, stellt diesen Fragenkreis bereits in den Mittelpunkt. Es folgt ein (dem Lederer-Archiv von 1920 entnommener) Artikel von Mises mit den bekannten Argumenten. Halm behauptet in seinem Beitrag von neuem die Unmöglichkeit der Herausbildung von Zins und Produktionsmittelpreisen im Sozialismus. Erst der Schlussaufsatz von Hayek, der dem Band auch eine problemgeschichtliche Einleitung beigegeben hat, geht auf neuere Fragestellungen ein. Er setzt sich mit Dobb und mit Dickinson auseinander und richtet dann seine Hauptkritik gegen die Vorschläge eines mehr dezentralistischen Sozialismus. Hayek ist natürlich im Recht, wenn er S. 232 ff. die Unvereinbarkeit echter freier Konkurrenz mit wirksamer Planung feststellt. Aber seine Bedenken gelten darüber hinaus auch einem monopolistisch geregelten (Markt-) Sozialismus; sie betreffen in erster Linie die Prinzipien der Preis- und Kostenbestimmung sowie überhaupt der Planentscheidung und wollen zwar nicht die theoretische Möglichkeit, wohl aber die praktische Durchführbarkeit eines (erfolgreichen) Sozialismus bestreiten. Seiner Verwirklichung stehen nach H. wie nach der Meinung aller Liberalen letztlich die „imperfections of the human mind" entgegen (S. 238). Im Anhang ist eine Arbeit von Barone aus dem Jahr 1908 abgedruckt. Sie behandelt den Spezialfall einer Planwirtschaft mit freiem Konsumgütermarkt und versucht in mathematischer Ableitung zu zeigen, dass auf eine solche Ordnung die Gleichgewichtsgleichungen der freien Konkurrenz anwendbar sind. Die Planwirtschaft unterliege daher denselben Gesetzen wie die freie Wirtschaft. — Zum gleichen Ergebnis kommt:

15. **Zassenhaus, Herbert,** *Über die ökonomische Theorie der Planwirtschaft. In: Zeitschrift fur Nationalokönomie. Band* 5, *Heft* 4, *September* 1934. *Julius Springer. Wien* 1934. *(S.* 507-532*)*

Z. erörtert neben dem Fall, den Barone vor Augen hat, eine planwirtschaftliche Ordnung ohne Märkte. Auch in einem solchen System sei der ökonomische Prozess „im Grunde derselbe" wie in der freien Wirtschaft: durch Geltendmachung individueller Einflüsse und Interessen kommt nach Z. beim „Produktionsministerium" eine Bewertungsskala

zunächst für Konsumgüter und durch Zurechnung dann auch für Produktionsmittel zustande; es entsteht damit ein System von „Tauschrelationen". Durch Verschiebung der Produktionsmittel von einer Produktion in die andere ergibt sich jeweils ein Gleichgewicht, das (wie heute) durch eine ganz bestimmte Serie von „Tauschrelationen" charakterisiert ist. Auch das Ergebnis für die Gesamtwohlfahrt sei prinzipiell das gleiche wie bei freier Marktkonkurrenz: es sei möglicherweise besser, wenn Konsumgutmärkte erhalten bleiben und die Einkommensverteilung den individuellen Bedürfnissen stärker angepasst wird. Oberste Voraussetzung einer derart effizienten Planwirtschaft sei jedoch stets die Verbreitung eines Erkenntnisbestandes, den Z. für vorläufig unerreichbar hält. Seine Ueberlegungen, die die Diskussion aus „dem politisierenden Stadium herausnehmen" wollen, stellen eine ziemlich unvermittelte Anwendung der „Theorie der ewigen Wirtschaft" dar.

Einige der im folgenden angeführten sozialistischen Arbeiten setzen sich implicit mit der liberalen Kritik auseinander.

16. Laurat, Lucien, *Économie dirigée et socialisation. L'Églantine. Paris-Bruxelles* 1934. *(259 S.; fr. fr.* 15.—*)*

Zwei Drittel des Buches handeln von der Entwicklung des liberalen zum Monopolkapitalismus sowie von der Entstehung des gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Antikapitalismus. Diese Entwicklung löse unter Verschärfung der Krisen, die mit Hilfe der Rosa Luxemburgschen Theorie abgeleitet werden, die Kräfte aus, die unausweichlich zur „économie dirigée" drängen. Sie sei erst bei Beseitigung des kapitalistischen Grosseigentums möglich. Jedoch könnte die Sozialisierung nach Übernahme der Macht nur schrittweise als Teilsozialisierung erfolgen. Sie führt nach L. zu einer économie mixte, deren Aufbau in Anlehnung an Renner und unter Berufung auf Lenin geschildert wird (bei gleichzeitiger Polemik gegen die bürokratisch-diktatorische „Entartung" der nachleninschen Wirtschaftspolitik). Wichtig ist für L. der Nachweis, dass eine solche Wirtschaft die Krisen sofort beheben könnte: der früher „unabsetzbare Mehrwert" wird durch Senkung der Preise oder Erhöhung des Lohnes Konsumkaufkraft oder dient der Finanzierung öffentlicher Arbeiten. Das Buch kann als der Versuch einer marxistischen Interpretation der von de Man angeregten Planbewegung gelten.

17. Heimann, Eduard, *Planning and the Market System. In: Social Research, Bd.* 1, *Nr.* 4. *November* 1934. *(S.* 486-505*;* $ 0.50*)*.

Wir heben aus diesem Aufsatz drei Punkte hervor, die uns eine schärfere Fassung bezw. eine Ergänzung früherer Arbeiten des Verfassers zu bedeuten scheinen. Erstens: H. hatte immer die Notwendigkeit der freien Preisbildung für die Planwirtschaft betont. Jetzt wird besonders unterstrichen, dass freie Preisbildung überall da vorliegt, wo „buyers are formally free in their response to the policy of suppliers. Therefore the whole realm of

monopoly is a realm of free prices in our sense" (S. 492). Zweitens : das Minimalprogramm der Planwirtschaft, die Milderung der Konjunkturbewegung, kann nach H. durch eine in der Hauptsache restriktive Politik erreicht werden. Sie verhindert arbeitsparende Rationalisierungsinvestitionen, wenn nicht an anderer Stelle bereits die Wiederbeschäftigung gesichert ist. Drittens : Ein solches Minimalprogramm liege auf der Linie des wohlverstandenen Interesses der Unternehmer selbst. Es sei bereits im Kapitalismus durchführbar. Der für die Wirtschaftslenkung notwendige Einblick in die Struktur der Unternehmungen lässt sich nach H. erreichen, wenn nur statt der finanziellen die technische Position der Unternehmungen Gegenstand der Kontrolle ist : „Profits may be concealed, modern machines and plants cannot be" (S. 502). Kommt aber — so kann man einwendend fragen — eine solche Kontrolle nicht immer zu spät ? Und hängt nicht die freisetzende Wirkung arbeitsparender Fortschritte wesentlich vom Ausmass der Kapitalbildung ab, über das erst eine finanzielle Kontrolle Bescheid geben kann ?

18. Lerner, A. P., *Economic Theory and Socialist Economy. In . The Review of Economic Studies. Bd.* 2. *Nr.* 1. *October* 1934. *(S.* 51-62 *;* 2 *s.* 6 *d.)*

Der Artikel polemisiert vor allem gegen Dobb, der im Economic Journal, Juni 1933, unter Zurückweisung der These von der „sacredness" der Konsumentenwünsche einen Sozialismus ziemlich marktfeindlicher Prägung vertreten hatte. L. bezeichnet diese Auffassung Dobbs als eine Bürokratentheorie. Er führt die aus der Debatte über die Wirtschaftsrechnung bekannten Argumente für die Beibehaltung des Marktes im Sozialismus an und bekräftigt sie durch Urteile von Trotzky.

19. Wootton, Barbara, *Plan or No Plan. Victor Gollancz. London* 1934. *(*360 *S. ; sh.* 5.—*)*

Auf hohem theoretischem Niveau und in glänzender Darstellung behandelt W. alle wesentlichen Probleme einer sozialistischen Planwirtschaft sowie des Übergangs zu einer solchen Ordnung. Das Bild, das sie gibt, ist weitgehend durch Verarbeitung russischer Erfahrungen gewonnen. Diese kommen in mehr analytischer als deskriptiver Weise im zweiten Kapitel des Buchs zur Darstellung, nachdem das erste die Ordnung der kapitalistischen Marktwirtschaft zum Gegenstand hatte. Der Preismechanismus, der hier der einzige, wenn auch nicht auf allen Märkten mit derselben Stringenz wirkende Regulator ist, kann nach W. auch in einer Planwirtschaft nicht völlig beiseite geschoben werden : eine rein verwaltungsmässige Lösung ist nach ihrer Meinung eine „Kuriosität" (S. 55 f.). Jedoch wird in Sowjetrussland wie überhaupt in einer sozialistischen Ordnung der Marktmechanismus entsprechend einem Totalplan, der (auch) mengenmässige Direktiven gibt, in mannigfaltiger Weise manipuliert und eingeengt. Welche Funktionen er dann noch hat, stellt W. zusammenfassend S. 322 ff.

noch einmal fest. Nicht ganz überzeugend sind die Ausführungen S. 96-101, wonach die planmässig-zentrale Regelung der Kapitalbildung der Zinsrechnung im Sozialismus jeden praktischen Wert nimmt. Zu untersuchen wäre die Bedeutung der Zinsrechnung für die Beschränkung der Nachfrage nach Kapital, da die Kapitalbildung sowieso — auch heute — nicht oder nur zum geringsten Teil durch den Zins geregelt, sondern wesentlich durch die Vorgänge auf dem Arbeitsmarkt festgelegt wird. — Die sozialistische Planwirtschaft wird sich nach W. vor allem aus zwei Gründen der gegenwärtigen Ordnung als wirtschaftlich überlegen erweisen. Erstens können die zentrifugalen Tendenzen des Kapitalismus — „the conflict of the one against the many, the section against the whole" (S. 158) — überwunden oder doch zurückgedrängt werden ; in ihnen sieht W. die letztlich entscheidende Ursache der kapitalistischen „wastes". Hinzu kommt die Möglichkeit der Vermeidung von Krisenverlusten. Die Frage, ob sich diese bereits im Kapitalismus verhüten lassen, also die Frage nach den Krisenursachen, wird ausführlich, aber nicht ganz befriedigend erörtert (S. 115 ff.). W. hält die Krisen nur bei freier Konkurrenz für systemimmanent, denn nur dann zeige jedes Unternehmen ständig die Tendenz „to overshoot every mark" (S. 153). Eine feste Zusammenfassung aller Industriezweige könnte also — freilich unter Verzicht auf sonst mögliche Produktionssteigerung, also unter Minderung der gesamtwirtschaftlichen Effizienz — die Krisen verhindern, wenn nicht bei der Produktionsleitung Irrtümer unterlaufen (S. 153 ff.). Solche Irrtümer und vor allem das Fehlen eines neutralen Geldes zählt W. zu den akzessorischen, aber praktisch nicht weniger wichtigen Krisenfaktoren. Die grosse Bedeutung, die sie besonders dem monetären Faktor einräumt, zeigt folgende Bemerkung : „Money is the lubricant of that economy. A dirty lubricant will stop the wheels from going round. Change the oil, and that may be the end of talk about redesigning the whole engine" (S. 143). Nun steht nach W. auch einer Planzentrale das Prinzip einer richtigen Geldpolitik, über das sich die Wissenschaft noch streitet, nicht ohne weiteres zur Verfügung, und auch die Planstelle kann irren. Aber krisenmässige Folgen müssen dann nicht eintreten : „If the planners make mistakes exactly like the mistakes of capitalist producers..., they are by no means obliged to shut up shop unless they wish. ...Instead, goods can be offered below cost ...and the mistake is paid for in that way" (S. 191). Vor allem aber könnten bei Auftreten von Arbeitslosigkeit als Kompensation öffentliche Arbeiten begonnen werden ; ihre Inangriffnahme im jeweils erforderlichen Mass scheitere gegenwärtig am Gegeninteresse der Privatwirtschaft (S. 197 f.). — Die Überlegenheit der Planwirtschaft wird nach W. auch dadurch nicht vermindert, dass die Produktionsentscheidungen nicht mehr ausschliesslich an Preisen orientiert werden. Denn diese sind, wie eine Kritik der kapitalistischen Preisrechnung zeigt (S. 108 f.), kein exaktes Mass des jeweils erzielten psychologischen Nutzens. Voraussetzung für die grösste Steigerung der subjektiven Wohlfahrt im Sozialismus sei nur die Erhaltung der formalen Konsumfreiheit ; sie schliesst die in allen Systemen geübte indirekte Konsumlenkung nicht aus (S. 168 f.).

Der letzte Abschnitt des Buchs handelt von den politischen und ökonomischen Problemen des Übergangs zur Planwirtschaft. Hierher gehört

auch die Frage nach der Möglichkeit einer wirksamen Totalplanung im Kapitalismus. W. hält sie für undurchführbar (S. 271 ; vgl. auch die Auseinandersetzung mit Salter S. 317 ff.). Ihre Auffassungen über den Weg zum Sozialismus entsprechen den sehr gemässigten Vorschlägen der Labour Party : der Übergang soll und kann allmählich auf demokratischem Wege von einer Labour-Regierung vollzogen werden, ohne dass an der Staatsmaschinerie etwas geändert werden müsste.

Besprechungen.

Philosophie.

Hegel heute. Eine Auswahl aus Hegels politischer Gedankenwelt. Felix Meiner. Leipzig 1934. *(*84 *S.; RM.* 1.50*)*

Fahrenhorst, Eberhard, *Geist und Freiheit im System Hegels. B. G. Teubner. Leipzig* 1934. *(*126 *S.; RM.* 4.80*)*

Kühler, Otto, *Sinn, Bedeutung und Auslegung der Heiligen Schrift in Hegels Philosophie (Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie, hrsg. v. W. Schingnitz,* 8. *Heft). S. Hirzel. Leipzig* 1934. *(XII u.* 110 *S.; RM.* 4.—*)*

Hippler, Fritz, *Staat und Gesellschaft bei Mill, Marx, Lagarde. Ein Beitrag zum soziologischen Denken der Gegenwart. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1934. *(*239 *S.; RM.* 8.—*)*

Reinhard, Ludwig, *Zur Kritik der marxistischen Geschichtsauffassung. Diss. Buchdruckerei E. Sommer. Grünstadt* 1934. *(*97 *S.)*

Die bei Meiner erschienene kleine Zitatensammlung aus Hegels praktisch-politischen und systematischen Schriften will erweisen, dass Hegels Denken nicht reaktionär, sondern im aktuellen Sinne, d. h. „im Sinne Moeller van den Brucks" konservativ sei. Um diese These zu stützen, musste der — ungenannte — Herausgeber die Zitate so aussuchen und abbrechen, dass die dialektischen Schichten des Hegelschen Denkens verschwinden und ein undialektisch-statisches Bild von Gesellschaft und Staat herauskommt, aus dem Hegels fortschrittlichste Einsichten getilgt sind.

Das kleine Buch von Fahrenhorst will Hegels System auf die ihm zugrundeliegende „Weltanschauung" und ihre ethischen Konsequenzen hin untersuchen. „Eine Weltanschauung wird widerlegt nur durch die Lebensnotwendigkeit einer folgenden Generation". Hegels Philosophie wird skizziert als eine Verklärung und Auflösung der Wirklichkeit in den Geist, als eine Entwertung des Individuums, als eine Vernichtung der faktischen „Existenz" und ihrer Endlichkeit. Hegels Ethos des alles durchdringenden Geistes, die „hypochondrische Resignation", die hinter dem System steckt, „ist uns fremd geworden". „Kein Jenseits, keine Überlegung selbst von der spekulativen Gewalt Hegels wiegt uns heute... die Wirklichkeit der nackten Existenz auf, die.. einfach das ist, was wir als Leben haben...". Dem Lebensgefühl der neuen Generation erscheint der „weltenferne Idealismus" nur als ein philosophisches „Ausweichen vor der Wirklichkeit". Die Formulierungen, mit denen F. dieses Lebensgefühl umschreibt, sind in ihrem Schwanken zwischen Kierkegaard und dem „Naturgefühl" der deutschen Jugendbewegung zunächst nur der Ausdruck einer grossen Desorientiertheit. Und wenn er die Wissenschaft heute vor

die Aufgabe gestellt sieht, den Anteil „der Mächte des Blutes, des Volkstums und so fort in der Entwicklung der Kultur zu bestimmen", so ist dies gewiss nicht der Weg, den die nachhegelschen Generationen gegangen sind und gehen werden, falls die Errungenschaften dieses Idealismus wirklich „aufgehoben" werden sollen.

Auf die gründliche Interpretation der Stellung der Heiligen Schrift innerhalb der Hegelschen Philosophie, die Kühler vorlegt, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Wir weisen nur auf seine brauchbare „Bibliographie über die Stellung Hegels und der Hegelianer zur Theologie" hin, die auch die Junghegelianer berücksichtigt.

Hippler behandelt Mill, Marx und Lagarde als die Zeitgenossen der „grundlegenden Entfaltung des Kapitalismus und bürgerlichen Klassenstaates" : Mill als den Vertreter der optimistischen Ideologie des liberalistischen Unternehmertums, Marx als den Vertreter des ökonomisch-materialistischen Sozialismus und Lagarde als den Vertreter des national-organischen Wiederaufbaus. Den grössten Teil des Buches nehmen Darstellungen der Staats- und Gesellschaftslehre von Mill, Marx und Lagarde ein, die keinerlei neue Erkenntnisse geben. Die Einleitung entwirft das organizistisch-nationalistische Geschichtsbild, in das H. die drei Theorien der Gesellschaft einfügt : Lagarde erscheint als die zukunftsweisende Erfüllung, während alle „grundsätzlichen Gedanken" des Marxschen Werkes, „soweit sie über blosse Analysen hinausgehen", nur Ausdruck der „rassenmässigen Struktur" seines Verfassers sind !

Reinhard verspricht eine „immanente" und eine „theologische" Kritik der marxistischen Geschichtsauffassung. In der immanenten Kritik glaubt er gezeigt zu haben, dass der Marxismus aus drei Gründen gescheitert ist : seine scheinbare Wissenschaftlichkeit ist ein weltanschaulich bedingtes Dogma ; sein Materialismus entsprang nur der Gegnerschaft gegen den Idealismus und wird von Marx nur „da und dort" gebraucht, während die Ausrichtung auf einen Zustand der Natur- und Selbstmächtigkeit des Menschen ihn wieder dem Idealismus nähern und ihn so zum ausgesprochenen Eklektizismus machen. — Die theologische Kritik setzt der marxistischen Weltanschauung „die Infragestellung der Mächtigkeit des Menschen durch die Mächtigkeit Gottes" gegenüber : die marxistische Entwicklungsidee soll durch das christliche Bewusstsein der „prinzipiellen Unmöglichkeit einer immanenten Sinnerfüllung" überwunden werden. Standort und Begrifflichkeit der Kritik liegen ausserhalb einer möglichen Diskutierbarkeit.

Herbert Marcuse (Genf).

Rickert, Heinrich, *Grundprobleme der Philosophie. Methodologie. Ontologie. Anthropologie. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1934. *(IX und* 233 *S. ; RM.* 7.50, *geb. RM.* 9.50*)*

Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie. Neue Folge des Logos. Herausgegeben von Hermann Glockner und Karl Larenz. Band 1, *Heft* 1. *J. C. B. Mohr. Tübingen* 1934. *(*118 *S. ; RM.* 5.60*)*

In seinem neuen Buch legt R. nochmals, in Form einer Einleitung in die Philosophie, die bekannten Grundlinien seines Systems dar. Er

bestimmt die Philosophie als „Wissenschaft vom Weltganzen“ und teilt ihren Gegenstandsbereich ontologisch in die vier Seinsbereiche des sinnlich wahrnehmbaren, psychophysischen Seins, des unsinnlichen, verstehbaren Seins der geltenden Werte, des unobjektivierbaren, aller „Welt“ vorangehenden erkennenden Subjekts mit seinem vorgegenständlichen Material — ein Seinsbereich, dessen philosophische Untersuchung jetzt als „Prophysik“ bezeichnet ist — und des nur in symbolischer Erkenntnis zugänglichen Reichs der Metaphysik. Im letzten Hauptabschnitt des Buches, der die Probleme der philosophischen Anthropologie entwirft, nimmt R. endlich zu den Fragen Stellung, die die deutsche Philosophie gegenwärtig am heftigsten bedrängen sollten. Es finden sich hier Kapitel über „Mensch und Gesellschaft“, „Mensch und Geschichte“, „Historischen Relativismus“ usw. Und gerade hier sind die Fragen und Antworten des Philosophen von einer erschreckenden Dürftigkeit. Das Problem des Sozialismus sieht er ausschliesslich unter der Alternative Individualismus — Kollektivismus und entscheidet es mit einem Sowohlalsauch; der „ökonomischen Geschichtsauffassung“ hält er entgegen, dass die Wirtschaft doch schliesslich nur zu den „Bedingungswerten“ gehöre und nicht über den Sinn des Menschen im Weltganzen bestimmen könne; die Nation hält er für einen „erotischen“ Wert, da er nicht aus Pflicht, sondern aus Neigung erstrebt werde. Mit aller wünschenswerten Klarheit spricht sich R. aber da aus, wo er den Widerstreit zwischen Weltanschauung und historisch-politischer Situation behandelt: Da die gesamte deutsche Kultur augenblicklich noch in Gefahr schwebt, „sollte kein Deutscher, der in unseren Tagen innerhalb Deutschlands Kultur wirken will, sich gegen das Vorwiegen der national-politischen Kulturziele auflehnen. Falls seine ausserwissenschaftliche Weltanschauung mit dem, was ‚Forderung des Tages' ist, nicht übereinstimmt, sondern ihren Schwerpunkt in anderen Kulturgütern als im nationalen Staate sieht, hat er seine Ansichten über den Sinn des gegenwärtigen Lebens der historischen Situation anzupassen“. Diese Anpassung ist das letzte Wort, das die „Heidelberger Tradition in der deutschen Philosophie“, der R. noch vor vier Jahren einen schönen Nachruf gewidmet hat, zu sagen weiss.

Heinrich Rickert hat auch seinen Namen als Mitarbeiter für die neue Form des „Logos“ geliehen, die aus der „Internationalen Zeitschrift für Philosophie der Kultur“ eine „Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie“ macht. Was das bedeutet, zeigt der programmatische Einleitungsaufsatz von Hermann Glockner. Hier bemüht sich der Verf., nachdem er verkündet hat, dass „der Wille, in bestimmter Weise zu philosophieren“ für „unsere Fragen fast entscheidender als die Philosophie selbst“ sei, um eine Wesensbestimmung der „Deutschen Philosophie“. Er teilt mit, dass die deutsche Philosophie „in höherem Grad als irgend eine andere“ auf Lernen und Lehren beruht, „in höherem Grad als irgend eine andere“ dem Volk entsprungen und dem Volk verbunden ist und „in höherem Grad als irgend eine andere“ sich auf Kritik und Selbstkritik gründet. Er findet, dass die deutsche Philosophie die Spannung „zweier Seelen“ in sich trägt: die „Soldatenseele“, die besonders schön im „draufgängerischen Landsknechtstum Friedrich Nietzsches“ zu Tage tritt, und die „Bauernseele“: „Der deutsche Philosoph ist fromm, wie der Bauer fromm ist,

wenn er über die Felder geht und die unterirdischen Kräfte fühlt". Ferner entdeckt er, dass die deutschen Philosophen „selten geistreich, fast niemals rednerisch, oft geschmacklos, bisweilen aber auch wirklich tief" sind. — Das erste Heft enthält unter anderem noch einen Aufsatz von Larenz über „Volksgeist und Recht" und von H. Schrade über „Die Abstimmungsurnen des Deutschen Reichstags. Ein Beitrag zum gegenwärtigen Problem der künstlerischen Aufgabe"! Herbert Marcuse (Genf).

Reiner, Hans, *Die Existenz der Wissenschaft und ihre Objektivität. Die Grundfrage der Universität und ihrer Erneuerung. Max Niemeyer. Halle* 1934. *(48 S.; RM. 1.—)*

Ritter, Joachim, *Ueber den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen. Alfred Protte. Potsdam* 1933. *(30 S.; RM. 0.90)*

Als eine der vielen Verteidigungsschriften einer im Dienste des totalautoritären Staates stehenden Wissenschaft verdient die Schrift von Reiner nur Beachtung durch den besonders „existenziell" gefärbten Opportunismus, der sich in ihr ausspricht. R. will den „Entwurf einer existenziellen Deutung der Wissenschaft" vorlegen. Er tut dies in 6 Thesen, die entweder nur Heideggersche Sätze in vergröberter Form wiederholen oder Flachheiten zu tönenden Worten aufblähen. Die „innere Ausweitung, Bereicherung und Vertiefung des Daseins und seiner Welt, die sich ergibt, wenn es aus dem Sicheinlassen auf die Welt in Betrachtung und Einsatz sich zurückzieht und in der Besinnung die Gewinnung des Anblicks und Überblicks über das Seiende gegen alle Hindernisse durchsetzt : diese innere Ausweitung ist der existenzielle Sinn der Wissenschaft". Schnell ist mit Hilfe von „Einsatz", „Einsatzmöglichkeit" und „Einsatzbereitschaft" dieser „existenzielle" Sinn der Wissenschaft zum völkischen Sinn geworden : „In vielen, insbesondere in den Geisteswissenschaften, wird der Standort stets notwendig national bedingt, für uns also der Standort des Deutschen sein". Darüber hinaus liegt die „nationale Bedeutung der Wissenschaft" darin, dass „nur ein Volk, das die Wissenschaft pflegt, auch die Grösse des eigenen Einsatzes finden kann". (Auch die „Reinhaltung der Rasse" zählt R. zu den eigenen Einsatzmöglichkeiten des Daseins). R. erinnert sich (wohl aus der Zeit, da er noch Schüler Husserls war, dessen Namen er jetzt bei der Erzählung seiner geistigen Herkunft verschweigt) auch noch an eine andere Funktion der Wissenschaft : Verständigung und Einigung im Kampf um die Wahrheit. Dem naheliegenden Einwand, dass doch „in unserem völkischen Dasein die Einigung nicht durch Diskussion hat erzielt werden können", begegnet er mit der originellen Lösung, „dass allerdings der ungehemmte Kampf der Meinungen als Mittel zur Einigung der Volksmassen nicht geeignet" sei, dass aber unter den „zur Verantwortung und Führung Berufenen" dies Mittel der Einigung umso weniger entbehrt werden könne.

Ritter unterzieht die neuere philosophische Anthropologie und ihren Anspruch, eine Wesenserkenntnis des „Menschen überhaupt" zu geben, einer bei aller Kürze weittragenden und treffenden Kritik. An Hand der „objektiv metaphysischen" Anthropologie Schelers und der „anthropolo-

gischen Metaphysik" Heideggers weist er nach, dass die philosophische Anthropologie entweder nur den derzeitigen Stand der Einzelforschungen zusammenfasst und in ungerechtfertigter Weise verabsolutiert (der Fall Schelers : tatsächliche Unterschiede werden zu Wesensunterschieden umgedeutet ; das Produkt langer historisch-genetischer Prozesse erscheint statt als Resultat als Grund der Entwicklung) oder aber die subjektive Situation eines bestimmten Daseins als Existenzialien des Daseins überhaupt ansetzt (der Fall Heideggers). Die philosophische Anthropologie erkauft ihre Wesenserkenntnis vom „Menschen überhaupt" mit einem Verzicht auf alle wirkliche Konkretion und Relevanz : „Die Philosophie gewinnt in der Anthropologie den glänzenden Schein einer Weltanschauung, aber sie verliert ihre wissenschaftliche Funktion, ihre Rolle als Förderin und Helferin entwicklungsfähiger, die blossen Subjektivismen einschränkender Erkenntnis". Folgerecht muss sie die individuelle „existenzielle Entscheidung", den „Einsatz der Person" u. a. zu Voraussetzungen der Erkenntnis machen. „Metaphysik und Anthropologie wenden sich gegenwärtig faktisch gegen die Wissenschaft und damit auch gegen die Lebensbedeutung der wissenschaftlich gesicherten Erkenntnis". Paul Findeisen (Zürich).

Behn, Siegfried, *Das Ethos der Gegenwart. Peter Hanstein. Bonn* 1934. *(77 S. ; RM.* 2.50, *geb. RM.* 2.70*)*

B. will das die Gegenwart beherrschende Ethos, sein Auswahlprinzip und sein Wertsystem schildern. Er charakterisiert es als das „kämpferische Ethos" des „edlen" bzw. „adligen" Menschen : der „Edelwert" gilt als der Vorzugswert, auf den hin alle anderen Werte ausgerichtet werden. Typische Momente der Edelwertethik sind die Wertungen des Führertums, des Heldischen, der Ehre, Zucht und Rasse. — B.s Buch ist ein ausserordentlich interessantes Dokument für die Angleichung der katholischen Philosophie an die faschistische Weltanschauung. Sie geht sehr weit, — so weit, dass sie z. B. zu dem schlechthin unchristlichen Satz sich versteigt : „schliesslich ist alle Ehre politische Ehre ; mit der des Landes ist auch die eigene Ehre verloren". Sie führt dazu, selbst höchste ethische Normen dort in den Wind zu schlagen, wo es politische Interessen zu verlangen scheinen : bei dem Befreiungskampf der farbigen Rassen gegen die Weissen wird nur gefragt : „Hammer oder Amboss, ... Herr oder Knecht ; denn ein Drittes gibt es nicht. Eine Verteilung nach dem vermeintlich gerechten Grundsatz Jedem das Gleiche würde der weissen Menschheit solche ungeheuren Rückzüge aufnötigen, dass dies mit Selbstvernichtung gleichbedeutend wäre" (wobei B. vergisst, dass eine Haltung, wie er sie hier vorschlägt, wohl auch mit dem von ihm selbst als „echtem" Grundsatz der Gerechtigkeit verkündeten Prinzip Jedem das Seine ganz und gar unverträglich ist). — Die Kritik am Ethos der Gegenwart beschränkt sich auf die geforderte Unterordnung des Edelwertes unter den Höchstwert des Heiligen und die Betonung der heute vernachlässigten Werte der Demut, caritas u. a. Walter Funck (Genf).

Fischer, Friedrich Carl, *Die Nullpunktexistenz. Dargestellt an der Lebensform Sören Kierkegaards. C. H. Beck. München* 1933. *(VII u.* 224 *S.; RM.* 7.—*)*

F. gibt keine philosophisch oder religiös orientierte Würdigung des Werkes Kierkegaards, sondern will K. als besonderen psychologischen Typus darstellen. Er sucht nachzuweisen, dass K. in seiner Lebensgestaltung der von ihm aufgestellten Forderung : sich eindeutig zu entscheiden und entschlossen zu handeln, nicht nachgekommen ist, sondern zwischen dem Entweder-Oder der Entscheidung in der Schwebe der Indifferenz verblieb und zweideutig und standpunktlos existierte. Für F. ist K.s eigentlicher Stand-punkt : der Nullpunkt und K.s Existenz eine Nullpunkt-existenz. Diese Behauptung zu begründen, stellt sich F. als Aufgabe. Im Anschluss an Freud, Bleuler, Adler, Jung und W. Stern gibt er eine Analyse der Persönlichkeitsstruktur K.s und zwar in 5 Querschnitten durchs K.s Existenz- und Erlebniskreise.

F. weist nach, dass sich K.s Nullpunkthaltung kundgibt: 1. als Ambivalenz im Kreise des Sinnlich-Aesthetischen (Sphäre des Gefühls und der Anschauung); 2. als Dialektik im Kreise des Theoretischen (Sphäre des Geistigen); 3. als Problematik im Kreise des Praktisch-Ethischen (Sphäre der individuellen Willensentscheidung); 4. als Schwermut im Kreise der Gemeinschafts-Beziehungen (Sphäre des sozialen Handelns); 5. als Geistigkeit im Kreise des Übersinnlichen (Sphäre der Religion). In all diesen Existenzkreisen zeigt sich immer wieder, dass K. zwiespältig zwischen These und Antithese dynamisch-dialektisch in ständiger Flucht vor der Realität als fragwürdige Wirklichkeit existierte. K. war „der Existenz-Philosoph", der, um die Existenz ideell zu umfassen, um sie allseitig in ihren Möglichkeiten zu erschöpfen, real zu keiner Konkretisierung kommen durfte, sich selbst nur in seinen Möglichkeiten „dichten" konnte, und damit eben Nullpunktexistenz war.

Diese psychologisch-typologische Charakteristik ist aufschlussreich und verdienstvoll (besonders auch wegen der Zitation vieler bisher unbekannter Zeugnisse aus K.s Werken, Briefen und Tagebüchern), aber sie ist unbefriedigend, weil sie (wie alle Typologie) darauf verzichtet, die historischen Zusammenhänge aufzudecken, aus denen allein ein bestimmter, doch nie zeitloser Typus verständlich werden kann.

Paul Friedrich (Heidelberg).

Allgemeine Soziologie.

Toynbee, Arnold J., *A Study of History. Oxford University Press. Humphrey Milford. London* 1934. *Three Volumes. (Vol. I,* 476 *pp., Vol. II,* 452 *pp., Vol. III,* 551 *pp.;* 21 *s. each or* 52 *s.* 6 *d. set)*

These three volumes contain PTS. I-III of a finely planned work which is to consist of thirteen parts and is to give a philosophical and sociological

survey of the whole field of history. They are devoted to an explanation of the fundamental methods and principles to be used and to an account of the main forces at work in the genesis and growth of civilisations. The other parts are to deal with the breakdown and disintegration of civilisations, with contacts between civilisations in space and time, with rhythms in the history of civilisations and with the prospects of Western civilisation. The work is on a scale rarely attempted by English scholars and is impressive both for the vastness of its design and the brilliancy and vitality of its exposition.

Professor Toynbee takes as his units of study not national states but societies or civilisations of which these are but parts. He begins by an elaborate attempt to determine the number of societies which can be regarded as independent in the sense that each constitutes „an intelligible field of historical study". He distinguishes twenty-one specimens of which fourteen are now extinct. These he classifies in various ways so as to range them in a continuous series. At the one extreme are societies that are wholly unrelated to any others, either earlier or later than themselves. At the other extreme are societies so intimately related that the question arises whether they are really distinct civilisations. Between them are societies in various degrees of relationship. Thus societies may be ‚affiliated' through having derived their religion from a universal church, or the relation may consist in the fact that the later society has been precipitated by a Völkerwanderung which accompanied the fall of the universal state belonging to the earlier society. The classification of societies and especially the distinction drawn between various modes of ‚affiliation' is made to yield a whole philosophy of civilisation. The twenty-one societies are shown to be comparable and to provide material for an analysis of the factors at work in the genesis and growth of civilisations.

Of the factors affecting genesis Professor Toynbee discusses mainly race and environment. He concludes that neither can be taken as an independent cause. The number of civilisations that can be attributed to the unaided efforts of a single race is so small that they must be regarded as exceptions to the general rule that civilisations require contributions by more than one race. Professor Toynbee does not raise here the important question of the relative importance of race mixture and culture contact, and seems to accept the view that the physical intermingling of races is an important cultural stimulant. As to the environment he shows that civilisations can and do arise in utterly diverse circumstances and that therefore the environment, human and non-human cannot be a fundamental cause in the genesis of civilisations.

In Vol. II the causes of civilisation are shown to be highly complex. The formula which is adopted is that of an interplay between challenge and response. Five types of challenge are studied in detail, namely the challenge of hard countries, new ground, blows, pressure and penalisation. Evidence is given for the generalisation that the most stimulating challenge is to be found in a mean between a deficiency of severity and an excess of it. The analysis here is very subtle and the rich data are handled with great skill.

Volume III is devoted to the growth of civilisations. This is shown to consist in a rhythm of challenge and response, in other words in a process of differentiation passing through integration to further differentiation. The criterion of growth is progress towards selfdetermination. As societies develop they become increasingly independent of the external environment, they have to reckon less with challenges delivered by alien adversaries and more and more with self-presented challenges which are fought out in the arena of the inner life. The movement is not to be interpreted as determined either by a deterministic push or a teleological pull. To describe it Professor Toynbee makes use of Bergson's conception of the élan vital, but his view remains obscure, and in the end there is resort to an immanent telos. Growth is initiated by small minorities and in the last resort the driving force of social change is found in the creative efforts of individuals. To creative individuals is ascribed an almost mystic character : they represent in Bergson's words the emergence of „a new species composed of a single individual". The appearance of these individuals of genius precipitates a conflict only resolved when the minority succeeds in imposing its vision upon the social mind, or at any rate of calling into play the primitive impulses of imitation. The relation between gifted individuals and the rest of society is one of reciprocal challenge and response. The process involves a temporary withdrawal from public life by the creative minority and a later return with renewed vigour to the task of reconstruction. This series of challenges and responses is illustrated by a survey of the role played by creative minorities chosen from the whole field of human history, but it fails, I think, to carry conviction owing to the somewhat vague account of the relation between the individual and society. The different societies go through the process of growth in their own way, yet in Toynbee's view there is an underlying unity behind the variety, and the movement of differentiation is only a phase in a process of development leading to integration. It is this underlying unity that makes possible the comparative study of civilisations.

Criticism of Professor Toynbee's fundamental concepts must be deferred until the appearance of the later volumes in which they will no doubt be further elucidated and tested. Meanwhile all students of the social sciences will welcome this courageous and inspiring attempt at a new philosophy of history.

Morris Ginsberg (London).

Benedict, Ruth, *Patterns of Culture. Houghton Mifflin Company. Boston and New York* 1934. *(285 pp.; $ 2.50)*

Dr. Benedict considers the ethos or the particular genius, that is, the dominating character, the motives and attitudes controlling individual and group behaviour, which she calls the „configuration". This „configuration", an unhappy word, is that without which an unfamiliar culture remains vague and unrealizable to us, that which, when we have grasped it fully, makes the strange way of life come alive. The understanding of this „configuration" depends upon a varied and intensive knowledge of

the culture considered, and this Dr. Benedict has had either directly as in the case of the Pueblo Indians of the Southwest of the United States or indirectly, in Dr. Boa's complete knowledge of the Kuakiutl Indians of the Northwest Coast of America, and of Dr. Fortune's work with the Dobuans of Melanesia. These three cultures serve Dr. Benedict as case material in her analysis of „configurations". And through a happy faculty of easy expression and the emphasis of salient detail she is able to make these different people breathe the clear vital air. This realistic presentation of such diverse cultures is itself an accomplishment, particularly in such short space as she requires, and one that should lead any student of society to a more objective point of view. But this delving into the dominant character of an ethos leads also to most helpful attitudes toward our own civilization. Confusion of our forms of customs with „Human Nature" seems ridiculous in the light of sane adjustments in which „Human Nature" is something altogether different. Dr. Benedict stresses the necessity of a clearer analysis of abnormality by a rational society, that is, one that insists not only on appraising the standards and motivations of past decades, but engineers those changes which will further the truly human values. Martha Champion (New York).

Mayer, Gustav, *Friedrich Engels. Bd. I. Friedrich Engels in seiner Frühzeit. Zweite Aufl. (IX u.* 393 *S.). Bd. II. Engels und der Aufstieg der Arbeiterbewegung in Europa. (VIII u.* 585 *S.). Martinus Nijhoff. Haag* 1934. *(Hfl.* 10.—*)*

Cornu, Auguste, *Karl Marx. L'homme et l'œuvre. De l'hégélianisme au matérialisme historique.* 1817-1845. *Félix Alcan. Paris* 1934. *(XI u.* 427 *S.; fr. fr.* 40.—*)*

Cornu, Auguste, *Moses Hess et la Gauche Hégélienne. Félix Alcan. Paris* 1934. *(VIII u.* 120 *S.; fr. fr.* 15.—*)*

Carr, E. H., *Karl Marx. A Study in Fanaticism. J. M. Dent. London* 1934. *(VIII u.* 315 *S.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Marx, Karl, Friedrich Engels, *Briefe an A. Bebel, W. Liebknecht, K. Kautsky und Andere. Teil I* 1870-1886. *Besorgt vom Marx-Engels-Lenin-Institut Moskau. Verlagsgesellschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR. Moskau* 1933. *(XVI u.* 592 *S.; fr. s.* 6.—*)*

Karl Marx. Chronik seines Lebens in Einzeldaten. Zusammengestellt vom Marx-Engels-Lenin-Institut Moskau. Marx-Engels Verlag. Moskau 1934. *(*464 *S.; fr. s.* 6.—*)*

Gustav Mayers grosse Engels-Biographie liegt mit dem jetzt erschienenen zweiten Bande abgeschlossen vor : gleichzeitig ist auch der erste Band in neuer, auf Grund des inzwischen zugänglich gewordenen Materials verbesserter Auflage herausgegeben worden.

Die Biographie erzählt Engels' Leben auf dem Hintergrunde der Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, mit gründlichen Analysen der Engelsschen Schriften und in sich abgeschlossenen Kapiteln über seine „Weltanschauung" und

„Geschichtsauffassung". Die letzten Abschnitte des zweiten Bandes, in denen M. das erst jetzt zum Teil veröffentlichte Briefmaterial verwertet, geben eine klare Darstellung der entscheidenden Rolle, die Engels bei den Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie unter und nach dem Sozialistengesetz gespielt hat. Sie zeigen vor allem seinen dauernden Kampf gegen die reformistischen Strömungen innerhalb der deutschen Partei, besonders in den scharfen Kritiken des Gothaer und Erfurter Parteiprogramms und in seinem Drängen, den Abgrund zwischen Marx und Lassalle gerade in Deutschland offenbar zu machen. — M. hat in jahrelanger Arbeit alles erdenkliche Material für eine Engels-Biographie zusammengetragen und sein Buch zu einem für das Studium der Geschichte der Arbeiterbewegung unentbehrlichen Werkzeug ausgestaltet.

Die Grenzen seines Werkes, die in der heutigen Situation sehr fühlbare Grenzen sind, hat der Verfasser selbst im Vorwort angegeben : Er bezieht sich dort auf Diltheys Satz von der „Biographie als Kunstwerk" und teilt mit, dass sein Buch mit „soziologischen, philosophischen, ökonomischen oder gar politischen Werken der Art" nicht in Wettbewerb treten will. Die so „objektiv" verstandene Kunstform der Biographie schützt ihn vor jeder „Stellungnahme". Wie sehr aber solche Haltung den Gegenstand der Biographie selbst entfernt und verändert, wird deutlich, wenn man von Mayers Engels-Buch an Mehrings Marx-Biographie zurückdenkt.

Die bisher erschienenen Bände der Marx-Engels-Gesamtausgabe, in denen die Schriften von Marx und Engels bis zum Jahre 1848 nunmehr vollständig vorliegen, geben das wesentliche Material für ein Studium dieser Periode sozialistischer Theorie und Praxis. Cornu hat es sich zur Aufgabe gemacht, sie als eine Entwicklung vom Hegelianismus zum historischen Materialismus darzustellen. Neben einer Spezialstudie über Moses Hess gibt er eine Biographie Marxens von den Anfängen bis zur „Heiligen Familie" und den Feuerbachthesen. Es ist eine fleissige Arbeit, in der Marxens Entwicklung in stetem Zusammenhang mit der Entwicklung der hegelschen Linken (besonders Bruno Bauers, Hess', Feuerbachs und Ruges) dargestellt ist. Wie auf Grund des rein ideengeschichtlichen Leitgedankens „vom Hegelianismus zum historischen Materialismus" der Standpunkt des Verfassers sich gestaltet, zeigt ein Satz aus dem Vorwort : „Marx doit aux Jeunes Hégéliens... la plupart des idées de sa doctrine. Ceci ne diminue du reste pas son mérite..."

Das Buch von Carr ist in schein-wissenschaftlicher Form eine Tendenzschrift, in der Person und Werk von Marx diffamiert und entwertet werden sollen. Auch hierin bringt sie kaum etwas Neues : sowohl die Forderung einer Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf diese selbst wie antisemitische Bemerkungen und Erzählung unrichtiger oder unbestätigter Geschichten sind altbekannte Methoden solcher „Marxkritik".

Zwei neue wichtige Quellenwerke zur Geschichte der Arbeiterbewegung sind in letzter Zeit wieder erschienen. Die Chronik des Lebens von Karl Marx gibt von allen Ereignissen seines Lebens, über die irgendwelche Belege erreichbar waren mit Angabe der Quellen Rechenschaft und stellt so ein wertvolles Hilfsmittel dar. Der Anhang enthält eine gute Bibliographie der Marxschen Werke und Schriften.

Die Briefe von Marx und Engels an Bebel, Liebknecht, Kautsky, und andere Führer der deutschen Arbeiterbewegung zeigen die entscheidende Rolle, die Marx und Engels in der praktischen Leitung und Politik der ersten Internationale und der deutschen Partei gespielt haben. Aus der Diskussion der aktuellen Fragen der Parteitaktik erwachsen die Probleme der Parteispaltung und Parteikoalition, des „Rechts auf Arbeit" mit den gesellschaftlichen Hintergründen dieser Parole usw. In all diesen Fragen nehmen Marx und Engels gegen Lassalleaner und Opportunisten Stellung. — Der Briefwechsel ist als ganzer bisher noch nicht veröffentlicht worden; nur Auszüge waren bekannt. Ausführliche Register sind dem Bande beigegeben. Herbert Marcuse (Genf).

Sombart, Werner, *Deutscher Sozialismus. Buchholz & Weisswange. Charlottenburg* 1934. *(XVI u.* 347 *S.; RM.* 4.80*)*

Spann, Othmar, *Kämpfende Wissenschaft. Gesammelte Abhandlungen zur Volkswirtschaftslehre, Gesellschaftslehre und Philosophie. Gustav Fischer. Jena* 1934. *(*245 *S.; RM.* 8.—, *geb. RM.* 9,50.*)*

„Nur wer an die Macht des Teufels glaubt, kann verstehen, was sich in den letzten anderthalb Jahrhunderten in Westeuropa und Amerika zugetragen hat. Denn nur als Teufelswerk kann gedeutet werden, was wir erlebt haben." Im „ökonomischen Zeitalter", an dessen Ende wir stehen, hat „Satan die Menschen auf seine Bahnen gelenkt", den Glauben an eine jenseitige Welt zerstört, alle niedrigen Triebe zu nie gekannter Entfaltung gebracht, sie mit dem „Geiste des Materialismus, der Technomanie, des Fortschrittsglaubens, der Hetze usw. erfüllt". Der deutsche Sozialismus bedeutet die „Abkehr vom ökonomischen Zeitalter in seiner Gänze", er ist „Anti-Kapitalismus", er schickt „die dynamische Wirtschaft des Kapitalismus dahin, woher sie gekommen ist : zum Teufel".

Diese wenigen Sätze geben ein Bild, mit welchem religiös gefärbten Pathos Sombart in seinem neuen Buch gegen den Kapitalismus eifert und sein Programm vorträgt. Nach seiner eigenen Aussage will dieses Buch kein wissenschaftliches, sondern ein politisches sein; seine Forderungen unterscheiden sich in einer Reihe wichtiger Punkte erheblich von dem nationalsozialistischen Parteiprogramm. S. hat sogar den Mut, den Nationalsozialismus als sozialistische Lehre nicht ernst zu nehmen. In der Neuzeit gäbe es nur zwei Typen sozialistischer Systeme von grossem Ausmass : den Marxismus und den katholischen Sozialismus. Alle übrigen Lehren „tragen ein sektenhaftes Gepräge und sind mehr oder weniger belanglos". Der Sozialismus sei unter dem unheilvollen Einfluss des ökonomischen Zeitalters in seiner marxistischen Gestalt „eine hässliche Fratze geworden, in die niedrige Instinkte und törichtes Halbwissen ihre Züge eingegraben haben". Um Deutschland die neue gesellschaftliche Ordnung zu geben, die es brauche, bedarf es des von S. verkündeten deutschen Sozialismus, „von dem bisher nicht viel mehr als das Wort vorhanden ist" und der berufen sein soll, ein drittes mächtiges sozialistisches System zu werden.

Der deutsche Sozialismus soll „totalistisch" sein und alle Zweige der

Kultur umfassen, nicht etwa nur die Wirtschaft. Sein Programm kann nur durch einen starken Staat verwirklicht werden, der nach dem Führerprinzip regiert wird. Dieses „gipfelt in der Annahme eines obersten Führerwillens, der seine Weisungen nicht mehr wie der Unterführer vom Oberführer, sondern nur von Gott erhalten kann, als dem Führer der Welt". Allerdings muss sich der oberste Wille des Staates nicht in einer Person verkörpern. Vielmehr wird sich das Wissen um die richtigen Ziele „in einer kleinen Zahl von Allerbesten, dem Führerrat, am sichersten kundtun". Die Staatsbürger werden in „reichster Gliederung und Unterscheidung nach Rang und Werten" ständisch organisiert. In der Ständeordnung des deutschen Sozialismus wird an der Spitze das Militär stehen, an letzter Stelle die Wirtschaft ; innerhalb der Wirtschaft rangiert an erster Stelle die Landwirtschaft, ferner findet auch eine Wertordnung nach der Betriebsgrösse statt, derart, dass die industriellen Grossbetriebe die unterste Stufe in der Wertskala angewiesen bekommen.

Ebenso wie der Staat soll die Wirtschaft neuen Geist und eine neue Ordnung empfangen. Diesem neuen Geist erscheinen die Leistungen der Technik im ökonomischen Zeitalter zumindest als fragwürdig, im Grunde sogar wie das ganze Zeitalter als Teufelswerk. Die Technik wird zwar nicht schlechthin abgelehnt, aber sie soll „gezähmt" und neue Erfindungen nur insofern verwirklicht werden, als sie sich einem Gesamtplan einfügen. In diesem Gesamtplan, der die ganze Gütererzeugung einbezieht, soll, wo es nur immer möglich ist, der handwerklichen Produktion der Vorzug vor der maschinellen gegeben werden. An Stelle der heute bestehenden „planlos-gebundenen" Wirtschaft soll eine echte Planwirtschaft treten, deren Merkmale S. aus einer seiner früheren Schriften übernimmt[1]).

Die Wirtschaftspolitik des deutschen Sozialismus ist auf Autarkie gerichtet und erstrebt die Vermehrung des Anteils der Landwirtschaft an der Gesamtbevölkerung auf den Stand der siebziger Jahre. Industrie und Industrie-Arbeiterschaft mögen als „treibendes, spornendes, reizendes Element" nicht nur notwendig, sondern sogar im Staat willkommen sein, aber „als Grundlage des Staates vermögen sie nicht zu dienen". Deshalb soll die Gross-Industrie soweit wie möglich zurückgedrängt und durch handwerkliche Tätigkeit ersetzt werden ; der Nachteil einer kleineren Versorgung mit materiellen Gütern, deren Wert S. ohnedies zweifelhaft erscheint, wird gern in Kauf genommen. Nichts liegt allerdings dem deutschen Sozialismus ferner als „der Gedanke an eine Proletenkultur. Wir wünschen eine Abstufung der Wohlhabenheitsgrade und haben auch Sinn für den gepflegten Wohlstand Weniger". Gutswirtschaft und Grossgrundbesitz sollen aus ökonomischen und „ebensosehr und noch mehr aus kulturellen und politischen Gründen" erhalten bleiben. Besonderes Gewicht wird auf die häusliche Eigenwirtschaft gelegt, die auch den Arbeiter in den Stand setzt, „auch einmal sinnvolle Arbeit zu leisten und.. die Öde seines Lebens nicht nur mit Dopo Lavoro — Surrogaten auszufüllen". Soweit Grossbetriebe unentbehrlich sind, sollen sie entweder in der Verfü-

---

[1]) Vgl. die Besprechung von Sombarts „Zukunft des Kapitalismus" in dieser Zeitschrift Jgg. I (1932), S. 388.

gung der öffentlichen Hand stehen oder, falls sie kapitalistischen Unternehmern überantwortet bleiben, besonderen Kontrollen unterworfen werden. Die landwirtschaftlichen Arbeiter sollen wieder sesshaft, „zum kleinen Landwirt" gemacht, der Arbeitsverfassung in den kapitalistischen Grossbetrieben soll der Charakter des Beamtenverhältnisses verliehen werden. Die Stellung des Unternehmers soll eine analoge sein wie die des Offiziers im Heer, „taktisch" verbleibt ihm eine gewisse Selbständigkeit, während er „strategisch" den Anweisungen der obersten Leitung zu folgen hat. Das bedeutet, dass die Konkurrenz nur in Form einer „Leistungskonkurrenz" zugelassen und dem Gesamtplan sinnvoll eingefügt wird. Möglichst viele Teile der Wirtschaft sollen „dem ertötenden Einfluss des Rentabilitätsprinzips" entzogen werden, in der Landwirtschaft nicht nur die Bauernwirtschaft, sondern auch der Grossgrundbesitz. Der Einfluss des Staates auf die Produktion erfolgt in der Landwirtschaft und den öffentlichen Betrieben direkt, bei den „noch verbleibenden kapitalistischen Unternehmungen" auf Umwegen durch Kreditmanipulationen. Grundlage der Wirtschaftspolitik soll ein „einheitlicher, wohldurchdachter Produktionsplan" bilden, der auf Grund einer „volkswirtschaftlichen Realbilanz" aufgestellt wird. Das Eigentumsrecht soll stark beschränkt werden : es bestimmt nicht mehr wie bisher die Grundsätze der Wirtschaftsführung, sondern seine eigenen Grenzen werden eben durch diese Grundsätze festgelegt.

Dies sind die wichtigsten Programmpunkte dieses seltsamen Sozialismus. Im Wesentlichen sind sie ein an der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung orientiertes Wunschbild, gezeichnet im Geiste patriarchalisch und antikapitalistisch eingestellter Schichten des preussischen Junkertums. Manche Anzeichen sprechen dafür, dass dieses Programm bei der von Schleicher während seiner Reichskanzlerzeit geplanten Militärdiktatur in Verbindung mit den wesensverwandten Theorien des Tat-Kreises eine Rolle spielen sollte. Vom Nationalsozialismus wird es als reaktionär abgelehnt. Dogmengeschichtlich ist es in die Reihe jener „mehr oder weniger belanglosen Lehren sektenhaften Gepräges" einzuordnen, mit denen seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts immer wieder versucht worden ist, die aus den Widersprüchen der kapitalistischen Ordnung dem Bestand der Gesellschaft drohenden Gefahren durch eine Rückkehr zu unwiederbringlich vergangenen Wirtschaftsformen zu überwinden.

Die Sammlung ausnahmslos bereits früher erschienener Aufsätze, die Spann unter dem Titel „Kämpfende Wissenschaft" herausgibt, teilt mit dem Sombartschen Buch den Charakter einer politischen Streitschrift gegen Liberalismus und Marxismus. Die „ganzheitlich-ständischen" Auffassungen Spanns von Staat und Wirtschaft sind bekannt. Als einziger Rettungsweg für die Erhaltung der Kultur wird der Ständestaat immer wieder empfohlen. S.s Kritik der gegnerischen Anschauung beruht auf einem System in abstruser Sprache vorgetragener primitiver Kunstgriffe, das seinen Gläubigen jede Möglichkeit einer adäquaten Erfassung des gesellschaftlichen Geschehens verbaut. Bis gegen das Jahr 1933 übte S. auf deutschen und österreichischen Universitäten einen gewissen Einfluss aus. Inzwischen hat sich der weltfremde Charakter seiner Theorie bereits erwie-

sen. Auch dort, wo der totalitäre Staat gesiegt hat, zeigt er einen radikalen Unterschied, ja sogar Feindschaft gegen S.s professorales Programm.

Friedrich Pollock (Genf).

Dorfman, Joseph, *Thorstein Veblen and His America. The Viking Press. New York* 1934. *(*556 *pp.;* $ 3.75*)*

Veblen, Thorstein, *Essays in Our Changing Order. Edited by Leon Ardzrovni. The Viking Press. New York* 1934. *(XV and* 472 *pp.;* $ 3.—*)*

The recent notable interest in the life and works of Thorstein Veblen, as reflected in the appearance of books like the above, is apparently another instance of the customary delayed recognition of genius. Dorfman's volume is more than a mere biography of one of the most penetrating social analysts that America has yet produced. It is also a history of post-Darwinian social thought. There is no other character around which such a history could be more suitably written than around Thorstein Veblen. History may still credit him with having at least prepared the way for the liberation of the social sciences in a way fairly comparable to Darwin's emancipation of biology and related studies.

Thorstein Veblen and His America consists of a summary of Veblen's writings interwoven with the major biographical details of this extraordinary Norwegian-American. The former undertaking is naturally one of surpassing difficulty since Veblen's works are in their complete form already so concentrated as to make very stern demands upon even the professional reader. It follows that only those already somewhat familiar with Veblen's writings will find Mr. Dorfman's summaries adequate. Nor is this observation a reflection upon the quality of the abstractor's work. Mr. Dorfman has not only shown excellent discrimination in his selection of material for review, but has summarized it with a fine respect for both the thought and the terminology of Veblen.

There is no attempt on the part of Mr. Dorfman as an economist directly, to evaluate Veblen's work or to estimate the latter's place in economics or in history. Consequently there is little in the treatment with which one can disagree. He has undertaken a task of exposition and sympathetic but objective reporting, and has done his task extremely well. There is here neither hero-worship nor disapprobation. There is a conscientious reporting of facts in their significant relation to each other and to their time and their milieu. Worthy of especial mention in this connection is the accurate description of the economic background of the Norwegian emigrant, his attitudes, and his first years in America during the eighteen sixties and seventies. These were a logical nursery for the ideas and the character of a Veblen.

A substantial portion of the book is devoted to a summary of Veblen's principal publications and an account of their reception by the conventional philosophers of the times, notably the economists. The latter's reactions against this attack upon their own vested intellectual interests furnish an

amusing type of vindication of the very doctrines which they so deeply resented. Professor Veblen's resulting academic difficulties should provide the scholarly Fraternity with food for sober thought. Mr. Dorfman has compiled and reported the reactions of Mr. Veblen's contemporaries with great thoroughness and charm, and these details contribute greatly to the interest of his book. The major contribution of the volume both from the standpoint of originality and human interest is, of course, the biographical details regarding Veblen and the university atmosphere of his day. This material, smoothly interwoven with the summaries of Veblen's work, operates to make the volume one of surpassing interest from a human and biographical viewpoint. Mr. Dorfman has been untiring in his efforts to unravel the personal drama of one of the most solitary, brilliant, and altogether unusual characters of our time. The result is an illuminating and fascinating story of an academic career in America during the past fifty years. An exhaustive bibliography and an excellent index add further to the value of this volume.

The simultaneous appearance of a compilation of Veblen's papers, including some hitherto unpublished materials, is further evidence of the increasing interest in Veblen's work. His students, supported by the trend of events so prophetically and dispassionately portrayed by the Nordic seer, are with increasing vigor calling attention to ideas of their master. Mr. Ardzrovni has under the title Essays in our Changing Order compiled the chief papers of Veblen which had not been included in a similar volume published some years ago. This new material is conveniently grouped into three main categories : (1) Essays in Economics, (2) Miscellaneous Papers, and (3) War Essays. To those already familiar with Veblen's books not to mention some of his better known papers, the economic essays offer little that is new. The compilation of the miscellaneous papers and War Essays, collected as they are from various scattered sources, should be welcomed by all social scientists. Many of these essays provide evidence of the incomparable insight and analytical powers of this extraordinary figure. Mr. Ardzrovni contributes a sympathetic introduction and a supplementary list of Veblen's book reviews which have been omitted from the compilation.

George A. Lundberg (New York).

Havens, George R., *Voltaire's Marginalia on the Pages of Rousseau. A Comparative Study of Ideas. The Ohio State University Columbus. Ohio* 1933. *(IX u.* 199 *S.;* $ 2.25*)*

Loepelmann, Martin, *Der junge Diderot. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin* 1934. *(VIII u.* 146 *S.; RM.* 8.—*)*

Havens veröffentlicht und kommentiert die Randnoten Voltaires zu Rousseaus „Discours sur l'Inégalité", „Extrait du Projet de Paix perpétuelle de M. l'abbé de Saint-Pierre", „Contrat social", „Émile" und „Lettre à Christophe de Beaumont". Diese Marginalien offenbaren die tiefen geistigen Gegensätze, die die beiden grossen Philosophen des 18. Jahrhun-

derts trennten. Voltaires Kritik bezieht sich auf die Schwärmerei Rousseaus für den primitiven Naturzustand, seine Ablehnung der Zivilisation und sein antiintellektualistisches Erziehungsideal, auf die Kritik des Privateigentums, auf den Indeterminismus und die supranaturalistische Ideen über die menschliche Seele und schliesslich auf das Gefühlschristentum, das Rousseau vertritt. Voltaires Kritik wird nach H. keineswegs immer den Ideen Rousseaus gerecht. Voltaire sei zwar Rousseau an Bildung überlegen und auch frei von seinen religiösen Vorurteilen, aber V.s Gesichtskreis sei infolge seiner grossbürgerlichen Einstellung im Vergleich zu dem des konsequenten kleinbürgerlichen Demokraten Rousseau beschränkt, sofern es sich um soziale und politische Fragen handelt, insbesondere um die Rolle des Privateigentums. Überall dort, wo V. wie R. als Sprecher des bürgerlichen Fortschritts auftreten, wie in der Kritik der Sklaverei, des Despotismus, des Krieges und der kirchlichen Orthodoxie findet R. die Billigung V.s. — H. hat mit seiner sorgfältigen Arbeit einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der Geschichte des 18. Jahrhunderts geliefert. Mit Recht sagt er, dass viele der in dem Streit V. — R. diskutierten Fragen Bedeutung für die Gegenwart haben. Er weist dabei auf die Tatsache hin, dass die Bibliothek Voltaires mit den von diesem kritisierten Bänden R.s sich in dem neuen Russland befindet, „wo Voltaires Angriffe auf die Kirche und Rousseaus Krieg gegen das Privateigentum ihren stärksten und weitestgehenden Ausdruck in der Geschichte gefunden haben". „Wir sind jetzt Zeugen der mächtigen Stosskraft der Ideen des 18. Jahrhunderts in den Tagen, in denen wir leben."

Loepelmann schildert den Entwicklungsgang Diderots bis zu seinem 32. Lebensjahr. Dieser Lebensbeschreibung hat er eine Untersuchung von D.s Erstlingswerk „Principes de la Philosophie morale" hinzugefügt, das eine grosszügige Übertragung von Shaftesburys „Inquiry concerning Virtue and Merit" darstellt. Nach einer Vergleichung des Originals mit der D. schen Übertragung kommt L. zu dem Schluss, dass die Übersetzung sowohl stilistisch als auch philosophisch eine „belle infidèle" sei. Den wichtigsten philosophischen Unterschied zwischen den beiden Texten erblickt L. darin, dass D. den Begriff der Gottheit als Theist, nicht wie Shaftesbury in pantheistischer Färbung auffasse. Diese Haltung eines „aufgeklärten Katholiken", die der ehemalige Jesuitenzögling am Abschluss seiner Jugendjahre nach L.s Ansicht einnahm, offenbare sich auch in seiner politischen Einstellung, die ihn Sh. überall dort abweisen lasse, wo dieser an den Grundfesten des bestehenden Staates zu rütteln wagte.

Paul Leroy (Paris).

Psychologie.

Baumgarten, Franziska, *Die Charaktereigenschaften. Beiträge zur Charakterkunde und Persönlichkeitsforschung. I. Herausg. von Dr. F. Baumgarten. Francke. Bern* 1933. *(*81 *S.; fr. s.* 3.20*)*

Frankenstein, Hans, *Die Entwicklung des sittlichen Bewusstseins beim Kinde. Herder. Freiburg* 1933. *(X u.* 198 *S.; RM.* 4.—, *geb. RM.* 4.80*)*

Wallon, Henri, *Les origines du caractère chez l'enfant. Boivin & Cie. Paris* 1934. *(*267 *S. ; fr. fr.* 24.—*)*

Foucault, Marcel, *La mesure de l'intelligence chez les écoliers. Delagrave. Paris* 1933. *(*136 *S. ; fr. fr.* 15.—*)*

Obrig, Ilse, *Kinder erzählen angefangene Geschichten weiter. Arbeiten zur Entwicklungspsychologie herausgeg. von F. Krüger. C. H. Beck. München* 1934. *(*68 *S. ; RM.* 3.60*)*

Die Schrift von Baumgarten ist der Klärung des Begriffs der Charaktereigenschaft gewidmet. Diese ist eine konstante psychische Richtkraft, die das aktive und reaktive Verhalten des Menschen in der Umwelt bestimmt. Die besondere Gesamtheit dieser Eigenschaften wird als Charakter bezeichnet. Es ist deutlich zu unterscheiden zwischen Verhalten und Charaktereigenschaft. Ein Verhalten kann durch recht verschiedene Eigenschaften bestimmt sein. Das Problem der Echtheit der Eigenschaften stellt sich nur in Bezug auf Erscheinungsweisen derselben. Eingeteilt werden die Charaktereigenschaften nach der Form in ganzheitliche und teilinhaltliche, nach ihrem Inhalt in Ichbezogene und Umweltbezogene. Im Anhang findet sich eine Liste von 1629 deutschen sich auf Charaktereigenschaften beziehenden Ausdrücken und eine Reihe von Beispielen über die verschiedene Determiniertheit gewisser Verhaltensweisen.

Die Studie Frankensteins ist stark pädagogisch orientiert. Es werden bis zur Reifezeit fünf Stufen der Entwicklung unterschieden. — In der ersten, die bis zum zweiten Jahre reicht, besteht noch kein eigentliches Wollen und daher auch noch keine vollmoralischen Erlebnisse. Wenig befehlen, das Befohlene aber durchsetzen, ist der Erziehungsgrundsatz dieser Periode ; die Autorität stellt das erste „moralisch-bezogene" Verhältnis zwischen Erzieher und Kind dar. — Auf der zweiten Stufe (etwa 2. - 4. Jahr) lernt das Kind den moralischen Wert einer Handlung erfassen, jedoch nur durch die Vermittlung des Erziehers. Die Autorität kann sich auf die Bewunderung des Erziehers gründen. — Die dritte Stufe (5. - 8. Jahr) ist charakteristisch durch eine Wendung zum Objektiven. Das Kind gewinnt Abstand zu seinem Tun : es kann wollen und Vorsätze fassen ; sachbestimmte Regeln werden möglich. Als pädagogische Massnahme wird die Belehrung wichtig. Im Verhältnis der Kinder unter sich entsteht auch ein eigenes kindliches Ethos, dessen Kern in den psychologischen Wachstumskräften liegt. — In der vierten Stufe (9. - 12. Jahr) spielt die Idealbildung eine wichtige Rolle. Dem Erzieher ist eine auf Ehrfurcht beruhende kameradschaftliche Haltung möglich. — Die fünfte Stufe (12. - 14. Jahr) kann als die der praktischen Lebensklugheit bezeichnet werden. Das Kind erkennt den praktischen Sinn des sittlichen Verhaltens. — Ein Ausblick auf die Bedeutung der Reifezeit beschliesst das Buch.

Das Buch Wallons enthält drei früher getrennt veröffentliche Vorlesungen. Charakteristisch für sie ist die Tendenz, die Tatsachen nicht getrennt voneinander, in abgeschlossenen Systemen zu betrachten, sondern im Zusammenhang mit grösseren Ganzen wie z. B. der Entwicklung der Menschheit, dem tierischen Verhalten, Entstehung und Rückbildung gewisser Funktionen. Besonders weist der Verf. auch auf die Bedeutung

der Gesellschaft für die psychische Entwicklung hin. Die Entwicklung und Formung unserer Gehirnhemisphären ist z. T. bedingt vom Erscheinen der Sprachzentren, die ja undenkbar sind ohne die Gesellschaft. — Ein ausgedehntes psychologisches, physiologisches und klinisches Material ist in den Aufsätzen verarbeitet. Im ersten wird das emotionelle Verhalten im Laufe der drei ersten Jahre studiert in seinen phsycho-physiologischen Voraussetzungen, seiner Bedeutung im menschlichen Verhalten, seinem sozialen Sinn, seinen Äusserungsformen usw. Der zweite Aufsatz behandelt das Entstehen des Bewusstseins des eigenen Körpers und seine Individualisation und der dritte die Entwicklung des Bewusstseins des eigenen Ich.

Von der Auffassung ausgehend, dass die Intelligenz darin besteht, Beziehungen zwischen Begriffen so zu denken, dass sie den zwischen den Dingen bestehenden Beziehungen entsprechen, stellt Foucault eine Reihe von Intelligenzproben auf (zu gegebenen Wörtern den Allgemeinbegriff, das zugehörige Ganze, die Funktion, das Gegenteil finden ; Textlücken ausfüllen u. a.). Aus den Resultaten an mehreren Tausend Kindern von sieben Jahren an ist zu ersehen, dass die Proben zuverlässige Messungen ergeben, dass beide Geschlechter etwa gleich gut arbeiten und dass Kinder aus sozial besser gestellten Schichten intelligenter sind.

In der experimentellen Untersuchung an Kindern von 4 - 11 Jahren von Obrig, werden drei Stufen der Weitererzählung unterschieden (4-6, 7-9, 10-12 Jahre). Auf der ersten Stufe wird die Geschichte noch nicht eigentlich fortgeführt, das Kind ist noch völlig im Persönlich-Subjektiven befangen. Auf der zweiten Stufe wird das Geschehen in seiner Wirklichkeitsbezogenheit erfasst, und erst auf der dritten besteht das Bewusstsein, dass es sich um eine Geschichte handelt ; hier sind die Weitererzählungen Ausdruck einer Werkbezogenheit. R. Meili (Genf).

Forel, August, *Rückblick auf mein Leben. Europa Verlag. Zürich* 1935. *(*295 *S.; fr. s.* 6.50, *geb. fr. s.* 8.50*)*

Snowden, Viscount Philip, *An Autobiography. Vol. I. Ivor Nicholson & Watson. London* 1934. *(*524 *S.;* 21.— *s.)*

Lockhart, R. H. Bruce, *Retreat from Glory. G. B. Putnams Sons. New York und London* 1934. *(*348 *S.;* $ 3.—*)*

Diese drei Autobiographien sind in jeder nur denkbaren Weise verschieden. Ein Greis, der am Ende eines erfolgreichen Lebens einen Rückblick anstellt und die Publikation des Werkes selbst nicht mehr erlebt, ein Sechziger, der noch immer auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn steht, und ein Vierziger, der den Zenith seines Lebens, zum mindesten so weit es sich um Erfolg und Karriere handelt, schon in den Zwanzigern überschritten hat. Ein Gelehrter, der auf wissenschaftlichem Gebiet und noch mehr auf dem der Bekämpfung des Alkoholismus Wichtiges geleistet hat, ein Politiker, der es zum englischen Minister gebracht hat, und ein Bohémien, der nacheinander Farmer, Diplomat, Bankdirektor und Journalist gewesen ist. Ein welsch-schweizerischer Sohn einer alteingesessenen mittelbürgerlichen

Familie, der sich Zeit seines Lebens die psychische Struktur des fortschrittlicheren gehobeneren Mittelstandes bewahrt hat, der Sohn armer englischer Bauern mit dem typischen Charakter des Kleinbürgers und der Angehörige einer alten und wohlhabenden schottischen Familie. Wenngleich auch die Tatsachen, über welche die drei Autobiographien berichten, von Interesse sind, vor allem die Forelsche, die ein gutes Stück Geschichte der modernen Psychiatrie und Abstinenzbewegung bietet, so liegt doch der Hauptwert dieser drei Bücher in ihrer Bedeutung als sozialpsychologische Quellen.

Forel ist der fortschrittliche Kleinbürger, auf den Sieg und die Kraft von gutem Willen und Vernunft bauend und doch immer wieder vom Glanze der Macht fasziniert. Das leitende Motiv seines Lebens ist der Kampf gegen das Triebleben : ob es sich nun um seinen eigenen Kampf gegen die sexuellen Versuchungen und speziell den Kampf gegen die Prostitution handelt oder ob es sich um den Alkoholverbrauch dreht, immer wieder zeigt sich eine gewisse Genussfeindlichkeit. F. war ein tapferer Kämpfer, ob es etwa die Durchsetzung besserer Verwaltungsprinzipien in Burghölzli oder die Abwehr der verrotteten „Vetterleswirtschaft" in der politischen Verwaltung betrifft. Er gibt von all diesen Kämpfen einen ehrlichen Bericht ; aber charakteristisch für diese Art Ehrlichkeit ist es, dass sie auf der Grundlage einer weitgehenden Verdrängung des eigenen Trieblebens beruht. F. ist sich selbst der Triebregungen, die hinter seinen Handlungen stehen, nicht bewusst, und alle Kämpfe und Konflikte, die er schildert, sind Vordergrundserscheinungen.

Auch Snowden ist subjektiv ehrlich. Aber er rechnet innere Kämpfe und Konflikte offenbar nicht wie Forel zu einem wesentlichen Teil seines Lebens, sondern die Leitlinie, unter der er alles sieht, ist die Geschichte seines Aufstiegs. Immer wieder wiederholt sich in der Beschreibung seiner Jugend eine Situation, die ihm Anlass gibt zu bemerken : Wenn ich, der arme kleine Junge von damals, gewusst hätte, was noch einmal aus mir wird ! Sein Aufstieg ist eine Art Mysterium, das ihn fasziniert, und alle anderen Interessen treten hinter diesem Erlebnis des individuellen Aufstiegs zurück. Seine Bemerkungen über Politik gehen nie in die Tiefe, der Krieg ist im wesentlichen für ihn das Ergebnis diplomatischen Ungeschicks, und für theoretische Fragen ist er wenig interessiert.

Lockharts Ehrlichkeit trägt einen ganz anderen Charakter. Er weiss viel mehr über sich als Forel, weil er weniger verdrängt, und er hat den Mut, dieses Wissen mitzuteilen. Das besondere psychologische Interesse, das seine Biographie erweckt, liegt darin, dass er ein ausgezeichnetes Beispiel eines psychologisch noch wenig erhellten Charaktertypes darstellt, nämlich des Menschen, der eine Entscheidung fürchtet und sonst nichts auf der Welt. Ob es sich um seine politischen Anschauungen oder um seine Karriere oder um sein Liebesleben handelt, immer wieder ergibt sich dieselbe Konstellation, die Angst und das Ausweichen vor einer Entscheidung. Sie drängt ihn auf die Linie des geringsten Widerstandes und führt zu jenem „Retreat from Glory", der den gutgewählten Titel des Buches bildet. Wegen der Ehrlichkeit des Autors wie auch wegen der Klarheit des in diesem Buche dargestellten psychologischen Problems gehört es, wie der

schon früher erschienene erste Teil „The British Agent", zu den interessantesten und faszinierendsten Autobiographien.

Erich Fromm (New York).

The Sex Life of the unmarried Adult. An inquiry into and an interpretation of current sex practice. Edited by Ira S. Wile. The Vanguard Press. New York 1934. (320 *S.;* $ 2.50)

Dieser Sammelband ist höchst beachtlich nicht nur wegen des darin behandelten Themas, sondern auch wegen der Methode, mit der es angegangen wird, und des Niveaus der einzelnen Beiträge. Wie der Herausgeber mit Recht in seiner Einführung betont, ist das Sexualleben des unverheirateten Erwachsenen in einer zur Wichtigkeit des Gegenstandes in Widerspruch stehenden Weise vernachlässigt worden, die ihre Begründung in den affektiven Hemmungen der wissenschaftlichen Autoren diesem Thema gegenüber haben dürfte. Wile sieht die grosse psychologische und soziologische Bedeutung des Problems und handelt nach dem Motto, das er dem Buch voranstellt: „the concealment of truth is the only indecorum known to science". Obwohl selbst Arzt und Psychologe, beschränkt er sich keineswegs auf die medizinische und psychologische Seite des Problems, sondern vereinigt Aufsätze vom Standpunkt der Anthropologie, Biologie, Psychologie, Soziologie, Ökonomie, Medizin, Jurisprudenz, der Moral, der Behandlung des Problems in der Literatur der letzten Jahrhunderte und endlich der gegenwärtigen Bedingungen.

Aus der grossen Fülle des Gebotenen kann hier nur auf einige Arbeiten hingewiesen werden. Die Darstellung der völlig verschiedenen Regelung des Sexuallebens des unverheirateten Erwachsenen bei einer Reihe von Stämmen, wie sie von Margaret Mead gegeben wird, ist ausserordentlich instruktiv und eine Warnung für den Psychologen, eine bestimmte Triebstruktur nicht deswegen für „natürlich" und notwendig zu halten, weil er sie in seiner eigenen Gesellschaft oder noch in einigen anderen ihm bekannten Gesellschaftsformen beobachten kann. Ernst W. Burgess behandelt unter soziologischem Aspekt das Sexualleben der Jugend vor der Ehe und gibt dabei eine Reihe von interessanten Auszügen aus Lebensgeschichten. Endlich sei noch auf die instruktiven Aufsätze von Robert M. Lovett über die englische Literatur seit dem 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf ihre Behandlung des Sexuallebens des unverheirateten Erwachsenen und von Lorrine Pruette hingewiesen, der eine Reihe von gutgezeichneten Bildern typischer Konstellationen der Gegenwart mit Bezug auf die Bedeutung des ökonomischen wie des sexuellen Momentes in abgewogener Weise analysiert.

Der Sammelband stellt sicher einen beachtlichen Fortschritt dar. Diese Feststellung muss jedoch durch die kritische Bemerkung ergänzt werden, dass die wünschenswerte Methode der Behandlung eines solchen Themas unter verschiedenen Gesichtspunkten nicht die der Nebeneinanderreihung einer Anzahl von Aufsätzen wäre, sondern eine Integrierung der verschiedenen Gesichtspunkte und Fragestellungen unter einem einheitlichen theoretischen Aspekt. Nur eine solche Bearbeitung des Gegenstandes kann die

Frage lösen, welche Bedeutung den physiologischen, ökonomischen, psychischen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Faktoren bei der Herausbildung und Veränderung einer bestimmten Form des Sexuallebens zukommt und welches die Art der wechselseitigen Einwirkung dieser Faktoren aufeinander ist.

Eine gute Literaturangabe zu jedem einzelnen Aufsatz macht das Buch besonders wertvoll. Erich Fromm (New York).

Besterman, Th., *Men against Women. Methuen. London* 1934. *(238 p. ; 6 s.)*

Les thèses de l'auteur sont que 1) la plupart des manifestations psychologiques de la vie sexuelle sont dues à un antagonisme fondamental et très profond qui sépare les deux sexes ; 2) cet antagonisme est dû avant tout à une crainte que l'homme a de la femme et qui le pousse à se protéger sans cesse contre elle ; 3) cette crainte a créé par réaction un besoin de solidarité des deux sexes. Pour illustrer sa thèse, l'auteur étudie les mœurs sexuelles dans différentes tribus de primitifs, dans la Grèce antique, dans la Chine contemporaine, et dans notre civilisation chrétienne.

L'auteur étudie ensuite les problèmes de la continence et de la chasteté et des différents tabous dans la vie sexuelle. De tout ce matériel, B. conclut que si l'homme a peur de la femme, c'est qu'il la considère comme un être inférieur. Or, s'il se rapproche d'elle, par contagion elle pourrait lui transmettre sa faiblesse. On voit que l'auteur diffère de Freud qui explique cette crainte, quand elle existe, par la peur qu'a l'homme d'être châtré par la femme.

R. de Saussure (Genève).

Delacroix, H., *Les grandes formes de la vie mentale. Félix Alcan. Paris* 1934. *(187 p. ; fr. fr. 10.—)*

Ce petit livre n'est point un traité de vulgarisation de la psychologie. L'auteur a gardé son esprit subtil et nuancé qui fait le charme de ses études sur le langage, la religion et l'art.

Il expose les problèmes principaux que soulève la psychologie et rappelle en quelques lignes, les plus importantes solutions qui en ont été données. Delacroix reste dans le cadre d'une psychologie purement descriptive. A notre sens, il ne fait pas ressortir assez clairement l'interdépendance des différentes activités de l'esprit. R. de Saussure (Genève).

Schweringer, Gladys C., *Heredity and Environment; Studies in the Genesis of Psychological Characteristics. Edited by Frederick Osborn. The Macmillan Company. New York* 1933. *(VIII and* 484 *pp. ;* $ 4.—*)*

To the student this is an important work because it asks the right kind of question. It asks, not what is the relative importance of heredity and

environment, but given a certain environment, how much variation will heredity permit for such and such a characteristic among so and so individuals. The conclusions as to the relationship between intelligence and environment, and personality and environment, are preceded by a detailed consideration of the techniques modern psychologists employ in measuring intelligence and personality. In addition there are valuable and up-to-date bibliographical references. J. Rumney (London.)

Wenzl, Aloys, *Theorie der Begabung. Entwurf einer Intelligenzkunde. Felix Meiner. Leipzig* 1934. *(*142 *S.; RM.* 4.50, *geb. RM.* 5.50*)*

Das Buch gibt in durchaus gemeinverständlicher und ganz undogmatischer Weise ein Gesamtbild über den heutigen Stand der Intelligenzforschung. Unter Berücksichtigung eines grossen Teils der vorliegenden Resultate entwickelt der Verf. seine eigene Lehre der Begabung. Eine kurze Zusammenfassung kann nur das Gerüst der feinen Analysen geben, die freilich der experimentellen Begründung entbehren. Die Intelligenz muss von den Gesichtspunkten der Kapazität und des Temperamentes aus betrachtet werden. Es sind drei Dimensionen der Kapazität zu unterscheiden : Tiefe (Anschauungskraft, Erfülltheit, Intuition), Höhe (Abstraktionskraft, Fähigkeit zum Denken in Leerformen) und Breite (Kapazität im engeren Sinne, Simultandetermination). Die Eigenschaften des Intelligenztemperaments sind Ansprechbarkeit auf Sinngehalt, Spontaneität, Tempo und Nachhaltigkeit. Die Besprechung anderer der Intelligenz dienstbaren psychischen Dispositionen, der Rolle der Intelligenz im Gefüge der Gesamtpersönlichkeit, der Methoden der Begabungsprüfungen und einiger anderer einschlägiger Probleme ergänzt die einführende systematische Darstellung. R. Meili (Genf).

Adler, Gerhard, *Entdeckung der Seele; mit einem Geleitwort von C. G. Jung. Rascher & Co. Zürich* 1934. *(*157 *S.; fr. s.* 4.—*)*

A. gibt eine Darstellung der psychologischen Systeme von Freud, Adler und Jung. Er behandelt besonders ausführlich die Jungsche Typenlehre und die verschiedenen Auffassungen vom Unbewussten und vom Traum, wie sie von den drei Schulen entwickelt wurden. Die Wiedergabe der Jungschen Ansichten ist am gründlichsten und ausführlichsten, aber auch die beiden anderen Theorien sind so gut dargestellt, dass sich das kleine Buch gut als Orientierung für Soziologen eignet. Die Unklarheiten, die in der Jungschen Theorie zu finden sind, gehen auf Kosten Jungs und nicht der Darstellung. Es ist bedauerlich festzustellen, dass dem Autor, bei aller Fachkenntnis und guter Darstellungsgabe, offenbar ganz das Gefühl dafür fehlt, dass die Psychologie Adlers zu dürftig ist, um sie neben der Freuds und Jung's als eine „dritte“ gleichwertige Schule zu stellen.

Erich Fromm (New-York).

Reik, Theodor, *Nachdenkliche Heiterkeit. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien* 1934. *(*122 *S.; RM.* 5.50*)*
Hartmann, Heinz, *Psychoanalyse und Weltanschauung. Psychoanalytische Bewegung. V. Jahrgang, Heft* 5. *S.* 416-429.

Reik setzt in geistvoller Weise seine Untersuchungen über den Witz im Sinne Freuds fort. Besonders hervorzuheben sind die Abschnitte über „das Kindliche und Kindische in der Komik" und „Humor und Gnade".

Im Anschluss an die Ausführungen Freuds in seiner Folge der Vorlesungen untersucht Hartmann erneut die Beziehungen zwischen Weltanschauung und Psychoanalyse und zwar die weltanschaulichen Voraussetzungen der analytischen Wissenschaft und Therapie, die von Freud als Weltanschauung der Wissenschaft bezeichnet wurde. Zweitens wird die Möglichkeit der Ableitung einer Weltanschauung aus der wissenschaftlichen Empirie erörtert und ebenso drittens die weltanschaulichen Folgen analytischer Erkenntnisse, der Tätigkeit des Analysierens oder des Analysiertwerdens. Endlich wird noch die Bedeutung der Psychoanalyse für die Erkenntnis der Weltanschauungen kurz gestreift.

Karl Landauer (Amsterdam).

Pulver, Max, *Trieb und Verbrechen in der Handschrift. Orell Füssli. Zürich und Leipzig* 1934. *(*238 *S.; fr. s.* 8.—, *geb. fr. s.* 10.—*)*

Das neue Buch des bekannten Graphologen ist für die Sozialforschung deshalb von Interesse, weil darin zum ersten Mal eine Art Ausdruckslehre des asozialen Menschen von einer psychologisch und soziologisch wissenschaftlichen Grundlage aus zu geben unternommen wird. Dadurch unterscheidet es sich von den mehr praktische Beobachtungen registrierenden Schriften etwa eines Crépieux-Jamin oder von den Monographien über die Handschriften bestimmter Verbrecherkategorien wie etwa der von Roda Wieser. Ausgangspunkt ist einerseits die moderne Tiefenpsychologie, andererseits eine von den Wertungen zeitgenössischer Gesetze und Rechtsanschauungen bewusst abrückende Auffassung vom Wesen des Unsozialen. Zwar ergeben sich hierbei weder für die Psychologie noch für die Soziologie neue Erkenntnisse; aber die in den früheren Arbeiten des Verf. gewonnenen graphologischen Ergebnisse werden ausgebaut und konsequent zu einer graphischen Ausdruckslehre des Asozialen erweitert. Von einer Reihe ausführlicher Analysen verdienen die der Handschriften Napoleons und Ivar Kreugers besonders hervorgehoben zu werden; die letztere vor allem deshalb, weil sie den wichtigen Faktor der Suggestivkraft und der ihr entsprechenden Suggestibilität in eindringlicher und fruchtbarer Weise an Hand der graphischen Ausdrucksmerkmale untersucht.

Franz Els (London).

Geschichte.

Calmette, Joseph, *Le Monde féodal. Les Presses Universitaires. Paris* 1934. *(LII & 490 p.; fr. fr. 30.—)*

Une nouvelle collection historique française est inaugurée par ce volume, le quatrième du plan prévu, dont l'achèvement est annoncé pour 1936, en neuf ouvrages indépendants qui veulent être des „manuels d'histoire destinés à l'enseignement supérieur". Un avant-propos dû à M. Charléty, recteur de l'Université de Paris, explique les raisons qui justifient l'apparition de cette collection : il s'agit de fournir aux jeunes gens qui abordent les cours d'université les guides d'ensemble destinés à leur permettre de comprendre, derrière les disciplines variées, les cours spécialisés, les lectures limitées auxquels ils seront voués et conviés, l'unité fondamentale du développement historique.

L'œuvre de M. Calmette fournit sans doute des renseignements multiples : une introduction, très simple, très saine sur la nature des sources historiques médiévales, les grandes lignes de l'historiographie qui s'applique au moyen âge, les lois de l'érudition ; une bibliographie générale aux éléments bien choisis ; un riche index de 38 pages ; une table détaillée des matières encadrent 8 chapitres embrassant la période comprise entre les premières invasions barbares et la fin des Capétiens directs (1328). Ne chicanons pas M. Calmette sur cette date, qui n'a pas, au regard de l'évolution du „monde féodal", une signification bien nette : elle est commode, de type pédagogique, servant simplement à clôturer un exposé dont la suite s'y soudra sans complication. Au reste, c'est M. Calmette qui est chargé d'écrire le volume suivant, consacré à „l'élaboration du monde moderne". Plus grave est le silence total gardé sur le développement intellectuel et esthétique de la société médiévale. Si M. Calmette, en effet, décrit avec précision le fonctionnement des institutions politiques et économiques de la féodalité, ou les traits généraux de l'économie agraire et urbaine, nulle place n'est faite ni à l'art romain, ni à l'art gothique, ni aux chansons de geste, ni aux fabliaux. A propos de l'Histoire sincère de la nation française de Charles Seignobos, M. L. Fabre soulignait récemment tout ce qu'implique de fâcheux pareille éviction.

Le contenu des chapitres traditionnels n'en reste pas moins copieux, suggestif, et, — l'objet du livre est utilitaire, — utile : Barbares, Byzance, empire carolingien, Sacerdoce et Empire, féodalité, concurrence des Capétiens et des Plantagenets. Dans ces chapitres, le rapprochement de certaines séquences, — par exemple l'histoire allemande sous Frédéric II et l'histoire française sous Philippe le Bel, — est plein d'enseignement. Mais toute l'histoire de tout le monde féodal n'est pas là. Pourquoi, à Byzance, n'avoir pas rattaché un développement sur l'Europe balkanique et orientale ? Pourquoi, aux croisades et aux contacts entre chrétiens et musulmans, n'avoir pas soudé quelques paragraphes sur l'Asie mongole ? L'histoire du moujik n'offre pas moins d'intérêt que celle du serf français, celle de Gengis-Khan que celle d'Attila ou de Charlemagne.

Je ne voudrais pas que l'énoncé de ces critiques donnât l'idée que le livre de M. Calmette ne répond pas à l'objet même de la collection. J'ai suffisamment insisté sur ses remarquables qualités pour que j'aie le droit de signaler et regretter certaines lacunes. Et je suis très sûr que s'il estime mes critiques justifiées, il saura bien en tirer parti pour la prochaine édition de son Monde féodal, qui, utilisé et lu comme il convient fournira un immense apport de faits et d'idées. Georges Bourgin (Paris).

Schulte, Aloys, *Der deutsche Staat. Verfassung, Macht und Grenzen.* 919-1914. *Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart u. Berlin* 1933. *(*514 *S.; RM.* 4.—*)*

Auf langjährige Arbeiten und eine gründliche Vertrautheit mit der deutschen Verfassungsgeschichte gestützt, untersucht dieses in der Diktion etwas schwerflüssige und nicht in allen Teilen gleich gut disponierende Alterswerk des fast 80 Jahre alten Bonner Historikers A. Schulte das von dem ersten Sachsenkönig bis zum Weltkrieg reichende Jahrtausend deutscher Verfassungsgeschichte und Verfassungsbildung. Mit besonderer Gründlichkeit geht Sch., auf die Darstellung rein politischer Ereignisse und Geschehnisse bewusst verzichtend, auf die spezifisch organisatorischen Formen und Probleme der deutschen Verfassungsbildung ein. Sein Ziel ist die Erfassung der Dynamik der deutschen Staatsorganisation. Jedoch wird diese Dynamik nicht immer so sichtbar gemacht wie ihre wechselnden Resultate.

Das über 500 Seiten starke Werk ist nicht nur ein zuverlässiger Führer durch die in der bunten Fülle ihrer Erscheinungen nicht leicht zu überblikkende deutsche Verfassungsgeschichte; es bedeutet auch insofern eine wertvolle Bereicherung der Literatur, als es die organisatorische Entwicklung des deutschen Staates, von der bisher nur einzelne Epochen oder Probleme bearbeitet waren, für den Gesamtzusammenhang untersucht und darstellt. Walter Schwartz (Frankfurt a. M.).

Schaller, Heinrich, *Die Reformation. R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1934. *(*84 *S.; RM.* 3.50*)*

Sch. behandelt die Reformation weder vom protestantischen noch vom katholischen Standpunkt aus. Seine Auffassung lässt sich dahin zusammenfassen, dass er Luther vorwirft, nicht ein Programm ähnlich demjenigen durchgeführt zu haben, das Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" aufstellt. So behauptet denn Sch., dass der Protestantismus eine „Stärkung des Semitismus" bedeute und deshalb in ausgesprochenen Gegensatz zur Renaissance stehe. Die Renaissancephilosophie sei „aus den tiefsten Tiefen der urgermanischen Naturverbundenheit herausgeboren". Sch. hat eine Vorliebe für rückwärtsgerichtete Prophezeiungen: „Wie anders wäre unsere Geschichte verlaufen ohne die sächsische Schwäche! Was wäre geschehen, wenn Friedrich der Weise 1519 die Kaiserkrone angenommen oder wenn Moritz, der den Habsburger verjagte,

an seiner Stelle gestanden, wenn Sachsen ein nationales Kaisertum und eine nationale protestantische Reichskirche gegründet hätte!... Statt der Hohenzollern hätten die Wettiner ihr Territorium nach alter kaiserlicher Tradition abgerundet, um sich die nötige Grundlage für ihre Stellung und Mission zu schaffen. Und Moritz war der rechte Mann... Aber er starb zu früh, um seine Erfolge ausbauen zu können, die er dem listigen Habsburger abgelistet hatte". Die Habsburger aber sind es, die nach Sch. an der ganzen deutschen Misère schuld sind und besonders an der letzten Niederlage. So hat Sch. entdeckt, dass der militärische Zusammenbruch Deutschlands 1918 offenbar darauf zurückzuführen ist, dass Luther im „Semitismus" befangen war und dass Friedrich von Sachsen die Schriften Schallers oder Alfred Rosenbergs nicht vorausgeahnt!

Otto Lehmann-Propst (Prag).

Schubert, Hans v., *Lazarus Spengler und die Reformation in Nürnberg. M. Heinsius Nachfolger. Leipzig* 1934. *(XXXVIII u.* 449 *S.; RM.* 28.—*)*

Die Schrift ist ein nachgelassenes Werk des verstorbenen Historikers und Theologen H. v. Schubert. Er behandelt darin, z. T. auf Grund bisher unzugänglicher Quellen, die Rolle des Nürnberger Ratsschreibers Spengler bei der Durchführung der Reformation. Was den Inhalt der Darstellung anbelangt, so versucht Sch., die kleinliche, auf Lavieren zwischen den benachbarten Territorialfürsten und auf Kompromisse mit ihnen bedachte Politik des Nürnberger Patriziats als besondere staatsmännische Kunst hinzustellen. Auch bei der Durchführung der Reformation blieben die Nürnberger Patrizier dieser Methode treu. Der Herausgeber Holbörn setzt den Gedankengang Sch.s fort, wenn er in seinem Vorwort von der „ausschauend geführten Politik" des Nürnberger Rates spricht, die dazu geführt habe, dass Nürnberg von dem Sturm des Bauernkrieges unberührt geblieben sei, d. h. wenn er es als einen Vorzug der Nürnberger Reformation preist, dass es dort zu keiner sozialen Bewegung der Volksmassen gekommen sei. Wohl in Hinblick auf die gegenwärtige Lage der protestantischen Kirche weist H. auf die Auffassung Sch.s über die Grenzen der Staatsgewalt gegenüber der Kirche hin. Ein Zeugnis dafür sei die Art, wie Sch. in seiner Lebensbeschreibung Spenglers das Verhältnis zwischen der Kaisertreue der Reichsstadt Nürnberg und ihrer reformatorischen Tätigkeit, die im Gegensatz zur kaiserlichen Gewalt erfolgt sei, behandelt habe.

Wilhelm Metzger (Wien).

Hauser, Henri, *La prépondérance espagnole,* 1559-1660. *Félix Alcan. Paris* 1933. *(*594 *S.; fr. fr.* 60.—*)*

Hauser behandelt in dem vorliegenden Band der von Halphen und Sagnac herausgegebenen Weltgeschichte die Epoche der spanischen Vorherrschaft von 1558-1660. Er bemüht sich, vor allem die aussenpolitischen

Zusammenhänge der damaligen Zeit herauszuarbeiten und so die Verbindung zwischen der Entwicklung der einzelnen Länder aufzuzeigen. Neben der Geschichte der europäischen Völker behandelt H. auch die gleichzeitige Entwicklung in China, Japan, Indien und Persien. Die wirtschaftliche Entwicklung, die religiösen Auseinandersetzungen, die zeitgenössische exakte Wissenschaft, die Philosophie, die Literatur und die bildende Kunst werden in besonderen Kapiteln dargestellt. Der Nachweis der wichtigsten Literatur ist dem Buch, einem nützlichen Nachschlagewerk, beigegeben.

Karl Falke (Paris).

Berney, Arnold, *Friedrich der Grosse. Entwicklungsgeschichte eines Staatsmannes. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1934. *(V u.* 363 *S.; RM.* 14.—, *geb. RM.* 16.80*)*

Der Verf. behandelt in seinem Buch das Leben Friedrichs II. bis zum siebenjährigen Krieg. B., der von der Friedrich-Biographie Kosers behauptet, sie sei weniger eine „Geschichte Friedrichs des Grossen" als eine „preussische Geschichte im Zeitalter Friedrichs II", will die Politik Friedrichs II. „allein aus der Mitte der staatsmännischen Person des Königs" begreifen. Er sieht das Leben Friedrichs II. „in allen seinen auf den Staat gerichteten tathaften und gedanklichen Äusserungen als Entelechie einer elementaren politischen Natur". Die Entfaltung der staatsmännischen Bedeutung Friedrichs II. liege darin, dass dieser davon abgekommen sei, allgemeine moralische Regeln und Rechtsnormen in der Aussenpolitik anzuerkennen, und sich zu der „aktivistischen" Auffassung, dass ein „vertragsbrüchiges Handeln in letzter vaterländischer Not angebracht sei", bekehrt habe. — Was B. über die Innenpolitik Friedrichs II. schreibt, ist eine dürftige Wiedergabe der Geschichtslegende von der „Bauernfreundlichkeit" Friedrichs II.

Ludwig Mittelbach (Zürich).

Lavaquery, E., *Necker. Fourrier de la Révolution.* 1732-1804. *Librairie Plon. Paris* 1933. *(IV u.* 385 *S.; fr. fr.* 20.—*)*

Der Verf. beginnt seine Vorrede mit der Feststellung, dass eine unparteiische Gesamtstudie über das Leben von Necker noch fehle. Er ist der Ansicht, dass eine Geschichte Neckers die Analyse der französischen Revolution vertiefen werde. Die vorliegende Biographie kann aber nicht den Anspruch erheben, diese Aufgaben zu erfüllen. Das abschliessende Urteil von L. über Necker, den er den Fourrier der Revolution nennt, lautet : „Necker est le premier, le chef de ces politiques doctrinaires et libéraux qui ont rêvé l'amalgame de l'individualisme et de l'autorité. En lui, confluent le rationalisme dissolvant des philosophes, et les chimères de l'utopie rousseauiste à tendances anarchiques et internationales". Für L., der aus seiner Feindschaft gegen die französische Revolution kein Hehl macht, hat Necker im Interesse des Kapitalismus und kosmopolitischer Ideologien die Monarchie niedergerissen, die zu reformieren er behauptete.

Der Verf. beschäftigt sich ausführlich mit dem Privatleben Neckers und seiner Familie, ferner mit seinen Spekulationsgeschäften, dagegen behandelt er z. B. die Finanzpolitik Neckers nur summarisch. Weshalb Necker von revolutionärer Seite bekämpft wurde, ist aus der Darstellung von L. nicht recht erklärlich. Albert Dorner (Basel).

Mathiez, Albert, *Le Directoire. Du* 11 *brumaire an IV, au* 18 *fructidor an V, publié d'après les manuscrits de l'auteur par Jacques Godechot. Armand Colin. Paris* 1934. *(VII u.* 390 *S.; fr. fr.* 30.—*)*

Der Band ist die Fortsetzung des Werkes über den Thermidor, er umfasst die Zeit vom 11. Brumaire des Jahres IV (2. November 1795) bis zum Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797). Mathiez, historische Leistung besteht in zahlreichen Einzeluntersuchungen. Mit ungemeinem Fleiss durchsuchte er die Archive und holte massenhaft unbekannte Tatsachen hervor, die die Geschichte der Grossen Revolution im Allgemeinen, die politischen Strömungen und die handelnden Personen neu beleuchten. Die Vor- und Nachteile dieser Arbeitsweise zeigen sich auch in dem Band über das Direktorium. Die grossen Linien der Geschichte treten nicht so plastisch hervor, wie man es wünschen möchte. Doch neue Tatsachen in überquellender Fülle bestätigen die These, die sich auch Mathiez zu eigen macht: Das Direktorium war die Diktatur einer Oligarchie von Berufspolitikern, die die Interessen einer Klientel von Aneignern der Nationalgüter, Kriegslieferanten, Bureaukraten und Militäre aus der Roture gegen die Reste der jakobinischen Demokratie und gegen die Restaurationsbestrebungen der immer stärker vordringenden feudalen Elemente: depossedierter Grundbesitzer, Royalisten, eidverweigernder Priester verteidigte; eine Diktatur, die sich bei schwindender Basis vier Jahre lang halten konnte, weil die Volksmassen vollkommen entnervt waren und die widerstreitenden aktiven Kräfte gegeneinander ausgespielt werden konnten, die aber durch immer neue Staatsstreiche und wachsende Korruption dem Bonapartismus den Boden bereitete.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist das Einleitungskapitel, in dem Mathiez den Nachweis erbringt, dass während des ganzen Verlaufs der Revolution von der Konstituierung der Nationalversammlung an — vielleicht mit Ausnahme einer kurzen Periode nach der Einberufung der Gesetzgebenden Versammlung — diktatorisch regiert wurde.

Für die Geschichte des Sozialismus bringt das sehr gedrängte Kapitel übre Babeuf manche Korrektur der bisherigen Auffassungen. Interessant ist u. a. die Feststellung, dass Buonarroti drei Tage vor Eintritt in das babeuvistische Aufstandskomitee den Auftrag des Direktoriums annahm, zu Bonapartes Armee zu gehen, um Italien zu revolutionieren. Er trat die Reise nicht an, weil offenbar die Zeit für den Aufstand in Paris reif erschien. In dem Kapitel: „Die Reform der Verfassung vom Jahre III nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V" wendet sich M. gegen Maxime Leroy, den Biographen Saint-Simons. Leroy behauptet, der ehemalige Hébertist und spätere Sozialist Saint-Simon sei nach dem

18. Fructidor Vertrauter der führenden Männer des Klubs von Clichy (konstitutionelle Monarchisten) gewesen, er habe vom Direktorium weder Gunst noch Ämter verlangt. M. bringt aber Tatsachen, die wahrscheinlich machen, dass Saint-Simon in enger Beziehung zu Barras und Bonaparte stand. Es handelte sich dabei um die Ausarbeitung von Verfassungsplänen in der Richtung, wie sie dann durch das Konsulat verwirklicht wurden.

Karl Falke (Paris).

Roux, Marquis de, *La Restauration. Arthème Fayard & Cie. Paris* 1934. *(459 S.; fr. fr.* 16.50*)*

Das Buch ist ein Plaidoyer für die Restauration. Der Verf. versucht, den liberalen Charakter dieses Regimes nachzuweisen, und er pocht auf die Entwicklung der französischen Wirtschaft in der damaligen Zeit. Die tiefste Ursache des Scheiterns der Restauration sieht R. darin, dass die Bourbonenmonarchie nicht die von der Revolution abgeschafften ständischen Körperschaften wiederhergestellt habe. Nur auf diese Weise hätte das Königtum sich der engen Oligarchie der Erwählten des Zensuswahlrechts und dem parlamentarischen Parteiensystem entziehen und eine Stütze im Volke gewinnen können. Diese Auffassung von R. ist offensichtlich eine Wirkung der heute verbreiteten Lehren vom „Korporativstaat". R. widerlegt seine These selbst durch die Darstellung der Tatsachen, aus der hervorgeht, dass die Bourbonen nur deshalb wieder zur Macht gelangten und sie nur insoweit behaupten konnten, als sie sich mit der aus der französischen Revolution hervorgegangenen bürgerlichen Ordnung abfanden und auf die Wiederherstellung feudaler Verhältnisse verzichteten, und dass sie gestürzt wurden, als sie versuchten, offen gegen die Bourgeoisie zu regieren, die damals am Parlamentarismus festhielt. Das Zensuswahlrecht war keineswegs, wie R. behauptet, ein blosser Schönheitsfehler der Restauration, sondern entsprang dem Wesen der Politik der Bourbonen. Diese fanden die zur Behauptung ihrer Macht notwendige Unterstützung der Bourgeoisie nur dadurch, dass sie diese gegen demokratische Bestrebungen der Massen privilegierten.

Karl Falke (Paris).

Vorgeschichte und Begründung des deutschen Zollvereins 1815-34. *Akten der Staaten des deutschen Bundes und der europäischen Mächte. Bearbeitet von W. v. Eisenhart Roth und A. Ritthaler. Eingeleitet von Hermann Oncken. 3. Bände. Reimar Hobbing. Berlin* 1934. *(CVIII u.* 548, *XIII u.* 550, *XIV u.* 776 *S.; RM.* 70.—*)*

Der verdienstvolle Gedanke, die Akten zu der von der Forschung etwas vernachlässigten Vorgeschichte des Zollvereins herauszugeben, stammt von dem Vorsitzenden der Friedrich List-Gesellschaft, Prof. Harms. Im Zusammenwirken mit der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde die Publikation vorbereitet und nach jahrelangen Forschungen in den in Betracht kommenden Archiven editions-

fertig gemacht. Zwei jüngere Gelehrte, W. v. Eisenhart Roth und A. Ritthaler haben die Archive bereist, das Material zusammengetragen, ausgewählt und somit die eigentliche Editionsarbeit geleistet, der H. Oncken in Gestalt einer längeren Einführung eine zusammenfassende und wissenschaftlich auswertende Darstellung vorausschickt. Die Publikation setzt uns in den Stand, in der Vorgeschichte des deutschen Zollvereins den Anteil der einzelnen Faktoren bei seinem Zustandekommen weit deutlicher und genauer zu bestimmen, als das in früheren oft einseitigen oder auf einzelne Personen oder Staaten konzentrierten Darstellungen der Fall ist.

Walter Schwartz (Berlin).

Neher, Walter, *Arnold Ruge als Politiker und politischer Schriftsteller. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des* 19. *Jahrhunderts. Carl Winter. Heidelberg* 1933. *(*226 *S.; RM.* 10.—*)*

Eine Monographie über Arnold Ruge ist ein wichtiger Beitrag zu der noch nicht geschriebenen Geschichte der Hegelschen Schule in Deutschland und zur Sozialgeschichte von der Juli-Revolution bis 1848. N. folgt der politischen und schriftstellerischen Laufbahn Ruges bis in die kleinsten Einzelheiten : kaum eine Zeile seiner Feder, die nicht Erwähnung fände. Dass so das Buch etwas zu breit geraten ist, ist nicht sein einziger Fehler. Der Abschnitt über Ruges Auseinandersetzung mit dem Sozialismus (der Bruch mit Marx nach dem Erscheinen der Deutsch-Französischen Jahrbücher) weist — ganz abgesehen von der Tendenz, Ruge auf Kosten Marxens zu „retten" — viele Entstellungen der sozialistischen Lehren auf. Bei alledem hat N. einen klaren Blick für die Schwächen seines „Helden", wie z.B. die treffende Charakteristik der theoretischen Grundhaltung Ruges zeigt : er gibt die Hoffnung auf einen angemessenen Wirkungskreis auf und „schuf sich einen Ersatz dafür in dem Bewusstsein,... durch die Philosophie die Bewegung der Zeit zu regieren, ein Bewusstsein, das ihn sein Leben hindurch begleiten wird, wie den Frommen die Trostgründe der Religion".

Herbert Marcuse (Genf).

Renouvin, Pierre, *La Crise européenne et la Grande Guerre* (1904-1918). *Félix Alcan. Paris* 1934. *(*639 *S.; fr. fr.* 60.—*)*

Wolff, Theodor, *Der Krieg des Pontius Pilatus. Oprecht u. Helbling. Zürich* 1934. *(*457 *S.; fr. s.* 9.—, *geb. fr. s.* 11.—*)*

Das Buch von Renouvin gibt ein sehr reiches und übersichtliches Tatsachenmaterial zur allgemeinen Geschichte der wichtigsten Staaten im Zeitraum von 1904-1918. R. vertritt den Standpunkt der französischen Geschichtsschreibung, wobei er sich bemüht, möglichst objektiv zu bleiben. Bei den Kriegsursachen erwähnt R. zwar die wirtschaftlichen Gegensätze in der Zeit von 1914, sieht aber die entscheidenden Ursachen in der „Orientierung der nationalen Politiken", in der „Aktion der Regierungen". Hier schreibt er den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs die Hauptschuld am Kriegsausbruch zu, erwähnt auch die Verantwortung der russischen

und serbischen Regierung, vermeidet es aber, irgendeine Verantwortlichkeit der Regierungen Frankreichs und Englands festzustellen. Ein Mangel des Buches ist, dass R. die Vorgänge in der Arbeiterbewegung auf Grund von Quellen zweiter Hand behandelt.

Der frühere Chefredakteur des „Berliner Tageblatt" Theodor Wolff gibt eine diplomatische Vorgeschichte des Krieges, wobei er seine persönlichen Erinnerungen mitverwertet. Ohne die tieferen gesellschaftlichen Wurzeln des Krieges zu behandeln, versucht W. die persönliche Verantwortung der führenden Politiker Europas am Kriegsausbruch festzustellen. Die Frage der Kriegsschuld reduziert er auf das psychologische Problem, inwiefern der einzelne Politiker den Kriegsausbruch bewusst gewollt oder gefördert hat. W.s Darstellung der Ereignisse zeigt gerade, wie die imperialistischen Gegensätze an einem bestimmten Punkt den Krieg auf die Tagesordnung stellen und wie dann alle diplomatischen Künste der Regierungen zur Kriegsentfesselung dienen, ganz gleich, wie die individuellen Absichten des einen oder anderen Politikers beschaffen sein mögen. W.s individualistische Methode der Betrachtung der Dinge verführt ihn z. B. dazu, in dem deutschen Flottenbau eine persönliche Laune Wilhelms II. zu sehen und die für die politische Verantwortung keineswegs wesentliche Frage ausführlich zu erörtern, ob die deutsche Regierung 1914 den Krieg planmässig herbeigeführt oder, wie W. meint, durch „politische Unzulänglichkeit" mit heraufbeschworen habe. Max Beermann (Paris).

Tarn, W. W., *Alexander the Great and the Unity of Mankind. Oxford University Press. London* 1934. *(46 S.; 2 s. 6 d.)*

Das Büchlein, die mit kritischen Anmerkungen versehene Bearbeitung eines Vortrags, den der amerikanische Meister der hellenistischen Geschichtsforschung an der Londoner Universität gehalten hat, liefert einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des hellenistischen Königtums, indem es die Frage zu klären sucht, auf welcher geistig-religiösen Grundlage Alexander sein Reich aufzubauen beabsichtigte. Nach T. war Alexander die erste historische Persönlichkeit, für deren Politik der Gedanke einer universalen Verschmelzung und Verbrüderung die Richtschnur angab. Die Philosophen der hellenistischen Periode hätten nichts anderes getan, als theoretisch zu begründen, was Alexander praktisch zu versuchen sich bemühte. — Man könnte allerdings auch der Ansicht zuneigen, dass der Glaube an die Menschheitsverbrüderung erst eine Wirkung der nivellierenden Verschmelzungspolitik Alexanders, nicht aber ihre Ursache ist.

Piero Treves (Mailand).

Lewandowski, Herbert und P. J. van Dranen, *Beschavings- en Zedengeschiedenis van Nederland (Kultur- und Sittengeschichte der Niederlande). N. V. Uitgevers-Maatschappij Enum. Amsterdam* 1933. *(336 S.; hfl.* 8.50, *geb. hfl.* 9.50*)*

Dieser erste Versuch, eine Kultur- und Sittengeschichte Hollands zu schreiben, verwendet eine ausschliesslich historische Methode. Man wusste

ja, dass beispielsweise die psychoanalytische Behandlung des Sexualproblems auf den heftigsten Widerstand des breiten Publikums gestossen wäre. Die Absicht, sich so viel wie möglich dem Geschmack des letzteren anzupassen, hat dazu geführt, dass zwar zahllose Dokumente mit Sorgfalt zusammengetragen wurden, die Verarbeitung aber des wissenschaftlichen Charakters entbehrt. Andries Sternheim (Genf).

Haller, Johannes, *Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik. J. G. Cotta Nachfolger. Stuttgart und Berlin* 1934. *(*381 *S.; RM.* 5.20, *geb. RM.* 7.80*)*

Ein grosser Teil der Aufsätze und Reden kreist um Probleme, die H. in den „Epochen der deutschen Geschichte" aufgeworfen hat; insofern sind sie eine wertvolle Ergänzung seines bekanntesten Buches. Der umfangreichste und bedeutendste Aufsatz behandelt den „Eintritt der Germanen in die Geschichte". Er dürfte zur Berichtigung einiger trotz Fustel de Coulanges und Dopsch noch fortlebender irriger Anschauungen beitragen. Im Anschluss an diese Autoren kommt H. zu dem Schluss, dass der fränkische Staat sehr wenig mit germanischem Wesen zu tun habe, dass er vielmehr „in seinen sozialen und wirtschaftlichen Elementen wie in seinen organischen Formen keine Neu-Schöpfung auf römischem Boden, kein Bruch mit dem Bestehenden, sondern dessen Fortsetzung darstellt". Er betont nachdrücklich den Zusammenhang der fränkischen Grundherrschaft, der wirtschaftlichen und sozialen Grundlage des Feudalismus mit Institutionen der spätrömischen Agrar- und Sozialverfassung. Die Vorstellung von der urgermanischen Siedlungsform, „dem Sippendorf, der Markgenossenschaft, von altdeutscher Freiheit und Gleichheit auf römischem Boden" verwirft er als einen den Tatsachen widersprechenden „romantischen Traum". Walter Schwartz (Frankfurt a. M.).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Winter, Ernst Karl, *Arbeiterschaft und Staat. Reinhold-Verlag. Wien* 1934. *(VI u.* 254 *S.; Ö. Sch.* 7.—*)*
Heinrich, Walter, *Die soziale Frage. Gustav Fischer. Jena* 1934. *(VIII u.* 204 *S.; RM.* 6.50, *geb.* 8.—*)*
Auric, René, *Étude sur le service obligatoire de travail. A. Pedone. Paris* 1934. *(*162 *S.; fr. fr.* 25.—*)*

Winter, der nach dem politischen Umsturz in Oesterreich mit der Überführung der österreichischen Arbeiterschaft aus den freien Gewerkschaften in die Einheitsorganisation beauftragt wurde, bringt in der Sammlung bereits früher erschienener Aufsätze seine Ansichten über die Überwindung der Entfremdung von Arbeitermasse und Staat. Die Sozialpolitik solle ein lebendiges Christentum verwirklichen. Auffallend ist die wiederholte Würdigung der Leistungen der ehemaligen sozialistischen Arbeiter-

bewegung, die nach W. für die Geschichte Oesterreichs viel Ausgezeichnetes getan hat. Diese Bewegung werde jedoch im heutigen Zeitalter durch den berufsständischen korporativen Staat überflüssig. In einigen Aufsätzen, besonders in dem über „Berufsständische Ordnung und autoritärer Staat" wendet sich W. gegen die nationalsozialistische Staatsauffassung, welche das Individuum dem Staat opfere.

Heinrich behandelt als die drei Hauptfaktoren der heutigen geistigen und materiellen Krise : die geistige Unerfülltheit, die wirtschaftliche Gefährdung und die Entwurzelung der Bevölkerung. Die Arbeit ist stark von der Spannschen Ganzheitslehre beeinflusst. Die Hauptauffassung H.s kommt wohl darauf hinaus, dass die Entwicklung der Technik das Leben der Menschen nur scheinbar vielfältiger gestaltet habe ; mit der zunehmenden Technisierung seien Rationalismus und Materialismus erstarkt. Die beiden sind jedoch nur „Scheinwerte, sie erheben nicht, sondern sie drücken ; wenn die Welt von der Überwelt losgerissen wird, kann sie nur Scheinwerte und Scheinreichtum aufweisen". Die Untergrabung des höheren Übersinnlichen durch den liberalistisch-individualistischen Staat müsse durch die ständische Ordnung überwunden werden, in der auch die Aufstiegsmöglichkeiten der „wirklich" Begabten viel grösser seien als in der individualistischen Gesellschaftsordnung.

Auric studiert ein wichtiges soziales Experiment : die Arbeitsdienstpflicht, die 1920 in Bulgarien zum ersten Mal gesetzlich durchgeführt wurde. Die Schrift hat nicht nur historischen Wert, sondern ist von aktueller Bedeutung, da die bulgarische Gesetzgebung weniger oder mehr als Beispiel für die Einführung des deutschen Arbeitsdienstes gedient hat. Der Verf. bespricht die betreffende Gesetzgebung und ist der Meinung, dass das bulgarische Gesetz für die Sozialpolitik von Bedeutung gewesen sei, während die neue deutsche Gesetzgebung mit ihren Massnahmen in erster Linie politische Zwecke verfolge. Andries Sternheim (Genf).

Dubreuil, Hyacinthe, *Employeurs et salariés en France. Félix Alcan. Paris* 1934. *(X u.* 461 *S. ; fr. fr.* 40.—*)*

Seelbach, Hermann, *Das Ende der Gewerkschaften. Otto Elsner. Berlin* 1934. *(*39 *S. ; RM.* 0,75*)*

In objektiver Weise schildert Dubreuil die Entwicklung des französischen Gewerkschaftsbundes, wobei besonders der Gegensatz zwischen der früheren rein oppositionellen Haltung und der gegenwärtigen Politik der Zusammenarbeit mit den Arbeitgebern zum Ausdruck kommt. Interessant sind die Unterschiede der französischen Bewegung gegenüber der englischen und deutschen. Die französischen Arbeiter betrachten die Gewerkschaftsverbände hauptsächlich als Kampfmittel. Die finanzielle Kraft der Organisation spielt keine hervorragende Rolle ; ebensowenig ist die Mitgliederzahl ausschlaggebend. Der Kontakt zwischen Funktionären und Mitgliedern ist durch die eigentümliche Struktur der Gewerkschaften sehr eng und die Autonomie lokaler und regionaler Sektionen sehr bedeutend. Der Aufbau der französischen Gewerkschaften macht es nicht leicht, einheit-

liches statistisches und anderes Material über ihre Tätigkeit zu beschaffen. Die Arbeit D.s hat deswegen eine besondere Bedeutung, weil er als früherer Sekretär der C. G. T. über alle Vorgänge auf dem laufenden und darum imstande ist, sowohl von Arbeiter- als von Unternehmerseite bis jetzt noch ungenügend bekanntes Material zu veröffentlichen. Seine soziologische Auswertung kann zu wichtigen Schlussfolgerungen führen.

Seelbach, ehemals Leiter der Bundesschule der freien Gewerkschaften in Bernau, der zum Nationalsozialismus übergegangen ist, versucht in diesem Tagebuch nachzuweisen, wie die neue Zeit die alten Formen der Arbeiterbewegung überholt und die Notwendigkeit eines anderen ökonomischen Zusammenschlusses der Arbeitnehmer erzwungen hat. Die alten Gewerkschaften seien zwar nach aussen hin als marxistisch-klassenkämpferisch erschienen, ihre Führer seien jedoch seit langem „echte parlamentarisch-demokratische Verhandlungskünstler" gewesen. Eine weitere Aufrechterhaltung dieser Gewerkschaften sei durch die Entwicklung der „schöpferischen Kräfte des ganzen Volkes" in der Gegenwart nicht länger möglich. Andries Sternheim (Genf).

Hecker, Julius F., *Moscow Dialogues : Discussions on Red Philosophy. Chapman & Hall. London* 1934. *(*284 *pp. ;* 8 *s.* 6 *d.)*

Hecker, Julius F., *The Communist answer to the world's needs. Discussions in Economic, Political and Social Philosophy. A sequel to Moscow Dialogues. Chapman and Hall Ltd. London* 1935. *(XII and* 322 *pp. ;* 8 *s.* 6 *d.)*

Hecker, Julius F., *Religion and Communism : A Study of Religion and Atheism in Soviet Russia. Chapman & Hall. London* 1933. *(*302 *pp. ;* 8 *s.* 6 *d.)*

H. ably discusses in these three books the different aspects of communist philosophy and the way in which it is guiding policy and action in Soviet Russia. Communism, he realises, is primarily a philosophy of action, demanding the unity and interpenetration of theory and practice, and seeking not merely to explain the world but to change it.

This is clearly evident in the efforts the Soviet Government is making to suppress institutional religion. To the communist religion is a product of class society whose function is to drug the people and give divine sanction to the exploitation of the ruling class. To abolish religion, he argues, we must destroy the social and economic conditions that give rise to it. We must abolish that structure of society in which stratification, competition, uncertainty, crisis and poverty are at a premium, and in which the emphasis is upon individual as against social solidarity. In a classless society there is no place for religion ; but in the process of achieving such a society religion must be fought against and crushed. He is not unmindful of the emotional background of religion — of the fear of disease and death and of the desire for consolation and fulfilment. But he believes he can recondition these psychological impulses and build up a new relationship between stimulus and response.

Communism plans not only in the sphere of economics but also in the sphere of ideology. It aims at creating a specific proletarian culture, a new art, ethics, and education. This does not mean the rejection of all past culture. Lenin insisted upon „a clear understanding of the fact that only by an exact knowledge of culture created by the development of all humanity, only by working it over, is it possible to build a proletarian culture“.

Historical continuity and development are nowhere more evident than in the whole philosophy of dialectical materialism. He shows how its roots derive and trace back to Hobbes and Locke, Lamettrie, Holbach, Diderot, Spinoza (whose importance in this connection is becoming increasingly realized), Hegel and Feuerbach ; and how it was revaluated by Marx and Engels and elaborated into the theory and practice of communism. Of exceptional interest is Dr. H's exposition of the more recent developments in communist thought, and of the opposition Marxian philosophers have expressed against Formalism (a movement that is growing not only in philosophy but also in sociology). Mitin, an eminent Soviet professor, says that „in formalism dialectics is transformed from a vital method of cognizance into a co-ordination of abstract formulas which outwardly are applied to or fitted to the contents. Formalism consists in the break which occurs in theoretic work between the form and its contents, where the logical is separated from the historical, where philosophic theory is transformed into a sequence of ideas altogether separated from the complete historical social class situation“. J. Rumney (London).

Woll, Matthew and **Walling William English,** *Our next Step. A National Economic Policy. Harper and Brothers Publishers. New York* 1934. (200 *S.* ; $ 2.50)

Dieses Buch, von William Green eingeleitet, gibt die Position der American Federation of Labor zur Krise wie zur Roosevelt-Regierung wider. Die N. R. A. wird als Revolution gefeiert. Die Ursache der Krise wird aus der Unfähigkeit der Kapitalisten erklärt, die nicht begreifen wollen, dass eine reibungslose Wirtschaft nur durch hohe Löhne erzielt werden könne. Die von Roosevelt geplante Hebung der Kaufkraft der Massen muss, über diese Pläne hinaus, ermöglicht werden. Das laissez-faire-Prinzip ist am Ende, notwendig ist die staatliche Regulierung der Wirtschaft, wobei die Organisierung der Arbeiter unerlässlich ist. Die Autarkie wird als notwendig gefordert, um der Konkurrenz der billigen Arbeit anderer Länder zu entgehen.

Paul Mattick (Chicago).

Davis, Horace B., *Labor and Steel. International Publishers. New York* 1933. (304 *pp.* ; $ 2.—)

The book describes the steel industry from the labour standpoint. It forms part of a series of books on different industries prepared under the

auspices of the Labor Research Association, an organisation devoted to the gathering and interpretation of economic material for the labour movement. Mr. Davis has done his work well. With a great wealth of facts he explains who the steel workers are, what their conditions of work were and are; he tells us about the unemployment situation in the industry and about the struggles to build up an effective trade union. On the other hand, he describes what he calls „the feudal domain of steel", the company towns, the company unions, the spy system in the factories and outside and he devotes a chapter to the steel trust. The story which is unfolded in this book is certainly not a pleasant one and the brightest spot in it is the hope of better conditions which the coming of President Roosevelt awakened in the workers. D. Christie Tait (Genève).

Beales, H. L., und **R. S. Lambert,** *Memoirs of the Unemployed. Victor Gollancz. London* 1934. *(*287 *S.;* 5 *s.)*

Künkel, Fritz, *Krisenbriefe. Die Beziehungen zwischen Wirtschaftskrise und Charakterkrise. Friedrich Bahn. Schwerin* 1933. *(*271 *S.; RM.* 4.30, *geb. RM.* 5.85*)*

Gilfillan, Lauren, *I went to Pit College. Viking Press. New York* 1934. *(*288 *S.;* $ 2.50*)*

Schmidt, Johannes, *Jugendtypen aus Arbeitermilieu. Hermann Böhlau. Weimar* 1934. *(*98 *S.; RM.* 3.50, *geb. RM.* 4.80*)*

Den Untersuchungen, die in Österreich, Deutschland und Polen über die psychischen Wirkungen der Arbeitslosigkeit vorgenommen wurden, folgt nun eine in England, die über die Probleme der englischen Arbeitslosen hinaus Beachtung verdient. Beales und Lambert gehen andere Wege als die bisherigen Untersuchungen. Nicht die Soziographie, Lebensschilderungen von Arbeitslosen selbst sollen die Wirkungen der Arbeitslosigkeit veranschaulichen. 25 Arbeitslose verschiedenen Alters, Berufs, Geschlechts, sozialen Milieus haben auf Grund einer ihnen vorgelegten Fragestellung ihre Memoiren geschrieben. Es sind hochqualifizierte und ungelernte Arbeiter, Angestellte und Hausgehilfinnen, lange und kurze Zeit Arbeitslose. Das Bild, das entsteht, ist vielfältig und lebendig. Gewisse Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit lassen sich herauslesen : die Progression von Optimismus zu Pessimismus, von Pessimismus zu Fatalismus, das Anwachsen von Minderwertigkeitsgefühlen, die Verschlechterung der Familienbeziehungen, das Erlahmen des Interesses an Politik und Organisationsleben. Hier berührt sich die Untersuchung in ihren Ergebnissen stark mit denen des Kontinents, wenn auch das Ausmass an physischer Not nicht das gleiche ist. Die Schilderung durch die Arbeitslosen selbst erspart manche Fehlbeobachtung und künstliche Konstruktion. Wirksam werden diese Eigenschilderungen durch 5 Haushaltsbudgets von Arbeitslosen, bearbeitet von Ruth Bowley, und durch Betrachtungen von Morris Robb über die Psychologie der Arbeitslosigkeit vom ärztlichen Standpunkt ergänzt. Als entscheidende psychische Reaktionen auf die Arbeitslosigkeit sieht der Arzt : die ökonomische Abhängigkeit, die soziale Isolierung und

die sexuelle Reaktion. Auch dafür werden konkrete Beispiele angeführt. Die Wechselwirkungen zwischen Arbeitslosigkeit und Charakter werden durch die Feststellung gekennzeichnet, dass bei aller Verschiedenheit von Charakter, persönlichem Schicksal und sozialem Milieu, die die Empfänglichkeit zur Neurose steigern, dieselben Personen, wenn sie in Arbeit geblieben wären, nicht so schwere psychische Erkrankungen gehabt hätten, dass andrerseits langandauernde Arbeitslosigkeit Veränderungen so tiefer Natur im Seelenleben hervorruft, dass sie nicht allein durch Arbeit wieder geheilt werden können, dass also der erzeugte krankhafte Zustand vermutlich die Arbeitslosigkeit überdauern wird. Die Arbeit bedeutet eine Bereicherung der vorhandenen Literatur über die Psychologie der Arbeitslosigkeit.

Vierundzwanzig Briefwechsel sind in den „Krisenbriefen" von Fritz Künkel zusammengefasst worden. Eltern und Jugendliche, Berufstätige und Arbeitslose wenden sich an den Individualpsychologen, Heilung von seelischen Leiden erwartend, in die sie durch die Nöte der Gegenwart geraten sind. Es sind Krisenbriefe, weil sich in allen zeigen lässt, wie die äussere Krisis in eine innere umschlägt. Kinder entgleisen, weil die Eltern, in wirtschaftlichen Sorgen befangen, weder Zeit noch Geduld für ihre Kinder haben, Ehen gehen an dem Scheitern des Mannes im Beruf zugrunde, Lehrer und Fürsorgerinnen werden mutlos angesichts der schwierigen Konflikte, in die sie ihr Beruf in der Krise bringt, die Hoffnungslosigkeit studierender Jugend, die Verzweiflung, die an den Stempelstellen entsteht, findet in den Briefen ihren Ausdruck. Freilich verlieren sie sehr durch die Kürzungen, von denen der Verf. selbst sagt, dass sie sich im wesentlichen auf soziologische, insbesondere auf marxistische Auseinandersetzungen erstrecken. Die Arbeit ist eben wesentlich psychologisch orientiert. Dass beispielsweise ein wesentlicher Teil des Buches den Antworten des Verf. gewidmet ist, macht es für den Psychologen interessanter, für den Soziologen verliert es an Unmittelbarkeit und Einheitlichkeit. Dass fast durchwegs kleines und mittleres Bürgertum, nur zwei Vertreter des Proletariats zu Worte kommen, ergibt gleichfalls eine Einseitigkeit, die freilich aus den komplizierten Voraussetzungen eines solchen Briefwechsels zu verstehen ist. Das Bestreben des Verfassers, die in eine innere Krise umgeschlagene äussere Krise durch Charakteränderung zu überwinden, führt freilich zu einer bedenklichen Anpassung an die Krise, die die Energien lähmen muss, die zu ihrer Überwindung führen.

Eine soziale Reportage soll Lauren Gilfillans Buch sein. Es wird aber mehr. Die Verfasserin geht vom College weg, in die Kohlenbergwerksgebiete Pittsburgs, aber nicht als Reporterin, sondern sie lebt mit den streikenden Bergarbeitern, geht auch selbst in die Grube, den „Pit", erlebt mit ihnen Heirat, Geburt, Tod, Solidarität und Missgunst, Klassenbewusstsein und Indifferenz, die lähmenden wie die aufrüttelnden Wirkungen grösster Not. Besonders interessant die Gegensätze, die zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen, Arbeitswilligen und Streikenden entstehen, oft unmittelbarer und heftiger als gegen den gemeinsamen Gegner und die auch eine Zweiteilung der gewerkschaftlichen Organisationen hervorrufen. So entsteht ein Bild der Lebensverhältnisse in dem von der Krise erfassten amerikanischen Kohlenrevier, anschaulicher und aufschlussreicher als

manche nach strengen wissenschaftlichen Grundsätzen vorgenommene Untersuchung.

Ganz andere Wege geht Johannes Schmidt, der mit seiner Untersuchung von Lehrlingen in einer kleinen thüringischen Stadt einen Beitrag zur Typologie der männlichen erwerbstätigen Jugend leisten will. Das Untersuchungsmaterial besteht aus Spontanberichten (Aufsätzen), die von Berufsschülern in der Schule angefertigt wurden, wobei 180 Lehrlinge je 8 gleiche Aufsatzthemen zu bearbeiten hatten. Sch. kommt nun nach gewissenhafter Anlegung von Aussagetabellen, ähnlich wie Spranger zur Aufstellung von 5 Persönlichkeitstypen : dem Bildungssuchenden, dem Naturschwärmer, dem Berufsfreudigen, dem Körpergefühlstypus, dem Hedoniker. Aber so brauchbar die Aufstellung von Typen für die Jugendpsychologie auch sein mag, so zeigen sich doch die Gefahren gewaltsamer Einordnung der lebendigen Einzelfälle in ein starres Schema, zumal gerade diese 5 Typen sicher nicht ausreichen. Überdies bleibt bei Schulaufsätzen immer die Frage der Unbefangenheit und Aufrichtigkeit offen. Auch tritt bei dieser Typeneinteilung gerade die soziale Einstellung des Jugendlichen zu Umwelt, Klasse und Politik, also für den Jugendlichen aus Arbeitermilieu sehr entscheidende Kategorien, ganz in den Hintergrund. Trotz diesen Mängeln bleibt die Arbeit ein interessanter Beitrag zur Psychologie der erwerbstätigen Jugend, nützlich ergänzt durch ein gründliches Literaturverzeichnis über Jugendpsychologie. Käthe Leichter (Wien).

Spezielle Soziologie.

New Governments of Europe, the trend toward dictatorship. Edited by Raymond Leslie Buell. The Foreign Policy Association. Thomas Nelson & Sons. New York 1934. *(XIV and* 440 *pp.;* $ 2.50*)*

Cole, G. D. H. and Margaret, *A Guide to Modern Politics. Victor Gollancz. London* 1934. *(*559 *pp.;* 6 *s.)*

Cole, G. D. H., *Some Relations between Political and Economic Theory. Macmillan & Co. London* 1934. *(*92 *pp.; s.* 6 *d.)*

Riegel, O. W., *Mobilizing for Chaos. Yale University Press. New Haven* 1934. *(*231 *pp.;* $ 2.50*)*

These books relate to contemporary political movements and governmental organization. The first two describe the actual governments and the principal political movements in a number of important modern states. New Governments in Europe contains, besides a general article on „The Attack on Democracy" by Vera Micheles Dean, sections dealing with Italy, Germany, the Baltic States, Soviet Russia, and Spain. The article on Germany, by Mildred S. Wertheimer, is the longest (135 pages) and is a careful and objective account of the history of the national-socialist movement and of the political measures by which it obtained complete control of the German governmental machine until the summer 1934. The article on Italy is less satisfactory. Although the author has attempted to present the arguments of both the supporters and the opponents of the

Fascist Régime the case against the system is not very well expressed. The article on the Baltic States by Malbone W. Graham is a valuable brief account of the leading political forces in Finland, Estonia, Latvia, Lithuania, and Poland. On the whole, the book is a competent description of some of the newer European governments.

In A Guide to Modern Politics G. D. H. Cole and Margaret Cole have sketched the political systems of Great Britain, the United States, Italy, Germany, Soviet Russia, Turkey, Japan, China, and British India and have outlined a socialist political philosophy. The descriptive portion of the book is in general clear and accurate. The soviet government is especially well discussed particularly with respect to the various semi-spontaneous organizations known as „cooperatives", which obviously appeal to the „guildist" sympathies of the authors, who see in them the means for the continuance of the administrative processes after the more or less complete „withering away" of the state envisaged by Marxist theory. In treating the political systems of the Far Eastern nations and of British India the authors make the interesting suggestion that popular representation in these regions might more properly be indirect representation through a series of councils of the soviet type rather than an imitation of parliamentary democracy. The authors believe in the desirability of a democratic political organization with the widest possible participation of each citizen, especially in the administrative organs which most directly concern him. They consider, however, that a workable functional democracy of this type can only exist after the establishment of substantial economic equality. While presenting clearly their own socialist theories the authors have also constructed a scholarly and readable reference book.

Some Relations between Political and Economic Theory consists of a series of lectures delivered by G. D. H. Cole at Oxford in 1933 and deals with the relationship between economics and politics. The author's chief thesis is that only with the assumptions of laissez-faire economics can the economic and political spheres be sharply differentiated. As soon as the state enters widely into the field of service functions the old individual demand of the economic system is supplemented by an increasing amount of collective demand created and directed by political means. The large psychological element always present in political philosophy thus comes more and more into economic theory since demand can no longer merely be accepted as an objective fact whose psychological basis the economist need not study. This is a cogent philosophical essay and presents incidentally intelligent brief summaries of the political philosophies of Rousseau, Hegel, the Utilitarians, and Karl Marx.

The books already considered have all necessarily taken account of the widespread nationalist feeling embodied in political movements in most modern states. In Mobilizing for Chaos O. W. Riegel discusses the resurgence of nationalism in terms of its effects upon the dissemination internationally of reliable news. Mr. Riegel, who was formerly an American correspondent in Europe, presents an interesting collection of material dealing with the concentration of the ownership of cable lines among a few powers, the rapid development of political propaganda by means of the

radio, the governmental subsidy of various news-collecting agencies, editorial distortion of foreign news to pander to nationalist sentiment, and the difficulties involved in the censorship encountered by foreign correspondents in various countries. In these matters, in which nationalism touches the news, he finds a growing tendency toward the distortion of facts. He concludes with a plea for the continuance of democratic states since they have in general been less than the dictatorships offenders against the free flow of knowledge. G. Lowell Field (New York).

Schmitt, Carl, *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reichs. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1934. *(*49 *S.; RM.* 1.—*)*

Schlegelberger, Franz, *Vom Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung. Franz Vahlen. Berlin* 1934. *(*20 *S.; RM.* 0.90*)*

Larenz, Karl, *Deutsche Rechtserneuerung und Rechtsphilosophie. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1934. *(*44 *S.; RM.* 1.50*)*

Anrich, Ernst, *Volk und Staat als Grundlage des Reiches. W. Kohlhammer. Stuttgart-Berlin* 1934. *(*40 *S.; RM.* 1.—*)*

Conti, S., *Verfassung von Staat und Stadt. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1934. *(*63 *S.; RM.* 2.40*)*

Steinbrink, Conrad, *Die Revolution Adolf Hitlers. Eine staatsrechtliche und politische Betrachtung der Machtergreifung des Nationalsozialismus. Carl Heymann. Berlin* 1934. *(*71 *S.; RM.* 3.—*)*

Boos, Roman, *Neugeburt des Deutschen Rechts. R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1934. *(*272 *S.; RM.* 8.50*)*

Ranke, Gotthard, *Partei und Staat. Alfred Protte. Potsdam* 1933. *(*61 *S.; RM.* 1.—*)*

Carl Schmitts Thesen lauten folgendermassen : seit über 100 Jahren kämpfen das soldatische und das bürgerliche Deutschland einen erbitterten Kampf. Mit dem 28. Oktober 1918 (der Einführung des Parlamentarismus in Deutschland) löst sich das Heer auf, die Waffen werden dem Feind abgeliefert. Siegreich triumphiert der bürgerliche Konstitutionalismus. Die Weimarer Verfassung ist als staatliche Konstruktion nur der im Zusammenbruch des preussischen Soldatenstaates für eine kurze Zeit schattenhaft lebende Teil aus dem zwiespältigen Staatsgefüge des zweiten Reiches. Die Rettung Deutschlands kommt aus der nationalsozialistischen Bewegung. Am 30. Januar 1933 hat der Generalfeldmarschall von Hindenburg einen Soldaten, einen politischen Soldaten, zum Reichskanzler ernannt, um das revolutionäre Werk einer neuen Staatsordnung in Angriff zu nehmen.

Eine ausgesprochene Festrede ist die aus einem Vortrag in der Akademie für Deutsches Recht hervorgegangene Schrift des Staatssekretär Schlegelberger. Sein „freudig dankbares Ja“ auf die von Savigny in dem berühmten Thema gestellte Frage, das allein mit dem behaupteten Gleichklang zwischen dem Herzschlag des Volkes und dem Herzschlag des einzelnen begründet wird, kann wohl als eine wissenschaftliche Argumentation ernsthaft nicht bewertet werden.

Nach Larenz ist eigentlich alles Rechtsdenken im neuen Deutschland

nur eine Interpretation des Führerwillens. „Niemand als der Führer kann die letzte Entscheidung fällen, ob eine bestimmte Regelung gelten soll oder nicht. Ihm gegenüber bedarf es keiner Garantie für die Wahrung der Gerechtigkeit, da er kraft seines Führertums der „Hüter der Verfassung“ und d. h. hier : der ungeschriebenen konkreten Rechtsidee seines Volkes ist. Ein auf seinen Willen zurückgehendes Gesetz unterliegt daher keiner richterlichen Nachprüfung.“ Die konkrete Rechtsidee aber, die der Führer zu hüten hat, ist „das Lebensprinzip des auf sein (des Volkes) Dasein gerichteten Gemeinwillens, seine innere Form und geistige Einheit“, eine völkisch und blutsmässig bedingte geistige Macht. Der Führer, so schliesst L., gehorcht nicht einer an ihn gerichteten Norm, sondern dem Lebensgesetz der Gemeinschaft, das in ihm Fleisch und Blut gewonnen hat. Eine Rechtsphilosophie, von der man jedenfalls sagen kann, dass sie auf Erkenntnis verzichtet.

Anrichs Rede ist wohl als Mahnung dahin zu verstehen, über der Anerkennung des Führerprinzips doch nicht zu vergessen, die Führerschicht von unten her zu ergänzen, da sonst eine Verbonzung und Erstarrung der an sich nicht mehr sehr revolutionären Bewegung zu befürchten sei.

Aus der populären, auf Wissenschaftlichkeit ausdrücklich verzichtenden Darstellung Contis verdient hervorgehoben zu werden, dass er die heutige deutsche Staatsverfassung als die Wiederbelebung eines germanischen Führertums auffasst, hinter dem ein geeintes und in sich selbst geschlossenes Volk stehe, das in ähnlicher Weise wie im altgermanischen Thing, vertrauensvoll, nicht missbraucht und unterjocht, zu seinen Führern aufsehe.

Steinbrink schildert die staatsrechtlichen Vorgänge von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler bis zum Ermächtigungsgesetz und glaubt zu dem Ergebnis zu kommen, dass die nationalsozialistische Machtergreifung legal gewesen sei, dass aber trotz der Legalität eine echte Revolution vorgelegen habe. Diese wird in dem Wandel der deutschen Staatsidee vom bürgerlichen zum nationalen Rechtsstaat erblickt.

Roman Boos ist, wie er im Vorwort und in der Widmung zu erkennen gibt, ein dem neuen Deutschland zugetaner Deutsch-Schweizer. Sein Buch über die Neugestaltung des deutschen Rechts hat keineswegs systematischen Charakter. In der Grundhaltung von Steiners goetheisierender Theosophie bestimmt, gibt B. im wesentlichen nur eine Fülle von teils geistvollen, teils kuriosen und sogar abstrusen kritischen Aphorismen zur bisherigen deutschen Rechtsordnung. Ein irgendwie praktischer Wert kommt dem Buche nicht zu.

Der Inhalt der kleinen Schrift von Ranke lässt sich dahin zusammenfassen, dass die nationalsozialistische Bewegung die Elite politischer Soldaten zu stellen habe, mit denen der Führer das Leben der Nation unter der preussischen Idee des Dienstes gestaltet. „Mit welchen Menschen kann das Werk unternommen werden ? mit Arbeitern, Bauern und Soldaten. Denn Arbeiter sollen wir alle sein, Bauern sind wir, denn wir ernten, was unsere Väter säten und wollen in den Kindern eine bessere Saat verbreiten, und auch Soldaten müssen wir sein, im rechten Sinne Kämpfer, hinter denen die Bataillone der Jugend, bereit zum Vormarsch, auf der Stelle treten“.

Hugo Marx (Zürich).

Noth, Ernst Erich, *La Tragédie de la jeunesse allemande. Traduit de l'Allemand par Paul Genthy. Bernard Grasset. Paris* 1934. *(*255 *S. fr. fr.* 15.—*)*

Der 1. Abschnitt des Buches trägt die Überschrift: „Vers Hitler" und soll darstellen, wie die deutsche Jugend auf Grund des Zusammenwirkens ihrer inneren Haltung und äusseren Lage mit einer gewissen Zwangsläufigkeit den Weg von dem bekannten Schwur auf dem Hohen Meissner im Jahre 1913 bis zur Verbrennung der marxistischen Bücher im Frühjahr 1933 gehen musste. Diese Ausführungen, die zuweilen etwas an der Oberfläche der meist richtig wiedergegebenen Tatbestände haften bleiben, dürften in erster Linie für den nicht-deutschen Leser recht aufschlussreich sein. Im Zweiten Teil wird unter der Überschrift „Le retour à la caserne" das Schicksal der jungen Generation im dritten Reich geschildert. Das mit den Worten „Nationalisme ou Socialisme" überschriebene Schlusskapitel schildert die Reaktion der Jugend auf die Nichterfüllung der sozialistischen Versprechungen, die von den nationalsozialistischen Führern vor der Machtergreifung gegeben wurden. Erich Trier (Frankfurt a. M.).

Annuaire de l'Institut international de philosophie de droit et de sociologie juridique, 1934-1935 : *Le problème des sources du droit positif, travaux de la première session. Recueil Sirey. Paris* 1934. *(*246 *S.; fr. fr.* 45.—*)*

Im Jahre 1934 ist von einer Anzahl von Rechtsphilosophen und Rechtssoziologen das internationale rechtsphilosophische und rechtssoziologische Institut mit Sitz in Paris gegründet worden. Gleich auf der ersten Tagung, die im Frühjahr 1934 in Paris stattfand, hat sich das Institut mit einem der wesentlichsten Probleme der Rechtstheorie, der Quellenlehre, den Regeln der Rechtserzeugung auseinandergesetzt. Eine Reihe interessanter Vorträge wurden über diesen Gegenstand gehalten, die, von unterschiedlichem Wert, doch alle wichtige Beiträge zu dieser Zentralfrage der Rechts- und Staatslehre enthalten. Am gehaltvollsten erscheint mir die „realistische" Quellentheorie des Dänen Alf Ross, der, ausgehend von den Untersuchungen des Schweden Hägerström, eine durchaus fiktionsfreie Erzeugungstheorie des Rechts entwickelt, wobei die dialektische Beziehung von Rechtsgeltung und Rechtsinhalt den Ausgangspunkt seiner Grundlegung darstellt. Ganz besonders wertvoll ist seine quellenmässige Begründung der „Auslegungsrechtssätze". Die meisten anderen Abhandlungen sind stark naturrechtlich-metaphysisch orientiert oder versuchen, wie z. B. die Quellentheorie Horváths eine m. E. unzulässige Vermischung von Postulat und Tatsache. Wesentliche Beiträge lieferten auch H. Sinzheimer über die Quellenlehre des Arbeitsrechts und G. Gurvitch, dessen „pluralistische" Rechtsquellentheorie eine ausgesprochen psychologisch-phänomenologische Grundlage hat und daher zu einer weit ausgedehnten Anerkennung formaler Rechtsquellen gelangt, wodurch der Kreis des

Rechtes sehr weit gezogen wird. Originell ist auch das m. E. praktisch unfruchtbare Schema der Rechtsquellen von H. Kantorowicz.

Paul Guggenheim (Genf).

Kelsen, Hans, *Reine Rechtslehre. Einleitung in die rechtswissenschaftliche Problematik. Franz Deuticke. Leipzig-Wien* 1934. *(XV u.* 236 *S.; RM.* 8.—*)*

K. blickt in seinem jüngsten Buche auf die Ergebnisse einer zwanzigjährigen Arbeit zurück, auf eine Arbeit, die im Grunde stets nur einem einzigen Thema gewidmet war, der Frage nämlich : Unter welchen Voraussetzungen ist Jurisprudenz als Wissenschaft möglich ? K. hat in seiner reinen Rechtslehre diese Voraussetzungen zu entwickeln gesucht ; er fasst die wichtigsten Thesen in Beschränkung auf das Wesentliche, ohne Anmerkungen und ohne Polemik, in einer sehr einfachen und einprägsamen Sprache zusammen. Neue Ergebnisse werden — abgesehen von einer, übrigens ausgezeichneten, Kritik an den herkömmlichen juristischen Interpretationsmethoden — nicht vorgetragen. Das Buch soll ja auch nur eine Einführung in die Problemwelt, kaum aber eine Darstellung neuer Ergebnisse bieten. Dafür ist etwas anderes, sehr Wesentliches, hier gegeben : Das Buch zeigt, gerade in der äussersten Präzision des Ausdruckes und der Gedanken, den Weg auf, den K. und seine Lehre bisher zurückgelegt haben : von den „Hauptproblemen der Staatsrechtslehre“ bis zur heutigen „Reinen Rechtslehre“. Geblieben sind die Grundgedanken des ersten Werkes, vielfach erweitert und vertieft. Dagegen tritt die ursprüngliche neukantianische Terminologie heute als Äusserlichkeit zurück, und es tritt hervor, mit besonderem Nachdruck betont, die ideologiekritische Tendenz der reinen Rechtslehre. Jene Ideologiekritik, die allen moralischen und politischen Wevturteilen der traditionellen Rechts- und Staatstheorie den Kampf ansagt und heute klarer denn je erkennt und erkennen muss, dass dieser Kampf weit mehr enthält als blosse Fachkritik : dass er Gesellschaftskritik und gesellschaftliche Entscheidung ist.

Eine Bibliographie der reinen Rechtslehre, von Rudolf Métall zusammengestellt, bildet den Anhang des Buches.

Hans Mayer (Genf).

Rochax, Manuel, *Les Origines de „Quadragesimo Anno“, Travail et Salaire à travers la scolastique. Desclée de Brouwer & Cie. Paris* 1933. *(XII u.* 205 *S.; fr. fr.* 25.—*)*

Renard, R. G., *Thomisme et droit social. A propos de l'idée du Droit social de M. Gurvitch. Recueil Sirey. Paris* 1934. *(*42 *S.; fr. fr.* 6.—*)*

Mit seiner Arbeit will Rochax der Behauptung entgegentreten, dass die katholische Kirche die Soziallehren Leos XIII. und Pius' XI. nur aus Furcht vor der proletarischen Bewegung verkündet habe. Er will nachweisen, dass die katholischen Sozialauffassungen von heute schon von der Scholastik vertreten worden seien. Zu diesem Zweck untersucht er die

Stellungnahme der katholischen Theologen zu den Fragen des Arbeiterlohns von Thomas v. Aquino und Heinrich v. Langenstein über Anton v. Florenz, Bernhard v. Siena, die Kasuisten des 16. Jahrhunderts, Molina und de Lugo bis zu den Theologen des 18. Jahrhunderts.

Aber niemand hat bestritten, dass die Scholastiker sich bereits mit Lohnfragen beschäftigt haben und dass die katholische Kirche ihr sozialpolitisches Ideal, die korporative Ordnung, in mittelalterlichen Zuständen sucht. R. beweist dadurch, dass er die Kontinuität der sozialen Auffassungen der katholischen Kirche von der Scholastik bis zur Gegenwart betont, nur die Rückständigkeit einer an Mittelalter und Frühkapitalismus orientierten Sozialtheologie. Denn die Stellung der Scholastiker zu den sozialen Fragen war arbeiterfeindlich, wie R. z. T. selbst zugibt. So umfasst der „gerechte Lohn", den der Arbeiter nach der scholastischen Moraltheologie zu beanspruchen hat, nicht einmal das Existenzminimum für den Arbeiter und seine Familie, wenn auch R. gern den Anspruch des Arbeiters auf den Familienlohn aus den Texten der Scholastiker ableiten möchte ; so werden der Lohnabbau in der Krise, die Zwangsarbeit bei Arbeitermangel, die „schwarzen Listen", das Truck-System — kurzum die ganzen brutalen Ausbeutungsmethoden des Frühkapitalismus — von den Molina, De Lugo usw. verteidigt.

Renard nimmt zu der von G. Gurvitch entwickelten Theorie des Sozialrechts vom Standpunkt der Rechtsauffassung Thomas' von Aquino Stellung. Er erklärt, dass diese Grundlage „unangreifbar" und „völlig thomistisch" sei. Was den katholischen Rechtslehrer zur Lehre G.s hinzieht, ist verständlich : es ist die Ansicht von der Gebundenheit des Individuums an die bestehende Gliederung der Gesellschaft, die nicht als antagonistische Klassengesellschaft betrachtet wird, sondern deren gruppenmässige Gliederungen vielmehr als eine harmonische Einheit bildend bezw. zu ihr strebend aufgefasst werden.

Die Polemik R.s gegen Gurvitch bezieht sich darauf, dass G. behauptet, der von ihm verfochtene Begriff des Sozialrechtes stamme von Grotius und Leibniz und sei vor der Epoche der Renaissance (also auch den Scholastikern) unbekannt gewesen. Demgegenüber versucht R. nachzuweisen, dass Grotius hier an die Lehren der Scholastik (insbesondere Thomas' von Aquino) angeknüpft habe. Die Hauptdifferenz zwischen R. und G. beruht darauf, dass R. in dem (im Sinne von Thomas von Aquino aufgefassten) Naturrecht die Quelle und den Masstab aller Rechtsverhältnisse erblickt ; mit andern Worten, die oberste Richtschnur ist für ihn die (durch die Autorität der Kirche interpretierte) katholische Weltanschauung. G. lehnt die scholatische Rechtsauffassung aber gerade wegen ihrer Auffassung von der Rolle der Kirche ab. Für ihn ist das „überstaatliche internationale Recht" der „Triumph über alle anderen Kundgebungen des Sozialrechts".

Diese Bewertung des internationalen Rechts wird von R. abgelehnt, weil das internationale Recht noch keineswegs eine solche Autorität habe und man „um die Rechtsordnung bangen müsste, wenn sie wirklich an diesem Haken hinge". Berthold Lehman (Paris).

Folsom, Joseph Kirk, *The Family. John Wiley & Sons. New York* 1934. *(604 pp.; $ 4.—)*

Goodsell, Willystine, *A History of Marriage and the Family. The Macmillan Company. New York* 1934. *(590 pp.; $ 3.50)*

Reed, Ruth, *The Illegitimate Family in New York City. Columbia University Press. New York* 1934. *(385 pp.; $ 3.75)*

Goldstein, Jonah J., *The Family in Court. Clark Boardman Company, Ltd. New York* 1934. *(284 pp.; $ 1.50)*

Hathway, Marion, *The Migratory Worker and Family Life. The University of Chicago Press. Chicago* 1934. *(240 pp.; $ 3.—)*

Folsom has, with rare success, produced a study of the family which „aims to integrate the various scientific approaches to the study of family phenomena". In so doing, he has broken ground for a science of the family which utilizes the contributions of cultural anthropology, psychology, history, sociology, economics, and psychiatry in such a way as to emphasize their interdependence. As a point of departure, F. distinguishes between the „cultural" and the „subcultural", the latter forming, according to him, the basis for the family pattern. The term „subcultural" is introduced in order to avoid the use of the more doubtful concept of „instincts" and is regarded by F. as all that is „inborn plus all that is acquired, independently of imitation or tradition, by a group from its own experience with its environment and with group life and which does not become a model for imitation by another group or generation". The family is subcultural in so far as every culture has a family system; it is cultural in so far as the family systems differ from one culture to another. Using this cultural approach, F. analyzes the modern American family (as compared with the Trobriand family), and discusses the history and geography of the family from the point of view of cultural variations. On the assumption that all family systems satisfy certain basic and universal human needs, F. reviews the psychological data on the nature and kinds of love, love and the formation of personality, frustration and personality change, and the universal patterns of love and social interaction. In his chapters on social change and the family, F. discusses the effects of mechanical invention, but maintains that modern individualism is largely the result of the works of Darwin, Pavlov and Freud, whose theories, he claims, have tended to „transfer the whole field of human emotions and behavior, including sex and reproduction, from the realm of magic, theology, and metaphysics, to the realm of realistic, scientific thinking". The sections of the book dealing with family problems are divided into those concerned with mass readjustments (control of reproduction, child care and the reorganization of women's labor, marriage and mate-finding, divorce and the love mores) and those which involve individual adjustments (family disorganization and personality, marital roles, and the parentchild relation). Believing that the future of the family depends on the whole cultural ideology, F. concludes his book with an analysis of the effects of Liberalism, Fascism and Communism upon family systems. Folsom's book is an important contri-

bution to the study of the family, not only because of its objective and comprehensive treatment, but also because of the unity it achieves by being built upon a frame of reference to which the author adheres throughout.

In her revision of History of Marriage and the Family (first published in 1915), Miss Goodsell has made use of new material. The last two chapters, which are new, deal with problems of the modern family and with the trend of social aid for families. The former includes such problems as divorce, desertion, the effects of industrialism and careers for women, birth control, and so on, but offers nothing that is new or essentially different from material included in other studies of the family. The chapter on social aid reviews forms of economic aid in the United States and other countries, divorce legislation and the revision of marriage laws in the United States, and educational and social agencies serving the family. The book has good index and each chapter is followed by a bibliography.

The other books under review deal with more specialized aspects of the family. Miss Reed's study of the illegitimate family in New York City is a competent piece of research and suffers only from the difficulties attendant upon gathering information upon the subject. The care extended to illegitimate families (i. e., parents who have not married each other and their offspring) in New York City during 1930 comprises the scope of the study, which was undertaken at the request of the social agencies constituting the Committee on the Care of the Unmarried Mother of the Welfare Council of New York City. Difficulties were encountered in the lack of complete records and in the disparity of methods and aims of the eighty-seven social agencies under observation. Of especial interest is an analysis based on 1599 schedules of the illegitimate family group, the unmarried mother and father, and the illegitimate children. Information concerning the unmarried mothers and fathers is tabulated for such factors as age, nativity, occupation, residence and race. The data regarding the children included only such facts as the date and place of birth, sex and color, physical condition and the type of care the child was receiving, in so far as was known... Miss R. found that „there seems good reason to believe that few illegitimate children are born who do not come in contact with some organized form of assistance". The appendices, which form a large and valuable portion of the book, include the schedules used, a digest of the illegitimacy laws of the State of New York, and an annotated bibliography.

In The Family in Court, Jonah J. Goldstein, City Magistrate of New York City, combines an enlightened attitude with a wealth of personal experience in dealing with domestic relations cases. With a plea for reform as a continuous undercurrent, the book reviews the slow process by which the existing legislation for the Children's Court and the Family Court came into being and the consolidation of these in a Domestic Relations Court. Throughout, the reader is made aware of the resistance of the legal profession toward any reform along this line. G. stresses the need for legally trained social workers, for mandatory physical and psychiatric examinations, and for placing divorce, annullment, Enoch Arden, protection, custody of children, adoption, paternity cases, etc., under the

jurisdiction of the Domestic Relations Courts. The book includes the Domestic Relations Court Act of the City of New York.

Miss Hathway, in undertaking to study the effects of migratory labor upon the family, has chosen 100 families in the clam-digging, berry-picking and apple harvesting industries of the State of Washington. Data was secured by family interviews, field trips to inspect housing, questionnaires on labor recruiting methods, interviews with employers and workers, State and County health departments, school attendance records, and interviews with children. The field work covered the period 1929 to 1931. Special care was taken to select families who were able to maintain themselves by this type of labor and who had made at least two migrations in one year. The study reveals that, although these families are selfsupporting, migratory life makes for a low standard of living, inadequate housing facilities, irregularity of school attendance, and a neglect of participation in community and civic activities. Miss Hathway has presented interesting material, but more information on family relationships, group solidarity among these families and family adjustment to migratory life would have proved valuable. Thea Goldschmidt (New York).

Nimkoff, M. F., *The Family. Bucknell University under the editorship of William F. Ogburn, The University of Chicago. Houghton Mifflin Co. Cambridge, Mass.* 1934. *(526 pp.; $ 3.—)*

Some excellent works notwithstanding, the study of the modern family is still in its infancy. Most books on the subject consist of sentimental platitudes alternating with superficial statistical analyses of such indices as marriage, divorce, desertion, illegitimacy, etc. rates. With the reception of descriptive accounts of the primitive and the historic family and some, usually limited, statistical data — there is nothing in the average book on the family that any literate person does not know. Indeed it is to the novelist that the sociologist must go for profound and penetrating insights into modes of family life and the marriage relationship.

But while the present volume does not make any original contributions or reveal new insights — it does fulfill admirably within the limits of the existing knowledge the requirements of a good text-book on the family. The book encompasses a wide range of material, organized and coordinated with intelligence and balance, and presented logically and lucidly. Indeed so sane and balanced is the book that it is difficult to generalize as to the „school“ or the particular point of view of the author. He has happily integrated the earlier emphasis upon ethnology with the recent stress upon the psycho-social aspects. The first six chapters deal largely with the family as a social institution changing its forms and functions in relation to social forces. The second part of the book considers in greater detail the vital, economic and particularly the psycho-social aspects of the modern family.

In a field as wide as the family matters of emphasis are disputable. It seems to the reviewer that the single page devoted to sex is not commensurate

with its importance in marital adjustment. Similarly, the changing status of the wife and the mother, especially her economic independence, has not received adequate consideration. But, on the whole, the book is useful and is to be highly recommended as one of the best text-books on the subject. Mirra Komarovsky (New York).

Desjardins, René, *Le Mariage en Italie depuis les Accords de Latran. Recueil Sirey. Paris* 1933. *(VII u.* 181 *S. ; fr. fr.* 25.—*)*

Daudet, Pierre, *Etudes sur l'histoire de la juridiction matrimoniale. Recueil Sirey. Paris* 1933. *(*183 *S. ; fr. fr.* 35.—*)*

In dem zwischen dem Vatikan und dem italienischen Staat abgeschlossenen, am 11. Februar 1929 unterzeichneten Konkordat wird durch Art. 34 eine Reihe von eherechtlichen Fragen behandelt ; als wichtigste seien hervorgehoben : die Anerkennung der zivilrechtlichen Wirkung der kirchlichen Eheschliessung und die Abgrenzung der Zuständigkeit zwischen kirchlicher und staatlicher Gerichtsbarkeit derart, dass Ehenichtigkeitsklagen und Dispens bei geschlossener, aber nicht vollzogener Ehe den kirchlichen Gerichten, Klagen auf Trennung von Tisch und Bett den weltlichen Gerichten zugewiesen werden (das geltende italienische Recht kennt keine Ehescheidung). Desjardins gibt nicht nur eine eingehende Erläuterung der juristischen Bedeutung des Art. 34 und der dazu ergangenen Ausführungsbestimmungen, sondern auch einen Abriss der geschichtlichen Entwicklung der einschlägigen Fragen und eingehend die Entstehungsgeschichte des Konkordats. Seine streng dem kanonischen Recht folgende Auffassung wird gut sichtbar bei seiner Deutung der Ehe als „contrat naturel, essentiellement religieux" ; seiner Ansicht nach widerspricht die Scheidung dem droit naturel. Ebenso ist nach ihm die Kirche von Anfang an für Ehesachen rechtlich zuständig gewesen, wenn sie auch faktisch von dieser Zuständigkeit erst im Laufe der geschichtlichen Entwicklung hat Gebrauch machen können.

Mit dieser Frage der Entstehung der kirchlichen Zuständigkeit in Ehesachen beschäftigt sich das Buch von Daudet. Er gibt an Hand der Quellen eine Geschichte der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit in Ehesachen auf fränkischem Gebiet in der Zeit der ersten Karolinger, genauer im 9. Jahrhundert. Im einzelnen zeigt er, wie sich die Kirche, ausgehend von innerkirchlicher Disziplinargewalt, zunächst mit der Verhütung der damals zahlreichen inzestuösen Ehen befasste, sich allmählich auch in anderen Fragen zur Durchsetzung ihrer Rechtsprechung immer mehr der Hilfe des weltlichen Arms bedienen konnte, um auf diese Weise und dank ihrer überlegenen Rechtstechnik immer weitere Gebiete der Eherechtsprechung zu erobern. Diese Entwicklung fand erst in späterer Zeit ihren Abschluss mit der allgemeinen Anerkennung der Unauflösbarkeit der Ehe, der sich die germanische Rechtsauffassung willkürlicher, einseitiger Scheidung lange widersetzte, und mit der Anerkennung der ausschliesslichen Zuständigkeit der kirchlichen Gerichte in allen Ehesachen. Franz Els (London).

Lundberg, George A., Mirra Komarovsky, Mary McInerny, *Leisure, a suburban study. Columbia University Press. New York* 1934. *(*396 *S.; $* 3.—*)*

Dieses Buch ist im Rahmen eines praktischen Problems entstanden. Westchester County, ein Verwaltungsbezirk nördlich von New York City, setzte eine Kommission zum Studium der Freizeitverwendung seiner Bewohner ein. Da dieses County zum Teil der Wohnort sehr reicher New Yorker Kaufleute und Intellektueller ist, wurden die Mittel für eine recht gross angelegte Studie aufgebracht. Andrerseits ist dieser Bezirk keineswegs eine natürliche Einheit, und vom reinen Untersuchungsstandpunkt wäre sicher kein so grosses Gebiet als Hinterland für das Thema der Freizeit gewählt worden. Die Autoren hatten ein richtiges Kompromiss für diese Vor- und Nachteile zu finden, und sie bieten die vorliegende Lösung. In einem einleitenden Kapitel werden die Probleme der Freizeitverwendung dargelegt. In zwei weiteren Kapiteln wird das County und seine Freizeiteinrichtungen beschrieben. Im vierten Kapitel werden die Resultate einer eigens durchgeführten Erhebung über die Freizeitverwendung von 2460 Bewohnern in 4460 Tagen mitgeteilt. In weiterer Folge werden dann die einzelnen Gebiete der Freizeitverwendung kapitelweise durchgesprochen : Familie, Kirche, Schule, Kunst, ausserschulische Bildungsmöglichkeiten. Zwei abschliessende Kapitel besprechen die Folgerungen der Untersuchungen für eine verbesserte Organisierung der Freizeitverwendung durch öffentliche Einrichtungen. Das Buch bietet dementsprechend von drei Seiten her Material zum Thema. Es gibt interessante Informationen über Kommunaleinrichtungen ; die Publikation enhält weiter Überlegungen des Untersuchungsleiters Lundberg, die ausserordentlich anregend sind. Wir verweisen z. B. auf die Gedanken über „psychologischen" Lebensstandard zum Unterschied vom rein ökonomischen ; oder die überraschende Attacke auf das traditionelle akademische Schulwesen zugunsten einer freieren Erwachsenenerziehung. Ebenso sind die Schlussfolgerungen originell, die zeigen, was Gemeindeverwaltungen noch alles auf dem Gebiet der Freizeitverwendung tun können. Der dritte Beitrag ist die konkrete Untersuchung über Freizeitverwendung. Hier machen sich wohl die Nachteile in der Anlage des Buches geltend. Das Gebiet ist so unhomogen, dass kaum allgemeine Aussagen über seine Bewohner möglich sind. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Buch eine grosse Menge von Anregungen enthält und ein gutes erstes Bild vom Freizeitleben in einem Residenzbezirk und den damit verbundenen Problemen gibt.

Paul Lazarsfeld (Wien).

Geiger, Theodor, *Erbpflege. Grundlagen, Planung, Grenzen. Ferdinand Enke. Stuttgart* 1934. *(V u.* 126 *S.; RM.* 7.—*)*

Fischer, Eugen, *Der völkische Staat, biologisch gesehen. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1933. *(*23 *S.; RM.* 1.—*)*

Menghin, Oswald, *Geist und Blut. Grundsätzliches um Rasse, Sprache, Kultur und Volkstum. Anton Schroll & Co. Wien* 1934. *(*172 *S.; RM.* 3.50*)*

Steche, Otto, *Gesundes Volk, gesunde Rasse. Grundriss der Rassenlehre. Quelle & Meyer. Leipzig* 1933. *(*81 *S.; RM.* 2.20*)*

Dürre, Konrad, *Erbbiologischer und rassenhygienischer Wegweiser für Jedermann. Alfred Metzner. Berlin* 1933. *(*95 *S.; RM.* 3.30*)*

Schultz, Bruno K., *Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege. J. F. Lehmann. München* 1933. *(*98 *S.; RM.* 2.20*)*

Stemmler, Martin, *Rassenpflege im völkischen Staat. J. F. Lehmann. München* 1933. *(*136 *S.; RM.* 3.20*)*

Nicolai, Helmut, *Rasse und Recht. Reimar Hobbing. Berlin* 1933. *(*74 *S.; RM.* 2.40*)*

Erbt, Wilhelm, *Weltgeschichte auf rassischer Grundlage. Urzeit Morgenland, Mittelmeer, Abendland und Nordland. Armanen-Verlag. Leipzig* 1934. *(*360 *S.; RM.* 7.—*)*[1]).

Th. Geiger, der sich insbesondere mit den Fragen der Fortpflanzungspolitik beschäftigen will, berührt doch auch Angelegenheiten der Rassentheorie. Der Wert seiner Arbeit scheint uns vor allem in der Kritik zu liegen, die er an der Einseitigkeit übt, mit der viele Biologen gesellschaftliche Fragen allein aus den Erkenntnissen ihres Faches beurteilen : „Nichts am Menschen, am wenigsten seine Fortpflanzung kann ohne Rücksicht auf seine Gesellschaftlichkeit gedanklich voll erfasst werden“. Wird dies Axiom nicht genügend beachtet, so ergibt sich die Gefahr, „dass ein Naturalismus zum Siege kommt, der sich bei praktischer Gestaltung menschlicher Dinge bitter rächen muss“.

Aus der Fülle von G.s kritischen Analysen sei hier Einiges hervorgehoben. — Der Verf. wehrt sich dagegen, dass man vielfach ebenso einseitig die Bedeutung der Erbanlagen gegenüber der Einwirkung der Umwelt zu würdigen beginne, wie man früher hie und da die Milieueinflüsse ohne Hinblick auf die Erbanlage gesehen habe. Er gibt eine klare Formel für das, was an jeder Umwelttheorie als wissenschaftlich überwunden angesehen werden muss. Es werden dann unterschieden : 1. die Erbgesamtanlage (einschliesslich der überdeckten Anlagen, die aus dem rezessiven Erbgang erschlossen werden), 2. die offene Erbanlage, 3. das Erscheinungsbild, das nun diese in ihrer durch die Umweltwirkungen geprägten Form erfasst. 1 und 2 sind notwendige Hilfsannahmen. Für den Menschen ist die Tatsache nachdrücklich zu beachten, dass er in einer künstlich gestalteten Umwelt lebt. Indem dies Kulturmilieu im Gegensatz zum tierischen Naturmilieu nicht so sehr standardisiert ist und vielfachen Variationen die Lebensmöglichkeit gewährt, begünstigt es den Forstchritt der Arbeitsteiligkeit, die einer Vielfalt von Sondertypen bedarf. Es kommt nicht auf Begriffe allein an, sondern entscheidend auf den wirklichen Menschen, und

---

[1]) Im Verfolg seines Aufsatzes über Rassenideologie und Rassenwissenschaft (vgl. diese Zeitschrift Jgg. II (1933) S. 388 ff.) fährt P. L Landsberg hier fort, aus der gegenwärtig massenweise erscheinenden Literatur zur Rassenfrage einige Proben wissenschaftlich zu besprechen. Der Grund dafür liegt nicht etwa in der theoretischen Bedeutung des meist rein politisch zu wertenden Schrifttums, sondern in dem Umstand, dass es für weite Kreise des heutigen Wissenschaftsbetriebes kennzeichnend ist. Die Schriftleitung.

dieser ist immer schon umweltbestimmt im Sinne einer auswählenden Durchformung der Erbmasse. Die verschiedenen Sozialschichten haben ganz verschiedene Chancen, ihre Erbanlagen zu verwirklichen. Da der Start nicht für alle der gleiche ist, so muss hervorgehoben werden, dass „die Umwelt als schicksalsbestimmender Faktor umso grösseres relatives Gewicht bekommt, je ungünstiger sie ist". Dieser Gedanke leitet eine gründliche Kritik der sozialbedingten Verfälschungen ein, die sich oft genug in der Betrachtung der eugenischen Probleme geltend machen. Immer wieder trifft man so in der Literatur auf das Argument, die geringere Fruchtbarkeit der sozial und ökonomisch besser gestellten Schichten bedrohe das Volkstum mit Verfall. Das Unbegründete dieser deutlich klassenmässig bestimmten Auffassung bis zur Evidenz aufgezeigt zu haben, ist wohl G.s vornehmliches Verdienst. Er zeigt ausführlich, warum von einer besonderen Werthaltigkeit der gerade von den Individuen der Oberschicht weitergegebenen Erbanlagen in keiner Weise die Rede sein kann. Selbst in einer idealen Sozialordnung könnte der Aufstieg nur über den Wert der offenen Erbanlage, nicht aber über die Erbanlage überhaupt etwas aussagen. Dass aber in der heute bestehenden Gesellschaft die soziale Ausgangslage für den Aufstieg von unübersehbarer Bedeutung ist und dass, nach der Unterscheidung von Ichheiser, die Erfolgseigenschaften sich scharf von den Leistungseigenschaften trennen können, weist G. zwingend nach.

Zwei Gelehrte von unbestrittener Bedeutung äussern sich über prinzipielle Fragen.

Eugen Fischer sucht vom Standpunkt des Biologen aus zu der Umwälzung im deutschen Staatsleben Stellung zu nehmen. Er geht aus von einem Vergleich der Form des Nationalgefühls, deren Herausbildung bei den Denkern und Dichtern des beginnenden 19. Jahrhunderts Meinecke untersucht hat, mit dem Grundgefühl, das dem neuen Staate entspricht. Während das erstere sich in der Idee einer geistigen Sendung der Nation begründet, wurzelt das zweite im ursprünglichen Wahrnehmen des bluthaften Zusammenhangs. F. stellt sodann die Frage, was die Resultate der Erbbiologie für Begründung und Ausführung der Ziele bedeuten, die einem aus dieser Gefühlsweise lebenden Staate am Herzen liegen müssen : „Was der Darwinismus nicht fertig gebracht hatte, die Lehre von der Gleichheit der Menschen zu zerstören, das gelang der neuen Erblehre". Wir sollen daran denken, dass „jeder Einzelne von uns Rasse hat und Rasse ist". „Heute können wir beweisen, dass jede Leistung des Menschen auf unveräusserbaren und unerwerbbaren, nur im Erbgang übertragenen Eigenschaften beruht". Ohne die biologische Autorität F.s anzweifeln zu wollen, müssen wir doch feststellen, dass jeder dieser Sätze, die für den Vortrag typisch sind, Wahres und Falsches zugleich enthält. Zum Ersten wäre zu bemerken, dass die Ungleichheit der Menschen an sich z. B. die Frage nicht berührt, ob nicht, wie man in der abendländischen Zivilisation mindestens seit der französischen Revolution annahm, gewisse Grundrechte jedem Menschen als solchem gleichmässig zukommen. Fragen, die sich um den Begriff der Gleichheit gruppieren, sind jedenfalls unermesslich komplizierter, als sie in der heutigen Diskussion durchweg erscheinen. Der zweite Satz ist ebensowenig eindeutig, da es sich ja darum handelt, zu wissen, was die in

hm ausgesprochene Tatsache für die Einzelpersönlichkeit bedeutet. Wenn F. das Rassenmässige als die alles Andere tragende und bestimmende Wesenheit des Individuums ansehen will, so ist das jedenfalls eine Grundthese, die weit über biologische Zuständigkeit hinausführt.

Besonders fragwürdig erscheint F.s dritter Satz, und es lohnt sich, ihn zu vergleichen mit der Kritik, die O. Menghin an dem Dogmatismus eines bestimmten Typus der Rassenlehre übt. Seiner Ansicht nach müssen „extreme Rassentheorien letzten Endes dahin abirren, einen Primat des Körperlichen über das Seelische abzuleiten. ... Kein ehrlicher Forscher wird bestreiten, dass wir über die Möglichkeiten spontaner Veränderung geistiger Erbanlagen, sowohl beim Einzelindividuum als bei ganzen Menschengruppen, überhaupt nichts wissen". Die umsichtigen Ausführungen, in denen dieser Forscher zu den Rassetheorien Stellung nimmt, wird jeder gründlich durcharbeiten müssen, der in Zukunft in diesen Fragen mitreden will. M. wendet sich sowohl gegen diejenigen, die von einem Gebrauch des Rassebegriffs überhaupt absehen wollen, wie gegen die Gruppe der „Anbeter des Rassenbegriffs", denen er ihre Methode der Konstruktion geschichtslos fixierter und kritiklos gewerteter Rassentypen sowie ihre naturalistischen Voraussetzungen zum Vorwurf macht. M.s Weltanschauung beruht auf einem Primat des Geistigen vor dem Blutsmässigen. Nur sekundär kennt er eine „Blutbedingtheit des Geistigen". Mehr als Fischer zeigt er sich imstande, seine Grundanschauungen philosophisch klar und zulänglich zu formulieren.

Die nun folgenden Bücher zeigen weitgehende Übereinstimmung des Inhaltes untereinander und wahrscheinlich auch mit zahlreichen anderen Neuerscheinungen über verwandte Themen. Das erklärt sich z.T. aus dem Stand der Erbwissenschaft, geht aber doch zur Hauptsache hervor aus den gemeinsamen Voraussetzungen der Verfasser.

Den Typus dieser Arbeiten verwirklicht vielleicht am reinsten O. Steches Grundriss. Vor allem zeigt sich hier das enge Ineinander von Naturwissenschaft, Soziologie, wertender Weltanschauung, das für diese ganze Literatur charakteristisch ist. Dabei ist die naturwissenschaftliche Erblehre tragendes Beweisstück; eine Regelung menschlichen Handelns aber soll eigentlich begründet werden. In dieser Spannung liegt das methodische Problem. Der naturwissenschaftliche Teil führt zur Einsicht in die Bedeutung des Genotypus gegenüber dem Phaenotypus auch beim Menschen. Die sozialen Analysen und Anwendungen, die gemacht werden, wären vielfach mit Geigers Kritik zu vergleichen.

K. Dürres „Wegweiser" ist im ganzen ein Referat von Ergebnissen der Erbbiologie. Von einigen subjektiven Bemerkungen und Folgerungen kann man dabei absehen. Originell und förderlich scheint die erbbiologische Auswertung von Kretzschmers Typenlehre zu sein. Dass das Büchlein sich meist im Elementaren hält, entspricht dem Titel und der Zwecksetzung. Die pessimistischen Thesen seiner Einleitung wären mit den Einwänden zu konfrontieren, die sich in dem besprochenen Buch von Geiger finden.

Das kurze Lehrbuch von Bruno K. Schultz ist in den somatischen Angaben solide und bringt gut ausgewähltes Abbildungsmaterial. Gegen die Methode, den körperlichen Befunden seelische Charakteristiken von

vager Allgemeinheit und unvermeidlicher Wertbetonung anzuhängen, haben besonders Clauss und Voegelin m.E. entscheidende Einwände vorgebracht. Bei einem Lehrbuch muss dieses Verfahren besonders bedenklich erscheinen

M. Stemmlers Buch „will kein wissenschaftliches Werk sein", sondern ein „Mahnruf". — Ob das deutsche Volk wirklich biologisch so bedroht ist, wie Verf. meint ? Es wären zu dieser Frage die Ausführungen Geigers heranzuziehen. Das düstere Pathos, mit dem St. und Andere den biologischen Verfall der zivilisierten Völker ausmalen, hat, ohne es zu wissen, seinen Ahnherrn im Kulturressentiment Rousseaus.

Nicolais Vortrag beschäftigt sich mit den „Beziehungen zwischen Recht und Rasse in Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie und Rechtsgestaltung". — Der Begriff der Rasse wird in der Fassung Günthers übernommen, Voegelin als unbrauchbar abgelehnt. Das ererbte, nicht etwa nur tradierte völkische Rechtsgefühl erscheint als tiefste Rechtsquelle, als die von Savigny und Anderen mit dem Begriff des „Volksgeistes" vermeinte Wirklichkeit ; die Erhaltung und Steigerung des Rassenwertes ist höchstes Rechtsgut. Es ergeben sich Begriffe von Gerechtigkeit, Recht und Gesetz, die sich wirklich von denen der „glücklich vergangenen liberalen Zeit" so sehr unterscheiden, dass beinahe die gesamte Rechtsgeschichte und Jurisprudenz der letzten Jahrhunderte als Irregang erscheinen muss. Gebrochen werden muss z. B. mit dem „liberalen" Grundsatz „nulla poena sine lege". Eine Freiheitssphäre im Sinne der Menschenrechte gibt es nicht, Freiheit muss gleich Pflicht gesetzt werden. So erscheint auch die Trennung von Privatrecht und öffentlichem Recht nicht mehr tragbar. Der Kernpunkt des Gegensatzes liegt wohl darin, dass jede Unterscheidung des Rechtes von der Sittlichkeit in dem Sinne, dass das staatliche Recht sich nicht prinzipiell auf die ganze Sphäre des Sittlichen erstrecken kann, bestritten wird. Der „totale Staat soll darum den Rechtsgedanken überhaupt erst wieder zur Geltung bringen". Das Gewissen ist „eine angeborene Veranlagung" und „rassisch bedingt". Aus ihm gehen empirisch Sittengesetz und Rechtsbegriffe hervor. So wird der Staat wirklich total. Die Menschen, die einen solchen Staat tragen sollen, werden offenbar als eine Art von Übermenschen angesehen, die Rechtsbrecher aber als Untermenschen verdammt.

Die Behauptung, der Rassenlehre komme wesentliche Bedeutung für die Geschichtsschreibung zu, kann sehr Verschiedenes besagen : 1. die Forderung, dass diese sich mehr als bisher den „Realfaktoren" des historischen Menschenlebens zuzuwenden habe, unter Anderem also auch den biologischen Eigentümlichkeiten der Bevölkerungen und Einzelpersonen sowie den Veränderungen dieser Eigentümlichkeiten im Erbgang : Auffassung der biologischen Erblehre als historische Hilfswissenschaft ; 2. kann gemeint sein die Aufgabe einer Geschichtsschreibung, für welche Naturvorgänge der Vererbung den historischen Zusammenhang selbst stiften und sich überall als das eigentlich Tragende, als letzte Ursache, erweisen sollen. Dieser Übergriff der Naturwissenschaft ist undurchführbar ; 3. eine Geschichtsforschung, die mit einer unterscheidenden philosophischen Anthropologie zusammenarbeitet, wie sie L. F. Clauss nicht etwa fertig gegeben, sondern forschend begonnen hat. Dazu wäre zu sagen, dass der Unterschied zwischen einem solchen Verfahren und dem naturalistischen klar festgehal-

ten werden müsste. Die Lehre von Clauss geht ja auch nicht von einer begrifflich abgelösten Schicht des Körperlichen aus, sondern von einem gesamtmenschlichen Stilphänomen. Dass Clauss den Begriff Rasse bewusst für etwas Anderes setzt als die übliche naturalistische Rassenlehre, könnte hier zu Missverständnissen führen. Fernerhin wäre zu bemerken, dass eine solche unterscheidende Anthropologie, wenn auch zunächst an verschiedenen Menschentypen der Gegenwart gewonnen, doch ihrem Sinn nach immer schon geschichtlich ist. Die Clausschen Typen sind historische Typen, oder sie sind nicht. Das Gesamtwesen des Menschen und auch seine Leiblichkeit ist jeweils geschichtlich. Leibliche Typen beim Menschen erscheinen nicht nur als Ergebnisse biologischer Vorgänge, sondern stets auch als geprägt von einer historischen Existenzform. Eine Weltgeschichte, die sich um eine Typenlehre im Clausschen Sinne bemühte und sich selbst in dieser Bemühung erhellte, wäre wohl die letzte Erfüllung der Intentionen dieser Forschungsrichtung. Die Lage dieser Fragen und die unübersehbare Schwierigkeit und Umfänglichkeit der Aufgaben macht diese Probe aufs Exempel wohl zunächst noch unmöglich.

Inzwischen bringt uns W. Erbt den Versuch einer rassenkundlich fundierten Weltgeschichte. Weltgeschichtsschreibung, ehemals das letzte Wagnis reifer Geister zu einer reinen Überschau aus grosser Höhe, ist hier zum Mittel des Pamphlets oder der Selbstverherrlichung geworden. Dem Autor fällt vieles ein; aber es geht bei ihm alles sehr leicht. Manche Analysen sind geistreich, doch es fehlt zunächst einmal jede Angabe über Quellen und Grade der Gewissheit. Es geht nicht an, Skrupel und Zweifel aus einer Darstellung unseres Geschichtsbildes zu verbannen und so zu tun, als ob man über schlechthin Alles mit vollkommener Sicherheit unterrichtet wäre: das widerspricht dem Sinn der Geschichtserkenntnis, die ein ständiges Ringen ist um das Verborgene im Vergangenen. Die Werturteile des Verf. sind hemmungslos und heftig. Die „rassischen", d.h. rassenkundlichen Grundlagen sind nicht wirklich durchdacht. Die Einleitung beruft sich auf Günther und Clauss, als ob beide ungefähr dasselbe lehrten. Übrigens kann Geschichtsschreibung schon darum nicht einfach „angewandte Rassenkunde" sein, weil Rassenkunde selbst zum mindesten beim Menschen nicht ungeschichtlich sein kann.

Paul Ludwig Landsberg (Paris).

Calverton, V. F., *The Passing of the Gods. Charles Scribner's Sons. New York* 1934. *(XII and* 326 *pp.;* $ 3.—*)*

In the introduction Mr. Calverton states that his problem will be not to study religion as religion but to study the interests which have created it, and which it has served. Except for primitive society, where interests were social or collective, these interests at work in shaping human thought were class interests.

Magic and religion were the first cultural compulsives with which the human mind became afflicted. A „cultural compulsive" is Calverton's name for a habit of mind, a cultural force in thinking, which has been created

by class interests and acts to fit the world into a pattern favorable to a particular class, either revolutionary or reactionary. Only in a socialized society, where there are no class interests to serve, will the human mind free itself from such cultural compulsives.

Magic, which precedes religion, is simply a primitive science, a method of control of forces that are not understood and that may be harmful; it is a technique in the economic struggle. Religion did not develop until the technique of magic had been perfected and man had time to ask why, and wherefore. „In a loose sense, one may say that magic was a social product, while religion was to a greater extent a class product." In its early form, however, religion was also conditioned by the mode of production, that is, of food getting, and was an extension of the economic purpose of magic to another field. As the food getting technique of man improved, the power which the magicians and priests had as controllers of unknown forces was used by them to establish themselves as a class; in order to maintain themselves they fostered the religious mentality which then became a religious compulsive. But today the social function of religion, as a technique for control, is being superseded by science.

Those Marxists who transfer the religious mentality, that is, the search for power, to Marxism and thus make of it an a priori theology, a closed system promising power, are attacked by Mr. Calverton in his chapter on the religious function. The connection of Christianity with class struggles since the time of Rome is discussed, and the method by which the religious compulsive has dominated the class struggles so that political and economic conflicts were fought on a religious front. The shift of the religious attitude from a social to an individual basis with the rise of capitalism is traced and continued into the American field by a study of the development of American civilization through the religious institutions.

The last chapter of the book, on the future of religion, does not have the clarity and force of the historical chapters. The disintegration of the church in America is discussed, the fear of death which is the basis for the belief in immortality is attributed to the detachment of the ego from the social group, and Fascism is presented as serving as a substitute for religion in that it permits the ego to ally itself with the group force.

S. I. Rosenberg (New York).

Platz, Wilhelm, *Charles Renouvier als Kritiker der französischen Kultur. Röhrscheid. Bonn und Köln* 1934. *(VII u.* 128 *S.; RM.* 4.10*)*

Renouvier war entschiedener Idealist. Er hält „mit der ganzen Glut seines Temperaments daran fest, dass jemand, der ganz vernünftig denkt, damit zugleich moralisch handelt". Dass dieses vernünftige Denken keine ausreichende gesellschaftliche Definition bei ihm erfahren hat, zeigt am besten seine Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Sozialisten, die man bei P. gut nachlesen kann. Sie hat im wesentlichen Defensivcharakter. Besonders deutlich wird das, wenn er Louis Blanc gegenüber für den Men-

schen „la chance de son lot dans la vie et de ses libertés naturelles“ dem Mechanismus der Zwangsarbeit gegenüber in Anspruch nimmt. Verteidigung der individuellen Freiheit gegen die rationalen Vorschläge der Utopisten ist sein oberstes Anliegen. Von da ist es nur ein Schritt zur Verteidigung der herrschenden Eigentumsordnung. Renouvier tut ihn : „On doit donc considérer la propriété ou droit d'appropriation comme une sorte d'extension de ce qui constitue la personne même ou le droit inhérent à la nature ; et la propriété, une fois déterminée, doit être inviolable au même titre que la personne dont elle est un développement externe.“ Die Gesellschaftskritik Renouviers erscheint bei P. im Rahmen seiner Kulturkritik überhaupt, die Auseinandersetzungen mit der Monarchie, dem Christentum, dem Positivismus, der Lamarckschen Evolutionslehre, endlich auch mit der ihm zeitgenössischen Dichtung einschliesst. Zumal der letzteren gegenüber wird die seinem Eklektizismus drohende Gefahr der Unfruchtbarkeit akut. R. s Reflexionen erheben sich schwerlich über das Niveau des damaligen Lesepublikums. P. kennzeichnet denn auch am Schluss die Gefahr, die Renouviers Philosophie nicht immer zu meistern wusste : „in die Höhen, wo sie zu einem edlen Pathos wird“, sich zu verlieren. Walter Benjamin (Paris).

Kroll, Wilhelm, *Die Kultur der Ciceronischen Zeit. Bd.* 1. *Politik und Wirtschaft ; Bd.* 2. *Religion, Gesellschaft, Bildung, Kunst. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig* 1933. *(VII u.* 157 *S. u.* 193 *S.; RM. 7. — und RM.* 8. *—)*

Das Buch will eine Kulturgeschichte der republikanischen Zeit, die bisher fehlte, geben. Es behandelt vor allem die Kultur des Senates und seines Anhangs, die mit der Kultur der Ciceronischen Zeit identisch sei. Alle anderen Klassen, die Ritter, die Plebs, ständen gegenüber dem Senat, der herrschenden Schicht, im Hintergrund. Das ergebe sich schon daraus, dass das Schrifttum fast ganz in senatorischen Händen gelegen habe. Infolgedessen fehle es in den damaligen Geschichtsquellen auch an wichtigen Nachrichten über kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge, während der Personalklatsch aus Senatskreisen breiten Raum einnehme.

Im 1. Band seines Buches schildert K. — immer an Hand der Quellen — die politischen Auffassungen der Senatorenschicht, die Mittel, mit denen der Einzelne in der Politik arbeitete, um hochzukommen oder seine Stellung zu behaupten, und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Senatoren und ihrer Familien, die Quellen ihrer Einkünfte, die unerhörten Kosten ihrer Lebenshaltung, ihre häufige Verschuldung. Im 2. Band zeigt er, wie die alten religiösen Vorstellungen und Gebräuche in dieser Zeit noch wenig erschüttert sind. In Bezug auf die Stellung der Frau ergebe sich, dass sie gesellschaftlich und rechtlich höher als in Griechenland gewesen, dass aber, da die Frau an das Haus gebunden gewesen sei, nur von einer beschränkten Freiheit die Rede sein könne. Aus der Bedeutung der griechischen Sklaven im Geistesleben und der Zunahme der Freigelassenen schliesst K., dass die Behandlung der Sklaven gemildert worden sei. Diese Behauptung stimmt

aber nicht mit den Tatsachen überein ; gerade in die von K. behandelte Zeit fällt der Spartakusaufstand, der die Empörung der Sklaven über ihre unmenschliche Behandlung zum Ausdruck brachte. K. schildert weiter, wie auf dem Gebiete der Bildung sich der Hellenismus siegreich durchsetzte : wachsende Verbreitung griechischer Sprachkenntnisse, Einführung von Studienreisen nach Griechenland, Zunahme des Philosophiestudiums und Adoption des Sports. — Über Bau, Bildwerk und Malerei der Ciceronischen Zeit unterrichtet ein Kapitel, das von R. Herbig geschrieben ist.

Die sorgfältige, materialreiche Arbeit von K. ist ein nützlicher Beitrag zur römischen Geschichte. Heinrich Ehrenfeld (Bonn).

Rey, Abel, *La Jeunesse de la science grecque. Renaissance du Livre. Paris* 1933. *(XVII &* 358 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

Ce livre fait suite à la science orientale avant les Grecs que nous devons également à la plume d'Abel Rey. Dans le premier volume l'auteur nous avait montré que les débuts scientifiques de l'Orient étaient tout empreints d'utilitarisme et qu'il existait plus des techniques que des sciences. Comment les Grecs ont-ils passé de cet utilitarisme à une science désintéressée ? R. nous donne une réponse bien peu satisfaisante en restreignant le problème à une simple épuration des mythes. On voudrait aussi que dans son étude il distinguât mieux la métaphysique des sciences.

Raymond de Saussure (Genève).

Hogbin, H. Ian, *Law and Order in Polynesia. A Study of Primitive Legal Institutions, With an Introduction by B. Malinowski. Christophers. London* 1934. *(LXXII* and 296 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Dr. Hogbin's nine months' field-work in Ontong Java, an atoll to the north-east of the Solomons, peopled by Polynesians with some Melanesian admixtures and contacts, has resulted in several valuable articles. The present work is not, however, a purely descriptive social monograph. „The object of this book", says Dr. Hogbin, „is to analyse the forces which operate in the societies under consideration at all stages of the individual's life to ensure his conformity to standards of social conduct". The author's general conclusion is that those forces cannot be identified with any one factor, such as law, custom, religion, or psychological dispositions, but that they include the totality of the social forces and traditions determining individual reaction.

That conclusion commends itself as so reasonable as to be almost a truism. In every society, our own no less than that of Ontong Java, all social factors, from education and public opinion to authority and force, are directed towards securing the conformity of individual behaviour with the established order. That, however, is not the real problem. The question is how far that correspondence is originally due to individual dispositions and how far to the external factors acting upon them. It is manifest

that social origins cannot be traced to the operation of traditional factors. The share of the individual factors is likewise greater in proportion to the cultural and economic simplicity of social conditions. Three or four millionaires travelling on a luxury liner may be actuated in their behaviour toward one another by motives which are callously antisocial, illegal, and even criminal. If, however, the individualist millionaires are wrecked on a desert island they will, by the necessity of circumstances, become collectivists and communists in their motives and behaviour. In like manner communism and the necessity of cooperation are imposed on primitive hunting and fishing tribes. The more economic and cultural conditions develop, the less the force of that necessity and the greater the part played by traditional social factors, organisation, rites, custom, religion, authority and law, in the enforcement of social obligations. Dr. Hogbin is at some pains to combat Durkheim's view of primitive collective social consciousness. But it does not appear that the view is invalidated by any of Dr. Hogbin's arguments or data, or that he has rightly understood the conditions of the problem.

The book contains fifty-six pages of Introduction by Professor Malinowski. It has little or no reference to Dr. Hogbin's book, but serves merely, as an occasion for reiterating, his so-called „functional" method for upholding the invariability of the principles of monogamy, the patriarchal family, and the existing order of society. Robert Briffault (Paris).

Moelia, T. S. G., *Het primitieve denken in de moderne wetenschap. J. B. Wolters. Groningen-Haag* 1933. *(179 S.; Hfl.* 3.90*)*

In diesem Werk nimmt der Verfasser Stellung gegen die von Lévy-Bruhl, Heinz Werner, A. Storch u. a. über das primitive Denken veröffentlichten Auffassungen. Wenn er auch den verschiedenen Richtungen der Ethnologie einige Abschnitte widmet, so sind ihm doch die Lévy-Bruhlschen Anschauungen die Hauptsache. Er bekämpft sie in jeder Beziehung.

M., ein Batak, der in Holland studierte, ist der Meinung, dass die geistige Anlage der farbigen Rassen den weissen Rassen völlig gleichkomme und dass in ihrem Denken keine Wesensunterschiede nachzuweisen seien. Leider unterlässt er es, die Tatsachen, welche seine These zu beweisen imstande wären, anzuführen, und das ist die Ursache, dass seine Arbeit weniger überzeugend ist, als sie sein sollte und — nach der Meinung des Rezensenten — sein könnte. J. J. Fahrenfort (Amsterdam).

Ökonomie.

Mund, Vernon, A, *Monopoly (A History and Theory). Princeton University Press* 1933. *(164 S.; $ 3.—)*

Niemals war das Monopol-Problem aktueller, niemals hatte es für einen grösseren Teil der Wirtschaft Bedeutung als in der gegenwärtigen Phase des Kapitalismus, wo der Wirkungsbereich der freien Konkurrenz ausserordentlich eingeengt ist und in allen Teilen der Wirtschaft Monopole massgebend

sind, die sowohl den Charakter des Wirtschaftsablaufes verändern als auch seine gesamte Struktur entscheidend beeinflussen. M. versucht nach einer dogmengeschichtlichen Darstellung die Bedeutung der Monopole in der Gegenwart und die Gesetze darzustellen, denen die Monopole selbst unterworfen sind und denen sie die Wirtschaft unterwerfen. Im dogmengeschichtlichen Teil werden sowohl die Bedeutung der Monopole im Altertum wie im Mittelalter als auch die wichtigsten Lehrmeinungen über die Monopole dieser Zeit geschildert. Je näher die Darstellung der Gegenwart kommt, desto mehr beschränkt sich M. auf die reine Dogmengeschichte. Diese steht zwar in unmittelbarem Zusammenhang mit der Bedeutung, die die monopolartigen Gebilde jeweils hatten, trotzdem unterlässt der Autor — was dann auch bei seiner zusammenfassenden Darstellung der Monopoltheorie fühlbar wird — zu zeigen, wie die neueste Entwicklung der Wirtschaft durch eine immer weitergehende Ausschaltung der freien Konkurrenz und ihre Ersetzung durch den Einfluss monopolartiger Gebilde gekennzeichnet ist. Eine moderne, dem gegenwärtigen Zustand der Wirtschaft gerecht werdende Monopoltheorie kann nicht an der Tatsache vorbeigehen, dass ein immer grösserer Teil der wirtschaftlichen Erscheinungen durch das Abweichen von der freien Konkurrenz, also durch monopolistische oder monopolartige Erscheinungen beeinflusst wird. M. gibt zwar im zweiten Teil seines Buches, der einer systematischen Darstellung der Monopolprobleme gewidmet ist, eine genaue Aufzählung aller Ursachen, die zur Entstehung von Monopolen führen können, er beschäftigt sich auch mit allen Erscheinungen, die ihre Ausdehnung begünstigen. Er begnügt sich auch nicht damit, die früher landläufigen Monopole zu besprechen und ihre Wirkungen auf die Veränderung in der Preisbildung anzuführen ; er sammelt sogar sehr interessante Beispiele aus der jüngsten Wirtschaftsentwicklung, vor allem der grossen amerikanischen monopolistischen Wirtschaftsgebilde, um die neuartige Praxis der Monopole zu illustrieren. Trotzdem fehlt diesem Teil der unerlässliche Hinweis auf die immer weiterreichende Wirkung der Monopole auf die gesamte Wirtschaft, insbesondere auch der Hinweis darauf, dass der von Monopolen beherrschte Sektor der Wirtschaft schon grösser ist als der noch unter völlig freier Konkurrenz stehende. Unter den Typen von Monopolen, die M. anführt, finden sich auch schon manche, die auf den fortschreitenden Einfluss des Staates auf die Wirtschaft zurückzuführen sind. Aber auch hier fehlt die Zusammenfassung. Man vermisst ferner in dem sonst aufschlussreichen Buch den Hinweis auf die Modifikationen, die sich durch die Monopole im Krisenablauf ergeben haben und die vor allem in der Weltwirtschaftskrise deutlich festzustellen sind.

Als Vorstudie zu einer umfassenderen, die allgemeinen Probleme der gegenwärtigen monopolstischen Wirtschaftsstruktur behandelnden Studie ist das Buch zweifellos sehr wertvoll. Otto Leichter (Wien).

Böhm, Franz, *Wettbewerb und Monopolkampf. Carl Heymann. Berlin* 1933. *(XXIII u.* 383 *S. ; RM.* 16.—, *geb. RM.* 18.—*)*

B. bezeichnet sein Buch als den „Versuch, das Lehrgebäude der klassischen Wirtschaftsphilosophie aus der Sprache der Nationalökonomie in die

Sprache der Rechtswissenschaft zu übersetzen". Er begreift die Wirtschaftsordnung der freien Konkurrenz als ein Rechtssystem, das durch einen „Akt von feierlicher verfassungsrechtlicher Bedeutung" — durch die Proklamierung der Gewerbefreiheit — begründet wurde. Ganz im Sinne der ökonomischen und sozialphilosophischen Doktrinen der Klassiker sieht er in diesem System die bestmögliche Ordnung überhaupt. Aufgabe des Staates wäre es gewesen, Handlungen unmöglich zu machen, die mit dem freien Wettbewerb in Widerspruch stehen. Statt dessen habe unter den Händen der Rechtswissenschaft und der Rechtsprechung eine Entartung des wirtschaftlichen Kampfes stattgefunden. Zu solchen Verfälschungen gehöre der Monopolkampf, der immer marktdesorganisierende Wirkungen habe. Er sei auslesefeindlich, weil der Sieg hier nicht von wirtschaftlicher Leistung abhänge, sondern von der Verfügung über „hinreichend wirksame Schädigungsmöglichkeiten und hinreichend einflussreiche Bundesgenossen", allenfalls auch vom Brutalitätsgrad des monopolistischen Angreifers. Juristisch sei der Monopolkampf als unlauterer Wettbewerb zu qualifizieren. Eine künftige Gesetzgebung, für die allgemeine Richtlinien entworfen werden, müsse ihn ohne Vorbehalte und in jeder Form unterbinden.

B. verkennt allzusehr das Gewicht der wirtschaftsimmanenten Kräfte, die zur Einschränkung der freien Konkurrenz geführt haben ; er überschätzt daher die Möglichkeit juristischer Sicherungen.

Hans Baumann (Prag).

L'État et la vie économique (6e Conférence des Hautes Etudes Internationales, Londres, mai-juin 1933*). Institut International de Coopération Intellectuelle. Société des Nations. Paris* 1934. *(*550 *S. ; fr. fr.* 45.—*)*

Das Institut für Internationale Geistige Zusammenarbeit hat gemeinsam mit seiner britischen Sektion und in Zusammenarbeit mit der London School of Economics und dem Royal Institute of International Affairs in London in Mai 1933 eine Tagung abgehalten. Das Protokoll über die Verhandlungen enthält die mündlichen Diskussionen und die schriftlichen Berichte, die von den Vertretern einzelner Länder erstattet wurden. Sie beziehen sich auf die verschiedenen Formen staatlicher Eingriffe in die Wirtschaft : auf die Zollpolitik, auf das handelspolitische und wirtschaftliche Verhältnis zwischen Kolonien und Mutterland, auf die Intervention des Staates im Geld- und Kreditwesen, auf die Regelung des Arbeitsmarktes, auf die staatliche Industriepolitik, die Beteiligung der öffentlichen Hand an Wirtschaftsunternehmungen und auf die Agrarpolitik. Die schriftlichen Berichte leiden vor allem darunter, dass den Delegierten das Thema offenbar freigestellt war. So wird aus verschiedenen Ländern über staatliche Eingriffe auf ganz verschiedenartigen Wirtschaftsgebieten berichtet und nicht immer über jene Sektoren der Wirtschaft, die besonders gründlich durch Staatseingriff umgestaltet wurden. Aus Deutschland und Österreich liegen keine Berichte über die Eingriffe auf dem Gebiet des Kreditwesens vor, aus den meisten Ländern keine oder nur sehr kurze Berichte über die staatliche Agrarpolitik. Der entscheidende Mangel, der übrigens auf der Konferenz

selbst festgestellt wurde, besteht darin, dass aus Russland weder schriftliche noch mündliche Berichte vorlagen. So ist es auch zu erklären, dass die Diskussion nur zwischen den Vertretern der korporativ gebundenen Wirtschaft der fascistischen Staaten und den Vertretern des Liberalismus geführt wurde. Es ist für die grossen Wandlungen der Wirtschaftsstruktur kennzeichnend, dass weder die Meistbegünstigungsklausel als System der Handelspolitik aus der liberalen Aera, noch die völlig freie, vom Staat nicht beeinflusste Wirtschaft bedingungslose Verteidiger gefunden hat. Auch die Gegner der korporativ gebundenen Wirtschaft konnten angesichts der weitgehenden staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft und angesichts der Einschränkung des Anwendungsbereiches und vor allem der Anwendungsmöglichkeit der Meistbegünstigungsklausel — ein Redner nannte sie nicht mit Unrecht die „Mindestbegünstigungsklausel" — das System der völligen Trennung des staatlichen und des wirtschaftlichen Bereichs nicht befürworten. Die Bedeutung der Konferenz und der ihr erstatteten Berichte liegt überhaupt darin, dass sie ein übersichtliches Bild der ausserordentlich weitgehenden Eingriffe aller Staaten in die Wirtschaftssphäre gibt, das Bild einer Wirtschaftspolitik, die, ausgelöst durch die ausserordentliche Krise, den Charakter des Wirtschaftsablaufs wesentlich verändert und die Entwicklung vom freien Kapitalismus schon sehr weit weggeführt hat.

Otto Leichter (Wien).

Peter, Hans, *Aufgaben der Wirtschaftstheorie in der Gegenwart. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1933. *(43 S.; RM.* 1.50*)*

Teschenmacher, Hans, *Der Deutsche Staat und der Kapitalismus. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1933. *(45 S.; RM.* 1.35*)*

Nassen, Paul, *Kapital und Arbeit im dritten Reich. Hitlers Mai-Programm und seine Durchführung. E. S. Mittler u. Sohn. Berlin* 1933. *(VII u.* 99 *S.; RM.* 1.50*)*

Peters kleine Schrift verfolgt das Ziel, der ökonomischen Theorie im heutigen Deutschland gleichzeitig einen freien Raum und vermittels des Zwischengliedes der angewandten Theorie doch den notwendigen Anschluss an die politische Praxis zu verschaffen. Dies geschieht durch eine scharfe Trennung von Erkenntnis der Seinsgesetze und Aufstellung des politischen Ideals, eine Trennung, die in antiliberalistischer Wendung vorgetragen wird. Die reine Theorie ist in ihrer Analyse von Wirtschafts „modellen" allgemeingültig. Anders natürlich die am politischen Ideal orientierte angewandte Theorie. Diese grundsätzliche Betrachtung über die Aufgaben der Nationalökonomie wird in der zweiten Hälfte der Schrift durch eine knappe Skizzierung der Methoden und der Hauptprobleme der einzelnen Wissenschaftssparten teils bekräftigt, teils näher ausgeführt. Doch bieten diese Andeutungen kaum irgendetwas Neues; es dürfte sich auch kaum lohnen, auf verschiedene methodologische und sachliche Unrichtigkeiten hier näher einzugehen.

Teschenmacher gibt einen historischen Überblick über das Verhältnis von Staat und Wirtschaft in Deutschland seit der Zeit der absoluten Monar-

chie. Die Wandlungen dieses Verhältnisses erscheinen ihm als ein dialektischer Prozess : der merkantilistische Staatskapitalismus kannte eine Unternehmerinitiative nur, soweit sie den machtstaatlichen Zielen untergeordnet war. Hierauf folgte die freie Betätigung des liberalen Privatkapitalismus, deren Höhepunkt im Erlass der Gewerbeordnung von 1869 erblickt wird. Schon mit dem Schutzzolltarif und der staatlichen Sozialpolitik wird wiederum die Gegenbewegung sichtbar, die in wiederholtem Ausschlag der Entwicklung einerseits zum staatlichen Kriegssozialismus vorwärts getrieben, andererseits zu einem fast reaktionären Manchestertum zurückgebildet wird. Die weitere Entwicklung zeichnet T. mit mehr propagandistisch wirksamen als sorgfältigen Zügen : Der Sozialismus der Nachkriegsepoche habe nur in einer Sozialisierung der Verluste und in der mit politischen Mitteln erfolgten Durchsetzung von Lohnansprüchen bestanden. Die Entwicklung des Monopolkapitalismus habe zu Tauschgeschäften zwischen mächtigen Interessengruppen, aber nicht zur klaren sachlichen Entscheidung des Staates geführt. Erst der nationalsozialistische Staat stehe über der Wirtschaft. Die durch ihn erfolgende Stärkung der freien Unternehmerinitiative führe zum Abbau oder, wie T. sich ausdrückt, „jedenfalls zu nicht weiterer Begünstigung" der freien finanzkapitalistischen Sphaere. Der neue Staat sei im Begriff, die von ihm konservierte kapitalistische Wirtschaft durch die Art, wie er sie erhält und mit staatlichen Mitteln formt, zum deutschen Sozialismus zu gestalten.

Über das Thema, das den Titel von Nassens Broschüre abgibt, erfährt man wenig Bestimmtes. Die „menschlich-seelische Seite" des Sozialproblems wird in den Vordergrund gerückt, daneben werden — ziemlich vorsichtig — einige Angaben über die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Organisierung des „Ständefriedens" gemacht. Streckenweise liest sich die Broschüre wie eine Revision des nationalsozialistischen Parteiprogramms. N. verteidigt den Liberalismus gegen allzu unverständige Angriffe, er betont den Nutzen weltwirtschaftlicher Beziehungen und die Vorteile der Goldwährung, er erhebt Bedenken gegen bevorzugte Förderung der Landwirtschaft und warnt vor „gigantischen" Arbeitsbeschaffungsplänen, die mit der Notenpresse zu finanzieren wären. Übrig bleibt das Lob der starken Staatsgewalt, die eine fruchtbare Wirtschaftsentwicklung verbürge, und die Ankündigung, dass der Ausgleich der Interessen künftig in vernünftigen, vom Staat vorgeschriebenen Formen sich vollziehen werde.

Hans Baumann (Prag).

Day, Clive, *Economic Development in Modern Europe. McMillan. New York und London* 1933. *(XIV u.* 447 *S. ;* $ 2.50, 12 *s.* 6 *d.)*

D. gibt einen Grundriss der wirtschaftlichen Entwicklung der wichtigsten europäischen Staat Englands, Frankreichs, Deutschlands und Russlands. Er zeigt die Entwicklung der Industrie und Landwirtschaft dieser Länder und berücksichtigt weitgehend die Zusammenhänge mit der politischen Entwicklung, sowie die Abhänigigkeit von bestimmten naturgegebenen, insbesondere geographischen Voraussetzungen. Die wirtschaftliche Entwicklung der Nachkriegszeit und die hieraus resultierenden Probleme

werden eingehend berücksichtigt. Besonders interessant ist das Schlusskapitel über Russland, das Industrie und Landwirtschaft vom Beginn der Revolution bis zum ersten Fünfjahresplan behandelt. Eine Reihe von geschickt formulierten Fragen, sowie bibliographische Hinweise, die sich am Schluss jedes der vierzehn Kapitel befinden, erhöhen den didaktischen Wert des Lehrbuches. Herbert Schlesinger (Paris).

Luzzatto, Gino, *Storia economica dell' età moderna e contemporanea. Parte prima : L'età moderna. Cedam. Padova* 1934. *(VIII-*535 *p. ; L.* 60.—*)*

Même s'il est né à l'école, à travers une activité de plus de vingt ans, ce livre de M. Gino Luzzatto n'a pas le caractère et le but d'un manuel scolaire. Et quoiqu'il soit pleinement conforme aux principes de clarté et de synthèse demandés à un livre scolaire, nous croyons qu'il peut s'adresser à un public bien plus large, c'est-à-dire à tous ceux qui s'occupent d'économie et de politique, d'autant plus qu'il est le premier livre de ce genre qui ait paru en Italie.

En effet, même l'aspect extérieur du livre n'est pas celui d'un manuel, car L. sait bien comme il est arbitraire d'isoler pour ainsi dire un domaine spécial de l'histoire, dans l'illusion de pouvoir partager celle-ci en sections bien définies. Il en suit que L. a très judicieusement suivi la méthode de donner des descriptions complètes des différents états, et non pas d'analyser les différentes activités économiques dans leur développement général.

Des limites de temps très nettes sont cependant nécessaires à une œuvre de ce genre ; c'est un problème qu'il n'est pas aisé de résoudre, parce qu'il n'est pas facile de déclarer catégoriquement où le moyen âge finit et où l'âge moderne commence, en considérant surtout les différents processus de développement des pays européens à l'égard des industries naissantes. L. a considéré comme point de discrimination l'origine de cet esprit nouveau qui se forma lentement en Europe après le xv[e] siècle et qui devait se développer jusqu'à la fondation des économies nationales, au début du xviii[e] s.

Le but de cette œuvre est de suivre, dans l'Europe occidentale et centrale, le lent développement de l'économie, des formes premières de l'économie enfermée dans l'enceinte de la ville aux formes complètes de l'économie nationale, en considérant les divers processus de chaque pays et des différentes branches des activités humaines. Ces tableaux particuliers montrent la documentation très sûre de l'auteur et son étude minutieuse en ce qui concerne la recherche des sources. Nous signalons tout spécialement les pages qui analysent les époques de transition et de transformation de l'économie anglaise et espagnole comme le plus marquant succès de la méthode suivie par L. Paolo Treves (Mailand).

Stirk, S. D., *Die Aristokratie und die industrielle Entwicklung in England vom* 16. *bis zum* 18. *Jahrhundert. Hans Priebatsch. Breslau* 1933. *(*109 *S. ; RM.* 4.—*)*

S. schildert an Hand eines reichen Materials, welcher bedeutende Anteil an der industriellen Entwicklung Englands vom 16.-18. Jahrhundert auf die

Aristokratie entfällt. Die Erklärung dafür, dass die englische Aristokratie sich in grösserem Masse als die anderer Völker in industrielle und Handelsunternehmungen eingelassen hat, sieht S. vor allem darin, dass die englische Aristokratie sich nicht kastenmässig abgekapselt habe. Er führt dies einmal auf die englische Erbordnung, bei der nur der älteste Sohn den Landbesitz erbte, zurück, zum anderen darauf, dass in England die Monarchie so stark gewesen sei, dass sie die ständischen Privilegien des Adels niedergekämpft habe. Die letzte Behauptung scheint uns nicht den Tatsachen zu entsprechen. Das Besondere an der Entwicklung der englischen Aristokratie ist, dass sie sich im Kampfe gegen die absolute Monarchie mit bürgerlichen Kräften verband; aus dieser Entwicklung der politischen Machtkämpfe in England erklärt es sich auch, weshalb die englische Aristokratie nicht zu einer feudalen Kaste erstarrte, sondern zur privilegierten Oberschicht der bürgerlichen Klassen wurde. Die ökonomische Seite dieser Verbürgerlichung der englischen Aristokratie, auf die S. leider nicht eingeht, war das relativ frühe Verschwinden der feudalen gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in der englischen Landwirtschaft, die Beseitigung der Leibeigenschaft, die Ablösung von Frondiensten und Naturalabgaben durch Geldpacht, wodurch der Grundherr sich entweder in einen Grundrentenempfänger verwandelte, der für grössere Geldsummen Anlagemöglichkeiten suchte, oder in einen Landwirt, der für den Markt wirtschaftete.

W. Germier (Manchester).

Fanfani, Amintore, *Le origini dello spirito capitalistico in Italia. Societa editrice „Vita e Pensiero". Mailand* 1933. *(*170 *S.; L.* 20.—*)*

Das Buch behandelt die Wandlungen in der moralischen Bewertung wirtschaftlichen Handelns vom 12. bis zum 15. Jahrhundert in Italien. Den bescheidenen Möglichkeiten von Produktion und Austausch entsprach die mittelalterliche Wirtschaftsmoral, die die Fristung des Lebens als Zweck der wirtschaftlichen Tätigkeit ansah, arbeitsloses Einkommen, namentlich Zins von ausgeliehenem Gelde verwarf und gebot, das über den Eigenbedarf hinaus Erworbene den Bedürftigen zu geben. F. hebt hervor, dass die hohe Zahl der arbeitsfreien Festtage dieser Erwerbsauffassung entsprang, wie überhaupt die Sorge um den kommenden Tag als Kleinmütigkeit galt. Keine Konkurrenz, keine Akkumulation, Solidarität mit dem in Not geratenen Nachbarn, Geld und Reichtum als Mittel zu einem gottgefälligen Leben — solche Anschauungen finden in der „Summa Theologica" des Thomas von Aquino ihren doktrinären Ausdruck. Auch spätere Kirchenväter verharren noch auf diesem Standpunkt, während ein gewaltiger wirtschaftlicher Aufschwung die überkommenen Moralbegriffe zunächst umgestaltet und erweitert, um in der Folge die sittlichen Bindungen überhaupt aus der Wirtschaft zu verweisen. Sehr interessant ist das Material über die Umgehung des Zinsverbots : man hilft sich mit Aktiengesellschaften, Versicherung gegen Risiko usw., durch die der Darleiher als Mitunternehmer, seine Zinsen als Risikoprämie erscheinen. Erst als sich die Vorschriften der absterbenden Wirtschaftsform nicht

mehr dehnen lassen, schüttelt die kapitalistische Wirtschaft sie ganz ab, es erscheinen der ins Schrankenlose gehende Erwerbssinn, der Kultus des Reichtums ohne Rücksicht auf seine Herkunft, Luxus, Ausbeutung, Hast.

Der Autor schildert diese Entwicklung — an Hand reichen Quellenmaterials — in der Zeit der Blüte des italienischen Frühkapitalismus, als die italienischen Städte das Monopol der Luxusproduktion hatten und die italienischen Kaufleute noch den europäischen und orientalischen Markt beherrschten, und in der Zeit der Krise, nachdem in Flandern und England, in Spanien und Frankreich Industrien entstanden und das Vordringen der Türken die orientalischen Märkte teilweise sperrte. G. gibt in seinem interessanten Werk zahlreiche Belege für die Umgestaltung sittlicher und weltanschaulicher Vorstellungen durch die wirtschaftliche Entwicklung.

Oda Olberg (Wien).

Rörig, Fritz, *Mittelalterliche Weltwirtschaft. Blüte und Ende einer Weltwirtschaftsperiode. Gustav Fischer. Jena* 1933. *(48 S.; RM.* 1.50.*)*
Rörig, Fritz, *Rheinland-Westfalen und die deutsche Hanse. Peter Hanstein. Bonn* 1933. *(26 S.; RM.* 0.80*)*

Rörig bekennt sich zu der von ihm mit konkreten Tatsachen belegten Theorie, dass die Weltwirtschaft keine Erfindung der Neuzeit sei, sondern dass bereits das Mittelalter im Rahmen der für den damaligen Menschen erreichbaren Welt eine Art von Weltwirtschaft gekannt, ein „System weltwirtschaftlicher Beziehungen geschaffen habe“, dass die wirkliche Stadtwirtschaft des Mittelalters immer zugleich auch Weltwirtschaft gewesen und dass die mittelalterliche Weltwirtschaftsperiode wesentlich an der merkantilistischen Politik der neuzeitlichen nationalen Staaten und der deutschen Territorien zugrunde gegangen sei. Quellenmässig nachgewiesene wirtschaftliche Fakten veranlassen R., gegen die Büchnersche Theorie von der Stadtwirtschaft zu polemisieren, die ihm als eine einseitige und unzulängliche Konstruktion erscheint.

In einem Vortrag umreisst R. den wirtschaftlichen Aktionsradius der rheinisch-westfälischen Städte im Ostseeraum. Er betont vor allem, dass die im Ostseegebiet weit sich hinstreckende Reihe deutscher Städte dem Modell des westdeutschen Städtetypus nachgeformt seien und man sie daher als die „Übertragung eines modernisierten westdeutschen Städtetypus in koloniales Land“ ansehen könne. Die Städtegründung am Rande der Ostsee sei in der planvollen Absicht erfolgt, dem deutschen Kaufmann das Handelsmonopol im Ostseebecken zu sichern. Die wirtschaftliche Beherrschung jenes weiten Gebietes durch die Hanse sei aber letzten Endes, wenn auch Lübeck in späterer Zeit die handelspolitische Führung zugefallen sei, die erste grossartige Aussstrahlung westdeutschen Unternehmungs- und Wirtschaftsgeistes. Von Lübeck aus aber hat dann nach R. der deutsche Kaufmann das ganze Ostseebecken wirtschaftlich noch beherrscht, als die westdeutschen Städte, von denen die erste Idee dieses Osthandels herstammte, schon ihre führende Stellung verloren hatten.

Gustav Larsen (Kiel).

Landmann, Julius, *Vorträge aus dem Nachlass.* *Benno Schwabe & Co., Basel* 1934. *(84 S.; fr. s. 4.—)*

Die Vorträge des bedeutenden Schweizer Nationalökonomen (gest. 1931 in Kiel) sind auch abgesehen von ihrem oft unübertrefflichen äusseren Glanz inhaltlich von grossem Reiz. Sie behandeln von den drei Hauptarbeitsgebieten L.s : Agrar- und Handelspolitik, Finanzwissenschaft im weitesten Sinne und vor allem Bankwesen je einen kleinen Ausschnitt. Der erste, in mancher Hinsicht vielleicht interessanteste Vortrag behandelt den kurialen Ursprung der hohen Finanz. Der letzte gibt einen Beitrag zur Psychologie des Börseaners, dessen Gültigkeit von den Herausgebern — offenbar im Sinne des Verf. — durch eine Vorbemerkung etwas eingeschränkt ist. Dazwischen findet sich ein Vortrag über des Abbé Galliani Dialoge über den Getreidehandel. So meisterhaft gerade hier die Darstellung des historischen Hintergrundes und der Hauptstreitpunkte gelungen ist, so sehr der wirtschaftspolitische Relativismus Gallianis prinzipiell anzuerkennen ist, so wenig scheint doch L. den Gegnern und Opfern seines Autors, den Physiokraten, gerecht geworden zu sein. Bekanntlich ist ihnen gegenüber im Kritischen und Positiven die eigentlich theoretische Grundlage G.s ausserordentlich schmal. Wirtschaftspolitik kann und darf sicher niemals mit Theorie konfundiert werden. Aber sie sollte sich möglichst auf umfassende Theorie stützen. Dieses zunächst anscheinend nur methodologische Bedenken darf gerade deshalb nicht verschwiegen werden, weil der Vortrag ausdrücklich eine gewisse Geltung für den heutigen Methodenstreit beansprucht und mit einem grösseren methodologischen Nachwort aus der Feder Ernst Gundolfs versehen ist, das übrigens für L. nicht ganz angemessen sein dürfte. Vielleicht handelt es sich aber hier gar nicht nur um eine methodologische, sondern auch um eine politische Differenz. L. spricht nicht zufällig von G.s antirevolutionärer Haltung. Vielleicht hat der relative Mangel an Theorie überhaupt stets eine gewisse konservative Funktion; dem widerspricht nicht, dass heute die unhistorische und unpolitische Theorie der liberalen Gegner G.s und L.s in ihrer Wirkung nicht weniger konservativist.

Gerhard Meyer (Paris).

Le gérant : R. Lisbonne

Spezielle Soziologie :

Ökonomie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im März, Juli und November.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

Der Jahrgang 1934
enthielt u. a. nachfolgende Beitrage

WALTER BENJAMIN : **Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers.**

C. BOUGLÉ : **La sociologie économique en France.**

ERICH FROMM : **Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie.**

PAUL HONIGSHEIM : **Taine, Bergson et Nietzsche dans la nouvelle littérature française.**

MAX HORKHEIMER : **Zu Bergsons Metaphysik der Zeit ; Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie.**

LEO LÖWENTHAL : **Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland.**

KURT MANDELBAUM und GERHARD MEYER : **Zur Theorie der Planwirtschaft.**

HERBERT MARCUSE : **Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung.**

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang IV 1935 Heft 2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur.

Von
Henryk Grossmann.

Vorbemerkung des Herausgebers. *Franz Borkenau hat in der Schriftenreihe des Instituts für Sozialforschung das Buch „Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild"*[1]) *veröffentlicht, vorher war bereits ein Artikel „Zur Soziologie des mechanistischen Weltbildes" von ihm in unserer Zeitschrift (Jahrgang* 1933, *S.* 311 *ff.) erschienen. Das Institut verfolgte mit diesen Veröffentlichungen vor allem den Zweck, die Diskussion über die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und über das grundsätzliche Problem des Zusammenhangs von Wirtschaft und geistiger Kultur anzuregen und zu fördern. Der folgende Aufsatz bedeutet einen weiteren Schritt in dieser Richtung. Unser Mitarbeiter H. Grossmann nimmt kritisch zu dem Borkenauschen Buch Stellung und versucht, die von Borkenau aufgeworfenen Fragen einer selbständigen Lösung näher zu bringen.* Max Horkheimer.

I. Die Theorie Borkenaus.

Die nachfolgenden Bemerkungen zum Buche Borkenaus sollen keine Inhaltsangabe sein. Vielmehr sollen nur wenige grundsätzliche Überlegungen wirtschaftshistorischer und soziologischer Natur über einige mit dem Hauptthema des Buches verknüpfte Probleme angestellt, dagegen die sonstige philosophische und geistesgeschichtliche Problematik nur gestreift werden.

B. will den Wandel des Naturbildes im Laufe der historischen Entwicklung zeigen, der „nur durch den Wandel des allgemeinen Weltbildes ganz zu verstehen" sei (S. 15). Dieser hinwiederum hänge nicht nur von den Erfahrungen ab, die aus dem Produktionsprozess stammen, sondern auch von den „allgemeinen Kategorien", die als ordnende Begriffe

---

[1]) Librairie Félix Alcan.

das Naturbild zusammenhalten. Alle Erfahrung selbst unterliege der Formung durch historisch wechselnde Kategorien : „welche Erfahrung überhaupt gesucht und aufgenommen wird, was jeweils als evident, als empirisch oder als unsinnig erscheint, hängt von den dominierenden Kategorien ab“. Die Arbeit stellt sich daher die Aufgabe, eben die geschichtliche Wandlung dieser Grundkategorien in Bezug auf die Naturwissenschaften aufzuzeigen und „ihren Zusammenhang mit dem sozialen Leben verständlich zu machen“ (S. 15). Was ihm vorschwebt, ist die Darstellung des Prozesses der Verdinglichung des Bewusstseins, die in dem einleitenden Teil des Buches (S. 15-96) geschildert wird. Er führt von der Hochscholastik über die Spätrenaissance und Francis Bacon bis an die Schwelle der Descartes'schen Philosophie — dem Hauptthema des Buches. Für den Beginn dieser Entwicklung, mit Thomas v. Aquin als Ausgangspunkt, wird die Priorität der sozialen Sphäre ausdrücklich ausgesprochen. Das Naturgesetz wird an der „natürlichen“, d. h. ständischen Ordnung der Gesellschaft mit ihrer hierarchischen Abstufung orientiert, und die Welt wird analog als eine harmonische Ordnung der Teile durch ihre finale Bezogenheit auf Gott verstanden. Da die ganze Natur für die Gesellschaft besteht und diese ein harmonisch geordneter Kosmos ruhender Ordnungen ist und sein soll, so ist nach B. der Naturgesetzbegriff „der“ Scholastik statisch : „Das thomistische System schliesst die moderne Dynamik und die ganze auf ihr beruhende moderne Naturwissenschaft aus“ (S. 34).

Mit dem Zersetzungsprozess des Feudalismus infolge des Eindringens der Geldwirtschaft und des Kapitalismus wird die optimistisch-harmonische Auffassung des Universums in der thomistischen Lehre durch die pessimistische Lehre von der Trennung und vom Antagonismus der vernünftigen Triebe und des Naturgesetzes ersetzt. Es folgt eine schrittweise Umwandlung des Naturgesetz-Begriffes und die Umkehrung der Rangordnung zwischen Naturgesetz und menschlichem Gesetz. In der Renaissance wird das Menschenschicksal als Zufall, als Spielball eines undurchschaubaren äusseren Fatums aufgefasst. Indes auch in dieser bösen Welt wird das Wirken Gottes durch den Hinweis auf die harmonisch geordnete Natur ersichtlich. Die Natur, die in der klassischen Scholastik die unterste Stufe im göttlichen Weltplan hatte, bekommt eine höhere Ordnung, und die menschliche Gesellschaft soll erst aus der Naturerkenntnis verstanden und — gerechtfertigt werden. Die Umkehrung der Rangordnung ist vollendet.

Im Gegensatz zur Scholastik stelle sich zwar die Renaissance die Aufgabe der konkreten Naturforschung. Aber nicht die Naturerkenntnis an sich — die Erkenntnis des kausalen Zusammenhanges der Teile der Natur unter Anwendung quantitativer Messungsmethoden — interessiere die Renaissance, sondern die „Deutung der gesamten konkreten Welt in einem, als ein System harmonischer Masse“ (S. 65). In dem scheinbar regellosen Ablauf soll die mathematische Proportion des Weltganzen gezeigt werden ; und nur von diesem Standpunkt sind alle Teile der Natur wichtig und die konkrete Naturforschung bedeutsam.

Dieses Verhalten der Renaissance zur Naturforschung sei begreiflich.

Denn innerhalb des Geld- und Handelskapitalismus der Renaissancezeit fehle noch jeder Ansatz zur Ausarbeitung quantitativer Methoden der Naturforschung. Die Philosophie dieser Periode bleibe daher qualitativ. Die quantitativen Methoden entwickeln sich erst mit der Entwicklung des Industrie-Kapitalismus und seiner ersten Ausdrucksform — der Manufaktur; „nur die Anwendung kapitalistischer Methoden im Arbeitsprozess ermöglicht eine Betrachtung der Natur nach quantitativen Methoden" (S. 54). Da die Manufaktur zwar im 16. Jahrhundert entstehe, sich aber erst im 17. Jahrhundert entfalte, sei es begreiflich, dass erst mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die Entstehung des modernen, auf exakten quantitativen Methoden beruhenden Weltbildes möglich werde. Der Höhepunkt des „Verdinglichungsprozesses" des Bewusstseins sei bei Descartes erreicht; für diesen stehe es fest, dass alles Geschehen im menschlichen Leben (ausser dem Denken) rein äusserliche Kontingenz sei, die jedoch durch die Vernunftgesetzlichkeit beherrscht werde. Damit „schlägt die Geburtsstunde des modernen Naturgesetzbegriffes" (S. 358) und zugleich der mechanistischen Weltanschauung.

Die Ursache der Durchsetzung der mechanistischen Weltanschauung liege in der gewaltigen Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert vollzogen habe. Italien habe an ihr nur vorübergehend Anteil; so ersticke dort auch „die mechanistische Forschung schnell unter den Schlägen der Gegenreformation" (S. 14). Anders sei die Entwicklung in Frankreich, Holland und England. „In allen drei Ländern kommt in diesem grossen Wendepunkt die industrielle Bourgeoisie und die ihr verwandte Klasse der Gentry zuerst als selbständige Kraft ins Treffen und bald in den Vordergrund... Diese historische Wendung geht zeitlich der Entstehung des mechanistischen Weltbilds unmittelbar voran; sie hat sie herbeigeführt" (S. 14). Für keines der von ihm behandelten Länder hat Borkenau indes diese für die Entstehung des mechanistischen Weltbildes entscheidende „Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse" geschildert. Ebensowenig hat er gezeigt, warum Italien an dieser Umwälzung „nur vorübergehenden Anteil" hatte. Wie diese für seine Untersuchung entscheidende Situation sich für Borkenau darstellt, müssen wir vielmehr aus losen im ganzen Buch verstreuten Bemerkungen erschliessen:

Das Geld- und Handelskapital, d. h. der in erster Linie „Beutekapitalismus" (S. 215), der „abenteuernde" Kapitalismus (S. 155, 157), der — im Gegensatz zum „soliden" Manufakturkapital (S. 155) der späteren Periode — ausschliesslich in der Sphäre der Zirkulation verbleibe (S. 89) und dem kapitalistischen Arbeitsprozess, somit auch dessen rationeller Gestaltung fernstehe (S. 155), sei der spezifische Träger der Weltanschauung der Renaissancezeit; diese Weltanschauung einer dem Arbeitsprozess fernstehenden Schicht konnte nur in einem harmonisch ausgeglichenen Lebensideal bestehen, in einem das Leben der Masse verachtenden Aesthetizismus. Erst mit dem Eindringen des Geldkapitals in die Produktionssphäre, das — trotz der wiederholten Bemühungen in dieser Richtung im 16. Jahrhundert — nicht vor der Wende zum 17. Jahrhundert „zum ersten Mal entscheidenden Erfolg" hat, entstehe die „erste Periode kapitalisti-

scher Industrie, die Manufakturperiode" (S. 89/90). Damit trete auch für die Geschichte der Naturwissenschaften, ebenso wie für die Geschichte der Philosophie, eine wichtige Umwälzung ein. Denn das dem Arbeitsprozess fernstehende Geldkapital konnte keine rationale Technik schaffen; eine solche sei erst „dem Kapitalismus allein adäquat und in der Manufakturperiode zuerst ...verwirklicht" (S. 90).

Die Träger dieser neuen manufakturellen Technik seien nicht die „religiös indifferenten Geldkapitalisten", sondern die „calvinischen aufstrebenden kleinen Leute". Die rationelle Manufakturtechnik „entsteht aus der Bemühung um Rationalisierung des Handwerks" (S. 90), während den Geldkapitalisten „jeder Antrieb zur systematischen Rationalisierung der Technik" fehle (S. 90). Borkenau erklärt freilich, es seien „Erfindungen in der Renaissance von Praktikern in unzähliger Menge gemacht worden, darunter solche von höchster Bedeutsamkeit; aber zufällig und ohne die Möglichkeit systematischer Vervollkommnung" (S. 88/89). Ganz anders hätte es sich jedoch mit der Manufakturtechnik verhalten: „Die einfachen Grundformen der modernen Technik", die zur „Grundlage des mechanistischen Weltbildes wurden, ...haben sich gänzlich abseits der Renaissanceerfindungen entwickelt" (S. 90).

Das Wesen dieser für das moderne Weltbild so wichtigen neuen Technik aber bestehe, „wie man weiss", in nichts anderem als einer aufs äusserste getriebenen Arbeitszerlegung, bei vollständiger Beibehaltung der handwerklichen Grundlagen des Produktionsprozesses (S. 2). In der Arbeitszerlegung ersetze die Manufaktur den geschulten Handwerker durch ungeschulte Arbeiter, deren Arbeit „in der Ausführung eines durchaus einfachen Handgriffs" bestehe (S. 7). Es entfalle somit jede besondere Schulung, die Arbeit verliere die Qualität und „wird zur reinen Quantität". Das bedeute, dass die qualifizierte Arbeit durch „allgemein-menschliche" oder „abstrakte Arbeit" ersetzt werde, die den Grundbegriff der modernen Mechanik bilde. So zeige sich, dass die Manufaktur eine notwendige Voraussetzung für die Entwicklung der Grundbegriffe der modernen Galileischen Mechanik bilde, „insofern sie zum erstenmal abstrakte Arbeit und abstrakte Materie schuf" (S. 13).

Die galileische oder „eine ihr verwandte" Mechanik sei aber ihrerseits die Voraussetzung des mechanistischen Weltbildes, da diese neue Philosophie nichts anderes sei als der Nachweis, „dass alle Naturvorgänge mathematisch-mechanistisch erklärt werden können" (S. 10), dass alle Naturerscheinungen auf sinnlose Veränderungen der Materie, d. h. auf Stoss und Bewegung reduzierbar sind (S. 12). Durch diese ineinandergreifende Kette von Schlussfolgerungen sei erwiesen, dass das mechanistische Weltbild bloss „eine Übertragung der Vorgänge in der Manufaktur auf den gesamten Kosmos" sei (S. 12). Das mechanistische Weltbild setze sich zugleich mit der modernen Mechanik und der modernen Philosophie durch (S. 10): „Die Verwerfung der qualitativen Philosophie, die Schöpfung des mechanistischen Weltbilds ist ein scharfer Umbruch, der um 1615 beginnt und in Descartes' „Discours" (1637), Galileis „Discorsi" (1638), Hobbes, „Elements" (1640) gipfelt" (S. 13).

II. Die Wirklichkeit der historischen Entwicklung.

Der Historiker hat von vornherein methodische Zweifel : Nimmt die Geschichte überhaupt so einen gradlinigen Verlauf, wie dies bei Borkenau erscheint ? Folgen die einzelnen Etappen des Prozesses wirklich so aufeinander, dass jeweils von dem Weltbild der Scholastik, der Renaissance und der Neuzeit als eindeutigen Begriffen gesprochen werden kann ? Und gibt es in der Entwicklung nicht auch Rückschläge — oft von säkularer Dauer —, die auch zu berücksichtigen und zu erklären sind ? Ebenso wie hinsichtlich des zeitlichen Aufeinander aber erheben sich Zweifel hinsichtlich des räumlichen Nebeneinander : Bestehen nicht in jeder Periode, z. B. in der Scholastik, verschiedene Weltbilder nebeneinander, wodurch die Aufgabe des Forschers kompliziert wird ; hat er nicht gerade auch dieses Nebeneinander zu erklären ? Sind diese Weltbilder in sich nicht vielmehr so differenziert wie die jeweiligen sozialen Verhältnisse ? Und weiter : Ist nicht anzunehmen, dass die Entwicklung in den einzelnen Disziplinen ganz ungleichmässig vor sich geht ; die Astronomie z. B., die Mathematik und die Mechanik in Norditalien eine höhere Entwicklungsstufe aufweisen als etwa die Anatomie und andere Disziplinen ? Die eigentliche Aufgabe scheint uns gerade darin zu liegen, die konkreten Zusammenhänge zwischen den verschiedensten Teilgebieten des materiellen gesellschaftlichen Lebens und den einzelnen Wissenschaften aufzuspüren.

Wir hätten erwarten dürfen, dass Borkenau an Hand charakteristischer Beispiele aus der Geschichte der Naturwissenschaften und ihrer Einzeldisziplinen die in ihnen herrschenden Grundkategorien und deren Wandel unmittelbar an dem zu analysierenden historischen Stoff demonstrieren und erklären würde. Soll die im Buchtitel umschriebene Aufgabe erfüllt werden, den „Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild" zu zeigen, so müssten auf den einzelnen Gebieten der positiven Naturerkenntnis jene sozialen und geistigen Prozesse geschildert werden, durch welche das feudale Weltbild erschüttert und zugleich der Keim des modernen Weltbildes entwickelt wurde. Aber Borkenau ist in den Allgemeinheiten steckengeblieben : die leere Formel von dem zersetzenden Einfluss des hereinbrechenden Geld- und Handelskapitalismus auf die harmonische ständisch-hierarchische Feudalordnung soll Erscheinungen erklären, die nur durch näheres Eingehen auf verwickelte Tatsachenkomplexe des materiellen Lebens verständlich gemacht werden können ! In dem richtigen Gefühl, dass mit einer solchen Formel als methodischem Instrument der Analyse die gestellte Aufgabe nicht lösbar ist, wird sie von Borkenau tat-

sächlich eingeschränkt und mit Hilfe eines Syllogismus : — der Naturgesetzbegriff sei die Grundkategorie unseres Naturbildes — statt der Darstellung des Kategorienwandels in der Geschichte der Naturwissenschaften (S. 19) die Entwicklungsgeschichte des Naturgesetzbegriffs, d. h. „die Geschichte des Wortes“ (S. 19) gegeben.

Die Überprüfung der Borkenauschen Konstruktion auf ihren Wirklichkeitsgehalt erscheint umso notwendiger, als sie an sich nach mannigfachen Richtungen hin eine Umwälzung der bisher geltenden Auffassungen bedeutet. Hier seien bloss einige der wichtigsten Punkte angeführt :

1. Die Annahme scheint nahezuliegen, dass die mechanistische Philosophie und die wissenschaftliche Mechanik selbst ihre mechanischen Grundbegriffe eben aus der Betrachtung der Mechanismen, der Maschinen genommen habe. Borkenau dagegen leitet die Entstehung der mechanischen Vorstellungen nicht von den Maschinen, sondern von der handwerklich zerlegten menschlichen Arbeit ab.

2. Wir waren gewohnt, die Entstehung der modernen Naturwissenschaft, also eines Komplexes von Erkenntnissen, der sowohl über exakte Forschungsmethoden verfügt, wie inhaltlich wenigstens die grundlegendsten Gesetze eines bestimmten Natursektors formuliert hat, in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen, die Anfänge der exakten Forschung aber zeitlich noch weiter zurückzuverlegen. — Borkenau negiert mehr als 150 Jahre Geschichte der Naturwissenschaft mit ihren „mit wachsender Geschwindigkeit“ erfolgenden Fortschritten und setzt die Geburt der modernen Naturwissenschaften erst in die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert.

3. Die Ausarbeitung exakter naturwissenschaftlicher Methoden, die manche Forscher schon den Arabern des Mittelalters zuschreiben, also zumindest in das 12. und 13. Jahrhundert verlegen, lässt Borkenau gleichfalls erst mit der Verbreitung der manufakturellen Arbeitsteilung um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert entstehen. Hier negiert er also sogar drei bis vier Jahrhunderte Entwicklung. Ehe wir die weiteren Abweichungen Borkenaus von dem bisherigen Erkenntnisstand betrachten, müssen wir auf diese Frage des Anfangs der wissenschaftlichen Mechanik näher eingehen.

Es wäre zu weitführend, hier die Anfänge und die Entwicklung der wissenschaftlichen Mechanik seit dem Ende des 15. Jahrhunderts zu geben. Es genügt nur den Namen von Leonardo da Vinci zu nennen. Heute noch, nach der Publikation des wichtigsten handschriftlichen Nachlasses von Leonardo aus der Bibliothek des Institut de France (1881-1901), des Codice Trivulziano (1891) und Codice Atlantico aus der Mailänder Ambrosiana (1894), der Windsormanuskripte (1901) und des für die theoretische

Mechanik so wichtigen Codice sul volo degli uccelli (1893) und insbesonders der mechanischen Handschriften aus dem South Kensington Museum in London (1901)[1]), heute nach den bahnbrechenden Untersuchungen von P. Duhem über Leonardo[2]) den Anfang der wissenschaftlichen Mechanik in die Zeit Galileis und Descartes zu setzen, heisst zumindest 50 Jahre wissenschaftlicher Forschung auf diesem Gebiete nicht berücksichtigen. „Nirgends — sagt Borkenau — sucht die Renaissance die blosse Kenntnis um der Kenntnis willen" (S. 73). Bloss die Kreissymbolik mit Gott als Attraktionszentrum interessiere sie, die Naturforschung sei nur ein Nebenprodukt dieses Standpunktes. Nur wo die Kreisform anwendbar war, wie in der Astronomie, sei die Naturwissenschaft bis zur Fassung präziser Gesetze fortgeschritten; ausserhalb der Astronomie sei daher der Versuch, die Erscheinungen in mathematisch bestimmte Gesetze zu fassen, misslungen. Der Beitrag der Renaissance zu unserer modernen Naturkenntnis sei „rein naturgeschichtlich; Ansammlung eines ungeheuren, vielfach wertvollen, empirischen Materials ein empirisches Hinnehmen" (S. 72), und „eine gänzlich unmathematische Betrachtungsweise" (S. 80). In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts folge ein Aufschwung der naturbeschreibenden Wissenschaften; die Anwendung des Experiments werde gefordert, aber ohne systematische Ausführung (S. 80).

Man braucht nur die Manuskripte Leonardo da Vincis in die Hand zu nehmen, nur irgendeine Gesamtdarstellung Leonardos wissenschaftlicher Leistungen (z. B. das Buch von G. Séailles)[3]) zu konsultieren, um sich zu überzeugen, dass jeder Satz der oben gegebenen Charakteristik „der" Renaissance phantastisch ist. Es steht fest, dass Leonardo sich in seinen Forschungen exakt quantitativer Methoden bediente, dass er die generelle Anwendbarkeit der Mathematik betonte. Libri, der gelehrte Historiker der mathematischen Wissenschaften in Italien, berichtet: „Léonard étudiait la mécanique et la physique avec le secours de l'algèbre et de la géométrie... et appliqua cette science à la mécanique, à la perspective et à la théorie des ombres"[4]). Ebenso steht fest, dass

---

[1]) Léonard de Vinci, Problèmes de Géométrie et d'Hydraulique. Machines Hydrauliques. Application du principe de la vis d'Archimède, Pompes, Machines d'épuisement et de dragage, Paris 1901, Bd. I-III.

[2]) P. Duhem, Les Origines de la Statique, Paris 1905/6, Bd. I/II; — Études sur Léonard de Vinci, Paris 1906. Bd. I/II.

[3]) Léonard de Vinci, l'artiste et le savant, Paris 1906.

[4]) Histoire des Sciences mathématiques en Italie, Paris 1840, Bd. III, S. 46. — Leonardo schreibt: „Qu'il ne me lise pas celui qui n'est pas mathématicien, car je le suis toujours dans mes principes." (Peladan, Léonard de Vinci, Textes choisis, Paris 1907, S. 34), und „La mechanica e il paradiso delle science matematiche perche con quella si viene al frutto matematico" (Duhem, Les Origines de la Statique, Bd. I., S. 15).

Leonardo stets die systematische Anwendung des Experiments nicht nur verlangte, sondern auf verschiedenen Wissensgebieten — man lese das Buch über den Flug der Vögel — tatsächlich durchführte[1]). Es unterliegt heute kaum einem Zweifel, dass Leonardo auch inhaltlich nicht nur die wichtigsten Grundgesetze der modernen Mechanik, Hydrostatik und Hydrodynamik, der Optik, der Aerodynamik, und einiger anderen Wissenschaften kannte und diese Gesetze exakt formulierte, sondern dass er auch schon die Grundlagen eines geschlossenen mechanistischen Weltbildes schuf[2]).

Leonardo kennt das grundlegende Prinzip der Mechanik, das Beharrungsgesetz, die Unmöglichkeit des perpetuum mobile und bekämpft die entgegengesetzten Ansichten, obwohl man bisher die Entdeckung des Prinzips vom ausgeschlossenen perpetuum mobile erst Simon Stevin (1605) zuschrieb[3]). Leonardo hat „la loi d'équilibre de la balance ou du levier" erkannt[4]). Inbezug auf das Parallelogramm der Kräfte gibt er eine aequivalente, mathematisch exakt gefasste Lösung : „le moment d'une résultante de deux forces est égal à la somme des moments des composants"[5]).

Nach Borkenau (der sich auf Duhem beruft) fällt der „Beginn der Schwerpunktsberechnungen" in die Mitte des 17. Jahrhunderts (S. 35). In Wirklichkeit zeigt Duhem, dass bereits Leonardo diese Berechnungen machte[6]), wie übrigens schon vorher M. Cantor in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik" feststellte, dass Leonardo den Schwerpunkt einer Pyramide mit dreieckiger Basis richtig bestimmte[7]).

---

[1]) Leonardo schreibt : „Zuerst stelle ich bei der Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme einige Experimente an, weil meine Absicht ist, die Aufgabe nach der Erfahrung zu stellen und dann zu beweisen, weshalb die Körper gezwungen sind, in der gezeigten Weise zu wirken. Das ist die Methode, welche man bei allen Untersuchungen über die Phänomene der Natur beobachten muss". (Vgl. August Heller, Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die Neueste Zeit. Stuttgart 1882, Bd. I, S. 237. — Kurt Lasswitz, Geschichte der Atomistik, Hamburg 1890. Bd. II, S. 12). „Dieser klaren Einsicht — fügt Lasswitz hinzu — in das Wesen der experimentell-mathematischen Methode der Naturwissenschaften entspricht Da Vincis Verfahren und Erfolg". a. a. O.

[2]) „Cent ans avant Galilée — sagt G. Séailles (a. a. O. S. 220) — Léonard a posé les vrais principes de la mécanique ; cent cinquante ans avant Descartes il a pressenti en elle l'idéal de la science. Il semble qu'il lui ait dû l'idée même de sa méthode. Observer les phénomènes, les reproduire artificiellement, découvrir leurs rapports, appliquer à ces rapports la mesure, enfermer ainsi la loi dans une formule mathématique qui lui donne la certitude déductive d'un principe que confirment ses conséquences, c'est la méthode même de Léonard et celle de la mécanique".

[3]) E. Mach, Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Leipzig 1903, S. 169.

[4]) P. Duhem, Les Origines de la Statique. Bd. I, S. 19.

[5]) a. a. O., I, S. 32. Vgl. II, S. 347 f.

[6]) a. a. O., Bd. II, S. 111.

[7]) Leipzig 1899. Bd. II, S. 302, 570. — Séailles sagt : „Commandin (1565 et Maurolycus (1685) se disputaient jusqu'ici l'honneur de ces découvertes" (a. a. O.

„Cent ans avant Stevin et avant Galilée Léonard établit... la chute d'un corps qui suit la pente,... d'un plan incliné“[1]). Leonardo gibt eine exakte Berechnung der Zeit des Falles auf der schiefen Ebene. Es „steht ausser Zweifel, sagt Hermann Grothe schon 1874, dass Leonardo bereits am Ende des 15. Jahrhunderts viele mechanische Gesetze klar und deutlich aufgestellt hatte, und sie geben Leonardo... mindestens die gleiche Bedeutung für die Mechanik, wie man Stevinus sie beilegt, zudem — die Priorität“[2]).

Leonardo da Vincis Pionierarbeit auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie beruht auf der Erkenntnis, dass die Funktionen des tierischen Körpers, sowie die Bewegungen seiner Gliedmassen den Gesetzen der Mechanik unterworfen sind. „Die ganze Welt, auch die belebte, steht unter den Gesetzen der Mechanik; die Erde ist eine Maschine, und der Mensch ist es auch. Er fasst das Auge als eine „camera obscura“ auf..., er bestimmt den Punkt, wo die zurückgeworfenen Strahlen sich kreuzen“[3]).

In der Aerodynamik gibt er eine mechanische Theorie des Luftdruckes. „Plus étonnantes sont les expériences sur le frottement et les lois qu'il sut en déduire... Ainsi, deux siècles avant Amonton (1699), trois siècles avant Coulomb (1781), le Vinci avait imaginé leurs expériences et en avait fixé à peu près les mêmes conclusions“[4]). In der Hydrodynamik und Hydrostatik entdeckt Leonardo die grundlegenden mechanischen Gesetze der Flüssigkeiten. „Il faut rectifier sur ce point l'histoire de la science positive.“ Leonardo „a l'idée nette de la composition moléculaire de l'eau...; un siècle et demi avant Pascal, il observe les conditions d'équilibre de liquides placés dans des vases communicants“[5]). In der Hydrodynamik: „Plus de cent ans avant le traité de Castelli

---

S. 225). Die Berechnungen von Maurolycus fallen zwar in das Jahr 1548, wurden aber erst 1685 veröffentlicht. (Vergl. Libri, Histoire des Sciences mathématiques. Bd. III, S. 115.)

[1]) Séailles, a. a. O., S. 229. — Ähnlich Eug. Dühring, Kritische Geschichte der Prinzipien der allgemeinen Mechanik, Leipzig 1887, S. 12/17.

[2]) Leonardo da Vinci als Ingenieur und Philosoph. Berlin 1874, S. 21; vgl. S. 92. — Ähnlich M. Herzfeld, Leonardo da Vinci, Leipzig 1904, CXIII. — Der Einfluss der italienischen Wissenschaft lässt sich bei Stevin auch auf anderem Gebiet nachweisen. Führte er doch in Holland die italienische Buchführung ein, deren Anfänge in Florenz auf das Buch von Luca Paccioli (1494), des Freundes Leonardos zurückreichen. (Vergl. E. L. Jäger, Luca Paccioli und Simon Stevin, Stuttgart, 1876).

[3]) M. Herzfeld, a. a. O., CXXII, CXV.

[4]) Séailles, a. a. O. S. 231.

[5]) a. a. O. S. 232/34. — Leonardo schreibt: „Le superficie di tutti i liquidi immobili, li quali infra loro sieno congiunti, sempre sieno d'equale altezza“, unabhängig von der Weite und Gestalt der Gefässe und zeigt, dass die Höhe der Flüssigkeitssäulen zu dem Gewichte (Dichtigkeit) derselben im umgekehrten Verhältnis stehe. (Vgl. A. Heller, Geschichte der Physik, Bd. I, S. 242).

(Della misura dell'acqua corrente, 1638), Leonardo cherche la quantité d'eau qui peut s'écouler par une ouverture pratiquée à la paroi d'un canal"... „Il calcule la vitesse de l'écoulement de l'eau... Il donne la théorie des tourbillons, il en produit d'artificiels pour les mieux observer"[1]). „La mise au jour des manuscrits de Léonard de Vinci recule les origines de la science moderne de plus d'un siècle... Conscience de la vraie méthode... union féconde de l'expérience et des mathématiques, voilà ce que nous montrent les carnets du grand artiste. Pratiquée avec génie, la nouvelle logique le conduit à plusieurs des grandes découvertes attribuées à Maurolycus, Commandin, Cardan, Porta, Stevin, Galilée, Castelli"[2]).

Und nun das Wesentliche : Nach Borkenau soll der Begriff der mechanischen Arbeit erst im Anfang des 17. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der manufakturellen Arbeitsteilung und der Ersetzung der qualifizierten durch „allgemein-menschliche" Arbeit entstanden sein. Im Wirklichkeit ist der Begriff der mechanischen Arbeit bereits Leonardo zu Ende des 15. Jahrhunderts wohl bekannt, und er entwickelt ihn aus der Betrachtung der Maschinenleistung, welche an Stelle der Leistung des Menschen tritt. Indem die Arbeit der Maschine mit der von ihr ersetzten Menschenarbeit verglichen wird, werden beide Arbeitsarten auf ein Gemeinsames, auf den Begriff der mechanischen Arbeit reduziert. So berechnet Leonardo die Arbeit eines durch Wasser getriebenen Rades, das eine Maschine bewegt[3]). Aus der Erkenntnis der Grundgesetze der Mechanik heraus berechnet er schon bei der Konstruktion von Maschinen die von ihnen zu leistende Arbeit und bei der von ihm konstruierten Maschine zum Walzen von Eisenstäben sowohl die Last als auch die Kraft (Arbeit), welche tätig sein muss, um unter der Faconierungswalze das Eisen durchzuziehen. Bei der Berechnung dieser Arbeit dient ihm als theoretische Grundlage seine (offenbar verlorengegangene) Studie „Elementi machinali", auf die er sich oft beruft[4]). Ähnlich verhält sich die Sache mit einer um 1490 erfundenen Spinnmaschine[5]). Noch mehr. Leonardo beschränkt sich nicht auf solche Berechnungen, er konstruiert vielmehr zu diesem Zweck einen Apparat : „Pour calculer l'effet des machines il inventa un dynamomètre ; il détermina le maxi-

---

[1]) Séailles, a. a. O. S. 235/6.
[2]) a. a. O., S. 369/70.
[3]) Duhem, Les Origines de la Statique. Bd. I, S. 21.
[4]) H. Grothe, Leonardo da Vinci als Ingenieur. a. a. O. S. 77. Vgl. ferner *August Heller*, a. a. O.
[5]) H. Grothe, a. a. O., S. 82. — Leonardo berechnet z. B. die zum Einschlagen von Nägeln und Bolzen nötige Kraft (Arbeit), wobei dieselben als Keile aufgefasst werden. A. Heller, a. a. O., S. 242.

mum de l'action des animaux en combinant leur poids avec la force musculaire"[1]).

Es ist überflüssig, weitere Beispiele anzuführen. Ist Borkenau etwa der Meinung, dass die Leistungen Leonardo da Vincis aus dem Grunde unberücksichtigt bleiben können, weil seine Schriften nicht veröffentlicht, daher auf die Entstehung der wissenschaftlichen Mechanik ohne Einfluss geblieben sind ? Meinte nicht Venturi, als er 1797 die Manuskripte Leonardos für die Wissenschaft neu entdeckte, dass durch ihre Unkenntnis die Menschheit gezwungen war, seine Entdeckungen zum zweiten Mal zu machen ? Wäre ein solcher Einwand nicht irrevelant, da doch das primäre Problem darin besteht, zu fragen, wie und warum Leonardo da Vinci die Grundlagen der wissenschaftlichen Mechanik schon zu Ende des 15. Jahrhunderts schaffen konnte ?

Übrigens hat P. Duhem — und darin liegt ja gerade die Wichtigkeit und Originalität seiner Forschungen — nachgewiesen, dass die Mechanik Leonardos nicht so unbekannt geblieben ist, wie man dies bisher annahm ; dass z. B. Galilei öfters Girolamo Cardano zitiert, der seinerseits unbestreitbar durch Leonardo beeinflusst wurde[2]), dass eine lange Reihe von Schriftstellern, bewusster oder unbewusster Plagiatoren, die Mechanik Leonardos kannte und ihre Ergebnisse während des ganzen 16. Jahrhunderts verwertete ; und dass eben durch ihre Vermittlung sein Einfluss auf die Arbeiten von Stevin, Kepler, Descartes, Roberval, Galilei, Mersenne, Pascal, Fabry, Christian Huygens und anderer mächtig wirkte. Dadurch haben diese Vermittler wie G. Cardano, Tartaglia, Benedetti oder offene Plagiatoren wie Bernadino Baldi der Menschheit einmal einen grossen Dienst erwiesen, indem sie die Ideen und Entdeckungen Leonardos aus ihrer Verborgenheit herausgeholt und in den grossen Strom der Wissenschaft eingeführt haben[3]).

Die Tatsache, dass die moderne Mechanik mit Leonardo da Vinci schon zu Ende des 15. Jahrhunderts beginnt, wird seit 50 Jahren von der überwiegenden Zahl hervorragender Forscher festgestellt, so z. B. von K. Lasswitz, der schon 1890 schrieb :

---

[1]) G. Libri, Histoire des sciences mathématiques. Bd. III, S. 42. — Vergl. dort auch Anhang VII, S. 214 : „Della forza dell'uomo".

[2]) Duhem, Les Origines de la Statique. Bd. I, S. 40, 44.

[3]) a. a. O. Bd. I, S. 35, 147. — Études sur Léonardo da Vinci, Bd. I, S. 108, 127. — Freilich meint Olschki (Galilei und seine Zeit, Halle 1928), dass die vorgalileische Mechanik einen ganz anderen Charakter habe (worin dieser Unterschied besteht, hat er nicht gezeigt), dass daher die frühere Datierung der Anfänge der wissenschaftlichen Mechanik nur eine Bosheit der „Verkleinerer" Galileis sei. Aber es handelt sich nicht um die „Verkleinerung" von Galilei, Descartes, Pascal oder Stevin, sondern um das Verständnis einer ganzen historischen Epoche.

„So beginnt die neue Mechanik und das moderne wissenschaftliche Denken überhaupt mit dem bewunderungswerten Genius Leonardo da Vincis, welcher seiner Zeit in so unbegreiflicher Weise vorangeeilt war“[1]). Die Aufgabe besteht freilich darin, das „Unbegreifliche“ begreifbar zu machen, d. h. die Erscheinung Leonardos nicht als ein „individuelles, abseits der historischen Entwicklung liegendes Phänomen“ (Lasswitz) zu betrachten, sondern gerade aus der sozialen Entwicklung seiner Epoche verständlich zu machen.

Aber — und damit gelangen wir zu unserer entscheidenden Schlussfolgerung — will Borkenau dennoch die Bedeutung der Mechanik Leonardos nicht anerkennen, lehnt er den Standpunkt eines Venturi, Libri, Grothe, Duhem, G. Séailles und vieler anderer ab, die in Leonardo den Schöpfer der modernen Mechanik schon zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken, dann muss eine solche Ablehnung begründet werden. Indem er darauf verzichtet, verschweigt er das ganze Problem! In seinem Buche, in dem so viele untergeordnete Figuren der Renaissance behandelt werden, wird der Name Leonardo da Vincis nicht einmal genannt.

4. Ebenso umstürzend wie bezüglich des zeitlichen Anfanges und inhaltlichen Ursprunges der modernen Naturwissenschaft ist Borkenaus Auffassung der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Vorgänge, durch welche das Werden der modernen Naturwissenschaft und des mechanistischen Weltbildes bedingt ist. Wenn die Verallgemeinerung der kapitalistischen Produktionsmethode erst im 16. Jahrhundert erfolgte, daher erst in dieser Zeit von der „kapitalistischen Ära“ gesprochen werden darf, so sind die Anfänge der kapitalistischen Produktionsweise (und diese vor allem sind für die Aufklärung der Entstehung des bürgerlichen Weltbildes wichtig) viel älteren Datums. Gegenüber der Ansicht von Marx, dass in Italien „uns die ersten Anfänge kapitalistischer Produktion schon im 14. und 15. Jahrhundert in einigen Städten am Mittelmeer sporadisch entgegentreten“[2]), meint Borkenau, das Eindringen des Geldkapitals in die Produktionssphäre hätte nicht vor der Wende zum 17. Jahrhundert „zum ersten Male entscheidenden Erfolg“ gehabt. Erst zu dieser Zeit beginne sonach die „erste Periode kapitalistischer Industrie, die Manufakturperiode“. — Hier lässt Borkenau dreihundert Jahre kapitalistischer Entwicklung in Westeuropa unberücksichtigt.

5. Wo die kapitalistische Produktion stattfindet, ist die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Auflösung der ständisch-feudalen

---

[1]) K. Lasswitz, Geschichte der Atomistik, Bd. II, S. 12.
[2]) Das Kapital, 3. Ausg., Bd. I, S. 739, 740.

Ordnung durch das Geldkapital längst vollbracht. Da in Italien die kapitalistische Produktion im 14. Jahrhundert besteht, so muss die Auflösung der ständischen Ordnung durch das Handels- und Geldkapital schon früher, und zwar im 12. und 13. Jahrhundert stattgefunden haben, wie das übrigens in jedem Handbuch der italienischen Wirtschaftsgeschichte bis jetzt zu lesen war. Wir verweisen nur auf die geld- und handelskapitalistische Entwicklung der stolzen italienischen Republiken des 12. und 13. Jahrhunderts, auf die in diese Zeit fallenden langwierigen Handelskriege zwischen Amalfi und Pisa, zwischen Pisa und Genua, zwischen Genua und Venedig[1]). Infolge der gewaltigen Intensivierung des Geld- und Handelsverkehrs in Italien im 13. Jahrhundert genügte die im Umlauf befindliche Silberwährung nicht mehr, so dass Florenz schon 1252 gezwungen war, mit der Ausprägung der Goldgulden (daher der Name Florin) zu beginnen. Schon bei J. Burckhardt ist geschildert, wie bereits seit dem 12. Jahrhundert in Italien der Adel in den Städten mit den Bürgern zusammenwohnte und, ganz verbürgerlicht, sich dem Handel widmete[2]). Seit dem 13. Jahrhundert bestehen in Genua konzessionierte Banken mit einem entwickelten Depositen- und Girowesen, die schon im 14. Jahrhundert eine grosse Konzentration aufzeigen[3]). Als die industriekapitalistische Entwicklung Norditaliens im 14. Jahrhundert einsetzte, war der Auflösungsprozess des Feudalismus durch das Eindringen des Geld- und Bankkapitals längst beendet. Auch diese Ergebnisse der Geschichtsforschung werden von Borkenau beiseitegeschoben. Nach ihm ist es in Italien zur kapitalistischen Produktionsform vor dem Anfang des 17. Jahrhunderts überhaupt nicht gekommen; die Auflösung der ständischen Ordnung durch das Eindringen des Geld- und Handelskapitals in Italien sei nicht im 12. und 13., sondern erst im 16. Jahrhundert erfolgt, und aus diesem zersetzenden Einfluss des eindringenden Geldkapitals wird dann die geistige Haltung der Renaissancezeit, der Charakter ihrer Naturforschung und ihrer Philosophie erklärt!

6. Die bisherige wirtschaftsgeschichtliche Forschung vertrat die Auffassung, dass die industriekapitalistische Entwicklung Italiens, die im 14. Jahrhundert einsetzte und sich bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in mächtig aufsteigender Linie entwickelte, nach der Entdeckung Amerikas und nach der Sperrung der osteuropäischen Handelswege durch die Türken einen gewaltigen Rück-

---

[1]) Vgl. H. Grossmann, Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz. Leipzig 1929, S. 48.

[2]) Die Cultur der Renaissance, Leipzig 1899, Bd. II, S. 81.

[3]) H. Sieveking, Genueser Finanzwesen. Freiburg i/B. 1899, Band II, S. 47.

schlag erfuhr : Infolge der Verlagerung der Achse des Welthandels vom Mittelmeer an den atlantischen Ozean trat Italien in eine Periode der Rückbildung des Kapitalismus ein, — aus welchem Zersetzungsprozess die spezifischen Merkmale der geistigen Haltung der Spätrenaissance zu erkären seien.

Diese Auffassung war — nach dem Buche Borkenaus zu schliessen — offenbar unbegründet. Denn jene Verlagerung der Achse des Welthandels spielt in seinem Deutungsversuch der Renaissance keine Rolle ; sie wird nicht einmal erwähnt. Er verfährt hierin vollkommen konsequent. Nachdem er versichert hat, dass das Italien der Renaissance es nur zum Geldkapitalismus gebracht habe und dass eine kapitalistische Produktion dort nicht bestand, kann es für ihn keinen Rückschlag industriekapitalistischer Entwicklung geben. Die Heranziehung des Phänomens der Revolution des Weltmarktes seit Ende des 15. Jahrhunderts zur Erklärung der materiellen und geistigen Situation der Renaissance hält er offenbar für überflüssig.

7. Ebenso neu wie hinsichtlich der Entwicklung Italiens ist die Auffassung von der Genesis der kapitalistischen Produktion in den übrigen westeuropäischen Ländern. Zunächst gilt dies für die Frage der anfänglichen Betriebsform der kapitalistischen Produktion. Borkenau übernimmt Sombarts missverständliche Interpretation der Marxschen Theorie, wonach dieser die Manufaktur als erste Stufe der kapitalistischen Betriebsform bezeichnet habe[1]), und stellt sogar die These, dass „die Manufaktur die erste Periode kapitalistischer Industrie“ sei, in das Zentrum seiner Konzeption und ihrer Begründung ! Auch hier also lässt er 100 bis 150 Jahre kapitalistischer Entwicklung, die der Manufakturperiode vorausging, nämlich die Periode des hausindustriellen dezentralisierten Verlagssystems, ausser Betracht.

8. Nicht so neu wie die eben skizzierten Auffassungen — aber vielleicht noch interessanter — ist Borkenaus Theorie der Genesis des Kapitalismus nach der sachlichen Seite hin. Um diese Genesis ist seit Erscheinen des „Kapitals“ ein theoretischer Streit entbrannt, an dem sich direkt oder indirekt W. Sombart, M. Weber, H. Sieveking, J. Strieder, G. von Below, Heynen, A. Doren, H. Pirenne, R. Davidsohn und viele andere beteiligt haben. Eine Grundfrage war folgende. Nach dem „Kapital“ sind die Träger des entstehenden Kapitalismus nicht aus dem Handwerk hervorgegangen ; ein solcher Ursprung wäre unmöglich gewesen. Diese Unmöglichkeit bezieht sich a) auf das für den kapitalistischen Betrieb nötige Kapital, b) auf die neuen technischen Verfahren,

---

[1]) W. Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl. 1917, Band II/2, S. 731.

c) auf die Durchschaubarkeit komplizierter Rentabilitätsfaktoren (billige Bezugsquellen für die Rohstoffe von entfernten Märkten, die Währungs- und Rechtsbedingungen fremder Absatzmärkte, Transportkosten, Zoll- und sonstige Handelsunkosten usw.), d) auf das technische und finanzielle Organisationsproblem einer Grossunternehmung und schliesslich e) auf den Ursprung des Lohnproletariats.

Mit dem Aufkommen des Welthandels und des internationalen Messeverkehrs im 13. Jahrhundert entsteht die Konkurrenz, die das lokale Handwerk bedroht. Um sie auszuschalten und jede soziale Differenzierung innerhalb der Zunft-Gemeinschaft zu verhindern, erstrebt die Zunftregelung des Mittelalters durch Vorschriften über die Zahl der zu verwendenden Werkzeuge, die Zahl der vom Meister zu beschäftigenden Gesellen usw. den Aufstieg des Meisters zum Kapitalisten zu verhindern. Die Akkumulation grösserer, frei verfügbarer Kapitalien wird so innerhalb der Zunft unmöglich gemacht. Zugleich wird aus denselben Motiven jede technische Neuerung gehindert, die einmal gegebene Technik erstarrt zur Routine, die Produktion wird dem lokalen Markt angepasst, die Konkurrenz auf demselben ausgeschlossen. Der enge Horizont der lokalen Zunftproduktion versperrte den Überblick über die entfernten Rohstoffmärkte; das Handwerk bezog seine Rohmaterialien aus zweiter oder dritter Hand — vom Grosskaufmann. Ebenso fehlte dem Handwerk die Kenntnis der fremden Absatzmärkte, der fremden Währungs- und Zollverhältnisse. Vor allem aber mangelte es dem Zunfthandwerk an allen organisatorischen Voraussetzungen für die Schaffung eines Grossbetriebes, wie der Fähigkeit einer rationalen Kalkulation des auf grössere Zeiträume sich erstreckenden Produktionsprozesses. Wie hätte das im Zersetzungsprozess befindliche, den Geist des Traditionalismus und der Routine respektierende, jede Neuerung ablehnende und verarmte Handwerk, das für sich selber keinen Ausweg aus seiner Lage wusste, geschichtlich wegweisend wirken und neue Horizonte eröffnen können? Selbst unter günstigen Umständen war die Akkumulation von Kapitalien innerhalb der lokalen Handwerksproduktion zu langsam und entsprach nicht den neuen Handelsbedürfnissen des Weltmarktes, war auch nicht imstande, eine neue Klasse industrieller Unternehmer zu schaffen[1]).

Die neuen kapitalistischen Betriebsformen entstanden allmählich „ausserhalb der Kontrolle des alten Städtewesens und seiner Zunftverfassung“, — sei es auf dem flachen Lande, sei es in See-Exporthäfen, wo aus Spezialgründen die Zunftverfassung

[1]) Marx, a. a. O., I., S. 776.

gelockert wurde. Der Träger dieser neuen revolutionären Entwicklung aber war naturgemäss nicht der zünftige Handwerker, sondern der Grosskaufmann, d. h. das Handels- und Wucherkapital. Denn durch das Geld- und Wuchergeschäft akkumulieren sich die ersten grösseren Kapitale in der Zirkulationssphäre, bevor sie ihre Anwendung in der Produktion finden können. „Der Wucher zentralisiert Geldvermögen, wo die Produktionsmittel zersplittert sind"[1]). Der Grosskaufmann besass grössere Kapitalien und die Kenntnis der Bezugsquellen für Rohstoffe und der Absatzmärkte für fertige Waren, mit denen er seit jeher handelte. Er war gewohnt, Kreditgeschäfte zu machen, — kurz er verfügte über alle für die neue Betriebsform notwendigen Voraussetzungen. Diese wurde nicht mit einem Schlag geschaffen, sie hat sich vielmehr schrittweise im Verlaufe eines langen historischen Prozesses entwickelt. Indem der Grosskaufmann den Handwerkern, die anfangs direkt für den Konsumenten arbeiteten, die fertige Ware abkaufte, schnitt er sie langsam von ihrem Absatzmarkt ab, wodurch er sie von sich abhängig machte. Indem er den Handwerkern Geldvorschüsse gab und bald auch Rohstoffe zur Verarbeitung lieferte, wuchs die Abhängigkeit des Meisters noch mehr ; — und schliesslich sank dieser trotz seiner formellen Unabhängigkeit zu einem Lohnarbeiter herab, ohne dass die handwerkliche Technik des Produktionsprozesses geändert worden wäre. Der Grosskaufmann beschäftigte in dieser Weise viele zerstreute, in ihren Häusern mit eigenen Werkzeugen arbeitende, formell selbständige, faktisch ganz von ihm abhängige Handwerker. Es entstand das Verlagssystem, der erste kapitalistische, wenn auch dezentralisierte Grossbetrieb. Bei der relativen Kleinheit der Kapitalakkumulation war diese Betriebsform die zweckmässigste und rationellste, da der Unternehmer Kapitalauslagen für Fabrikgebäude, Beleuchtung, Beheizung, Steuern usw. sparte. In dieser Gestalt des Verlagssystems begegnen wir den ersten Anfängen der kapitalistischen Produktion in Italien im 14., in Flandern sogar schon im 13. Jahrhundert.

Die nächste Etappe in dem Prozess der Unterordnung der Produktion unter das Kapital bestand darin, dass der Grosskaufmann, der bisher nur der Organisator der von andern bewerkstelligten Produktion war, dazu überging, den Produktionsprozess unter die eigene Leitung zu nehmen. Aber auch diese Umwandlung geht schrittweise, in längeren Perioden vor sich. Zuerst beginnt der Grosskaufmann mit der Übernahme von einzelnen Prozessen der Fertigstellung, z. B. Färberei und Appretur, während die übrigen Prozesse (vom Spinnen bis zum Weben etwa) noch in der

[1]) a. a. O., Bd. III/2, S. 136.

bisher üblichen Weise vor sich gehen. Die Zentralisierung der Arbeiter im geschlossenen Fabrikraum, die Manufaktur, ist erst die letzte Etappe dieses langen historischen Umwandlungsprozesses und bildet wiederum den Ausgangspunkt einer neuen in Etappen sich vollziehenden Evolution innerhalb der Manufaktur, — eines Prozesses, auf den wir später noch zurückkommen werden (Siehe weiter unter 10).

Hier ist nicht der Ort, um auf die weiteren Details dieser Theorie einzugehen. Viele Historiker haben in zum Teil glänzenden Arbeiten ihre Richtigkeit am historischen Stoff demonstriert[1]). Für Italien insbesonders hat Doren die Richtigkeit der Marxschen Auffassung an einem gewaltigen Tatsachenmaterial nachgewiesen[2]). Und dasselbe, ebenso überzeugend, ebenso an Hand eines umfangreichen Quellenmaterials, bewiesen für Flandern und die Niederlande im 13. Jahrhundert H. Pirenne[3]), für England im 15. und 16. Jahrhundert W. Cunningham, W. J. Ashley und G. Brodnitz[4]), für Holland im 16. Jahrhundert Baasch[5]). Weitere Schriftsteller wie E. Levasseur, H. Hauser, Mosnier u. a. haben auf Grund umfangreicher Quellenforschung für Frankreich gezeigt, dass der Zersetzungsprozess des Handwerks im 15. und 16. Jahrhundert, sein enger Horizont und sein Festhalten an der Routine zu stark waren, als dass aus seiner Mitte neue Betriebsformen und eine neue Technik hätten hervorgehen können, — und dass in Frankreich ebenso wie in England das Geld- und Handelskapital der erste Pionier der kapitalistischen Produktion — des Verlagssystems — gewesen war[6]). Man kann sagen, dass diese Theorie von der historischen Genesis des Kapitalismus zur herrschenden Lehre geworden ist; sie hat bereits Eingang in die Lehrbücher der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte wie die von H. Sée und J. Kulischer[7]) gefunden.

---

[1]) H. Sieveking, Die kapitalistische Entwicklung in den italienischen Städten des Mittelalters, in: „Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" Bd. VIII (1909) S. 73, 80. Vgl. auch Adolf Schaubes Kritik Sombarts an Hand des englischen Geschichtsstoffes: Die Wollausfuhr Englands vom Jahre 1273. (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. VII (1908). Heynen, Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Venedig, 1905, S. 121 ff. — Broglio D'Ajano, Die Venetianer Seidenindustrie bis zum Ausgang des Mittelalters. Stuttgart 1893. — R. Davidsohn, Forschungen zur Geschichte von Florenz, Bd. IV. Berlin 1922, S. 268 ff.

[2]) A. Doren, Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte, Bd. I, Stuttgart 1909, S. 23.

[3]) Henri Pirenne, Les Anciennes Démocraties des Pays-Bas, Paris 1910.

[4]) W. Cunningham, The Growth of English Industry and Commerce. London 1890, Bd. I. — W. J. Ashley, Englische Wirtschaftsgeschichte, Bd. II. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Leipzig 1896. — G. Brodnitz, Englische Wirtschaftsgeschichte, Jena 1918.

[5]) Baasch, Holländische Wirtschaftsgeschichte. Jena 1927, S. 86, 156.

[6]) E. Levasseur, Histoire des Classes Ouvrières et de l'Industrie en France avant 1789. Paris 1901, Bd. II: „Au XVIIe siècle les corporations opposaient un obstacle presque insurmontable à la création de la grande industrie et même de procédés nouveaux dans l'industrie" (S. 174). — „La grande industrie ne pouvait pas naître dans le sein de la corporation" (S. 271, 154). Ähnlich Henri Hauser, Les Débuts du Capitalisme. Paris 1927, S. 22 ff.

[7]) Henri Sée, Les Origines du Capitalisme Moderne. Paris 1930, S. 13, 15. — J. Kulischer, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte. München 1929, Bd. II, S. 110.

Eine solche Genesis des Kapitalismus passt jedoch nicht in Borkenaus „strukturelles" Entwicklungsschema. Er sieht als unmittelbare Voraussetzung der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstandenen mechanistischen Philosophie die Mechanik und als unmittelbare Bedingung der Mechanik die Entstehung der handwerklichen Arbeitszerlegung und quantitativer Arbeitsmethoden. Hier liegen nach ihm die Anfänge des Kapitalismus und nicht im 13. und 14. Jahrhundert. Der Grosskaufmann als Träger der kapitalistischen Entwicklung will schlecht in dieses Schema passen. Borkenau lässt den Kapitalismus nicht aus dem Geld- und Handelskapital, sondern aus dem Handwerk und durch Rationalisierung der handwerklichen Methoden im Wege der Arbeitszerlegung entstehen — und verlegt seinen Beginn mit einem Sprung über die Jahrhunderte hinweg in die zeitliche Nähe der mechanistischen Philosophie, in das Ende des 16. Jahrhunderts! „Es ist — so führt Borkenau aus — eine der wichtigsten Einsichten, die sich aus der Gesamtheit der M. Weberschen Forschungen ergeben, dass der Grundstock der manufakturellen Unternehmer, die zuerst kapitalistische Methoden systematisch in den Produktionsprozess eingeführt haben, nicht aus der Geld- und Handelsbourgeoisie, sondern aus hinaufkommenden Handwerkern hervorgeht" (S. 155). „Die neue manufakturelle Technik wird nicht von religiös indifferenten Geldkapitalisten, sondern von calvinischen aufstrebenden kleinen Leuten gemacht..." Sie entsteht „aus der Bemühung um Rationalisierung des Handwerks" (S. 90). Der Manufaktur-Kapitalismus hat sich überall aus „gehobenen Handwerkerschichten und verbürgerlichten Adeligen rekrutiert" (S. 157).

Borkenau bemerkt nicht, dass die Anschauungen Max Webers, auf die er sich beruft, über die Genesis des Kapitalismus in der erwähnten Diskussion erschüttert und überholt worden sind; ebensowenig, dass Weber selbst bezüglich seiner eigenen Theorie unsicher und schwankend wurde[1]). An anderer Stelle beruft sich Borkenau bezüglich der französischen Manufaktur auf Boissonade[2]).

---

[1]) „Das okzidentale frühkapitalistische Verlagssystem hat sich nicht immer und nicht einmal in der Regel aus dem Handwerk entwickelt, sondern ist sehr oft neben dem Handwerk entstanden..." (M. Weber, Wirtschaftsgeschichte. München 1923, S. 145). — „Zusammenfassend muss man sich gegenwärtig halten, dass die Fabrik (Weber identifiziert die Fabrik mit der Manufaktur und kritisiert die Unterscheidung beider Begriffe durch die „frühere Wissenschaft, auch Karl Marx" — a. a. O., S. 149 — H. G.) nicht aus dem Handwerk und nicht auf seine Kosten entstanden ist, sondern zunächst neben ihm. Sie hat sich vor allem auf neue Produktionsformen geworfen und neue Produkte, z. B. Baumwolle, Porzellan, Goldbrokat oder Surrogate, alles Produkte, die vom zünftigen Handwerk nicht hergestellt wurden" (a. a. O., S. 157).

[2]) „Über die ganze Entwicklung der Manufaktur und des staatlich protektionierten Handels von Ludwig XI. — Ludwig XIII. orientiert jetzt umfassend: P. Boissonade,

Sonst wird von Wirtschaftshistorikern nur noch J. Kulischer einmal angeführt. Boissonade ist die Quelle der wirtschaftsgeschichtlichen Informationen Borkenaus! Eine „mustergiltige Materialverarbeitung", durch welche alle anderen Arbeiten über die Entstehung des französischen Kapitalismus „veraltet" sein sollen! Veraltet sollen sein die Quellenarbeiten von Fagniez, E. Levasseur, Germain Martin, E. Tarlé, J. Godart, Henri Hauser, Henri Sée usw., von denen jeder viel tiefere Einblicke in das Wesen der historischen Prozesse gewährt als Boissonade!

In Wahrheit ist das Buch von Boissonade durchaus keine Revolution in der französischen Wirtschaftsgeschichtsschreibung. Die ersten Ergebnisse seiner Forschungen hat Boissonade bereits 1899 vorgelegt, indem er damals 582 Manufakturen archivalisch belegte. E. Levasseur hat schon 1901 mit kritischer Ironie die Forschungsergebnisse Boissonades behandelt[1]). Seit dieser Zeit, in fast dreissigjähriger unermüdlicher Archivforschung, hat Boissonade die Zahl der bekannten Manufakturen bedeutend vergrössert. Aber unsere Kenntnisse über die Entstehung des Kapitalismus sind durch die Resultate seiner Spürtätigkeit nicht nur nicht vorangekommen, sondern eher noch verdunkelt worden. Seine Arbeit war infolge ihrer methodologischen Unzulänglichkeit und Unkenntnis der kapitalistischen Betriebsformen bereits bei ihrem Erscheinen (1927) veraltet und unter den Resultaten der früheren französischen Forschungsergebnisse[2]). So erhebt z. B. J. Kulischer gegen Boissonade den Vorwurf, dass er das Verlagssystem als die erste kapitalistische Betriebsform übersehen und mit dem Handwerk verwechselt hat! Erst die Kritik von Tarlé habe hier klärend gewirkt. „Auch Sée betont in einer Reihe seiner Schriften, dass in Frankreich ebenso wie in England dem industriellen Kapital das Handelskapital vorangeht, das die Produktion der Kleinmeister in seinen Händen zusammenzufassen sucht"[3]).

9. Angesichts der zentralen Rolle, welche in der gedanklichen Konstruktion Borkenaus der Entstehung des Kapitalismus zukommt, haben wir im Vorhergehenden die Frage nach der Zeit seines ersten Aufkommens, das Geld- und Handelskapital als seine Träger, schliesslich das Verlagssystem als seine erste Betriebsform zu klären versucht. — Nun wäre denkbar, dass der Kapitalismus

---

Le Socialisme d'État. Paris 1927. Theoretisch unzureichend, mangelhaft für die Geschichte der Produktionsverhältnisse, aber musterhaft in der Materialverarbeitung für die Geschichte der Produktivkräfte. Trotz der Mängel des Werkes sind nach dieser Neuerscheinung alle anderen Arbeiten über die Entstehung des französischen Kapitalismus veraltet" (S. 173).

[1]) E. Levasseur, Histoire des Classes Ouvrières... a. a. O., Bd. II, S. 239.

[2]) Die Begriffsverwirrung Boissonades zeigt sich schon im Buchtitel, der die merkantilistische Regierungspolitik des 16. und 17. Jahrhunderts in Frankreich als „Le Socialisme d'État" bezeichnet.

[3]) J. Kulischer, a. a. O., Bd. II, S. 110.

zwar nicht bei seinem ersten Auftreten, aber doch in seiner späteren Entwicklung, eben in der Phase des Überganges vom dezentralisierten Verlagssystem zum zentralisierten Manufakturbetrieb, sich in der von Borkenau behaupteten Weise entwickelt hat. Indessen erweist sich auch eine so verstandene Theorie der Genesis des Kapitalismus als unhaltbar.

Angesichts der Wichtigkeit des Problems wollen wir hierfür einige Belege vorbringen. Quellenmässig lässt sich feststellen, dass der überwiegende Grundstock der Manufakturunternehmer im Frankreich des 17. Jahrhunderts Geldbesitzer, Kapitalisten, Kaufleute, Spekulanten, hohe Beamte, kurz alles andere als „aufstrebende kleine Leute" waren.

Wer die Träger von Manufakturen waren, zeigen einige typische Beispiele quer durch die Zeit von Heinrich IV. bis Ludwig XIV. In Troyes wird unter Heinrich IV. die Satin- und Damast-Manufaktur von J. Sellier, einem reichen Kaufmann, gegründet. (Marjépol, bei Lavisse, Band VI/2, S. 78.) Die „manufactures royales" des Toiles fines et des Toiles de coton in Rouen und Nantes (1604-09) gründet Thomas Robin, „maître des requêts" der Königin Marguerite. (Boissonade, a. a. O., S. 255.) Die „manufacture des toiles fines de Hollande" in St. Sévère bei Rouen gründen 1606 die Kaufleute J. Wolf und Lambert aus Rouen. (Levasseur, a. a. O. II, S. 171.) Die erste grosse Manufacture des industries des lainages der Firma Cadeau, die 1646 unter Staatsprotektion in Sedan entsteht, wurde von drei Pariser Kaufleuten gegründet. (Boissonade, a. a. O. S. 254.) Die unter Colbert entstehende Tapetenmanufaktur in Beauvais wird von Hinard, einem Pariser Kaufmann, die erste Spiegelmanufaktur 1663 in Orleans durch Denoyer, „receveur de tailles", errichtet[1]).

Das sind keine vereinzelten, herausgesuchten Beispiele. Wie immer und bei allen von oben protegierten Aktionen tauchen auch hier frühzeitig Spekulanten und Abenteurer auf, die die gebotene Chance ausnützen wollen. Von der Zeit Heinrichs IV. konstatiert E. Levasseur : „Pierre Sainctot, de Paris, membre de la Commission du Commerce ; Claude Parfait, sellier, riche marchand de Troyes, étaient des capitalistes. Dans ces affaires d'argent, il se glissait déjà des spéculateurs suspects, comme Moisset de Montauban... et des habiles, comme Nicolas Le Camus qui, arrivé à Paris avec 24 livres, passa pour avoir laissé à sa mort une fortune de 9 millions". (Weitere Beispiele Levasseur, a. a. O. Bd. I, S. 175 ; II, S. 200, 258. Lavisse, a. a. O., Bd. VII/1, S. 220.)

Colbert, der eigentliche Schöpfer des Manufaktursystems, umgab sich mit einem Stab von Agenten, die — im Interesse der Manufakturen stets auf Reisen durch das Land und an Colberts Gründungen beteiligt — ein Gemisch von Glücksrittern, Spekulanten und Aposteln des neuen kapitalistischen Glaubens darstellten. „Pour fonder des manufactures, Colbert employa un certain nombre d'agents pris dans le commerce ou dans

[1]) E. Levasseur, Bd. II, S. 258. — Lavisse, Bd. VII/1, S. 220.

la banque, qui furent en quelque sorte les missi dominici de la réforme.“ Der Hauptagent war Bellinzoni, ein unter Mazarin naturalisierter Italiener, der, mit einem Gehalt von 4.000 L zum „inspecteur général des manufactures“ ernannt, nach dem Tode Colberts wegen Malversation in Vincennes eingesperrt worden war. Ein anderer Agent, der Bankier Jabach, zum Direktor der Tapetenmanufaktur d'Aubusson ernannt, war als Kapitalist an einer Reihe von Unternehmungen beteiligt. Zum Stabe gehörte weiter der Kaufmann Camuzet aus Paris, Begründer einer Unmenge von Manufakturen für Seidenstrümpfe, endlich die beiden Brüder Poquelin, Kaufleute in Paris, welche Kontore in Genua und Venedig besassen und sich ebenfalls an einer Reihe von Manufakturen — so der Spiegelfabrik im Faubourg St. Antoine — beteiligten. (Levasseur, a. a. O. Bd. II, S. 238.)

Sagnac unterstreicht, dass die Manufakturgründungen zur Zeit Colberts überwiegend in Form von kapitalistischen Aktien- und sonstigen Gesellschaften vor sich gingen, wobei also von vornherein nicht die „grenzenlose Anstrengung“ des kleinen Mannes, sondern die Kapitalbeteiligung die Grundlage war. „Sociétés en nom personnel, sociétés en commandite, sociétés anonymes surtout, recueillent des capitaux des marchands, des magistrats et des nobles eux-mêmes, s'efforçant de draîner vers les grandes affaires une partie de la richesse, d'habitude employée en achat de rentes sur l'Hôtel de Ville ou d'offices royaux“[1]).

Die Form der Aktiengesellschaft oder Kommandite gab eben den Kaufleuten und der Magistratur die Möglichkeit der Kapitalanlage durch Beteiligung an einem Unternehmen, ohne dass man sich persönlich um das Geschäft zu kümmern und sein Büro zu verlassen brauchte. „Colbert pressait... les gens riches qui étaient sous sa main, bourgeois et marchands de Paris, de Lyon, de Rouen, de Troyes, courtisans, magistrats, banquiers, officiers de finances et traitants d'apporter leur contingent“ zu den Kapitalien der entstehenden Aktiengesellschaften[2]).

Aber nicht bloss die Kapitalien, die Aktienbesitzer und sonstigen Geldgeber stammen aus den Kreisen des Handels, der Finanz und der Magistratur, — auch die Direktoren, d. h. die praktischen Leiter werden in der Regel aus dem Kaufmannsstand geholt. „C'est parmi les marchands — sagt Sée — que se recrutent ordinairement les directeurs de manufactures... Ces marchands-manufacturiers n'appartiennent plus en aucune façon à la classe de maîtres des métiers ; ils échappent à l'organisation corporative[3]).

---

[1]) bei Lavisse, a. a. O. Bd. VIII/1, S. 230.

[2]) Levasseur, Bd. II, S. 241 ; vgl. Lavisse, Bd. VII/1, S. 222.

[3]) Esquisse d'une Histoire économique de France. Paris 1929, S. 300/1. — Diese Feststellung Sées stimmt mit derjenigen von Levasseur überein. a. a. O. Bd. II, S. 402.

Für Jacques Savary, den berühmten Verfasser von „Le parfait Négociant“ (1673) und Berater Colberts in allen legislativen Angelegenheiten der Manufakturorganisation, ist es selbstverständlich, dass es die Grosskaufleute sind, welche sich an Manufakturgründungen beteiligten. Er gibt also Belehrungen für „Négociants qui voudroient établir des Manufactures“[1]).

Wir sehen : die geschichtliche Auffassung Borkenaus, dass der Kapitalismus im allgemeinen und die Manufaktur im besonderen „nicht von Geldkapitalisten, sondern von aufstrebenden kleinen Leuten gemacht wurde“, hat mit der wirklichen Geschichte nichts gemein. Sie ist eine Theorie, die aus der Genesis des Kapitalismus, aus der ursprünglichen Akkumulation, eine „Idylle“ macht, der gemäss die „Arbeit“, die „unbegrenzte Anstrengung“ (S. 176) des „soliden“ Manufakturkapitals (S. 155) als das Bereicherungsmittel dient und das „Aufsteigen in die kapitalistische Klasse durch strenge Rationalität der Arbeit“ (S. 157) sich vollzieht.

10. Wir haben oben gezeigt, wie Borkenau die vormanufakturelle Entwicklung des Kapitalismus einfach konfisziert. Nun soll seine Auffassung der Manufaktur und der manufakturellen Arbeitsteilung näher geprüft werden.

Nach seiner Ansicht erstreckt sich die Lebensdauer der Manufaktur vom „Beginn des 16. Jahrhunderts“ (S. 13) bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, umfasst also eine Periode von fast 300 Jahren. Für jeden historisch Geschulten ist von vornherein klar, dass während einer so langen Periode die Manufaktur nicht unverändert geblieben sein kann. Borkenau stellt diese Erwägung nicht an. Für ihn ist das Problem der „Manufakturperiode“ eine einfache und eindeutige Sache. Er spricht von „dem Manufakturkapitalismus“ (S. 157), von den „Methoden der Manufaktur“ (S. 4), von der „manufakturellen Technik“ (S. 7), von der „manufakturellen Bourgeoisie“ (S. 13, 162) und von dem „manufakturellen Denken“ (S. 404), als ob es sich dabei stets um absolut feststehende und eindeutige Kategorien handele. „Wie man weiss, besteht die manufakturelle Technik in nichts anderem als einer aufs äusserste getriebenen Arbeitszerlegung, bei vollständiger Beibehaltung der handwerklichen Grundlage des Produktionsprozesses“ (S. 2). Die Manufaktur beseitige die Arbeitsqualifikation, sie ersetze den geschulten Handwerker durch den ungeschulten Arbeiter, dessen Arbeit „in der Ausführung eines durchaus einfachen Handgriffes“ bestehe, den er mit Präzision vollbringe und

---

[1]) Jacques Savary, Le parfait Négociant. Bd. II., chap. 6 u. 7, zitiert nach der 5. Auflage, Lyon 1700.

der „jedermann, auch einem Kinde, auch einem Schwachsinnigen, zugänglich sein soll“ (S. 7). Hiermit entfalle jede besondere Schulung, verliere die Manufakturarbeit jede besondere Qualität und „wird zur reinen Quantität“. So habe die Manufaktur an der Wende zum 17. Jahrhundert an die Stelle der qualifizierten, die „allgemein menschliche“ oder „abstrakte Arbeit“ gesetzt, also jenen Begriff herausgebildet, der die Grundlage der modernen Mechanik sei. Die Entstehung der wissenschaftlichen Mechanik zu Anfang des 17. Jahrhunderts hat also die vorherige Entwicklung der Manufaktur zur Voraussetzung.

Diese Darstellung des Charakters der manufakturellen Arbeit um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert ist eine reine Phantasie. Schon rein logisch leidet sie an einer inneren Kontradiktion. Der Begriff „handwerkliche Arbeit“ besagt eben gelernte, qualifizierte Arbeit. Eine Arbeit, die durch ungelernte Arbeiter, ja durch jedermann — auch Kinder und Schwachsinnige — ausgeübt werden kann, für die jede Schulung entfällt, hört eben auf, „handwerkliche“ Arbeit zu sein. Auf der im ersten Kapitel des „Wealth of Nations“ gegebenen Beschreibung der Manufaktur mit einer an der Stecknadelproduktion illustrierten, weitgehenden Arbeitsteilung und Zerlegung des Arbeitsprozesses in einfache Handgriffe beruht offenbar Borkenaus generalisierende Auffassung von der Manufaktur. Er überträgt die von A. Smith für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beschriebenen Zustände und Begriffe auf Verhältnisse des 16. Jahrhunderts, ohne sich Gedanken darüber zu machen, ob die „Manufaktur“ des 16. mit jener des 18. Jahrhunderts identifiziert werden kann.

Borkenau hat die verschiedenen Entwicklungsetappen innerhalb der Manufaktur übersehen. Die Manufaktur hat während ihres mehr als zweihundertjährigen Bestehens verschiedene aufeinanderfolgende Entwicklungsphasen durchgemacht, deren charakteristische Züge genau unterscheidbar sind. 1) Am Anfang tritt die Manufaktur in der Form der einfachen Kooperation der Arbeiter in einer grösseren Werkstatt auf, wobei von einer Arbeitsteilung keine Spur vorhanden ist. Die Vereinigung der Arbeiter in einer Werkstatt ist zwar die Voraussetzung für die spätere Arbeitsteilung, zunächst indessen — für die lange Zeitperiode der kooperativen Manufaktur — ist diese Arbeitsteilung noch nicht vorhanden. In der fortgeschrittensten Manufaktur, der holländischen, gab es zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts nahezu keine Arbeitsteilung, noch viel weniger existierte diese in der relativ rückständigen französischen. — Der kooperativen Manufaktur folgen 2) die heterogene und 3) die organische Manufaktur, die nicht nur zwei strukturell verschiedene Grundformen,

sondern auch zwei zeitlich aufeinanderfolgende Phasen in der Entwicklungsgeschichte der Manufaktur darstellen. Endlich tritt als vierte und letzte Phase die sich zwar nicht allgemein durchsetzende, sondern nur mehr als Tendenz vorhandene „kombinierte Manufaktur", die Kombination verschiedener Manufakturen zu einer „Gesamtmanufaktur" auf. Die höchste Entwicklungsstufe in technischer Beziehung bedeutet die „organische" Manufaktur, welche den Arbeitsprozess in einfachste, sich stets wiederholende und mit Virtuosität vollzogene Griffe zerlegt, wobei das Arbeitsresultat des einen Teilarbeiters den Ausgangspunkt für die Arbeit des folgenden bildet. Diese „organische" Phase repräsentiert die „fertige Gestalt" der Manufakturentwicklung, ihre „vollendete Form"[1]).

Es ist ein offenkundiger Anachronismus, die Arbeitsteilung der „organischen" Manufaktur des 18. Jahrhunderts bereits für die „kooperative" und „heterogene" Manufaktur des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts zu unterstellen. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kennt William Petty in England nur die „heterogene" Manufaktur, d. h. eine Betriebsform, welche durch verschiedenartige selbständige Handwerker betrieben wird, welche zwar in einer Werkstatt unter dem Kommando desselben Kapitalisten vereinigt sind, ihre Produkte jedoch ganz in der traditionellen Weise des Handwerks, d. h. ohne Zerlegung des Arbeitsprozesses in einfache Handgriffe verfertigen, wobei das Gesamtprodukt, z. B. eine Uhr oder Kutsche, „durch bloss mechanische Zusammensetzung selbständiger Teilprodukte" entsteht. Fast bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist von der Zerlegung des Arbeitsprozesses in einfache Handgriffe keine Rede, ebensowenig von der Ersetzung der qualifizierten durch unqualifizierte, Kindern und Schwachsinnigen zugängliche, ungeschulte Arbeit. Die Manufaktur beruht auf spezialisierter und qualifizierter handwerklicher Arbeit, ja sie petrifiziert sogar die einmal spezialisierten Sonderverrichtungen der Teilarbeiter des Gesamtkomplexes und bildet eine Hierarchie von verschiedenen qualifizierten Teilarbeitern heraus.

Erst neben die hierarchische Pyramide verschieden geschulter und spezialisierter Arbeiter tritt eine neue „Klasse sogenannter ungeschulter Arbeiter", weil innerhalb der Arbeitsspezialisierung auch „gewisse einfache Hantierungen sind, deren jeder Mensch fähig ist". Nur für diese letztere, innerhalb der allgemeinen Spezialisierung eine Ausnahme bildende Schicht „fallen die Erlernungskosten ganz weg"; innerhalb der hierarchischen Spezialisierung

[1]) Vgl. Marx, Kapital, a. a. O. Bd. I, S. 342/348.

der Manufaktur wird somit auch der Mangel an Spezialisierung zu einer besonderen Spezialität gemacht[1]).

Eben wegen des qualifizierten Charakters der Manufakturarbeit war die Manufaktur von ihren Arbeitern abhängig, da diese nicht leicht durch andere zu ersetzen waren. Deshalb auch der Kampf und die Bemühungen der Regierungen um die Gewinnung von ausländischen Arbeitern (z. B. Colberts um Glasarbeiter aus Venedig, Weissblecharbeiter aus Deutschland usw.), während andererseits die Auswanderung für Manufakturarbeiter verboten und mit schweren Kerkerstrafen bedroht wurde.

Nichts charakterisiert besser den qualifizierten Charakter der manufakturellen Arbeit, als die Verhältnisse in der 1663 gegründeten ersten Spiegelmanufaktur. Die aus Murano in Venedig durch die Vermittlung des französischen Gesandten mit grossen Kosten, Schwierigkeiten und Gefahren bezogenen italienischen Arbeiter verdienten täglich 3-4 Dukaten. Sie sollten alljährlich eine bestimmte Anzahl von französischen Arbeitern heranschulen, hüteten aber strengstens ihre Berufsgeheimnisse, sodass die Manufaktur mit ihrer kostbaren Einrichtung „dépendait absolument du caprice des étrangers". Als einer dieser italienischen Arbeiter „celui qui gouverne les glaces sur les grandes pelles" sich mal den Fuss gebrochen hatte, musste die Manufaktur zehn Tage hindurch gesperrt werden, obwohl man die Löhne den Arbeitern weiter zahlen und das Feuer in den grossen Öfen aufrechterhalten musste, weil die übrigen Arbeiter „ne savent faire sa fonction et n'ont pas même voulu y essayer, disant que c'est la plus difficile et qu'il faut l'avoir apprise dès l'âge de 12 ans (G. Martin, La Grande Industrie sous le règne de Louis XIV. Paris, 1899, S. 77/78).

Das Willkürliche der Konstruktion Borkenaus kommt nirgends schlagender zum Ausdruck als in dieser Frage. Mit dem Fortschritt der Arbeitsteilung wurde nicht etwa jeder Teilprozess einfacher, folglich die gelernte Arbeit immer mehr überflüssig und durch ungelernte ersetzt. Vielmehr ist parallel mit der Entwicklung der Arbeitsteilung nicht eine Verminderung, sondern eine Verstärkung der Rolle der qualifizierten Arbeit festzustellen. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt — in einzelnen Ländern früher, in andern später — ein Prozess der Vermannigfachung der Produktion, parallel mit der Entwicklung der Arbeitsteilung. Wurden früher in England wenige und einfache Tuchsorten produziert, sodass ein Tuchmacher sowohl Spinnerei, wie Weberei und Färberei beherrschen konnte, so ist seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine Reihe neuer Tuchsorten aufgekommen; es werden jetzt gewöhnliche und feine Tuche, Straights und Kerseys fabriziert; das Statut

[1]) a. a. O. I, S. 351,

von 1484 enthält ausser den genannten noch ein halbes Dutzend weiterer Tucharten. Durch die Vermannigfaltigung der Tuchsorten stiegen naturgemäss die Anforderungen inbezug auf die Qualifikation der einzelnen Handwerker, wie Weber, Färber etc., — ein Zug in der Entwicklung, der sich in der Zukunft noch potenzieren sollte[1]). Der Weber musste lernen, 10 bis 15 verschiedene Tuchsorten zu weben, der Bandweber, 20 oder 30 Sorten von Bändern zu machen etc. Ähnliche Vermannigfachung sehen wir in Holland. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts kommen neue Produktionszweige, neue Rohstoffe, neue technische Verfahren auf, mit allen diesen Neuerungen aber steigen die Anforderungen an die Qualifikation; in Leyden beginnt z. B. die Weberei von Barchent (1586), von Rasch (1597), von „draps changeants"[2]).

In der Färbetechnik brachten neue Färbemittel, wie Cochenille, später Indigo eine völlige Umwälzung. Der kleinste Irrtum konnte grosse Tuchmengen verderben. In Haarlem begann man neben feinen Tafeltüchern die berühmten Bontjes (mit Baumwolle vermischte Leinenstoffe) herzustellen. In Amsterdam kommt die Produktion von Bändern und Sammet auf, in Rotterdam die Plüschmacherei, die Herstellung von Bombasin (Halbleinen) usw. Dieselbe Erscheinung ist in Frankreich festzustellen. Mit dem Entstehen des wohlhabenden Bürgertums im 16. Jahrhundert verbreitet sich der Luxus (der im 15. Jahrhundert auf adlige und geistliche Kreise beschränkt war), wobei jedoch billigere, „leichtere" Luxusstoffe wie satins de Bruges, crêpe de soie, tafte, serges, étamines, cadis usw. gesucht wurden, für die jetzt ein Absatzmarkt entsteht.

11. Wir haben oben gesehen, wie nach Borkenau die „rationale Technik" in der Periode des „Beutekapitalismus" unmöglich war und erst mit dem „soliden" Manufakturkapitalismus entsteht, weil der vom Handwerk aufsteigende industrielle Bürger „einen rationellen Betrieb braucht" (S. 9). Die so rationalisierte Manufaktur bilde daher eine überlegene Betriebsform, die die früheren Produktionsformen rasch besiege. „Die Verdrängung des Handwerks durch die Manufaktur hat zwar schon im 16. Jahrhundert begonnen, aber sie hat sich doch erst im 17. Jahrhundert verallgemeinert und grosse Verfeinerungen der manufakturellen Technik mit sich gebracht" (S. 2). Neben dieser eigentlichen Auffassung findet sich an anderer Stelle freilich eine beiläufige, die zu der ersteren in offenbarem Widerspruch steht. Da hören wir von der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Frankreich, dass „die entstehende

---

[1]) W. Cunningham, The Growth of English industry. Deutsche Übersetzung Halle 1912, Bd. I, S. 508.
[2]) Baasch, Holländische Wirtschaftsgeschichte. Jena 1927, S. 84.

Manufakturbourgeoisie... auf staatliche Unterstützung in jeder Beziehung angewiesen ist" und dass sie „ohne unmittelbare Regierungsprotektion nicht existieren könnte" (S. 171). Und dies trotz der „rationalen Technik" ! Trotz der grossen „Verfeinerung" dieser Technik !

Die „Verdrängung des Handwerks" durch die Manufaktur, die sich nach Borkenau noch „verallgemeinert" haben soll, ist eine reine Illusion. Wir wollen den Charakter der Manufaktur und zugleich die Stichhaltigkeit der Behauptung Borkenaus am Beispiel Frankreichs prüfen. Es wird sich zeigen, dass von einer Verdrängung des Handwerks durch die Manufaktur nicht nur im 17. Jahrhundert, sondern überhaupt keine Rede ist, dass das Handwerk dort im 17. und noch im 18. Jahrhundert die herrschende Betriebsform geblieben ist, dass zwar Betriebe vorhanden waren, die im täglichen Sprachgebrauch oder in der Verwaltungssprache als „manufactures" bezeichnet waren, dass jedoch bis zu Ende des 17. Jahrhunderts keine Manufaktur im A. Smith'schen Sinne, d. h. als Basis einer weitgehenden Arbeitsteilung existierte ; dass also, soweit kapitalistische Betriebsformen bestanden, sie fast ausschliesslich durch das hausindustrielle Verlagssystem repräsentiert waren[1]).

Als nach dem Bürgerkrieg unter Heinrich IV. (1589-1610), dem „créateur" und „père" der merkantilistischen Wirtschaftspolitik, die staatliche Protektion des Manufaktursystems begann, war man bestrebt, das für Luxuswaren ins Ausland abfliessende Geld im Lande zurückzubehalten. Es wurden daher „Manufakturen" der Luxusindustrie — die Seiden- und Tapetenmanufakturen, die Fabrikation von Gobelins, Kristall und Spiegeln — im Lande gegründet. Da die Luxusindustrie nie ein Gebiet weitgehender Arbeitsteilung und der Verwendung ungeschulter Arbeitskräfte war, vielmehr stets hochqualifizierte, künstlerisch und technisch geschulte Handwerker verwendete, wurden solche Handwerker, trotz der im Lande herrschenden grossen Arbeitslosigkeit (1595 zählte Paris über 14000, Amiens 1587 beinahe 6000, Troyes 1585 fast 3000 Arbeitslose) aus dem Auslande, aus Mailand, Venedig, sogar aus der Levante mit grossen Kosten und Schwierigkeiten bezogen. Von „rationaler Technik" ist bei diesen Gründungen

---

[1]) So sagt z. B. Kulischer von der französischen Seidenindustrie im 17. Jahrhundert : „ ... Die blühende Seiden-, Sammet- und Brokatindustrie Lyons (darunter auch Verarbeitung von Gold- und Silberfäden zu Borten, Tressen, Fransen, Schleifen usw.) wurde ausschliesslich hausindustriell betrieben ; Manufakturen waren nicht vorhanden. In Lyon wurden ungefähr die Hälfte der gesamten in Frankreich produzierten Seidenwaren erzeugt." (J. Kulischer, Allgemeine Wirtschaftgeschichte, Bd. II, S. 171).

keine Rede. Das amtliche Unterstützungs- und Prämiensystem musste zu unrationellen Spekulationsgründungen reizen, auch wenn keine Voraussetzungen für normale Rentabilität vorhanden waren. Trotz aller gewährten Monopolrechte und Geldsubventionen des Königs konnten sich diese Manufakturen nicht halten. „La plupart de ces créations avaient succombé de son vivant ou après sa mort“[1]).

In dem folgenden halben Jahrhundert ist keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung auf dem Gebiete der Industrieentwicklung zu verzeichnen. Nach dem Tode Heinrichs IV. (1610) gehen unter der Regentschaft Marias von Medici die Schöpfungen des Königs zugrunde. Von Neuschöpfungen ist erst recht keine Rede. Bis zur Ministerschaft Richelieus folgen „quatorze années de mauvaise administration et de désordre qui arrêtèrent de nouveau le progrès de la nation“, — kurz es ist eine „période de stérilité“[2]).

Die 18 Jahre der Ministerschaft Richelieus (1624-1642) waren eine Zeit der allgemeinen Verelendung und Erschöpfung des Landes „peu favorable à l'industrie“[3]). Richelieu war zu sehr mit der grossen Politik, dem Kampfe gegen das Haus Habsburg beschäftigt, als dass er seine Aufmerksamkeit der Industrie hätte widmen können. Seine wichtigste Gründung ist die Imprimerie royale (1640) ; dass hier ein besonderes Gebiet für manufakturelle Arbeitszerlegung gewesen wäre, wird auch Borkenau nicht behaupten wollen. Es kam die Zeit Mazarins und der Fronde. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. hat Frankreich noch einmal die Periode des Bürgerkrieges erlebt. „La Fronde (1648-1652)... porta un grand préjudice aux affaires industrielles et commerciales“[4]). Es war „die Zeit des totalen Ruins Frankreichs. Wo hätte man da Industrien finden können“[5]).

Und nicht anders ist das Urteil Levasseurs : „Quand Louis XIV prit la direction de l'État... l'industrie et le commerce paraissaient languissants.“ „Le nom de Mazarin..., en réalité ne mérite pas une place dans l'histoire économique“[6]).

Unsere Analyse zeigte, dass die „période semi-séculaire de 1610-1660 a été plus agitée par les troubles à l'intérieur et par la guerre avec l'étranger. La classe industrielle souffrit“[7]). Diese

---

1) E. Levasseur, a. a. O. Bd. II, S. 176 ; vgl. S. 170.
2) Levasseur, a. a. O. S. 187.
3) a. a. O., S. 188.
4) a. a. O. S. 199.
5) C. Hugo, Die Industrie im 16. und 17. Jahrhundert, in : Der Sozialismus in Frankreich. Stuttgart 1895, S. 814.
6) a. a. O., S. 201.
7) a. a. O., S. 410.

halbhundertjährige Periode, in welche nach Borkenau die Entstehung der modernen Mechanik fällt, war nicht eine Periode des technischen Fortschrittes, sondern eine Periode des wirtschaftlichen Verfalls überhaupt und der Sterilität in der Industrieentwicklung insbesondere, in der von einer „Verfeinerung der Technik“ und fortschrittlicher Arbeitsteilung keine Rede sein konnte. Der Verfall war so tief, dass Colbert den Wiederaufbau der Manufakturen von neuem anfangen musste. So schrieb er selbst von seinen Bemühungen um die Gründung von Manufakturen : „La grande manufacture étant chose presque nouvelle, hasardeuse...“[1]).

In Frankreich bestehen auch unter Colbert und bis zu Ende des 17. Jahrhunderts keine Manufakturen im A. Smithschen Sinne mit weitgehender Arbeitsteilung. Der grösste Teil der mit Regierungssubventionen und Privilegien gegründeten Manufakturen arbeitete zu teuer, fand daher wenig Absatz, — was auf ihre technische Basis ein grelles Licht wirft ! In Berri, z. B. ebenso wie in einigen anderen Provinzen, „les marchands aimaient mieux acheter comme par le passé, aux petits fabricants qu'à la manufacture“, weil die Kleinmeister billiger waren. Wie mochte da die „rationelle“ Arbeitsteilung dieser Manufakturen ausgeschaut haben[2]) !

Es kam hinzu, dass durch die scharfe Reglementierung der Industrie durch Colbert (Réglements généraux von 1666 und die darauffolgenden Spezialreglements für einzelne Industriezweige) alle technischen Verfahren genauestens gesetzlich vorgeschrieben wurden, wodurch jeder technische Fortschritt verhindert wurde ! In diesem Punkte sind sich alle Historiker wie Mosnier, Sée, G. Martin, Sagnac, Levasseur und Kulischer einig. So sagt über die Reglementierung z. B. H. Sée : „Elle a pour effet de maintenir l'industrie dans l'immobilité, d'empêcher toute innovation“[3]).

Die „Manufakturen“ gingen in Frankreich trotz der ausgiebigen staatlichen Unterstützung zugrunde, und zwar nicht infolge zufälliger, äusserer Umstände ; ihr Niedergang war vielmehr ein notwendiges Ergebnis der inneren Gebrechen des Colbertschen Protektionssystems. Sie waren ein künstliches Produkt der könig-

---

[1]) Lavisse, a. a. O., VII/1, S. 221.

[2]) Levasseur, a. a. O., II, S. 274 ; Mosnier, a. a. O., S. 127.

[3]) H. Sée, Esquisse d'une Histoire. S. 295. — Vgl. Mosnier, a. a. O., S. 140 ; Sagnac, a. a. O., S. 210 ; Levasseur, a. a. O., II, S. 339, 341 ; J. Kulischer, a. a. O., II, S. 107. — Für die Konstruktion Borkenaus, der von der „Verdrängung des Handwerks durch die Manufaktur“ spricht, ist die Feststellung des Niederganges der Manufaktur sowohl durch zeitgenössische Schriftsteller (Vauban, Boisguillebert, Fénelon) als auch durch die Historiker der Gegenwart ein fatales Faktum. Der Niedergang der Manufakturen war nach ihm bloss ein Niedergang in Gänsefüsschen, ein Resultat absichtlicher Schläge des Königtums gegen den Kapitalismus ! (S. 263).

lichen Verwaltung; sie sollten unter den Fittichen der königlichen Protektion, nicht aber durch Rationalisierung der Produktionsprozesse gedeihen. Die Rationalisierung sowie die Arbeitsteilung im besonderen sind für den Unternehmer eine durch den Konkurrenzkampf aufgezwungene Notwendigkeit: eine Reaktion auf die Schwierigkeit des Absatzes. Durch den technischen Fortschritt und die Arbeitsteilung soll die Produktion verbilligt, durch die Preissenkung ein Konkurrenzvorsprung gewonnen werden. Aber die durch die Staatsverwaltung privilegierte „Manufaktur" braucht fremde Konkurrenz nicht zu fürchten, sie verlässt sich auf königliche Subvention, Einfuhrverbote und Monopolprivilegien. Statt sich im Konkurrenzkampf zu entwickeln und zu ertüchtigen, wird sie in der ungesunden Atmosphäre eines durch Monopole geschützten Raumes zum Kampfe unfähig. Borkenau selbst gibt zu, dass die entstehende französische Bourgeoisie „auf staatliche Unterstützung in jeder Beziehung angewiesen" war, dass sie „ohne unmittelbare Regierungsprotektion nicht existieren könnte" (S. 171).

12. Aber die manufakturelle Arbeit ist nicht nur keinesfalls durch ungeschulte Arbeit ersetzt worden, — sie ist vielmehr stets qualifiziert geblieben. Auch und gerade deshalb waren ihre Konsequenzen für die wissenschaftliche Mechanik andere und mussten andere sein, als Borkenau versichert! Denn gerade der qualifizierte Charakter der manufakturellen Arbeit machte es unmöglich, dass von ihr aus der Anstoss zur Herausbildung jener „allgemein menschlichen", „abstrakten" Arbeit kommen konnte, die die Grundlage der wissenschaftlichen Mechanik bildet. Im Gegenteil: die Manufakturarbeit war dafür prinzipiell nicht geeignet. Das wichtigste Merkmal jeder mechanischen Arbeit ist ihre Homogenität; die geleistete Arbeit ist qualitativ stets identisch und bloss quantitativ verschieden, wodurch die Grössenunterschiede exakt messbar sind (welche Homogenität der Leistung Descartes in der Einleitung zu seinem Traité de la Mécanique (1637) als Bedingung des Messbarkeit voraussetzt).

Und gerade die Eigenschaft der Homogenität fehlt der manufakturellen, wie jeder menschlichen und tierischen Arbeit! Die Arbeitsleistung des Manufakturarbeiters ist nicht „allgemeinmenschliche", d. h. qualitativ stets dieselbe gleichförmige Arbeit, sondern von Kraft und Geschick des Arbeiters abhängig, daher individuell verschieden, subjektiv, — also nicht homogen, nicht gleichförmig, weil der Mensch gleichförmige Bewegung auf die Dauer unmittelbar nur sehr mangelhaft hervorbringt.

Eben wegen dieses individuellen, subjektiven Charakters der menschlichen Arbeit schliesst sie nach Marx „wirklich wissenschaftliche Analyse" aus, d. h. sie entzieht sich exakten quantitati-

ven Methoden! Borkenau bemüht sich, formell dem Marx'schen Standpunkt zuzustimmen (S. 2), dann aber das Gegenteil nachzuweisen, nämlich, dass die manufakturelle Arbeit die Qualifikation ausgeschieden hat und damit zu einer „allgemein menschlichen" Arbeit wurde; hierdurch habe sie die Grundlage für die exakte, wissenschaftliche Analyse, für exakte quantitative Methoden in der Mechanik geschaffen!

Würde die weitgehende Arbeitsteilung genügen, um „allgemeinmenschliche" Arbeit herauszubilden, so müsste die wissenschaftliche Mechanik schon im 14. Jahrhundert entstanden sein. Borkenau spricht wiederholt davon, dass die manufakturelle Technik des 17. Jahrhunderts in einer „aufs äusserste getriebenen Arbeitszerlegung" bestehe, gibt indessen in dieser für seine Konzeption wohl entscheidend wichtigen Frage kein einziges Beispiel, nicht einmal einen Quellenhinweis. Vergleicht man die Arbeitsteilung in England und Frankreich im 16. und 17. Jahrhundert mit der Arbeitsteilung im Italien des 14. Jahrhunderts, so zeigt sich, dass die erstere recht armselig ausschaut, während z. B. in der Seidenindustrie in Lucca und Venedig als besondre Berufsarten die Haspelei, Zwirnerei, die Kocherei (Cocitori), Färberei, Bobinenwicklung (incannaresse), Kettenschererei, Weberei etc., im ganzen 16 gesonderte Teilprozesse der Arbeit genannt werden[1]).

Aber eben wegen des erwähnten, subjektiven, nichtgleichförmigen Charakters der menschlichen Arbeit konnte sie — geteilt oder ungeteilt — nicht als Grundlage der wissenschaftlichen Analyse dienen; der Anstoss zur theoretischen Mechanik kam deshalb auch nicht von der menschlichen Arbeit, sondern von dem sachlichen Arbeitsmittel, der Maschine, d. h. nur in dem Masse, als diese enge subjektive Schranke der menschlichen Arbeit überwunden wurde! In der Manufaktur muss „der Arbeitsprozess dem Arbeiter angepasst" werden. Daher „ist die Gliederung des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses rein subjektiv". „Dies subjektive Prinzip der Teilung der Arbeit fällt weg für die maschinenartige Produktion. Der Gesamtprozess wird hier objektiv", daher der wissenschaftlichen Analyse, den quantitativen Methoden zugänglich. „Als Maschinerie erhält das Arbeitsmittel eine materielle Existenzweise, welche Ersetzung der Menschenkraft durch Naturkräfte, und erfahrungsmässiger Routine durch bewusste Anwendung der Naturwissenschaft bedingt"[2]).

---

[1]) Broglio d'Ajano, Die Venetianische Seidenindustrie. S. 21/23. In der Florentiner Tuchindustrie unterscheidet man im Anfang des 15. Jahrhunderts als besondere Prozesse: Wollsortieren, Wollwäsche, Wollklopfen, -kämmen, -kratzen und -krempeln, Spinnen, Färben, Tuchscheren, Schlichten, Weben, Entfetten, Walken, Rauhen, Spannen, Tuchglätten, Pressen, Rollen, etc., im ganzen bis 30 verschiedene Teilprozesse: Doren, Studien, a. a. O., Bd. I., S. 43.

[2]) Marx, Kapital, a. a. O. Bd. I, S. 383 und 390.

Damit gelangen wir zu dem entscheidenden Gesichtspunkt : Das mechanistische Denken und die Fortschritte der wissenschaftlichen Mechanik während 150 Jahren ihres Werdens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts weisen nirgends die Spuren einer näheren Beziehung zur manufakturellen Arbeitszerlegung auf, dagegen stets und überall die engste Beziehung zur Maschinenpraxis! Es ist bezeichnend, dass Borkenau alle Spuren der Maschinenanwendung während einer Periode von rund 300 Jahren verschweigt, und somit den Leser nicht auf den Gedanken kommen lässt, dass die moderne wissenschaftliche Mechanik etwas mit den Maschinen zu tun hat! So spricht er z. B. von „der handwerklichen Technik, die in der Manufakturperiode fast allein in Frage kommt" (S. 8)[1]. So lässt er bei Descartes dessen „Traité de la Mécanique" von 1637 unerwähnt, während er auf alle seine anderen Arbeiten zu sprechen kommt.

Tatsächlich ist die Manufaktur nie eine Betriebsform gewesen, in der die handwerkliche Technik „fast allein in Frage" gekommen wäre. Von Anfang an fanden in der Manufaktur — und auch vor ihr — Maschinen Anwendung, und zwar in zwiefacher Art :

1) Als Antriebsmaschinen (Motoren), wobei die Menschenarbeit z. B. durch Wasserkraft ersetzt wurde, so bei den Mühlen und anderen durch Wasser getriebenen Maschinen. Gerade von hier aus kam der grösste Anstoss zur Vertiefung der theoretischen Mechanik. Indem man nämlich in den Mühlen und Pochwerken versuchte, immer grössere Arbeitsleistungen (z. B. zwei Mahlgänge oder zwei Pochstempel mit einem Wasserrad) zu erzielen, geriet der anschwellende Transmissionsmechanismus in Konflikt mit der unzureichenden Wasserkraft, wodurch man zur genauen Untersuchung der Reibungsgesetze kam.

2) Als Arbeitsmaschinen überall dort, wo es sich um Ausführung grober, ungeteilter und massenhafter, d. h. auf grosser Stufenleiter und mit grossem Kraftaufwand auszuführender Prozesse handelt, wie in der Metallurgie das Zerstossen der Erze in den Bergwerken und Hütten durch sogenannte Pochmühlen, in der Papiermanufaktur das Zermalmen der Lumpen, etc.

Dem Wasserantrieb ist eine der grössten Umwälzungen in der Geschichte der Technik, die Revolutionierung der Eisenindustrie und des Bergbaus, zu verdanken. Die Gewinnung des Eisens aus den Erzen geschah seit der Römerzeit in armseligen Rennfeuern

---

[1]) Dabei widerspricht er sich schon auf der nächsten Seite, indem er sagt, dass das 17. Jahrhundert ebenso ein Jahrhundert des Wassers war, wie das 19. Jahrhundert ein Jahrhundert des Feuers. „Jahrhundert des Wassers" konnte es aber nur werden durch Anwendung der Naturkraft des Wassers als Antriebkraft von Maschinen, die handwerkliche Arbeit ersetzen.

der Waldschmiede, meist von Bauern als Nebenbetrieb ausgeübt. In den Anfang des 15. Jahrhunderts fällt die Erfindung des Eisengusses und der Übergang zum Hochofenbetrieb und zur indirekten Roheisenerzeugung. Den technischen Ausgangspunkt dieser Umwälzung bildete die Benutzung des Wassers als Betriebskraft bei der Eisenbereitung, und zwar der Wasserhämmer zum Ausschmieden der Eisenluppen und zur Bewegung der Blasebälge beim Schmelzen und Schmieden. Diese technische Umwälzung, die selbst im Zusammenhange mit der Umwälzung der Kriegstechnik und dem grösseren Eisenbedarf stand, führte bald auch zu einer sozialen Umwälzung, zum Standortwechsel der Eisenindustrie, die von den Höhen der Berge und Wälder in die Flusstäler zog, wo an Stelle zahlreicher kleiner Schmelzfeuer der Grossbetrieb mit Massenproduktion : stattliche Öfen mit Hüttengebäuden, Wasserrädern, Blasebälgen, Pochwerken und schweren Wasserhämmern entstand, der kapitalistisch auf Basis der Lohnarbeit und mit rationaler Buchführung betrieben wurde.

Dem Wasserantrieb ist ferner die Umwälzung im Bergbau seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu verdanken. Die Anwendung von Wasserrädern als Bewegungsmaschinen für kräftige Pumpwerke und Förderanlagen ermöglichte erst den eigentlichen Tiefbau, die Anlage von tiefgelegenen Stollen und Schächten, wie überhaupt erst die Anwendung der Naturkraft (des Wassers in den Bergwerken, Pochwerken etc.) die Verwendung einer konzentrierten Kraft ermöglichte, welche die Menschenkraft weit überstieg, daher von ihr unabhängig machte und die Menschheit vor neue Aufgaben stellte. Es war der Anfang des technischen Zeitalters[1]).

Dass durch all diese Umwälzungen der Technik der Mensch einen neuen, gewaltigen Stoff zur Beobachtung und zum Nachdenken über die Wirkungsweise der Kräfte erhielt, ist offenkundig.

---

[1]) Auch im Bergbau führte die technische Revolution zu einer tiefgreifenden sozialen Umwälzung. Der mit dem fortschreitenden Tiefbau wachsende Kapitalbedarf für Schacht- und Stollenbau, für Lüftungs —, Förder- und Wasserhaltungsanlagen gab den Anstoss zu einer durchgreifenden Besitzveränderung und zur mächtigen Kapitalkonzentration : Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts verfielen auf deutschem Boden und dessen Randgebieten die kleinen mittelalterlichen Eisenlöhner- (Genossenschafts-) Betriebe aus Kapitalmangel in Abhängigkeit von wenigen kapitalkräftigen Verlegern, gewöhnlich Erzgrosshändlern (wie z. B. die Fugger in Augsburg), die ihnen Vorschüsse gaben, sich ihrer Besitzanteile (Kuxe) bemächtigten, während die ursprünglichen kleinen Gewerke aus dem Besitz verdrängt, zu Lohnarbeitern herabgedrückt wurden. So ist der Industriekapitalismus im deutsch-tyrolisch-ungarischen Bergbau lange vor der Reformation zu einer Grossmacht geworden. Ihr, der finanziellen Unterstützung der Fugger, hatte Karl V. nicht nur 1519 seine Wahl zum Kaiser zu verdanken ; diese Grossmacht verstand sogar, wie wir seit Ranke wissen, im Interesse der eigenen Weltpreismonopole und ungehinderten Profitmacherei die Stärkung der Zentralgewalt im Reiche zu vereiteln.

Hier an der Maschinerie, beim Drehen der Wasserräder einer Mühle oder eines Eisenwerks, beim Bewegen der Arme eines Blasebalges, beim Heben der Pochstempel in der Eisenhütte etc., haben wir die einfachsten mechanischen Tätigkeiten, jene einfachen quantitativen Beziehungen zwischen der homogenen Arbeitskraft der Wassermaschinen und ihren Leistungen, also jene Beziehungen, an denen die moderne Mechanik ihre Grundbegriffe orientierte. Die mechanischen Begriffe und Anschauungen Leonardo da Vincis sind bloss Ergebnis und Widerspiegelung der Erfahrungen und der Maschinen-Technik seiner Zeit, in der immer neue technische Erfindungen sich folgen oder die früheren Erfindungen verbessert und rationalisiert werden[1]).

Hier bei der Maschinerie haben wir schon frühzeitig tendenziell das Bestreben der Ersetzung der qualifizierten durch ungelernte Arbeit, die Borkenau der manufakturellen Arbeitsteilung zuschreibt. Aber gerade die maschinelle Seite der Manufakturen existiert für Borkenau nicht, wird von ihm nicht einmal erwähnt. Wenn auch der maschinellen Arbeit in der Manufakturperiode, verglichen mit der handwerklichen, ihrem Umfang nach nur untergeordnete Bedeutung zukommt, so ist sie für die theoretische Mechanik doch bedeutungsvoll. Marx hat dargelegt, dass die sporadische Anwendung der Maschinerie im 17. Jahrhundert äusserst wichtig war und die damaligen grossen Mathematiker zur Begründung der modernen Mechanik anregte. Seitdem hat die wirtschaftsgeschichtliche Forschung neues, unbekanntes Material ans Licht gefördert ; es hat sich gezeigt, dass die Anwendung von Maschinen zeitlich früher begann und bezüglich ihrer Art und Häufigkeit grösser war, als man dies vor 60 Jahren noch annahm. Aber Borkenau will, dass die theoretische Mechanik sich ihre Grundbegriffe aus der manufakturellen Arbeitsteilung geholt habe ; also muss die Geschichte der Maschinen und ihrer Anwendung aus dem Gesichtskreis verschwinden.

---

[1]) Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts entsteht eine technische Literatur. Das älteste technische Druckwerk mit zahlreichen Maschinenbeschreibungen ist das um 1460 verfasste, 1472 zu Verona gedruckte Buch von Valturio Roberto aus Rimini. — Vanuccio Biringuccio aus Siena, der Schöpfer der modernen Metallurgie, Mathematiker, Ingenieur und praktischer Leiter von Bergwerken und Eisenhütten, beschreibt in seiner „Pirotechnia" (1540) die von ihm erfundene und im norditalienischen Eisenwerk eingeführte Maschinenanlage zur besseren Ausnützung der Wasserkraft : ein grosses Kübelrad, das eine Anzahl Bälge in Bewegung setzte, konnte gleichzeitig vier Feuer bedienen, wofür man sonst vier Wasserräder nötig hatte. — Georg Agricola zeigt in seinem um 1550 geschriebenen Werk „De re metallica" (Basel 1556) im Buch VIII, die Konstruktion der Eisenpochwerke, die in den Eisenhütten zum Zerkleinern der Erze in Deutschland schon im 15. Jahrhundert verwendet wurden. Das Wasserrad bewegt zunächst einen, später drei oder vier Pochstempel, was eine gewaltige Rationalisierung des Arbeitsprozesses und Ersparnis an Menschenarbeit bedeutet. (Vgl. Ludwig Beck, Geschichte des Eisens. Braunschweig 1893, Bd. II, S. 87.)

13. Nach Borkenau hat erst die Manufakturperiode um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert die kapitalistische Rechenhaftigkeit verwirklicht und dadurch auch die Betrachtung der Natur nach quantitativen Methoden ermöglicht. Demgegenüber ist festzustellen : Die kapitalistische Rechenhaftigkeit als solche hat nichts mit irgendwelchen Arbeitsprozessen zu tun. Wie Max Weber einmal richtig bemerkt, ist sie ein formales Verfahren, welches die Ausgaben (Kosten) mit den Einnahmen (Preisen) in Geldwerten behufs möglichst grosser Gewinnerzielung, der Rentabilität, vergleicht. Einmal in der Handelssphäre ausgebildet, konnte die kapitalistische Rechenhaftigkeit leicht auch auf die Produktionssphäre ausgedehnt werden. Die exakte Buchhaltung, wie überhaupt die Vorliebe für exakte Messungsmethoden auf verschiedensten Wissensgebieten entwickeln sich zuerst in Italien bereits im 13. und 14. Jahrhundert[1]). Diese Entstehung fand ihren höchsten Ausdruck in dem ersten wissenschaftlichen System der doppelten Buchführung, im Buche des Fra Luca Paccioli (1494), wobei Paccioli bloss die seit 100 Jahren, d. h. seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bestehende Praxis theoretisch formulierte (Sombart, a. a. O. S. 312). Die ältesten gutgeführten italienischen Handlungsbücher stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert. War doch, wie Sombart sagt, in Italien, damals dem kapitalistisch-führenden Lande, „der allgemeine Geist weit auf der Stufe der Rationalisierung und Mechanisierung vorangeschritten" (a. a. O. S. 325). Die doppelte Buchführung „ordnet die Erscheinungen zu einem kunstvollen System, und man kann sie als den ersten, auf dem Grundsatz des mechanischen Denkens aufgebauten Kosmos bezeichnen... (Sie) sucht auf dem folgerichtig durchgeführten Grundgedanken, alle Erscheinungen nur als Quantitäten zu erfassen, dem Grundgedanken also der Quantifizierung, der all die Wunder der Naturerkenntnis zutage gefördert hat." Kurz, die im 14. Jahrhundert entstandene „doppelte Buchhaltung ist aus demselben Geiste geboren, wie die Systeme Galilei's und Newtons" (a. a. O. S. 318). Auch hier hat Borkenau zweihundert Jahre kapitalistischer Rechenhaftigkeit aus der Geschichte gestrichen.

III. Die Begründung der Borkenauschen Konzeption.

Bisher haben wir die Konzeption Borkenaus skizziert und sie der Wirklichkeit gegenübergestellt; nun erhebt sich die Frage,

---

[1]) W. Sombart. Die Entstehung der kapitalistischen Unternehmung (Archiv für Sozialwissenschaft Bd. 41, 1915, S. 311, 325).

wie er seine Auffassung begründet. Für ihn bestehen nur zwei Betrachtungsweisen der geschichtlichen Tatsachen : die beschreibende Darstellung, auf die er herabschaut, und die Betonung „struktureller" Momente, d. h. ihre Einordnung in ein konstruiertes Schema. Wir haben gesehen, wie er die geschichtliche Entwicklung der Naturwissenschaften vernachlässigte und als Ersatz dafür die geschichtliche Wandlung des Naturgesetzbegriffes gab. Und dieselbe Geringschätzung der Tatsachen begegnet uns in seiner Hauptkonzeption über den Zusammenhang zwischen der mechanistischen Philosophie und der manufakturellen Arbeitsteilung. Auch hier wird der Beweis durch die Behauptung ersetzt. Er sagt selbst von seiner These : „Ist diese Auffassung zutreffend, dann muss die eigentlich wissenschaftliche Forschung der Zeit sich am Produktionsprozess der Manufaktur betätigen" (S. 6), was doch nur heissen kann, dass die wissenschaftliche Forschung ihre Grundbegriffe an der manufakturellen Arbeitsteilung — als Stoff ihrer Analyse — zu orientieren habe. Borkenau stellt nun selber fest, dass in der Manufakturperiode nebeneinander drei verschiedene technische Verfahren bestanden : 1. das traditionelle Handwerk, 2. die manufakturelle Arbeitsteilung, endlich 3. die „von der handwerklichen Technik weitgehend emanzipierte Fabrik", d. h. — wenn man diese Ausdrucksweise durch eine klarere ersetzt — die maschinelle Produktion. Und Borkenau findet : „Um so auffallender ist die Ausschliesslichkeit, mit der die Wissenschaft der Zeit sich von den Methoden der Manufaktur leiten lässt" (S. 4). Angesichts dieser „auffallenden Ausschliesslichkeit" sollte es doch nicht schwer sein, das nötige Beweismaterial beizubringen. Aber ein solches Material wird nicht vorgelegt.

Borkenau versucht seine These am Beispiel der Physiologie zu illustrieren : „Gleich im Beginn des 17. Jahrhunderts erhält die Physiologie ihre wissenschaftliche Grundlage durch Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufs.., weil Harvey die Blutzirkulation nach Analogie eines Pumpenmechanismus erklärt hatte" (S. 5). Man fragt mit Staunen, was hat der Pumpenmechanismus mit den auf Arbeitszerlegung beruhenden Manufakturmethoden zu tun ? Die Pumpe ist doch eine Maschine. Statt also den Zusammenhang der mechanisch aufgefassten Physiologie mit der manufakturellen Arbeitsteilung zu beweisen, beweist Borkenau ihre Orientiertheit an Maschinen. Ein anderes Mal sagt er mit Bezug auf das 17. Jahrhundert, dass das „Manufakturzeitalter" zugleich „das Jahrhundert des Wassers" war (S. 9), also ein Jahrhundert, das durch Wasser bewegte Maschinen baute. Was aber haben Wassermaschinen mit manufaktureller Arbeitszerlegung zu tun ? Ein drittes Mal behauptet er schliesslich, dass jener Zusammenhang bei dem „Begründer der modernen Mechanik in Holland, Simon Stevin, dem Feldingenieur des Moritz von Nassau.. auf der Hand liegend" sei (S. 6). Und wieder fragen wir verwundert, was die

Praxis der Feldingenieure mit den arbeitsteiligen Manufakturmethoden zu tun hat ? Und das sind die einzigen Beispiele, die wir für den historischen Nachweis des behaupteten Zusammenhanges erhalten. Die Mechanik Galileis und seiner Zeit soll nichts anderes sein als die wissenschaftliche Bearbeitung des manufakturellen Produktionsprozesses. „Diese These kann nach dem neuesten Stande der Forschung jetzt quellenkritisch beglaubigt werden, was bis vor kurzem nicht möglich war" (S. 6). Indessen, Borkenau verzichtet auf diesen quellenmässigen Nachweis. Wir werden damit getröstet, dass er sich im Buche eines andern Autors finden lasse. Olschki nämlich habe „in seinen vortrefflichen Untersuchungen über Galilei und seine Zeit" nachgewiesen, dass das Neue an Galileis Fragestellung in der Verwerfung der theoretischen Tradition und der Anknüpfung an die Praxis der ausübenden Techniker besteht[1]). Die gleiche Anknüpfung an die Praxis sei auch für Simon Stevin, den Feldingenieur, „auf der Hand liegend" (S. 6). Aber wir können nur wieder fragen : Was hat die Anknüpfung an die Praxis der ausübenden Techniker mit der wissenschaftlichen Bearbeitung des arbeitsteiligen manufakturellen Produktionsprozesses zu tun ? Wir wissen doch, dass in der Praxis der Manufakturperiode drei verschiedene Verfahrungsarten nebeneinander bestehen : Die „Anknüpfung an die Praxis" besagt noch nichts darüber, an welche Praxis nun tatsächlich angeknüpft wird, — an die handwerkliche, an die manufakturelle oder an die maschinelle Praxis. So meint Borkenau mit Bezug auf Francis Bacon, dass „gerade die enge Verbindung Bacons mit den höchstentwikkelten (d. h. den maschinellen. G.) Formen industrieller Praxis" ihm den Zugang zu jenen Grundformen der Technik versperrt habe, die zur Grundlage des mechanistischen Weltbildes wurden (S. 90). Wenn also die These Borkenaus überhaupt einen Sinn haben soll, dann ist der Nachweis zu erbringen nicht bloss des Zusammenhanges mit irgendwelcher Praxis, sondern gerade mit der manufakturellen, auf Arbeitszerlegung beruhenden Praxis. Denn dies ist für Borkenaus Buch das Thema probandi : Er gibt den Nachweis nicht, — ebensowenig wie Olschki, auf den er sich beruft.

Neben dem quellenkritischen, geschichtlichen Nachweis will Borkenau noch einen zweiten, theoretischen erbringen : „Die Abhängigkeit des neuen mechanistischen Weltbildes von der Technik der Manufaktur ist auch inhaltlich leicht zu zeigen." Und nun folgt das uns bekannte Raisonnement, dass durch die Zerlegung des Arbeitsprozesses in einfache Handgriffe die Erset-

---

[1]) Dass in Galileis Verwerfung der traditionellen Universitätswissenschaft und in seiner Anknüpfung an die Praxis nichts „Neues" war, weiss jeder, der mit den Leistungen z. B. Albertis und Leonardo da Vincis vertraut ist. 150 Jahre vor Galilei hat Alberti, dieser „wahrhaft allseitige Gewaltmensch" — wie Burckhardt sich ausdrückt — alle möglichen Wissenschaften und Künste studiert; „er legte sich auf Physik und Mathematik und lernte daneben alle Fertigkeiten der Welt, indem er Künstler, Gelehrte und Handwerker jeder Art bis auf die Schuster um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte". (Jakob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, a. a. O., Band I., S. 150).

zung der qualifizierten durch ungeschulte Arbeit erfolgt, wodurch alle Arbeit auf einheitliche, „allgemein-menschliche", daher bloss quantitativ messbare Arbeit zurückgeführt wird. Erst dadurch werden die quantitativen Methoden möglich, die die Grundlagen der Mechanik bilden. Wir haben bereits gezeigt, was dieses Raisonnement inhaltlich wert ist. Hier kommt es darauf an, wo und wie der „inhaltliche" Beweis erbracht wird. Er wird in den einleitenden Ausführungen, schon auf S. 7 des Buches gegeben, bevor noch die Forschung begonnen, bevor noch das geringste Material dargelegt ist. Im Buche selbst, insbesondere in dem Abschnitt über Descartes, wird kein anderer Beweis gebracht, sondern der vorher entwickelte Gedankengang einfach wiederholt (S. 357).

Wir erfahren zwar die bürgerliche Geschichte der ganzen Descartesschen Familie, den Beruf seines Vaters und Grossvaters, des Vaters und Grossvaters der Mutter, der Grossonkel und anderer Ascendenten ; wir erfahren eine lange Traumdeutung der Descartesschen mystischen Jugendkrise, aus der — nach allen vorausgegangenen Traumdeutungen der Biographen und Interpreten — nichts wesentlich anderes oder besseres herauskommt ; wir finden viele andere überflüssige Details — nur das, worauf es für die These wesentlich ankommt, der positive Nachweis des Zusammenhanges zwischen der mechanistischen Philosophie und der manufakturellen Arbeitsteilung, fehlt gänzlich. Innerhalb des tatsächlich angewandten Kategoriensystems erweist sich die Zurückführung der Elemente des mechanistischen Weltbildes auf die manufakturelle Arbeitsteilung als eine reine Dekoration, mit deren Hilfe die Entstehung der mechanistischen Philosophie „materialistisch" ausgeschmückt wird, die aber keineswegs als Mittel der Analyse funktioniert. Im Buche selbst spielt diese arbeitsteilige, manufakturelle Technik bei der Analyse der tatsächlichen Ideen einzelner Denker oder konkreter geistiger Strömungen überhaupt keine Rolle.

Nur wenn man sich dies vergegenwärtigt, wird Borkenaus Verhalten gegenüber einer Reihe von Phänomenen verständlich, — z. B. zu den Erfindungen der Renaissancezeit : Sie seien zwar in unzähliger Menge gemacht worden, darunter solche „von höchster Bedeutsamkeit", aber zufällig, von Praktikern, ohne die Möglichkeit systematischer Vervollkommnung. — Wieder genügt es, den Namen Leonardo da Vincis zu nennen, um die Grundlosigkeit dieser Behauptung zu sehen. Alle seine Erfindungen — und es waren Dutzende — entspringen aus der theoretischen Erkenntnis der in Betracht kommenden Zusammenhänge. Leonardo schreibt selbst : „Immer muss die Praxis auf die gute Theorie gebaut

sein"[1]). — „Die Wissenschaft ist der Hauptmann, die Praxis die Soldaten"[2]). Die Erforschung der Luft und der Gesetze des Luftdruckes führt ihn zur Konstruktion des Fallschirms, zur Erfindung des Pluviometers (zur Ermittelung des Feuchtigkeitsgrades der Luft), zur Erfindung des Pendel anemometers (zur Messung der Windstärke) und zu seinen planmässigen, langjährigen Bemühungen um die Konstruktion eines Flugapparates[3]). — Die Erkenntnis der wichtigsten Gesetze der Mechanik, des Hebelgesetzes, der schiefen Ebene, der Schraube usw., die er alle auf die Rolle zurückführt, führt ihn zur Konstruktion von verschiedenen Rollen und Kombinationen von Rollen, von Flaschenzügen und von verschiedenen Hebemaschinen. Die Erkenntnis der Gesetze der Hydrostatik führt ihn zur Idee des artesischen Brunnens, wozu er auch einen entsprechenden Erdbohrer konstruiert.

Aber für Borkenau sind die Erfindungen der Renaissance rein „zufällig". Hätte er die These von dem Zusammenhang der Mechanik mit der manufakturellen Arbeitsteilung wirklich als Instrument der Analyse verwendet, so wäre er bald auf offenkundige Tatsachen-Zusammenhänge gestossen, die ihn zu einer Korrektur hätten führen müssen. Er hätte den Zusammenhang der Renaissanceerfindungen mit der damaligen Situation der Industrie Italiens sofort begriffen. Aber er hat sich eben um den damaligen Stand der wirtschaftlichen Entwicklung Italiens überhaupt nicht bekümmert. Er begnügt sich mit der inhaltlosen Formel vom hereinbrechenden Geldkapitalismus als generellem Erklärungsmittel.

Aus Raumgründen ist es unmöglich, hier die damalige Situation Italiens eingehender zu schildern. Es sei bloss daran erinnert, dass durch die Verlagerung der Achse des Welthandels vom Mittelmeer nach der atlantischen Küste Europas der seit fast 200 Jahren stark aufblühende italienische Kapitalismus einen jähen Rückschlag erfuhr und eine Dauerkrise eingeleitet wurde. Zum Verlust des Weltmarktes kam noch die Verteuerung der Löhne durch den Abfluss der besten Arbeitskräfte aufs Land, — in die Gartenwirtschaft. Um sich gegenüber der Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu bewähren, sucht man durch Verbilligung der Produktionskosten nachzukommen. Daher das Streben, die teure Menschenarbeit durch die billige Naturkraft, das Wasser, zu ersetzen — ein

---

1) M. Herzfeld, Leonardo da Vinci. a. a. O., S. XVII.

2) G. Séailles, Leonardo da Vinci, l'artiste et le savant. Paris 1906, S. 353.

3) a. a. O., S. 231. — Vgl. F. M. Feldhaus, Die Technik, Leipzig, 1914, und derselbe, Leonardo da Vinci der Techniker und Erfinder, Jena 1913.

Zussamenhang, der aus den Texten Leonardos[1]) klar hervorgeht[2]). Haben wir es hier mit dem Problem der kapitalistischen „Rationalisierung“ zu tun ? Nach Borkenau auf keinen Fall ; für ihn steht es fest, dass rationale Technik nur „in der Manufakturperiode zuerst.. verwirklicht“ werden kann, dass sie nur „aus der Bemühung um die Rationalisierung des Handwerks entsteht“ und dass ihre Träger nicht die religiös indifferenten Menschen der Renaissance, sondern nur die „calvinischen aufstrebenden kleinen Leute“ sein können (S. 90).

Aber nicht nur die allgemeinen Zusammenhänge zwischen der industriellen Entwicklung Italiens und den Erfindungen von Industriemaschinen werden bei einer ökonomischen Analyse verständlich. Man kann weitergehen und bei einzelnen Erfindungen sogar ihre spezielle, durch die soziale Lage einer bestimmten Schicht gegebene Bedingtheit erkennen. Die Seemacht Venedig hat seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auf ihren durch Rudersklaven bewegten Kriegsgaleeren Mitrailleusen von einer Spezialkonstruktion verwendet, welche in zwanzig kranzartig angeordneten Röhren bestand, wobei zehn innere länger waren als zehn äussere Röhren. Beim normalen Galeerendienst genügte zur Erzwingung des Gehorsams die Peitsche ; anders war die Situation angesichts des Feindes in der Schlacht. Im Zusammenhang damit erfahren wir über die Bestimmung der Mitrailleusen : „elles servaient à tenir les rameurs en respect pendant l'action, quand le fouet des surveillants n'y suffisait pas“. Die Salve aus den kürzeren Röhren war für die näher placierten Sklaven, die aus den längeren Röhren für die entferntere Schiffseite bestimmt[3]).

IV. Die Quellen der mechanistischen Konzeption von Descartes auf Grund seiner Texte.

Findet sich bei Descartes nirgends auch nur die geringste Beziehung auf die handwerkliche Arbeitsteilung, so erhebt sich die Frage : Was besagen die Descartesschen Texte im Hinblick auf die Quellen seiner mechanistischen Inspiration ? In allen seinen Hauptarbeiten finden wir zahlreiche Stellen, die sich ausdrücklich auf Maschinen beziehen, und zwar handelt es sich hierbei nicht um gelegentliche Erwähnungen, sondern um die Grundlagen seiner mechanistischen Konzeption. Seine Auffassung der Welt und ihrer Teile als eines Mechanismus wird an entscheidenden

---

[1]) Grothe, a. a. O., S. 10.

[2]) G. Cardano betont in seinem Buche „De subtilitate“ (1550) als die wichtigsten Vorteile der Maschinenanwendung : 1. die Ersparnisse an Menschenarbeit, 2. die Verwendungsmöglichkeit von ungelernten, also billigeren Arbeitern, 3. Verminderung der Abfälle, wodurch weitere Produktionsverbilligung erfolgt, 4. allgemeine Vorteile der Hygiene, wodurch Reinigungskosten wegfallen.

[3]) E. Hardy, Les Français en Italie de 1494 à 1559. Paris 1880, S. 37.

Stellen der Beweisführung an Maschinen demonstriert. Keine einzige dieser zahlreichen, im Zentrum der cartesianischen Beweisführung stehenden Stellen wird von Borkenau auch nur erwähnt! Mehr noch. Er negiert auch die praktische Wichtigkeit, die Descartes den Maschinen als Mittel zur Verminderung der menschlichen Arbeit, kurz als Produktivkräften zusprach. „Es ist übrigens kein Zweifel, dass ihn (Descartes) in Bezug auf praktische Nützlichkeit des Wissens die Entwicklung der Produktivkräfte weit weniger interessiert hat als die Medizin. Seine mechanischen Erfindungen beschränken sich auf Einrichtungen zum Gläserschleifen" (S. 274). Freilich ist Descartes Arzt und nicht Ingenieur gewesen. Sein Interesse für die Entwicklung der Produktivkräfte beruhte nicht auf der Nutzbarmachung eigener Erfindungen, sondern auf der Überzeugung von der generellen Verwendbarkeit der Wissenschaft für praktische Lebensaufgaben. Obgleich „kein Zweifel besteht", dass sich Descartes für die praktische Verwendbarkeit des Wissens und für die Entwicklung der Produktivkräfte weniger interessierte — eine Behauptung, für die sich kein Wort einer Begründung findet —, ist das genaue Gegenteil nachweisbar. Gerade die Entwicklung der Produktivkräfte, die praktische Nützlichkeit des Wissens zur Beherrschung der Natur und Verminderung der Mühe und Arbeit des Menschen stellt Descartes — im Gegensatz zur spekulativen Philosophie früherer Zeiten — der Wissenschaft als eine Hauptaufgabe. In dieser Beziehung unterscheidet er sich durch nichts von Fr. Bacon.

Gleich im ersten Teil des „Discours" von 1637 sagt er, „que les mathématiques ont des inventions très subtiles, et qui peuvent... faciliter tous les arts et diminuer le travail des hommes"[1]. Und noch viel eindringlicher entwickelt er denselben Gedanken am Schluss des „Discours": „Les notions générales touchant la physique" — die Descartes sich erworben hat — „diffèrent des principes dont on s'est servi jusqu'à présent"... „car elles m'ont fait voir qu'il est possible de parvenir à des connoissances qui soient fort utiles à la vie, et qu'au lieu de cette philosophie spéculative qu'on enseigne dans les écoles on en peut trouver une pratique par laquelle, connoissant la force et les actions du feu, de l'eau, de l'air, des astres, des cieux, et de tous les autres corps qui nous environnent, aussi distinctement que nous connoissons les divers métiers de nos artisans, nous les pourrions employer en même façon à tous les usages auxquels ils sont propres, et ainsi nous rendre comme maître et possesseurs de la nature". Und damit kein Zweifel besteht, in welchem Sinne diese Beherrschung der Natur durch Vermehrung der Naturkenntnis erfolgen soll, fügt er hinzu, dass diese zu wünschen ist „pour l'invention d'une infinité d'artifices (d. h. künstliche

---

[1]) Œuvres, hrsg. v. Adam und Tannery, Paris 1897 ff. Band VI, S. 6.

Maschinen. H. G.) qui feroient qu'on jouiroit sans aucune peine des fruits de la terre et de toutes les commodités qui s'y trouvent"[1]).

Hier — nach den eigenen klaren Worten Descartes' — in den Maschinen und nicht in dem von Borkenau behaupteten Zusammenhang mit der Arbeitsteilung der Manufaktur ist die Quelle, von der der Anstoss zur Herausarbeitung des mechanischen Arbeitsbegriffes kam. Denn die praktische Aufgabe der Verminderung der menschlichen Arbeit durch die Arbeit der Maschine setzt den Vergleich beider Arbeitsarten, ihre Reduktion auf den allgemeinen mechanischen Arbeitsbegriff wie die Quantifizierung der geleisteten Arbeitsmenge voraus. Nur so kann festgestellt werden, ob die Maschine die menschliche Arbeit vermindert.

Die Mechanik ist für Descartes zunächst eine Theorie der Maschinen, deren Gesichtspunkte dann auf die Physik und auf das ganze Universum ausgedehnt werden. So finden wir bei ihm als erste Gruppe von Mechanismen die Hebemaschinen erwähnt, wie sie seit Jahrhunderten in der Architektur und bei der Verladung von Schiffslasten verwendet wurden. In dem „Traité de la Mécanique", den er im Briefe an Constantin Huygens (5. X. 1637) entwickelt, gibt er am Beispiel der poulie (Rolle), des plan incliné (schiefe Ebene), des coin (Keil), der tour (Wellenrad), der vis (Schraube) und des levier (Hebel) — der einfachsten Elemente, auf die jede Maschine reduzierbar ist, — die „explication des machines et engines par l'aide desquels on peut avec une petite force lever un fardeau fort pesant"[2]). — Dieselben Gedanken entwickelt Descartes im Brief an Mersenne (13. VII. 1638), wo er die Grundsätze der Mechanik aus der Betrachtung der Maschinen ableitet und dabei, wie 140 Jahre vor ihm Leonardo da Vinci, sämtliche Maschinen auf die schiefe Ebene als ihre Grundform zurückführt[3]). Der Reihe nach gibt uns Descartes die Theorie der Rolle (mouffle ou poulie), des plan incliné, des levier. Dieser

---

[1]) Diese praktische Aufgabe der Descartesschen Philosophie steht so im Vordergrunde, dass bereits J. H. von Kirchmann vor 60 Jahren schreiben konnte: „Hier zeigt sich bei Descartes ganz dieselbe Tendenz wie bei Bacon. Beide waren von den neuen Entdeckungen so erfüllt., dass sie vor allem auf Erfindungen von Methoden und Maschinen drangen, welche für das praktische Leben sich segensreich erweisen sollten". (R. Descartes' philosophische Werke, Berlin, 1870, I. Abt. S. 70.) — Auch am Schluss seiner Vorrede zu den „Principes", zehn Jahre nach dem „Discours" betont Descartes die Wichtigkeit der Wissenschaft für die bessere Gestaltung des praktischen Lebens und zeigt „combien il est important de continuer en la recherche de ces vérités et jusques... à quelle perfection de vie, à quelle félicité elles peuvent conduire". (Œuvres, Bd. IX, S. 20.)

[2]) Œuvres, a. a. O., Band I. S. 435.

[3]) Clerselier, Lettres de Descartes, Paris 1657, Bd. I., Brief LXXIII. — Vgl. Œuvres, a. a. O., Band II. S. 236/37.

letztere sei nichts anderes als „un plan circulairement incliné". Ebenso „le coin et la vis ne sont que des plans inclinés, et les roues dont on compose diverses machines ne sont que des leviers multipliés, et enfin la balance n'est rien qu'un levier qui est soutenu par le milieu".

Ebenso klar und eng wie die Beziehungen zwischen den Maschinen und den Grundsätzen der Mechanik sind bei Descartes die Beziehungen zwischen den Maschinen und seiner mechanischen Philosophie. Ein kurzer Überblick über seine wichtigeren Werke wird dies bestätigen.

Schon in seiner Jugendarbeit, den „Cogitationes Privatae" (Dezember 1618) interessieren ihn die automatischen Bewegungen der Maschine, und er beschreibt uns eine Statue, die Eisenstücke in den Armen und Füssen hat und durch das Vorhalten eines Magneten abwechselnd Arme und Beine bewegt[1]). Anschliessend erwähnt er die künstliche, mechanische Taube des Architas aus Tarent : „Columba Architae molas vento versatiles inter alas habebit, ut motum rectum deflectat."

Hier ist nicht der Ort, die artilleristischen Erfahrungen Descartes' näher zu betrachten. Es muss die Feststellung genügen, dass er mit diesen Maschinen, welche die Kanonen doch darstellen, mit der spezifischen Art der von ihnen geleisteten Bewegung, mit der Bahn und der Geschwindigkeit der Projektile, endlich mit allen Faktoren, von welchen diese Bahn und die Geschwindigkeit, kurz die Leistung dieser Maschinen abhängt, genauestens vertraut war[2]), was in seinem Denken sichtbare und wichtige Spuren zurückgelassen hat. In der gleichzeitig mit dem „Discours" veröffentlichten „Dioptrique" (1637), und zwar im zweiten Essai „De la Réfraction"[3]) sucht er die Gesetze der optischen Refraktion dadurch zu erforschen, dass er die zunächst ihm unbekannten und eben zu erklärenden Zusammenhänge auf dem Gebiete der Optik nach der Analogie mit den ihm vertrauten Gesetzen der Ballistik behandelt und den Lichtstrahl und die Gesetze seiner Refraktion mit der Bahn einer Artilleriekugel und ihren Gesetzen vergleicht. Eine unter einem bestimmten Einfallswinkel in den Fluss abgeschossene Kugel wird das Wasser nicht durchdringen, sondern erfährt eine Refraktion unter demselben Winkel nach der andern Seite hin,

---

[1]) Œuvres, a. a. O., Band X, S. 231.

[2]) Schon im Jesuitenkolleg in La Flèche erhielt Descartes eine Ausbildung, wo neben anderen Unterrichtsgegenständen „L'art des fortifications et l'emploi des machines" gelehrt wurde ; diese Ausbildung war „orientée vers la pratique militaire et orientée à former... un officier d'artillerie ou du génie" (P. Mouy, Le Développement de la Physique Cartésienne, Paris 1934, S. 2).

[3]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 93.

als ob die Kugel auf einen harten Gegenstand gestossen wäre. „Ce qu'on a quelquefois expérimenté avec regret, lorsque, faisant tirer pour plaisir des pièces d'artillerie vers le fond d'une rivière, on a blessé ceux qui étaient de l'autre côté sur le rivage"[1]). Das Refraktionsgesetz, die grosse Entdeckung Descartes' ist durch seine artilleristischen Erfahrungen mit Geschütz-Maschinen mitbedingt!

Selbstverständlich waren ihm als ehemaligem Artillerieoffizier auch alle anderen Faktoren bekannt, von welchen Bahn und Geschwindigkeit des Geschosses abhängen (wie die Länge und Elevation des Rohres, die Stärke der Pulverladung und deren chemische Zusammensetzung), was in den „Principes de la Philosophie" (1647) ausführlich behandelt wird[2]).
Und an anderer Stelle der „Principes" erwähnt er die auf dem Prinzip der kondensierten Luft gebauten Kanonen : „ce qui a servi de fondement à l'invention de diverses machines, dont... des petits canons, qui n'étant chargés que d'air, poussent des balles ou des flèches presque aussi fort... que s'ils étaient chargés de poudre"[3]).

Aber neben dem grossen Gebiet der Hebemaschinen und Kriegsmaschinen werden auch andere Maschinen erwähnt, die für die Entwicklung der Mechanik von ebenso entscheidender Wichtigkeit waren : die Uhr und die Antriebsmaschinen der Industrie, die „machines mouvantes". Sie bilden den eigentlichen Ausgangspunkt für die mechanistische Konzeption Descartes'.
Borkenau führt aus dem 5. Teil des „Discours" den Satz „les règles des mécaniques, qui sont les mêmes que celles de la nature" an und meint : Descartes „zeigt es dort an dem berühmten, in der Hauptsache von Harvey übernommenen Beispiel des Blutkreislaufs" und schöpft die eigentlichen Regeln der Natur aus der Mechanik (S. 356). Wie ist Descartes aber zu seiner Mechanik gelangt? Und da finden wir bei Borkenau die bekannte Auffassung wiederholt : Bis Descartes war eine wissenschaftliche Mechanik unmöglich, weil „die Welt eine Summe statischer Ordnungen war" und damit auch die Betrachtungsweise qualitativ sein musste. Erst als die gesellschaftliche Welt in eine, alle ständisch-traditionellen Ordnungen auflösende Bewegung gerät, „entfällt die qualitative Betrachtungsweise, und die an ihre Stelle tretende muss zugleich quantitativ, mathematisch und dynamisch sein" (S. 357). Diese quantitative Betrachtungsweise wird nun wieder mit der manufakturellen Arbeitsteilung verknüpft, da „in der manufakturellen Arbeit zu der quantifizierten Materie die

[1]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 99.
[2]) Œuvres, a. a. O., Band IX, S. 262.
[3]) Œuvres, a. a. O., Band IX, S. 227.

quantifizierte Arbeitsleistung, die berechenbare Bewegung gehört" (a. a. O.).

Die Willkür solcher Versicherung zeigt sich gerade an der zitierten „Discours"-Stelle, wenn man sie nur — zu Ende liest! Eben im 5. Teil, und an die Darstellung der Bewegung des Herzens und des Blutes anknüpfend, sagt Descartes: „que ce mouvement que je viens d'expliquer suit aussi nécessairement de la seule disposition des organes... qu'on peut connaître par expérience, que fait celui d'un horloge, de la force, de la situation et de la figure de ses contrepoids et de ses roues"[1]). Keine Anspielung auf die Arbeitsteilung der Manufaktur, sondern ein Vergleich mit einer Maschine, mit der Uhr; die Bewegung des Herzens und des Blutes ist durch die Disposition der Körperorgane ebenso bedingt wie die Bewegung einer Uhr durch die Disposition der Uhrgewichte und der Uhrräder! Nach der Schilderung des Blutkreislaufes, wobei Descartes sagt, dass die Regeln der Mechanik diejenigen der Natur sind — was in diesem Zusammenhang nur heissen kann, dass die Bewegungen in der Natur nach demselben Prinzip stattfinden, wie die mechanischen Bewegungen einer Uhr —, behandelt er noch speziell das Problem der Bewegungsautomatik einzelner Körperorgane, z. B. der Muskeln, und meint, dass diese durch ihre Anordnung „se puissent mouvoir sans que la volonté les conduise"[2]). Und wie wird die Möglichkeit einer solchen automatischen Muskelbewegung illustriert und dem damaligen Leser verständlich gemacht? Nun, nicht an der manufakturellen Arbeitsteilung, sondern an Bewegungsmaschinen! Die Möglichkeit automatischer Körperbewegungen, sagt Descartes, wird niemand verwundern, „qui sachant combien de divers automates ou machines mouvantes l'industrie des hommes peut faire, sans y employer que fort peu de pièces". Im Vergleich mit diesen Maschinen ist jeder Tierkörper, da komplizierter und aus grosser Zahl von Bestandteilen aufgebaut, vollendeter, und wir können den Körper „considérer comme une machine qui, ayant été faite des mains de Dieu, est incomparablement mieux ordonnée et a en soi des mouvements plus admirables qu'aucune de celles qui peuvent être inventées par les hommes"[3]). Wenn somit die Funktionen des menschlichen Körpers nach Art der mechanischen Bewegungen erfolgen, so weisen die Maschinen im Vergleich mit dem Menschen eine Schranke auf, durch die sie von diesem deutlich unterschieden werden können. Um dies zeigen zu können,

---

[1]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 50.
[2]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 55.
[3]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 56.

bedient sich Descartes einer Fiktion : einer gelungenen Mensch-Maschine, die sich bewegen und Worte sprechen kann. Selbst bei bester äusserlicher Nachahmung wird diese Maschine sich vom Menschen prinzipiell dadurch unterscheiden, dass sie nur einige genau bestimmte Sätze sprechen, nur einige genau bestimmte Bewegungen ausführen kann, während der Mensch mit Hilfe seiner Vernunft auf alle möglichen Situationen jeweils variiert reagieren kann, weil „la raison est un instrument universel"[1]). Dadurch unterscheidet sich der beschränkteste Mensch von dem entwickeltsten Tier oder der besten Maschine. Die Tiere haben eben keine Vernunft; auch wenn sie manche Verrichtungen besser als der Mensch ausführen, handeln sie nur mechanisch : „C'est la nature qui agit en eux selon la disposition de leurs organes : ainsi qu'on voit qu'un horloge, qui n'est composé que de roues et de ressorts, peut compter les heures et mesurer le temps, plus justement que nous avec toute notre prudence"[2]). In den „Méditations" (1641), und zwar in der dritten, wird der berühmte Gottesbeweis aus der Realität der Gott-Idee geführt und weiter in der Antwort auf die „ersten Einwände" von Caterus (1647) die wesentliche Beweisführung am Beispiel der Maschinen durchgeführt : Wie die Idee einer Maschine die Wissenschaft der Mechanik ihres Konstrukteurs zur Ursache hat, so muss die Gott-Idee Gott als Urheber haben[3]).

Noch stärker kommt diese Konzeption während des 17. Jahrhunderts bei den Nachfolgern Descartes' zum Ausdruck, die alle durch seine Schule gegangen sind, und die sich alle an der Analogie der Uhr orientieren.

Robert Boyle (1626-1691) betrachtet den menschlichen Organismus gleich Descartes „tamquam machinam, e partibus certis sibi adunitis consistentem". In seinem Bestreben, die Religion mit der Naturwissenschaft innerhalb eines einheitlichen Weltbildes zu versöhnen, ist das Verhältnis des Uhrmachers zum Uhrwerk (das er an der berühmten Uhrmaschinerie im Münster zu Strassburg illustriert) das Modell für die teleologische Naturauffassung auf mechanischer Basis[4]). Und nicht anders ist es bei Newton (1642-1727). Sein Gott erscheint wie ein Uhrmacher, der

---

[1]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 57.

[2]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 59.

[3]) „Ce que j'ai éclairci dans ces responses par la comparaison d'une machine fort artificielle, dont l'idée se rencontre dans l'esprit de quelque ouvrier; car, comme l'artifice objectif de cette idée doit avoir quelque cause, à savoir la science de l'ouvrier... de même il est impossible que l'idée de Dieu qui est en nous, n'ait pas Dieu même pour sa cause" (Abrégé de la troisième Méditation. Œuvres, a. a. O., Band IX, S. 11. — Vgl. S. 83/84).

[4]) The Works of Rob. Boyle, London 1772 : Of the Usefulness of Natural Philosophy. Band II, S. 39.

nach einem ironischen Ausdruck von Leibniz (1715)[1]) — das Bedürfnis hat, von Zeit zu Zeit seine Weltuhr neu aufzuziehen. — Noch in einem Schreiben vom 26.8.1768 heisst es bei Voltaire — einem Newtonianer — : „Les athées n'ont jamais répondu à cette difficulté qu'une horloge prouve un horloger".

Um den Unterschied zwischen dem lebenden und toten Körper begreiflich zu machen, rekurriert Descartes in seinem letzten Werk „Les passions de l'âme" (1649) wiederum auf den Uhr-Vergleich : „Le corps d'un homme vivant diffère autant de celui d'un homme mort que fait une montre, ou autre automate (c'est-à-dire, autre machine qui se meut de soi-même), lorsqu'elle est montée, et qu'elle a en soi le principe corporel des mouvements pour lesquels elle est instituée, avec tout ce qui est requis pour son action, et la même montre ou autre machine, lorsqu'elle est rompue et que le principe de son mouvement cesse d'agir"[2]).

Eine noch grössere Rolle als die Uhr spielen verschiedene Arten von Antriebsmaschinen, „machines mouvantes", insbesondere Wassermaschinen, wie diese zu jener Zeit ursprünglich in der italienischen Industrie erfunden, nachträglich auch für Zwecke des häuslichen Komforts und zur Verschönerung der Paläste und Gartenanlagen der Reichen verwendet wurden. In der Arbeit „Les Météores" (1637), und zwar im Discours VIII unter dem Titel „De l'arc-en-ciel" beschreibt Descartes seine wahrscheinlich in Rom gemachten Erfahrungen mit künstlicher Herstellung von Regenbogen, deren Form, je nach der Anordnung der Löcher einer Fontäne, verschieden gestaltet werden könne, worin er eine experimentelle Bestätigung seiner mechanischen Refraktionstheorie erblickt[3]). Schliesslich in seinem „Traité de l'Homme" (1644) betrachtet er den Menschen als eine Maschine, die aus verschiedenen Teilmechanismen kombiniert ist und die so wie die Uhren, Wassermühlen, Glocken, Orgeln usw. funktioniert : „Je suppose que le corps n'est autre chose qu'une statue ou machine..."[4]). Zur Charakteristik aller Teilorgane wie die Zunge mit dem Geschmacksinn, die Nase mit dem Geruchsinn, die Atmungsorgane, das Herz, die Augen, der Magen usw. gebraucht er stereotyp den Ausdruck : „cette machine"[5]). Er will die Bewegung aller Körperteile durch Muskeln

---

[1]) Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, hrsg. v. E. Cassirer, Leipzig 1903, Band I, S. 120, 126.
[2]) Œuvres, a. a. O., Band XI, S. 331, Art. 6. — Vgl. auch Art. 7 und 16.
[3]) Œuvres, a. a. O., Band VI, S. 343 ff.
[4]) Œuvres, a. a. O., Band XI, S. 120.
[5]) Œuvres, a. a. O., Band XI, SS. 125, 138, 145, 148, 163, 173 usw.

und Nerven und dieser wieder durch die „esprits animaux“ auf rein mechanischem Wege durch den Vergleich mit der treibenden Kraft des Wassers verständlich machen[1]), weil „la seule force dont l'eau se meut en sortant de la source, est suffisante pour y mouvoir diverses machines, et même pour les y faire jouer de quelques instruments, ou prononcer quelques paroles, selon la diverse disposition des tuyaux qui la conduisent“, — „ainsi que vous pouvez avoir vu dans les grottes et les fontaines qui sont aux jardins de nos Roys.“

Die Nerven werden mit den „tuyaux des machines de ces fontaines“, die Muskeln und Sehnen mit den „divers engins et ressorts“ verglichen, schliesslich die Respiration und andere natürliche Funktionen mit den „mouvements d'une horloge ou d'un moulin, que le cours ordinaire de l'eau peut rendre continus“[2]). Die Funktion des Herzens und der Arterien wird mit den „Orgues de nos Églises“, und zwar mit dem Blasebalg (soufflets) verglichen[3]). Die äussere Welt wirkt so auf unsere Sinnesorgane und bewirkt ihre Bewegung auf rein mechanischem Wege, „comme des Étrangers qui, entrant dans quelques-unes des grottes de ces fontaines, causent eux-mêmes sans y penser les mouvements qui s'y font en leur présence... selon le caprice des Ingénieurs qui les ont faites“. Die Rolle der vernünftigen Seele ist mit der Funktion des Wasseringenieurs (le fontenier) zu vergleichen, welcher durch Neuanordnung der Maschinenröhren die Bewegungsart dieser Maschinen verändert[4]). Am Schluss des Werkes heisst es: „Je désire que vous considériez que ces fonctions suivent toutes naturellement en cette machine, de la seule disposition de ses organes, ni plus ni moins que font les mouvements d'une horloge, ou autre automate, de celle de ses contrepoids et de ses roues“[5]).

An anderer Stelle sagt Descartes — um die Harveysche Theorie der Blutzirkulation zu erklären — von den Blutadern und Arterien, sie seien wie Rinnen, durch welche das Blut ununterbrochen in die Herzkammern fliesst „en sorte que ces deux cavités sont comme des écluses par chacune desquelles passe tout le sang“[6]). Die Herzkammern werden also mit Fluss-Schleusen verglichen[7]).

---

[1]) a. a. O., Band XI, S. 130.
[2]) a. a. O., S. 131.
[3]) a. a. O., S. 165.
[4]) a. a. O., S. 131.
[5]) a. a. O., S. 202.
[6]) a. a. O., S. 332.
[7]) Zum Schluss sei noch erwähnt, dass auch die Schüler Descartes' die Mechanik ebenso wie ihr Lehrer auffassten. Im Kommentar zum „Traité de la Mécanique“, den N. Poisson 1668 publizierte, ist die Mechanik zunächst eine Theorie der Maschinen, deren Gesichtspunkte dann auf die Physik und auf das gesamte Universum ausgedehnt werden. „De même aussi on peut considérer le corps humain comme un automate ou machine“ (P. Mouy. Le Développement de la Physique Cartésienne, a. a. O., S. 63).

Anhang : Galilei, Hobbes.

Was wir bisher in Bezug auf Descartes und seine Schule gezeigt haben, lässt sich auch für alle übrigen Repräsentanten der mechanistischen Philosophie seiner Zeit nachweisen. Aus Raumgründen müssen wir uns auf kurze Hinweise beschränken. Nach Borkenau sind „die Grundbegriffe der Mechanik, die Galilei und seine Zeitgenossen zuerst umfassend entwickelt haben, nichts als die exakten Formeln der Beziehungen, die sich in dem aufs äusserste zerlegten handwerklichen Produktionsprozess der Manufaktur zwischen der Arbeit des Menschen und ihrem Arbeitsobjekt herstellen. Die Mechanik, d. i. die Wissenschaft der Manufakturperiode ist wissenschaftliche Bearbeitung des manufakturellen Produktionsprozesses" (S. 6). Auch dieses mit keinen Zweifel zulassender Sicherheit geäusserte Urteil lässt vermuten, dass Borkenau die Mechanik Galileis zum mindesten sehr schlecht kennt. Galileis Mechanik, bekanntlich von Mersenne zuerst französisch publiziert[1]), zeigt nämlich sogleich im ersten Kapitel äusserst klar, wo Galilei seine mechanischen Begriffe gewonnen hat. Er orientierte sie nicht an der handwerklich zerlegten Manufakturarbeit, sondern an den Maschinen, und zwar an Hebemaschinen! Gleich im ersten Kapitel „qui montre l'utilité des machines" erwähnt er Maschinen zum Transport von grossen Lasten, Maschinen zum Heben des Wassers aus der Tiefe der Brunnen, Pumpen zur Wasserabschöpfung aus den Schiffen, endlich Wassermühlen und andere Rädermaschinen, welche die menschliche und tierische Arbeit ersetzen und verbilligen[2]). Nachdem er so die Aufgabe der Mechanik und das Objekt seiner Untersuchung umschrieben hat, gibt er im Kapitel II die Definitionen zu dem Zweck „afin d'en tirer les raisons de tout ce qui arrive aux Machines, dont il faut expliquer les effets..." „Or, puisque les Machines servent ordinairement pour transporter les choses pesantes, nous commençons par la définition de la pesanteur, que l'on peut aussi nommer gravité" (a. a. O., S. 6). In den Kapiteln VI-X wird dann das mechanische Prinzip des ungleicharmigen Hebels, der Wage, des Wellenrads und des Krans, der Rolle, der Schraube und ihrer Anwendungen zum Wasserheben, endlich des Siphons und der Pumpe demonstriert, also jener gewöhnlichen Maschinen, die in der fast zweihundertjährigen Periode von L. B. Alberti und Leonardo da Vinci bis auf Descartes stets das Betrachtungsobjekt der theoretischen Mechanik bildeten.

Wichtig in unserem Gedankenzusammenhange ist Th. Hobbes, weil er die mechanischen Vorstellungen nicht bloss auf Naturerscheinungen,

---

[1]) G. Galilée, Les Méchaniques, trad. de l'Italien par Mersenne, Paris 1634.

[2]) „La troisième utilité des machines est très grande, parce que l'on évite les grands frais et le coût en usant d'une force inanimée, ou sans raison, qui fait les mesmes choses que la force des hommes animés... comme il arrive lorsque l'on fait moudre les moulins avec l'eau des estangs, ou des fleuves, ou un cheval, qui suplée la force de 5 ou 6 hommes... par le moyen des roues et des autres Machines qui sont ébranlées par la force du cheval, et qui remplissent et transportent le vaisseau d'un lieu à l'autre, et qui le vident suivant le dessin de l'ingénieur" (a. a. O., S. 5).

sondern als erster auch auf die soziale Sphäre übertrug. Gleich in der Vorrede seines Hauptwerkes[1]) stellt er sich den Staat und die bürgerliche Gesellschaft als eine grosse Maschine vor, deren Wesen erst verstanden werden kann, wenn der Staat in seine Elemente, die aus der menschlichen Natur entspringen, im Gedanken zerlegt wird : ebenso „kann man bei einer Uhr, die sich selbst bewegt und bei jeder etwas verwickelten Maschine die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinander genommen werden und die Materie, die Gestalt und die Bewegung jedes Teiles für sich betrachtet wird".

V. Zur Genesis der theoretischen Mechanik.

Was soll durch die im vorigen Abschnitt gegebene Übersicht bewiesen werden ? Etwa, dass Borkenau so und soviel Descartes-Stellen übersehen hat oder dass er die Descartessche Konzeption durch ihre willkürliche Verknüpfung mit der manufakturellen Arbeitsteilung offenkundig entstellt hat ? Keineswegs. Tatsächlich handelt es sich um mehr : um die Entstehungsgeschichte einer ganzen Wissenschaft, der modernen Mechanik ! Die von Descartes erwähnten Maschinen, die sich in vier Maschinenkategorien : Geschütz-, Uhr-, Wasser- und Hebemaschinen zusammenfassen lassen, sind zugleich die wichtigsten Gebiete der praktischen Mechanik, an denen die theoretische Mechanik ihre grundlegenden Begriffe formulieren und ihre Gesetze entwickeln konnte. Die Mechanik ist nur langsam aus dem Ringen der menschlichen Ratio mit dem empirischen Stoff entstanden. Während fast zweier Jahrhunderte : von der Mitte des 15. bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts haben alle, die an diesem Ringen teilnahmen : L. B. Alberti, Leonardo da Vinci, Nicolo Tartaglia, Girolamo Cardano — um nur die Wichtigsten zu nennen — ihre mechanischen Begriffe und Sätze nicht aus der manufakturellen Arbeitsteilung abgeleitet, sondern aus der Beobachtung und Analyse der Maschinen und ihrer Leistung gewonnen.

Wer die wirklichen Spuren des Werdens der theoretischen Mechanik geschichtlich verfolgt, wird sofort auf die früher erwähnten vier Maschinenkategorien stossen ; wir wollen dieselben kurz betrachten :

I. Die Feuerwaffen. Die Entdeckung des Schiesspulvers und der Feuerwaffen — von Borkenau in diesem Zusammenhang überhaupt nicht erwähnt — bildet in der Geschichte der wissenschaftlichen Mechanik eine Wendung von epochaler Bedeutung.

---

[1]) Th. Hobbes, Elements, Teil III., De Cive. Deutsch von M. Frischeisen-Köhler, Leipzig 1917, S. 72.

Nicht nur wurde dadurch das Monopol der Kriegskunst des Adels durchbrochen und der Krieg verbürgerlicht, sondern dadurch, dass „die auf bürgerlichem Wege erworbene Geschicklichkeit des Ingenieurs, Stückgiessers und Artilleristen in den Vordergrund trat“[1]) und gebildete bürgerliche Elemente am Krieg beteiligt waren‘ wurde ein Anstoss zu fruchtbaren Massenbeobachtungen gegeben, die zugleich der Vervollkommnung der Feuerwaffen als auch der Entwicklung der mechanischen Theorie dienten.

Durch die gehäuften Beobachtungen der Projektilbahnen wurde die alte aristotelische Milieu-Theorie der Bewegung, die die Fortbewegung des geschleuderten Projektils als durch die Luft bewirkt behauptete, endgültig erschüttert, indem man empirisch die hemmenden Wirkungen des Luftwiderstandes erkannte. Mit dem Fortfall der aristotelischen Lehre war die Bahn frei für neue Beobachtungen und neue theoretische Erklärungsversuche. Das älteste artilleristische Werk, das „Livre des faits d'armes“ von Christine de Pisane ist um 1400 geschrieben. Von Leonardo da Vinci[2]) über Tartaglia und Girolamo Cardano führt eine ununterbrochene Kette wissenschaftlicher Bemühungen, um an Hand der Erfahrungen mit den Schusswaffen die Theorie der Bewegung aufzustellen. Man braucht nur das fast 100 Jahre vor Galilei geschriebene Buch von Nicolo Tartaglia, die „Nuova Scientia“ (1537), in die Hand zu nehmen[3]), um sich überzeugen zu können, dass die Gesetze der Bewegung vor allem an den Bahnen der Artilleriegeschosse studiert wurden.

Wer mit der Entstehungsgeschichte der Mechanik vertraut ist, muss wissen, dass die Entdeckung des Fallgesetzes mit der Geschichte der Feuerwaffen, mit den Beobachtungen, die an Projektilen von Geschützen gemacht worden sind, engstens verknüpft ist[4]), wobei auch hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, der Anstoss zu den fortgesetzten Studien von der ökonomischen Seite kam, indem man bemüht war, durch rationelle Konstruktion

---

[1]) J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. a. a. O. Band I., S. 103. — Vergleiche Max Jähns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens. Leipzig 1880, S. 831.

[2]) Wie gerade aus der Beobachtung der Flugbahn der Projektile die theoretische Mechanik ihre Begriffe abzuleiten versuchte, wird durch zahlreiche Leonardo-Texte belegt, die seine Fragestellungen beleuchten. Hier nur ein Beispiel : „Si une bombarde avec 4 livres de poudre jette 4 livres de boulet à sa plus grande puissance, à 2 milles, — de combien faut-il augmenter la charge de poudre pour qu'elle tire à 4 milles ? La puissance du boulet dépend-elle de sa vitesse initiale ?“ (G. Séailles, a. a. O., S. 353.)

[3]) „Inventione de Nicolo Tartaglia, Brisciano, intitolata Scientia Nova, divisa in V libri. 2. Auflage. Venedig 1550.

[4]) Auch das andere Werk Tartaglias, die „Quesiti et Inventioni diverse“ (1546), und zwar dessen erstes Buch, ist dem Studium der Bewegung von Geschützprojektilen gewidmet und ist nach dem Zeugnis von P. Duhem von grösstem Einfluss auf die Entwicklung der Mechanik im 16. Jahrhundert gewesen. Es sei daher für die Geschichte der Dynamik von grundlegender Bedeutung (P. Duhem, Les Origines de la Statique, Band I, S. 197).

von Geschützen dieselbe Geschützwirkung bei kleinerem Kaliber zu erzielen, um so bessere Transportfähigkeit und geringere Baukosten zu erreichen[1]).

Ebenso wie Borkenau die Geschichte der Feuerwaffen als Quelle der theoretischen Mechanik mit Stillschweigen übergeht, verhält er sich auch deren übrigen Hauptquellen und Beobachtungsgebieten gegenüber : der Konstruktion der durch Wasser bewegten Antriebsmaschinen, der Hebemechanismen und schliesslich der Uhrenmaschinen.

II. Die Uhrmaschinen. Es fällt schwer, uns heute die geistigen Umwälzungen vorzustellen, die mit der Entdeckung und Vervollkommnung der Uhrmaschinen verbunden waren. Der enge Zusammenhang zwischen der Uhrenkonstruktion und der Astronomie bei den Arabern ist bekannt. Die wissenschaftliche Chronometrie, das heisst die exakte Quantifizierung der Zeit, ist die Voraussetzung exakter Beobachtungen auf allen Wissensgebieten. Im Italien des 13. und 14. Jahrhunderts waren die Astronomen oft zugleich Uhrmacher und Mechaniker. Auf dem Gebiet der Mechanik aber ist die Uhr die erste und wichtigste Maschine mit einer gleichförmigen Bewegung, die automatisch mit Hilfe eines Gewichtswerkes erfolgt. Anfangs interessierte die Automatik der Bewegung sogar mehr als die Zeitangabe[2]). Die öffentlichen Turmuhren der italienischen und flandrischen Städte im 13. und 14. Jahrhundert waren gewaltige Rädermaschinen, in welchen der eigentliche Uhr-, das heisst Zeitmessungs-Mechanismus mit dem Glockenmechanismus verbunden war[3]). An der Schwelle des 14. Jahrhunderts konstruieren zwei Astronomen, die zugleich Mechaniker waren, die Brüder Dondi aus Padua ein Planetarium (beschrieben in einem Buch unter demselben Titel) ; ein komplizierter, durch ein Gewichtswerk bewegter Rädermechanismus, der die sichtbaren Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten veranschaulichte[4]).

Hiermit war für die wissenschaftliche Mechanik ein Beobachtungsgebiet geschaffen, das auf die Erforschung der elementaren Bewegungsgesetze befruchtend wirken musste : Eine senkrechte Bewegung des lang-

---

[1]) „On peut restreindre beaucoup de la mesure commune et faire l'artillerie de moindre poids ; chose qui rend très grande facilité à la conduire et si espargne beaucoup à celui qui la fait forger" (Vanuccio Biringuccio, La Pyrotechnie, ou art du feu, X Livres. 1. Auflage 1540. zitiert nach der französischen Ausgabe, Paris 1556. S. 142).

[2]) Mathieu Planchon, L'évolution du Mécanisme de l'Horlogerie depuis son origine. Bourges 1918, S. 4.

[3]) Pierre Dubois, Horlogerie, Iconographie des instruments horaires du XVI[e] siècle. Paris 1858, S. 25.

[4]) G. Libri, a. a. O., Band II, S. 220.

sam herabfallenden Gewichts wurde durch eine Translationsvorrichtung in eine Zirkularbewegung des Rädermechanismus umgewandelt. Die Automatik der Drehbewegungen des Planetariums musste — gemäss den astronomischen Berechnungen — der Bewegungsschnelligkeit einzelner Himmelskörper angepasst werden. Durch ein einziges Gewicht wurde die Bewegung zahlreicher Räder ausgelöst, die sich mit verschiedener Geschwindigkeit bewegen und verschiedene Bahnen beschreiben mussten, was zum systematischen Nachdenken über die Ursachen dieser Verschiedenheit in der Relation Raum-Zeit führen musste. Die experimentelle Nachkonstruktion der Himmelsmechanik beraubte sie jedes mystischen Schleiers und legte die Auffassung nahe, dass die Bewegung der Himmelskörper nach ähnlichen Prinzipien wie die Mechanik des Planetariums funktioniere. — Die Uhr-Planetarien, die als immer kompliziertere Mechanismen konstruiert wurden, sind für die Geschichte sowohl der Mechanik wie der Astronomie wichtig; ihre Konstruktion spiegelte zugleich den jeweiligen Stand der praktischen Mechanik wie der astronomischen Erkenntnisse — zuerst auf Grundlage des ptolemäischen, nachher des kopernikanischen Systems — wider[1]).

Neben diesen Uhrmechanismen, die die Aufgabe hatten, Bewegungen zum Zwecke der Zeitmessung und der Veranschaulichung astronomischer Tatbestände auszulösen, wurde in Italien der Uhrrädermechanismus für Zwecke der Arbeitsleistung verwendet: in Mailand bestanden um die Mitte des 14. Jahrhunderts Mühlen, die durch einen Uhrmechanismus bewegt wurden[2]).

III. Hebemaschinen. Aus Raumgründen wollen wir darauf verzichten, auf die in der Architektur des Mittelalters und in der damaligen Schiffahrt verwendeten Hebemaschinen näher einzugehen, mit deren Hilfe beträchtliche Lasten, wie Turmglocken und Marmorblöcke, in bedeutende Höhen gehoben wurden. Beispielsweise soll nur erwähnt werden, dass 1455 der Turm Della Magione in Bologna samt Fundamenten ohne jede Beschädigung um eine beträchtliche Distanz verschoben wurde![3]) Wie Libri mit Recht bemerkt, verfügte die damalige Bautechnik über Instrumente „qui pouvaient conduire à des puissants effets dynamiques".

IV. Wassermaschinen. Kurz sollen auch die Wasserbauten und Wassermaschinen erwähnt werden. Schon im 12. Jahrhundert wurden in Italien Kanäle für Irrigationszwecke, seit dem

---

[1]) Hier seien zwei der hervorragendsten dieser Planetarien des 16. Jahrhunderts kurz erwähnt: Das 1546-1553 in Paris von dem Mathematiker und Astronomen D'Oronce Finé gebaute und die berühmte astronomische Uhr in der Kathedrale zu Strassburg, 1571-1574 von dem Professor für Mathematik an der Strassburger Universität Conrad Dasypodius gebaut. Conradi Dasypodii, Horologii astronomici Argentorati descriptio. Argentorati 1580. Vergleiche P. Dubois, Horlogerie, Paris 1858, S. 44-48.

[2]) G. Libri, a. a. O., Band II, S. 232.

[3]) G. Libri, a. a. O., Band II, S. 217.

13. Jahrhundert in der Lombardei für Schiffahrtszwecke gebaut (zum Beispiel der Kanal von Guastalla 1203). Auch in Venedig hat die Hydraulik bei den Lagunenbauten eine hohe Entwicklungsstufe erreicht. Seit dem 15. Jahrhundert werden in Italien Fluss-Schleusen errichtet, um den Durchgang von Schiffen durch Kanäle mit verschiedenem Niveau zu ermöglichen.

Frühzeitig wurde in Italien das Wasser als bewegende Kraft für Arbeitsmaschinen verwendet. Bereits im 11. Jahrhundert (1044) wird eine in den Lagunen gelegene Mühle erwähnt, die durch Flut und Ebbe betrieben wurde und sich jeweilig 6 Stunden in der einen und dann in der anderen Richtung bewegte. Im 14. Jahrhundert sind die Wasser- und Windmühlen in Italien allgemein verbreitet. Im 14. Jahrhundert findet das Wasser auch Verwendung als bewegende Kraft für Industrie-Maschinen. „Dès l'année 1341, il y avait à Bologne de grandes fileries (Spinnereien) mues par la force de l'eau, et elles produisent un effet évalué à quatre mille fileuses"[1]). Wir haben auf die mit der Verwendung des Wassers als Triebkraft verbundenen Umwälzungen in der Eisenindustrie und im Bergwerkswesen früher schon hingewiesen, sowie auf die gewaltige und fortgesetzte Rationalisierung des Arbeitsprozesses, die dadurch schon im 15. Jahrhundert erreicht worden ist.

Parallel zu der Entwicklung der praktischen Mechanik sehen wir in Italien die Entwicklung der theoretischen Mechanik. Sie steckt zunächst in dem um 1450 geschriebenen Architekturbuch von L. B. Alberti ihr Gebiet ab und stellt die Probleme tastend auf[2]), um dann um 1500 in den Arbeiten Leonardo da Vincis ihren ersten Höhepunkt zu erreichen.

Die moderne Zeit kündigt sich bei Alberti schon in dem leidenschaftlichen Lobgesang der Technik an : sie erlaube uns „trencher les rochers, percer des montaignes, combler les vallées, résister aux débordements de la mer et des fleuves, nettoyer les paluz ou marais, bastir des navires" (Vorrede). Es folgt dann die Behandlung einer Reihe wichtiger Probleme der Statik und Dynamik : praktische Gleichgewichtsprobleme, Anlage von tragfähigen Fundamenten und Bögen, die Berechnung ihrer Trag- und Widerstandsfähigkeit. Im Buch VI werden verschiedene Arten der Lastenförderung samt den dazu dienenden Maschinen besprochen, endlich wich-

---

[1]) G. Libri, a. a. O., Band II, S. 233. — Diese Bologneser Seidenhaspel- und Zwirnmaschine mit mehreren Tausend Bestandteilen, Zahnrädern, Achsen usw. war berühmt und wurde noch im 17. Jahrhundert mehrmals beschrieben, so von A. Alidosi, Instruttione delle cose notabili di Bologna (1621) und von J. J. Becher, Närrische Weisheit (1686).

[2]) L. B. Alberti, De re ædificatoria. Florenz 1485 (posthum). Hier zitiert nach der französischen Ausgabe : Paris 1553.

tige dynamische Probleme aufgeworfen : „De deux fardeaux pareils l'un aide l'autre. — Pratique des ouvriers. — Moyens pour le mouvement des grands fardeaux" (S. 111). — Hier in der maschinellen Praxis der Techniker beginnt das Ringen um die theoretische Erkenntnis ; es ist für das Verständnis des Werdens der theoretischen Mechanik wichtig, auch wenn es noch zu keinen exakten Resultaten geführt hat. Diesen weiteren Schritt, ebenfalls an demselben Stoff, an den Maschinen, orientiert, vollbrachte (wie früher bereits gezeigt wurde) Leonardo da Vinci. Ihm folgte dann Tartaglia und eine grosse Zahl der Theoretiker des 16. Jahrhunderts. Hier soll nur — unter dem für uns in Betracht kommenden Gesichtspunkt — erwähnt werden, dass neben der Bahn der Geschützprojektile auch die Uhrenmechanismen durch die Theorie studiert und zum Ausgangspunkt einer grossen Zahl theoretischer Abhandlungen wurden. So schrieb zum Beispiel der bekannte Theoretiker der Mechanik Maurolycus aus Messina (1494-1575) einen „Tractat über die Uhren"[1]). Auch bei G. Cardano in seinem Werke „De rerum varietate" (1557) im Buch IX („De motibus") werden verschiedene Arten der Bewegung behandelt und die allgemeine Regel der Veränderung der Beschleunigung angegeben, und zwar werden diese Bewegungen auf Grund der Erfahrungen in der Uhrmacherkunst studiert. In seinem Werke „De Subtilitate" (1550) sieht Cardano die Wichtigkeit der Maschinen vor allem in der Ersparnis und Ersetzung der Menschenarbeit. Und ähnlich Conrad Dasypodius, Mathematikprofessor und Erbauer der astronomischen Uhr in Strassburg ; die wesentliche Aufgabe der Mechanik, die durch die Maschinen realisiert wird, bestehe in der Arbeitsersparnis : „quod maxima pondera minimis moveantur viribus et quibusnam talis motus fiat machinis"[2]). Dasselbe gilt endlich, wie oben gezeigt wurde, von Galilei und Descartes.

Auch diese kurze Übersicht zeigt, dass die theoretische Mechanik ihre Begriffe aus der Erfahrung mit Maschinen abgeleitet hat und dass diese Maschinen den Gegenstand ihrer Erörterungen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bildeten, während die manufakturelle Arbeitsteilung, sei es in dieser Zeit, sei es in der späteren Literatur, nirgends erwähnt wird. Alle diese für die Entwicklung der praktischen und wissenschaftlichen Mechanik wichtigen Tatsachenreihen werden von Borkenau mit keinem Worte erwähnt. Seine Geburtsgeschichte der wissenschaftlichen Mechanik lässt die Mechanik in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in fertiger Gestalt aus den Köpfen von Stevin, Galilei und Descartes entspringen. So werden diese grossen Mathematiker und Mechaniker aus den Vollendern der klassischen Mechanik, die sie in Wirklichkeit waren, zu ihren Begründern und Pionieren.

---

[1]) G. Libri, a. a. O., Band III, S. 108.

[2]) Conrad Dasypodius, Heron Mechanicus, seu de mechanicis artibus, Argentorati 1580. S. 2.

VI. Borkenaus Methode und ihre Metamorphosen.

Wir wollen nun zeigen, dass der Misserfolg Borkenaus nur die Konsequenz seiner Methode ist. Im Gegensatz zu der isolierenden Betrachtungsweise, zum Beispiel Max Webers, der „nur voneinander getrennte Faktoren des geschichtlichen Geschehens kennt, die den Geschichtsverlauf bestimmen" (S. 158), bekennt sich Borkenau zu dem „auf die Kategorien der Totalität und der objektiven Tendenz begründeten dialektischen Materialismus" (S. 159). Mit Nachdruck betont er, dass es zu den Grundsätzen dieser Theorie gehöre, dass „zwei untrennbar verbundene Determinanten, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, die gesamte Ideologie bestimmen" (S. 118). Indessen, in seiner Arbeit verzichtet er darauf, das mechanistische Weltbild aus den Produktivkräften und Produktionsverhältnissen seiner Entstehungszeit zu erklären; eine Darstellung der Produktivkräfte der fraglichen Epoche — sei es für Frankreich, Holland oder England — suchen wir in seinem Buche vergebens. Mehr noch; er negiert überhaupt die Wirksamkeit der Produktivkräfte für die Entstehung der Ideologie in dieser Epoche. An ihre Stelle lässt er in den genannten Ländern vielmehr die manufakturelle Technik treten! „Das mechanistische Weltbild — so lesen wir bei ihm — ist eine Übertragung der Vorgänge in der Manufaktur auf den gesamten Kosmos ... diese Übertragung.. kann.. nichts mit der Entwicklung der Produktivkräfte zu tun haben" (S. 127). Damit, dass er die Rolle der Produktivkräfte bloss der Technik, der manufakturellen Technik, überträgt, stellt er uns sofort vor ein schwer zu begreifendes Problem: „Die Mechanik, d. i. die Wissenschaft der Manufakturperiode ist wissenschaftliche Bearbeitung des manufakturellen Produktionsprozesses" (S. 6); warum aber gerade des manufakturellen Produktionsprozesses? Ist die manufakturelle Technik denn die einzige dieser Periode? Keineswegs, wir wissen vielmehr, dass drei verschiedene technische Verfahrensarten nebeneinander bestehen: neben dem traditionellen unzerlegten Handwerk und neben der Manufaktur „auch die moderne .. Fabrik" (S. 4). Ist etwa die manufakturelle Technik die fortschrittlichste? Auch dies nicht, denn neben der Manufaktur bestanden die „höchstentwickelten Formen industrieller Praxis", so in der Nautik, im Kriegswesen, in der Buchdruckerkunst (S. 90). Und doch: die Forschung, die sich „im höchsten Grade auf das ihr von der Industrie gelieferte Material der Beobachtung stützte", berücksichtigt nicht alle drei technischen Verfahren und auch nicht die höchstentwickelten, die maschinellen Formen der industriellen Praxis; sie stützt sich „nicht auf das Material aller Produktions-

prozesse, sondern gerade der manufakturellen" (S. 5). Borkenau selbst findet das „auffallend"; und tatsächlich wäre es mehr als auffallend, besonders wenn man bedenkt, dass nach ihm die Wissenschaft der Zeit sich von den manufakturellen Methoden nicht bloss ausnahmsweise oder auch überwiegend, sondern ausschliesslich leiten lässt (S. 4)! Man fragt zunächst: Warum lässt Borkenau hier die Kategorie der Totalität nicht in Betracht kommen, warum soll hier nicht die Gesamtheit der Produktivkräfte, sondern nur eine bestimmte Technik, die nicht einmal die fortgeschrittenste ist, massgebend sein? Eine zweite Frage: Lässt sich wirklich die Wissenschaft der Zeit „ausschliesslich" von den manufakturellen Methoden leiten? Borkenau behauptet dies zwar, gibt aber — wie wir schon feststellten — kein einziges Beispiel zur Beglaubigung dieser These.

Mehr noch. Obwohl er die Wichtigkeit der manufakturellen Technik so nachdrücklich unterstreicht, ist bei ihm dennoch diese nicht das letzte ursächliche Element des mechanistischen Weltbildes: Denn auch die manufakturelle Produktion „enthält.. nur sehr wenige Triebkräfte, um dieses Weltbild zu schaffen" (S. 13), wie schliesslich auch der Zeitpunkt, in welchem die Umformung der Einsichten in die manufakturelle Technik in das mechanistische Weltbild erfolgte, „nicht von der Entwicklung der Manufaktur entscheidend bestimmt" wurde (a. a. O.).

Fehlt aber der manufakturellen Produktion der Antrieb zur Schaffung des mechanistischen Weltbildes, so steht man vor der Frage: Woher kommt er sonst? „Wie kommt es also zu dieser ungeheuren Verallgemeinerung der Erfahrungen der manufakturellen Technik?" (S. 13). Und wir lesen weiter: „Niemals wäre diese Verallgemeinerung entstanden, wären nicht gleichzeitig Kräfte wirksam gewesen, die dazu drängten, den Menschen als ein bloss mechanisch funktionierendes Wesen aufzufassen" (S. 13). Was waren dies für geheimnisvolle „Kräfte"? Wir erfahren: „Es ist jedoch wie in allen Perioden auch in der Manufakturperiode die Seite der Produktionsverhältnisse, die die theoretische Verallgemeinerung dessen hervorruft, was in der Technik zunächst als blosses Gedankenmaterial vorliegt" (S. 14).

Durch diese neue methodologische Wendung, durch die entscheidende Rolle, die Borkenau jetzt den Produktionsverhältnissen zuschreibt, wird die Klarheit darüber, wodurch und wie das neue Weltbild bestimmt wurde, nicht grösser. Vielmehr ergeben sich neue Schwierigkeiten. Einerseits soll die Rolle der Produktionsverhältnisse nur in der theoretischen Verallgemeinerung des durch die Technik gelieferten „Gedankenmaterials", also in einer mehr rezeptiven Hilfsfunktion bestehen. Andrerseits wird jedoch ver-

sichert, dass die Produktionsverhältnisse jene Kräfte seien, „die dazu drängten, den Menschen als ein bloss mechanisch funktionierendes Wesen (warum gerade mechanisch? G.) aufzufassen" (S. 13). Hier also werden die Produktionsverhältnisse als aktive, selbständige Kräfte aufgefasst, die sich nicht bloss auf die Hilfsrolle der Verallgemeinerung des von der Technik gelieferten „Gedankenmaterials" beschränken, sondern selbst, aus sich heraus, dazu drängen, den Menschen als ein bloss mechanisch funktionierendes Wesen aufzufassen.

Borkenaus Methode stellt sich uns als eine wahre Proteusmethode dar, die unter der Hand fortgesetzte Metamorphosen durchmacht. Zuerst hiess es, dass das neue Weltbild durch zwei untrennbar verbundene Determinanten, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, bestimmt sei. Dann wurde für das Entstehen des mechanistischen Weltbildes die Wirksamkeit der Produktivkräfte negiert und durch eine bestimmte Technik ersetzt. Schliesslich zeigte sich, dass auch diese Technik allein unfähig sei, jenes Weltbild zu schaffen, dass sie vielmehr bloss „Gedankenmaterial" liefere. Dieses werde dann erst „von Seite der Produktionsverhältnisse" theoretisch verallgemeinert. Aber ein verallgemeinertes Gedanken„material" ist noch immer bloss Material und kein Weltbild. So kommen wir zu dem Schluss, dass erst die Produktionsverhältnisse aus dem „Material" — auf näher nicht aufgeklärte Weise — die eigentliche mechanistische Auffassung schaffen. An die Stelle der beiden ursprünglich „untrennbar verbundenen" Determinanten sind zuletzt die Produktionsverhältnisse allein als bestimmender Faktor getreten, wobei die manufakturelle Technik dazu degradiert wurde, bloss das „Gedankenmaterial" zu liefern.

Indessen haben wir noch immer nicht das „letzte" Element, aus dem das Weltbild erklärt wird. Es ist klar: Geht man von den Produktionsverhältnissen aus, die dazu „drängen" sollen, den Menschen als mechanistisches Wesen aufzufassen, so sehen wir uns unausweichlich vor die Frage gestellt: Warum „drängen" dazu gerade die Produktionsverhältnisse zu Anfang des 17. und nicht schon diejenigen des 15. oder 16. Jahrhunderts? Produktionsverhältnisse ist bloss ein ökonomischer Ausdruck für die Eigentumsverhältnisse. Die Eigentumsverhältnisse einer Periode sind an sich etwas Statisches. Warum die Produktionsverhältnisse des 17. Jahrhunderts zur mechanischen Auffassung des Menschen drängen, die Produktionsverhältnisse der früheren Periode aber nicht, kann nur aus den Veränderungen erklärt werden, die in den Eigentumsverhältnissen eingetreten waren. Ohne auf das dynamische Element, die Produktivkräfte, einzugehen, können Verän-

derungen in den an sich statischen Eigentumsverhältnissen garnicht verstanden werden. Die Veränderungen der Eigentumsverhältnisse sind Resultate der jeweiligen Veränderungen in den Produktivkräften. Da Borkenau, wie wir gesehen haben, die Produktivkräfte als Erklärungsgrund des mechanistischen Weltbildes ausgeschlossen hat, so fehlt ihm eben der dynamische Faktor, der die Veränderungen in den Produktionsverhältnissen erklären soll. Konsequent wirft er also alle bisher genannten Erklärungselemente: Produktivkräfte, manufakturelle Technik, Produktionsverhältnisse, über Bord — und nimmt einen weiteren Wandel seines Kategoriensystems in Kauf. Anstelle der Totalität der Produktionsverhältnisse, der manufakturellen Technik oder der ökonomischen Struktur der Gesellschaft überhaupt, treten bei der Analyse der ideologischen Strömungen als letzter Erklärungsgrund — die Parteikämpfe!

Borkenau hat sich für diesen Zweck eine Spezialmethode zurechtgemacht, die er in den einführenden drei Kapiteln nur mit einer „Abbreviatur", dann aber umso strenger anwenden will, je mehr er sich seinem „Hauptthema, der Entstehung der mechanistischen Philosophie", nähert (S. 21). Er geht nämlich von der Voraussetzung aus, dass ein Denker als „eigentlich verstanden erst gelten" kann, „wenn er im Zusammenhang der Kämpfe verstanden ist, in denen er Partei nahm" (S. 21). Er glaubt daher, durch „einen Nachweis all jener Denkelemente, die jedem Denker durch seine Stellung im Parteikampf aufgezwungen werden", — „eine volle Pragmatik der Dogmengeschichte, ihre kausale Ableitung" zu geben (S. 21).

Bevor wir den Wert einer solchen Methode prüfen, wollen wir untersuchen, inwieweit er sein Versprechen „einer sehr speziellen Analyse der Parteien" gehalten hat. Die Darstellung „all jener Denkelemente", die einem Denker „durch seine Stellung im Parteikampf aufgezwungen werden", heisst doch, die Gesamtheit der Parteien der betreffenden Periode, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihre Gegensätze oder Berührungspunkte zu schildern. Denn nur aus einer Analyse aller Parteien könnte ein Einblick in die Totalität der geschichtlichen Situation in einer bestimmten Periode gewonnen werden. Von einem solchen Unternehmen findet sich bei Borkenau keine Spur. „Das soziale Kräftespiel, das jeden Denker zu seinem System brachte, wird hierbei höchstens angedeutet; gewiss eine sehr unbefriedigende, aber im Rahmen dieses Buchs unvermeidliche Abbreviatur" (S. 21). Dass nicht einmal dieses Minimum eingehalten wird, zeigen z. B. die Abschnitte über Thomas v. Aquin (S. 23-35), über Cusanus (S. 40-53) und über Luther (S. 104-107). „Unserem Programm entspre-

chend enthalten wir uns einer Analyse... der Frage nach... der besonderen Stellung des Thomas in den Kämpfen seiner Zeit" (S. 31). „Wir enthalten uns, unserem Programm entsprechend, wiederum einer Analyse des historischen Moments und der Rolle des Cusanus in den Kämpfen der Zeit" (S. 42). Dasselbe finden wir bei der Darstellung der Ideen Luthers. Die sozialen Hintergründe der Reformation, die ökonomische Lage Deutschlands, seine Wirtschaftsstruktur und die einzelnen Klassen, — über all dies erfahren wir kein Wort. Parteien, Parteikämpfe? Keine Spur davon. Es genügt Borkenau die Feststellung, Luthers Lehre von der abgründigen Verderbtheit der Menschennatur und die daraus gezogene Folgerung, dass die Menschen nur durch Gewalt niedergehalten werden können, bedeute nur eine Anpassung des Luthertums an die Bedürfnisse des Absolutismus. Es drängt sich die Frage auf, warum denn gerade in den beiden grossen schrankenlos absolutistischen Monarchien — in Spanien und Frankreich — die Reformation erfolglos blieb. Und sind „die" Lehren Luthers wirklich als etwas so Unwandelbares zu betrachten, wie dies bei Borkenau geschieht, der sich doch gerade die „Untersuchung der Wandlungen der Denkformen" zur Aufgabe machte?

Statt eines Gesamtbildes der Situation, aus dem erst der Standort der einzelnen Klassen und Parteien, sowie die ihnen zugeordneten Denker und geistigen Strömungen verständlich wären, wird eine Reihe einzelner, von einander losgetrennter, inhaltlich nicht verknüpfter, zufälliger Ausschnitte gegeben, die den Gesamtzusammenhang zerreisst. Je nachdem der gerade behandelte Denker (Bodin, Vanini, Descartes) dieser oder jener gesellschaftlichen Schicht zugehört, wird bei dieser Gelegenheit eben diese Schicht isoliert und losgelöst aus dem Gesamtzusammenhang behandelt. Die englischen Wirtschafts- und Parteiverhältnisse werden durch einige Bemerkungen gelegentlich der Darstellung der Hobbesschen Staatslehre (S. 440) erledigt. Wie bunt Borkenau die französischen Parteigruppierungen behandelt, zeigt die folgende Übersicht: anlässlich der Morallehren der Libertiner wird die soziale Lage des Hochadels (S. 207/08), anlässlich der Lehren Luthers im Abschnitt über „Naturrecht" die Partei des Gottesgnadentums in Frankreich (S. 106) geschildert. Nachdem dann anlässlich Bodins die royalistische Mittelpartei erwähnt (S. 114) und später die holländischen Verhältnisse gestreift worden sind, folgt im Abschnitt über die neue Moral und die neue Theologie die Charakterisierung der französischen noblesse de robe (der „Gentry") (S. 172 ff.) und schliesslich die später aus ihr hervorgegangenen moralischen Gruppierungen des Jansenismus (S. 248).

Die Willkür dieses Verfahrens springt in die Augen und zeigt

sich besonders krass in dem, was fehlt. Die soziale Lage des absoluten Königtums, des Staates, wird nicht erwähnt. Borkenau spricht von der Periode des „Aufkommens des Absolutismus" (S. 100). Über die Ursachen dieses „Aufkommens" erfahren wir nichts. Einmal hören wir, dass „die aufstrebende absolute Monarchie den rebellischen Adel domestiziert" hat (S. 171), ein anderes Mal, dass „der Absolutismus eine Zeitlang.. Adel und Bourgeoisie zu balancieren" versucht, „ersteren zu verteidigen und letztere zu fördern" (S. 263) usw. Wer ist dieser absolute Staat? Warum verbündet er sich mit einer Klasse und bekämpft die andere? Ist die Reformation Luthers und Calvins ohne Erklärung der Haltung des Staates überhaupt verständlich zu machen? Wie konnte sich die Reformation gegenüber der päpstlichen Kirche durchsetzen? Hatte diese doch eine gewaltige temporelle Macht. „Depuis dix siècles — sagt Seignobos — aucune hérésie n'avait échappé à la destruction"[1]). Wenn jetzt die Reform nicht schon im Keime vernichtet wurde, so nur, weil Luther in Sachsen und Calvin in Genf ihre Kirchen unter dem Schutz des Staates organisieren konnten[2]). Wo der Staat — wie in Frankreich oder Spanien — sich gegen die Reformation wandte, konnte sie sich nicht durchsetzen. Warum aber gehen die Staaten in Deutschland an der Spitze der Reformation, warum Frankreich und Spanien an der Spitze der Bekämpfer? Auch darüber erhalten wir keinen Aufschluss. Borkenau glaubt offenbar, dass für die Erfolge der Reformation die Formulierung der Calvinschen Bewährungslehre viel wichtiger war als die durch seine soziale Lage bedingte Haltung des Staates.

Und was hier vom Staat gesagt ist, gilt auch von der Kirche. Die Darstellung ihrer sozialen Lage, der Differenzierung innerhalb der Geistlichkeit, die Situation des armen Ordens-Klerus, die Lage der weltlichen mit Präbenden und Beneficien versehenen Geistlichkeit, — alle diese für das Schicksal der Reformation so wichtigen Momente werden nicht erwähnt. Was die Kirche damals sozial bedeutete, wird sichtbar, wenn man erwägt, dass in den „États Généraux" von 1614 von der Gesamtzahl der 464 Delegierten der Klerus allein 140 Vertreter gegenüber bloss 132 Vertretern des Adels zählte, dass die Kirche der grösste Grundbesitzer war und über die grössten Einkünfte verfügte. Ohne Kenntnis

---

[1]) Ch. Seignobos, Histoire sincère de la Nation française. Paris 1933, S. 238.

[2]) Über die Entwicklung in Deutschland sagt Ranke: „Die neuen Kirchen wurden unter dem Schutz, dem unmittelbaren Einfluss der regierenden Gewalten gegründet. Es ist natürlich, dass davon auch ihre Gestaltung bestimmt ward." (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 5. Auflage, Leipzig 1873. Band II, S. 308.)

der sozialen Lage der Kirche ist nicht nur das Verhalten der hohen und niederen Geistlichkeit, der kirchlichen Parteien der Reformation und Gegenreformation, sondern auch der übrigen besitzenden Schichten : des Adels und des Bürgertums sowie ihrer Parteien unbegreifbar. Denn diese Schichten leben zum nicht geringen Teil aus den Pfründen der Kirche, über die der Hof verfügte! Wie der Adel Frankreichs in Hofadel wurde die Mehrzahl der französischen Prälaten in Höflinge verwandelt, die weit von ihren Diözesen in Paris lebten. Die Einkünfte der Bischöfe, wie gross sie auch waren, genügten nicht zur Bestreitung der Kosten ihrer auf dem Fuss der Grandseigneurs geführten Lebenshaltung. Sie waren daher auf Pfründen und Einkünfte angewiesen, über die der König verfügte, also von diesem abhängig. Manche Bischöfe akkumulierten die Einkünfte von sechs grossen Abteien. — Und genau so war der Adel vom König abhängig. Die Abteien wurden nicht für die Geistlichkeit reserviert, sondern auch an Adelige, Frauen, sogar an Kinder als zusätzliche Einnahmequellen verteilt. Der Adel gewöhnte sich daran, die Kirchengüter als ihm gehörige Einnahmequelle und die Kirche als Karriere, insbesondere für seine jüngeren Söhne, zu betrachten. Die unverheirateten Töchter sahen in den kirchlichen Stellungen eine ehrenvolle Zuflucht, die eine elegante Lebensführung ermöglichte. Die oberen Schichten des Bürgertums hatten ähnliche Aspirationen. Der König verschenkte Abteien sogar an Protestanten, an Dichter wie Desportes und Brantôme für Liebesverse oder dreiste Geschichten über galante Damen. Die Mehrheit der Abteien war nach dem Bürgerkrieg (1596) an Laien verliehen. Sind unter solchen Umständen Parteigruppierungen und Parteikämpfe in Frankreich überhaupt begreifbar, wenn man über die so tief in alle Lebensverhältnisse eingreifende Rolle der Kirche und des Klerus kein Wort erfährt?

Borkenau bedient sich einer leichten Methode der Analyse. Verfügt er über ein Tatsachenmaterial, z. B. inbezug auf die katholische Gegenreformation in Frankreich im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts, so legt er diesen Bruchteil des die Kirche betreffenden Materials in voller Breite vor, um zu zeigen, „von welcher sozialen Schicht aus die Bewegung in Gang kam" (S. 210). Das viel wichtigere Material bezüglich der sozialen Lage der Gesamtkirche wird nicht gegeben und ad hoc aus der Not eine Tugend gemacht : „Die soziale Schichtung des Klerus der Zeit und seine Haltung zum Jansenismus sind noch nicht genügend untersucht. Sie gehören in eine soziologische (! G.) Kirchengeschichte, nicht in unsere Untersuchung der Wandlung der Denkformen" (S. 265).

Es fehlt aber auch jede Darstellung der Situation der Bauern und der proletarischen Elemente, obwohl zum Beispiel die deutsche

Bauernrevolution in den Parteikämpfen der Reformationszeit eine grosse Rolle gespielt hat. Ranke hat gezeigt, wie die Parteien des Kirchenkampfes sich gegenseitig die Verantwortung für den Ausbruch der Revolution vorgeworfen haben, — die Protestanten mit dem Hinweis auf die Ausplünderung des Volkes durch die katholische Geistlichkeit, die katholische Partei der Gegenseite, indem sie die protestantischen Prediger anklagte, das Volk aufgewühlt zu haben.

Die Parteikämpfe der besitzenden Schichten, die sich auf dem Rücken der breiten Volksmassen abspielten, sind ohne Berücksichtigung dieser Volksmassen notwendig unverständlich. Borkenau schildert die programmatische „Affektlosigkeit“ des Neostoizismus (S. 187), einer Philosophie der Magistratur, die sich ausserhalb der Wirren der Zeit halten und ihre Ruhe bewahren will. In Wirklichkeit ist diese zur Schau getragene Affektlosigkeit nur eine Maske, die ohne die im Hintergrunde der politischen Kämpfe der Oberschichten ausbrechenden Bauernaufstände auf dem Lande und ohne die Revolten der proletarischen Elemente in den Städten garnicht durchschaut werden kann. Gerade die Magistratur hat die heftigen Ausbrüche des zur Verzweiflung getriebenen Volkes miterlebt, die sich in erster Linie gegen die niedrige Steuer- und Justizmagistratur in der Provinz richteten. Die rücksichtlose Finanzpolitik während der ganzen Ministerschaft Richelieus hat zu fortgesetzten Elendsaufständen des Volkes geführt : 1630 in Dijon, 1631 in der Provence und in Paris, 1632 in Lyon, 1635 in Bordeaux. Zu ähnlichen Ausbrüchen kam es in kleineren Städten wie Agen, La Réole, Condom, Périgueux. In Montferand prügelten die Bürger, weil er die Pflicht zur Steuerzahlung predigte, den Pfarrer zu Tode. 1636 kam es zu Bauernaufständen in Limousin, Poitou, Angoumois. Zusammengerottete Menschenhaufen von 7—8000 Mann zogen durch das Land und misshandelten die Beamten der Finanzverwaltung. 1637 kam es in der Gascogne und Périgord zur Insurrektion der „Taugenichtse“ mit Barrikadenkämpfen. 1639 erlebte die Normandie einen Bauernaufstand mit dem „Barfüssler“ als Führer, wobei mehrere Steuerbeamte samt ihrem Personal erschlagen wurden. Ähnliche Aufstände gab es in Caen und Rouen ; diese nahmen einen besonders gewaltsamen Charakter an, und mehrere Steuerbeamte wurden mit benagelten Wagenrädern in Stücke gerissen. Eine 4000 Mann zählende Strafexpedition zog mordend durch das Land. 1640 besetzte sie Rouen, trieb zwecks Wiederherstellung der königlichen Autorität das Parlament auseinander, ersetzte es durch königliche Kommissare und hob die Munizipalfreiheiten auf ; die Mairie wurde abgeschafft, die Anführer des Aufstandes ohne Prozess militärisch hingerichtet.

Eine solche Situation kann nicht ohne Einfluss auf die Denkart der dabei am meisten betroffenen Magistratur bleiben. Diese Magistratur, die sich nach der Versicherung von Borkenau im „Neo-Stoizismus“ eine Philosophie der „Weisen“ geschaffen hatte, ein Programm, das in der „Affektlosigkeit“ und der „Zurückhaltung“ von der Teilnahme am „Leiden an der Aussenwelt“ (S. 187) bestand, — war gewiss nicht so neutral gegenüber den gesellschaftlichen Erschütterungen, ihnen gewiss nicht so abgewandt, wie Borkenau dies behauptet. Soweit sie Neutralität wahrte, war dies gegenüber den sich bekämpfenden Parteien der Besitzenden; mit voller Leidenschaft aber stand sie dort mitten im Kampf, wo es sich nicht bloss um Parteikämpfe innerhalb der besitzenden Schichten, sondern um gemeinsame Interessen gegenüber den Volksmassen handelte. Da vergisst der Neustoizismus seine „Affektlosigkeit“ ganz und gar, und Borkenau muss selbst zugeben, dass „der Neustoizismus.. nach jeder Richtung vom Stolz einer regierenden Schicht durchtränkt“ war (S. 189).

Haben wir bis jetzt unsere Prüfung, wie die von Borkenau versprochene „sehr spezielle Analyse der Parteien“ aussieht, unter dem Gesichtspunkt durchgeführt, was er überhaupt nicht berücksichtigt hat, soll nun noch kurz seine Auffassung derjenigen Parteien geprüft werden, die er behandelt und denen er in seiner theoretischen Konstruktion eine entscheidende wichtige Rolle zuweist: der Partei der Manufakturbourgeoisie und der der Magistratur oder „Gentry“, wie er sie nennt. Von der ersteren erfahren wir nur, „dass das Gottesgnadentum die Staatslehre der merkantilistischen Monopolbourgeoisie bzw. jener Schichten der Bürokratie und des Hochadels ist, die mit ihm verbunden sind“ (106 f.). Warum die nach Borkenau aus dem Handwerkertum hervorgegangenen Manufakturkapitalisten gerade das Gottesgnadentum zu ihrer Staatslehre erheben, wird nicht weiter erklärt und offenbar als evident betrachtet. Und ebensowenig wird gesagt, warum gewisse Schichten der Bürokratie und des Hochadels — die im ganzen doch andere spezifische Interessen vertreten — mit der Monopolbourgeoisie „verbunden“ sein sollen und wie diese Verbundenheit begründet ist: durch Blutsverwandtschaft, durch religiöse Bande oder durch ökonomische Interessen.

Die „sehr spezielle Analyse der Parteien“ gelangt weiter zu dem Ergebnis, dass das Gottesgnadentum, die Staatslehre der Monopolbourgeoisie nichts anderes war, als „die Anpassung des Luthertums“ (beziehungsweise der ihm verwandten Konfessionen des Anglikanismus und des gallikanischen Katholizismus) „an die Bedürfnisse des Absolutismus“ (S. 105), was begreiflich erscheine, wenn man erwäge, dass die französische Manufakturbourgeoisie „auf staatliche

Unterstützung.. angewiesen" war und „ohne unmittelbare Regierungsprotektion nicht existieren könnte" (S. 171). Aber es zeige sich weiter auch, dass, „sofern der Absolutismus eine Verständigung mit der Bourgeoisie sucht", „er sich von den Gottesgnadenlehren.. lossagen (!).. muss" (S. 115). Wieso hierin eine „Verständigung" nötig sein soll, nachdem doch das Gottesgnadentum als eine Anpassung dieser Bourgeoisie an die Bedürfnisse des Absolutismus anzusehen ist, wird von Borkenau nicht erklärt; der Widersinn liegt klar zutage. Der Absolutismus muss sich, „sofern er die Verständigung mit der Bourgeoisie sucht", von dem Gottesgnadentum, das heisst aber nach Borkenau, eben von jener Monopolbourgeoisie lossagen.

Der Grundstock der aus dem Handwerkertum hervorgegangenen Manufakturkapitalisten stehe in erbittertem Gegensatz zu dem Geldkapital (S. 155). Schon auf der nächsten Seite aber hören wir, dass eben diese Manufacturiers „einen Teil der Bankokratie (also des Geldkapitals. G.) mitgerissen, und beide zusammen die Gemeinden geführt" haben (S. 156). Es wird nicht aufgeklärt, wie dies sich mit dem „erbitterten Gegensatz" verträgt. Es bleibt der Widerspruch; dieser und viele andere Widersprüche sind die Folge davon, dass Borkenau für den Zweck seiner Konstruktion die historische Rolle der Parteien entstellt. Dies zeigt sich am besten am Beispiel der „Gentry", der Schicht der Magistratur, der auch Descartes entstammte.

„Descartes hat als erster versucht, aus den das Leben des kapitalistischen Individuums bestimmenden Kategorien ein einheitliches Weltbild aufzubauen" (S. 268). — „Er war für diese Aufgabe durch seine Herkunft aufs beste geeignet. Die Familie Descartes' ist wie ein Extrakt aller wichtigen bürgerlichen Schichten Frankreichs, in deren Mittelpunkt die noblesse de robe steht. Der Vater war Parlamentsrat in Rennes" (S. 269). Kurz — Descartes „war Angehöriger der Gentry" (S. 271). Und was war die Gentry? „Gentry ist.. die stärkste, selbständigste, politisch und geistig aktivste Klasse des absolutistischen Frankreich, die noblesse de robe" (S. 172). — Sie „vertrat vermittels (ihrer) Privilegien die Klasseninteressen der Bourgeoisie gegen die Monarchie..." (S. 174). — Alles in allem macht Borkenau die „Gentry" zum Helden des Bürgertums. Auf der Ständeversammlung 1614 hatte sie die absolute Mehrheit innerhalb der Delegation des dritten Standes; „sie war dort der offizielle Führer des tiers état" (S. 175). Zwar sieht Borkenau, dass die „Gentry" „in Vertretung ihrer eigenen Interessen" oft Bündnisse mit dem Adel schliesst, aber er meint, durch solche „taktische Wendungen" und Konstellationen darf man sich „nicht beirren lassen" (S. 176 Anm.). Vielmehr, dieser Gentry „fällt die ideologische Führung im Kampf um die neue kapitalistische Lebensform in Frankreich .. ausschliesslich zu" (S. 172).

War die „Gentry", die „ganz überwiegend Rentnerkapital"

vertrat, besonders die Magistratur der Provinz, aus der Descartes entstammte — wirklich die Führerin im Kampfe um die Durchsetzung der Interessen des Bürgertums ? Wir haben früher gehört, dass dem Rentnertum der Renaissance, weil es dem Arbeitsprozess fernstand, jeder Antrieb zur Rationalisierung der Technik fehlte und dass dieses Rentnertum zum Träger der die Massen verachtenden Renaissance-Ästhetik wurde. In Frankreich ist zwar die Gentry auch eine Rentnerschicht, steht gleichfalls dem Arbeitsprozess fern — und dennoch soll sie hier fast revolutionär sein, und ihr — nicht der Manufakturbourgeoisie, die dem Arbeitsprozess nahesteht und die Rationalisierung erstrebt — soll die ideologische Führung im Kampf gegen die Monarchie und um die Interessen der Bourgeoisie zufallen !

„Im 15. und vor allem im 16. Jahrhundert hatte die Rentnerschicht ihr Geldkapital grossenteils in Grundbesitz angelegt, und sie vertauschte nun vielfach den Boden gegen das Amt" (S. 174). — „Die soziale Stellung dieser Schicht hat ein doppeltes Gesicht" (S. 176) insofern, als „eine formell bürgerliche Schicht auf Grund ihrer Kapitalmacht eine faktische Adelsstellung innerhalb des Bürgertums erhält" (S. 172), und daher „eine Fremde in der kapitalistischen Welt" ist. Diese Magistratur ist von der „Notwendigkeit unbegrenzter Anstrengung bei Ungewissheit des Erfolges im kapitalistischen Konkurrenzkampf fast garnicht berührt.. Die Magistrate waren die einzigen, deren wirtschaftliches Leben in feudal-traditioneller Sekurität verlaufen konnte" (S. 176). — Und eben diese Klasse, die von der „strengen Rationalität des Arbeitsprozesses" nichts weiss und nichts wissen will, diese „noblesse de robe ist.. Vorkämpfer der Bourgeoisie" (a. a. O.) trotz ihres Rentnertums, obwohl sie dem Arbeitsprozess fernsteht, obwohl sie „eine Fremde" im Kapitalismus ist ! — Diesmal führt das Rentnertum sowie Geld- und Handelskapital nicht zur „ästhetischen Weltanschauung", erfüllt es vielmehr eine andere Aufgabe : „Die aus dem Geld- und Handelskapital hervorgehende Rentnerschicht hatte in Frankreich schon den höfischen Humanismus hauptsächlich getragen. Sie trug nun .. die neue philosophische Entwicklung" (S. 174).

Was war die parlamentarische Bourgeoisie in der historischen Wirklichkeit ? Keine andere Einrichtung hat zur Schwächung und Demoralisation des Bürgertums mehr beigetragen als die Käuflichkeit der Ämter. Daher haben in der Generalversammlung der Stände, 1560, nicht nur der Adel und die Geistlichkeit, sondern auch die Vertreter des dritten Standes gegen den Ämterkauf protestiert. Er wurde auch durch die Ordonnances von 1560 und 1566 abgeschafft, um — im Interesse des stets geldbedürftigen Königtums — schon 1567 wieder eingeführt zu werden. „A partir de

cette époque, on peut suivre pas à pas le travail de décomposition qui s'opère dans les rangs du Tiers"[1]).

Als die Käuflichkeit der Ämter schliesslich 1604 von Heinrich IV. endgültig autorisiert wurde, war der moralische Zusammenbruch des dritten Standes, die Entwicklung der Magistratur zu einer um eigene Interessen sorgenden Schicht unvermeidlich. Vielleicht, sagt Normand, habe Heinrich IV. gerade diese Folgen des Ämterkaufs geahnt und gewünscht, vielleicht habe er „prévu qu'il briserait ainsi toute opposition de la part de ses parlements et des tribunaux inférieurs"[2]). In der Ständeversammlung 1614, die Borkenau deshalb verherrlicht, weil unter den Vertretern des dritten Standes die Magistratur überwog, zeigte sich : „Sur 192 députés 131 étaient titulaires d'offices. La bourgeoisie laborieuse et commerçante avait été presque partout remplacée par la nouvelle noblesse de robe, ignorante ou insoucieuse des besoins du peuple"[3]). Aus der Vertretung einer Klasse ist die Vertretung einer Kaste geworden ! Das ist auch begreiflich. Der Ämterkauf musste auf die industrielle Akkumulation und die produktive Tätigkeit der Industrie lähmend wirken und somit die Entwicklung der Bourgeoisie verzögern, wurden doch grosse Summen der Industrie entzogen, um für unproduktive Zwecke des Hofes verwandt zu werden.

Allein in den 18 Jahren der Ministerschaft Richelieus sind mehr als 2 Milliarden Goldfranken (heutiger Währung) aus Ämterverkauf in die Staatskasse geflossen[4]), wobei noch enorme Nebenspesen, die in die Taschen der hohen Funktionäre am Hofe flossen, nicht mitgerechnet sind. Eine ungeheure, überflüssige und leerlaufende bürokratische Maschine, deren einziger Daseinsgrund in der Ausnutzung des Volkes bestand : Unter Colbert waren 45.780 Finanz- und Justizstellen vergeben — nach der Meinung Forbonnais 40.000 zu viel —, deren Börsenwert 417.630.842 Livres (also Milliarden in heutigem Geld) betrug[5]). „Économiquement, cette puissance d'attraction de l'État eut une influence fâcheuse... En ouvrant ce débouché à la richesse acquise, on lui faisait une retraite au lieu de l'obliger à travailler... Les capitaux à peine formés, sortaient des affaires pour n'y plus rentrer... " „Si la France, beaucoup plus avancée que l'Angleterre au début du règne de Henri IV (1589), était fort dépassée par elle au moment de la Révolution... cela pouvait tenir à la manière française de placer son argent en valeurs inproductives"[6]).

---

1) Charles Normand, La bourgeoisie française au XVIIe siècle. Paris 1908, S. 30.
2) Normand, a. a. O., S. 18.
3) a. a. O., S. 17.
4) G. D'Avenel, Découvertes d'Histoire sociale 1200-1910. Paris 1910, S. 265.
5) Normand, a. a. O., S. 41.
6) D'Avenel, a. a. O., S. 270/71.

Aber nicht nur ökonomisch bedeutet die Paulette die Zersetzung und Schwächung des Bürgertums; noch grösser war seine moralische und geistige Zersetzung. Warum sollte der Industrielle oder Kaufmann seinen Sohn lange Jahre hindurch studieren lassen, wenn dieser durch den Kauf einer Justiz- oder Finanzstelle zum Monsieur werden und sich aus den Reihen des verachteten dritten in den adeligen Stand erheben konnte? Statt im Kampf gegen die bestehenden Gewalten Rechte für die Gesamtklasse zu erobern, suchte jeder, der über Geld verfügte, individuell für sich und seine Nachkommenschaft dem Kampf zu entgehen und Rechte zu erkaufen. Das Ergebnis für die Gesamtklasse: „l'insuffisance de la volonté pour la lutte“[1]). — Wie der Ämterkauf eine Rückbildung in der Entwicklung der Bourgeoisie zur Folge hatte, so führte er zur kastenmässigen Abschliessung der „Gentry“. Dass in der Magistratur hie und da Einzelne waren, die sich durch Bildung und einen weiten politischen Horizont auszeichneten, ist nur selbstverständlich. In ihrer Gesamtheit war die Magistratur infolge des Ämterkaufs korrupt und unfähig, ausser eigenen Cliqueninteressen die Interessen der Gesamtklasse zu vertreten.

So sagt Sée in einem Rückblick auf das 17. Jahrhundert: „Souvent les membres des cours exercent leurs fonctions à un âge où ils ne possèdent ni l'instruction, ni la pratique nécessaires. Dans les Universités, ils ont souvent acquis à prix d'argent un diplôme qui ne prouve, en aucune façon, qu'ils aient étudié le droit... En somme, beaucoup de parlementaires sont ignorants ou incapables[2]). Die „Gentry“, diese angebliche Vorkämpferin des dritten Standes, war daher bei den „Philosophen“ der Aufklärungszeit, wie bei allen wirklichen Vorkämpfern der Revolution verhasst[3]). Und mit Recht. Die Parlamente widersetzten sich allen, auch den nützlichsten Reformen, die im Interesse des Bürgertums lagen, wenn dabei ihre Kasteninteressen im Spiele waren. Sie widersetzten sich der Verminderung der Kosten der Rechtsprechung, der Reform der veralteten Prozedur des Strafrechts mit ihrem Foltersystem, sie waren gegen die Unifikation des lokalen Gewohnheitsrechtes: „Ils réprouvaient la liberté de la presse; ils condamnaient et faisaient brûler une foule d'ouvrages, comme irrespectueux des vérités religieuses ou des institutions existantes. Ils combattirent la déclaration qui accordait l'état civil aux protestants“, kurz, Sée spricht

---

1) Normand, a. a. O., S. 43.

2) H. Sée, La France économique et sociale au XVIIIe siècle, Paris 1933, S. 95.

3) So beurteilt Diderot die Parlamente: „Intolérant, bigot, stupide, conservant ses usages gothiques et vandales..., ardent à se mêler de tout, de religion, de gouvernement, de police, de finance, d'art et de sciences, et toujours brouillant tout d'après son ignorance, son intérêt et ses préjugés“. Und noch schärfer ist das Urteil von Voltaire (1774): „Il était digne de notre nation de singes de regarder nos assassins comme nos protecteurs; nous sommes des mouches qui prenons le parti des araignées.“ (Sée, a. a. O.)

vom „esprit conservateur des parlementaires“[1]). Wenn sie gegen die „lettres de cachets“ kämpften, so nur, weil sie selbst dadurch oft betroffen waren und darin eine Einschränkung ihrer Justizprärogativen erblickten. Aber „les Parlements se firent les défenseurs de tous les privilèges sociaux et se dressèrent contre toutes les réformes qui s'efforçaient de les atténuer“[2]). So schaute die „Vorkämpferin“ der bürgerlichen Interessen aus!

All die geschilderten Widersprüche, in die Borkenau sich verstrickt, sind nicht zufällig, sondern unvermeidliches Resultat seiner Methode, welche die Parteikämpfe zum Ausgangspunkt für die Analyse der Ideologien nimmt. Sie will das architektonische Grundgesetz eines Gebäudes verstehen, indem sie aus dem Charakter des fünften Stockwerks die Struktur des sechsten erklärt, ohne sich um die Fundamente und die Zwischenstockwerke zu bekümmern. Nur der rückschauende Historiker der Gegenwart kann aus dem verfügbaren historischen Stoff bei methodischer Analyse der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse der Epoche die Totalität ihrer sozialen Situation erfassen und erst aus dieser Rekonstruktion der Gesamtsituation (z. B. die Lage Italiens nach der Verlagerung der Welthandelsachse vom Mittelmeer an die Ozeanküste Westeuropas) die einzelnen Parteien oder Denker dieser Periode (zum Beispiel Machiavells Programm zur Vereinigung Italiens) richtig verstehen. Demgegenüber kommt in den blossen Parteikämpfen der Zeitgenossen diese Situation nur wie in einem konvexen Spiegel in verzerrter Form zum Ausdruck. Konnten die Zeitgenossen Machiavells begreifen, dass mit dem Bruch der dynamischen und zentralisierenden Kraft des aufsteigenden italienischen Kapitalismus es auch mit dem Programm der Vereinigung Italiens aus war? In den Parteikämpfen der Zeit, in den Interessen, welche die Parteien verteidigen oder bekämpfen, kommt nicht so sehr die reale Situation der Zeit als die bewussten oder unbewussten Illusionen zum Ausdruck, die sich die Parteien über diese Situation machen. Wer daher die Parteikämpfe selbst als Ausgangspunkt nimmt, der verliert die wirkliche Basis unter den Füssen und bildet sich ein Urteil nicht nach dem Wesen der Dinge, sondern nach ihren mehr oder weniger schattenhaften Verzerrungen.

Les sources sociales de la philosophie mécaniste et la manufacture.

Le livre de Borkenau, „Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild“ développe une nouvelle théorie de la naissance de la pensée moderne. Il s'attache à rechercher l'origine, moins de telles ou telles idées

---

[1]) H. Sée, a. a. O., S. 96.
[2]) Sée, a. a. O., S. 96.

particulières que des concepts fondamentaux et des méthodes de penser de l'époque moderne. Borkenau considère avant tout la représentation mécaniste du monde telle qu'elle a été fondée dans la philosophie de Descartes et de ses successeurs comme décisive pour la pensée moderne et il élucide ses conditions sociologiques.

L'étude de Grossmann part du livre de Borkenau qu'il soumet à la critique et il essaye d'indiquer de manière indépendante une meilleure voie qui mène à la compréhension de la formation de la pensée bourgeoise. Ses arguments se rapportent avant tout à deux groupes de problèmes. D'après Borkenau, c'est au début du XVIIe siècle que la conception mécaniste du monde l'a emporté sur la philosophie qualitative qui régnait auparavant. Cette interprétation est jugée par Grossmann comme une méconnaissance de l'histoire réelle des idées et des faits. L'origine des questions fondamentales de la mécanique doit être cherchée à la Renaissance et Léonard de Vinci est un de ses créateurs. Ces théories nouvelles, dégagées en grande partie de l'étude des machines de son temps, se sont développées par différentes voies jusqu'à Galilée et Descartes, dont les doctrines ne marquent donc pas le début de la pensée mécaniste.

L'autre critique fondamentale est étroitement liée à celle-ci. Elle concerne l'explication que donne Borkenau de la représentation mécaniste. Si celle-ci a pris naissance au XVIIe siècle, la condition essentielle de cette réalisation doit donc s'être produite à peu près à cette époque. D'après Borkenau cette condition serait la diffusion des manufactures. Avec la division de l'activité artisane en activités uniformes non qualifiées à l'intérieur de la manufacture, serait né le concept d'un travail social abstrait. La décomposition du processus de travail en mouvements simples dans la manufacture aurait rendu comparables les heures de travail. Le calcul avec du travail abstrait constituerait la base de la représentation mécaniste du monde. Grossmann montre en s'appuyant sur Marx que le plus souvent il ne saurait être question de division de travail dans les manufactures, mais que, en règle générale, des artisans qualifiés travaillaient réunis dans un même local. Ce n'est pas le calcul avec les heures de travail, mais l'évolution du machinisme qui aurait été la cause immédiate de la mécanique scientifique. Cette genèse remonte sans doute à la Renaissance et a très peu à faire avec les manufactures qui ont été finalement refoulées par l'industrie des machines.

Alors que Borkenau, lorsqu'il vient à parler du conditionnement social des philosophes et des savants, remonte surtout aux batailles des partis politiques, Grossmann ne voit dans les partis qu'un facteur de l'ensemble de la situation complexe, à partir de laquelle s'explique le mouvement des idées modernes. Une théorie suffisante de l'évolution de la pensée moderne implique qu'on tienne compte de la totalité des forces sociales.

Social origins of mechanistic thought.

Franz Borkenau's book „The Transition from Feudal to Modern Thought" („Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild"), serves as background for Grossmann's study. The objective of this book was to

trace the sociological origins of the mechanistic categories of modern thought as developed in the philosophy of Descartes and his successors. In the beginning of the 17th century, according to Borkenau, mechanistic thinking triumphed over mediaeval philosophy which emphasized qualitative, not quantitative considerations. This transition from mediaeval and feudal methods of thought to modern principles is the general theme of Borkenau's book, and is traced to the social changes of this time. According to this work, the essential economic change that marked the transition from mediaeval to modern times was the destruction of the handicraft system and the organization of labor under one roof and under one management. The roots of the change in thought are to be sought here. With the dismemberment of the handicraft system and the division of labor into relatively unskilled, uniform, and therefore comparable activities, the conception of abstract homogeneous social labor arises. The division of the labor process into simple, repeated movements permits a comparison of hours of labor. Calculation with such abstract social unities, according to Borkenau, was the source from which modern mechanistic thinking in general derived its origin.

Grossmann, although he considers Borkenau's work a valuable and important contribution, does not believe that the author has achieved his purpose. First of all, he contends that the period that Borkenau describes as the period of the triumph of modern thought over mediaeval should not be placed at the beginning of the 17th century, but in the Renaissance, and that not Descartes and Hobbes but Leonardo da Vinci was the initiator of modern thought. Leonardo's theories, evolved from a study of machines, were the source of the mechanistic categories that culminated in modern thought.

If Borkenau's conception as to the historical origin of these categories is incorrect in regard to time, Grossman claims it follows that it is incorrect also in regard to the social sources to which it is ascribed. In the beginning, the factory system did not involve a division of labor into comparable homogeneous processes, but in general only united skilled handicraftsmen under one roof. The development of machinery, not the calculation with abstract hours of labor, is the immediate source of modern scientific mechanics. This goes back to the Renaissance and has relatively little to do with the original factory system that was finally superseded by the Industrial Revolution.

While Borkenau, in tracing the social background of the thought of the period, relies chiefly on the conflicts and strife of political parties, Grossmann regards this as one element only in the formation of the general social situation, which in its entirety and in the interaction of its elements explains the development of modern thought.

Collective Autism as a Consequence of Culture Contact: Notes on Religious Training and the Peyote Cult at Taos.

By
Harold D. Lasswell.

The carriers of one culture may be deprived or indulged in consequence of their contact with the carriers of another culture. Deprivations may take the form of inflicted loss, threatened loss, or denied advantage. Thus the participants in one culture may be decimated by violence, intimidated by a show of strength, or disillusioned about the possibility of enlarging their fields and gardens.

Students of personality have long been interested in the intensive study of persons who respond smoothly, or with marked difficulty, to the vicissitudes of life. They have sought to understand why certain individuals are able, with a minimum of disorganisation, to endure the loss of a loved one, the threatened loss of expected income, or frustrated hopes for personal advancement.

Students of collective processes have good reason to be interested in the contact of carriers of different cultures, especially when the contact inflicts deprivations upon those who are identified with the symbols and practices of one of the cultures. Sometimes the carriers of the culture which is blocked are able to adapt to changed circumstances with comparative smoothness. Such instances are of special importance to political thinkers whose principal preoccupation is with the fundamental conditions of orderly change. Following the terminology of Michels, Mosca, Pareto, and others, it is becoming customary to say that stability depends upon a body of symbols and practices sustaining an élite which is enabled to recruit itself with a minimum of dissent.

Since the typical contemporary problem is how to maintain authority in a shifting environment, one may hope that something pertinent is to be learned by the direct examination of communities which have maintained themselves despite drastic changes in the setting in which they operate. What symbols and practices have contributed to their stable adjustment to crises? If they have been frustrated by contact with the bearers of a culture of superior fighting effectiveness, what patterns have predisposed them to

weather the crisis with a minimum of cultural and personal disorganization ?

Clearly the expansion of European civilization has left in its wake a broad wave of cultural crises whose varied outcomes afford us examples of cultural adaption as well as cultural collapse. In part the fate of any culture depends upon the nature of the changes which are made in the environment of those who share it ; in part it depends upon the patterns of the culture itself. The student of order is bound to be interested in the nature of the environmental changes which foster crisis, and in the patterns which favor the resolution of stress in a manner consistent with individuality, unity and strength.

For the investigator of crisis-resolving capacity the North American Indians who are situated along the Rio Grande river offer a promising field of inquiry. These Indians have been in contact with Spaniards, Mexicans and Americans since the sixteenth century, and they have persisted in rather constant numbers, and with ceremonial vigor and cultural unity, to this day. Notable among the survivors is the pueblo of Taos, the largest of the seven pueblos north of Santa Fe, and situated farthest north (52 miles). In 1934 the population was 745. The official estimate of individual property was $ 210.97 per capita, which was the third largest among the northern pueblos. San Ildefonso was the richest with $ 235.45 ; San Juan was poorest with $ 118.00.

No objective index can be given of ceremonial vigor or political unity. We do not know the pueblos well enough to say how many hours per capita per year are spent on ceremony. But all observers are agreed that Taos, Tesuque, and Picuris are especially tenacious of their ceremonies. Although the recent introduction of the peyote cult has created internal difficulties, Taos is said by all observers to be far less torn by factions than communities like Santa Clara or San Ildefonso.

One indication of the integrity of Taos is the small number of „mixed bloods“ who are recorded on the government census. Only 2 % are „mixed bloods“, which means that it is far less mixed than any pueblo except Tesuque. Nambe, the most mixed, has 16.5 % „mixed bloods“.

Since these data are in many ways unsatisfactory as an index of the intensity of contact, an index of „Mixed Residence and Relationship“ was compiled. The idea was to show what proportion of the resident population originated outside the pueblo, or is married or related to individuals originating outside the pueblo. The degree of recorded relationship is son, daughter, grandson, or granddaughter.

MIXED RESIDENCE AND RELATIONSHIP INDEX
FOR PUEBLOS NORTH OF SANTA FE.

Pueblo	Number of residents[1])	% from outside pueblo, or married or related to those from outside
Nambe	126	.42
San Ildefonso	113	.26
San Juan[2])	551	.26
Santa Clara	396	.23
Picuris	113	.19
Tesuque	122	.14
Taos[3])	726	.03

This index confirms the impression given by the „mixed blood" ranking of Taos and Tesuque in relation to the other pueblos, and it emphasizes the relative isolation of Taos from profound outside contacts.

Such data confirm the importance of Taos for the student of social stability, particularly since there is no reason to believe that Taos has been subjected to less interference than some of the other villages. This cannot be affirmed with impunity, however, until research has arrived at dependable ways of describing changes in the environment of these communities.

Not only the problem of smooth adjustment to frustration has attracted the attention of intensive students of personality. They have also sought to explain the particular form of response to indulgence or deprivation. Schematizing one aspect of the matter very broadly, we may say that persons who are deprived may develop substitutive reactions which emphasize internalization or externalization. An act is externalized to the extent that it implicates the immediate personal environment in its completion. If a person loses a loved one, he may tend to withdraw from contact with the personal environment, or he may tend to intensify his contact with it. In the former case, he may concentrate destructive or libidinal impulses upon himself to such an extent that suicide or withdrawal into narcissictic fantasy is the result.

A further sub-division is serviceable for many purposes[4]).

---

1) Census roll corrected by inquiry.
2) First 141 names on census used in sample.
3) First 148 names on census used in sample.
4) See my „Psychopathology and Politics", Chicago 1930, p. 225.

Responses to deprivation may be relatively concentrated as object orientations, adjustive thought, autistic reactions, or somatic reactions. In barest outline, we may find that a man who loses his wife takes another wife, writes a book that eventually sells, retires into depressed moods and suicidal reverie, or develops gastric ulcer.

Students of culture may profitably employ the same mode of analyzing the form of adjustment to culture contact. We should expect to find cultural differences in response to deprivation in reference to collective object orientation, adjustive thought, autistic reaction, and somatic reaction. Putting the matter in terms of general possibility, we might find that in some instances the carriers of a blocked culture pattern might adhere tenaciously to an inferior fighting technique, provoking extermination. In other instances a superior fighting technique might be copied, though provocatively and unsuccessfully applied. Often the technique of manipulating goods might be taken over : thus the carriers of a culture might drop their methods of agriculture in favor of new methods of agriculture, handicraft or trade. If literacy is added to the stock of cultural technique, individual study, reflection and planning will grow more frequent. This adjustment is in the sphere of adjustive thought, which is an internalized act that is adjudged to be relevant to an object orientation in some future situation.

If collective reactions are concentrated in the autistic panel, we should expect to find more frequent moods of anxiety (associated with other affective states), and more frequent reveries of unworthiness, grandiosity and the like. If collective reactions are concentrated in the somatic panel, we should expect more gastro-intestinal trouble, more functional impotence or sterility, more damaging of the integrity of physical systems through the excessive use of drugs or through direct suicidal aggression. In many cases there would be more physical movements according to patterns which do not directly modify the physical environment or the personal environment of the community. Hence we would find more time spent on ceremonial or social dancing in relation to the time spent on the cultivation of crops, or in fighting or bargaining with outsiders.

The foregoing list of suggestions is by no means exhaustive, and no attempt will be made here to indicate from existing ethnological reports where substitutive reactions of the specified sort have been noted. No doubt the factional disputes and the sexual difficulties which harass many communities represent substitutions

of one set of objects near at hand for orientations toward external and inaccessible objects[1]).

When an act conforms to culture it is conduct; otherwise it is behavior. An act conforms to the culture (during a specified period of time) if it conforms to the identifications and expectations of most of the members of the community, and if it usually occurs as anticipated. An observer must decide whether an act is conduct or behavior by ascertaining the frequency of avowals and occurrences. When we inquire if a man is expected to commit suicide when his wife dies in childbirth, our informants will make certain avowals. If nine out of ten of them agree, we would be disposed to classify the act as a pattern of the particular culture in question. This would be subject to the possibility that our informants were unrepresentative of the culture or that they were deceiving us. It would still be necessary to seek for occurrences of the phenomenon in question. If we found that the husband committed suicide in nine out of ten cases in which such was expected, we would have no more doubts about classifying the act as a culture pattern. It is evident that there is every conceivable degree of gradation in a scale of avowal and occurrence; and that the degree should be indicated in precise field reporting.

The data which are given here about the pueblo of Taos suffer from some of the usual limitations which hamper field work among simpler people. Observations taken directly or by means of secondary historical sources are not available for protracted periods of time. Field work is also hampered at Taos by the malignancy of the community toward anyone suspected of betraying secrets to the white man. Hence few informants could be used, and the results are thus provisional.

Even in the present form, however, the data bear directly on the nature of response to restrictive culture contact. Young men from Taos who visited among the plains Indians of Oklahoma (about 1909-10) were invited to eat peyote, and some of them introduced the practice at Taos. The principal carrier of the new trait was Antonio Gomez, now deceased. The cult spread slowly at Taos, and was accompanied by some factional struggles. I obtained a list of 102 adults who are said to use peyote at Taos. Some of the anti-peyote Indians minimize these figures, declaring that no more than 30 people can be considered true devotees of peyote. Just how much participation in peyote ceremonies is regarded by different informants as justifying 102 or 30 is uncer-

---

1) For some implications see my „World Politics and Personal Insecurity", New York 1935.

tain. In any case it is clear that the cult has preserved its vitality, although it has spread slowly.

If our present ideas of pueblo Indian culture are correct, the spread of peyote is an instance of the taking over of a trait which is seemingly inconsistent with the basic features of a culture. For pueblo culture, as Ruth Benedict has brilliantly shown in a recent book[1]), is „Apollonian", not „Dionysian", for it cultivates moderation in the lives of those who grow up in it. There is no emphasis upon frenzy, exaltation, dissociation, but upon matter-of factness. The use of drugs as a means of partial dissociation is therefore alien to the type of subjective event which is fostered in pueblo life. Hence the peyote cult, which induces visions by means of the special properties of a Mexican cactus, is inconsistent with pueblo culture. Among the plains Indians like the Winnebago, on the other hand, the peyote cult is deeply imbedded within the whole fabric[2]).

A cardinal feature of the peyote cult is the vision, and this is also alien to pueblo Indian culture. The plains Indians are well known to place great value on an intimate experience which links the individual with a source of power. This cultivation of the dream is an encouragement of autism which is missing from the pueblo way of life.

The vision which accompanies the use of the drug among the plains Indians has often been described. In general, the person dreams of concrete personal achievement, although symbols of a more mystical character may emerge. There are infrequent linkages with dreams of an imperialistic nature in which the dominion of the white man is overthrown. The tangible and individualistic quality of the typical vision is not wholly consonant with the collectivistic traits of pueblo life. Are visions of the individualistic pattern predominant at Taos ? To this question the answer seems to be in the affirmative. Typical visions show the individual as a successful hunter, farmer, trader, orator, lover.

In the course of our study of Taos, the hypothesis formed that the spread of the peyote cult signified an autistic reaction to culture blocking. But an important body of knowledge about Taos was unreported in the literature. It has long been known in a general way that Taos has a system of religious instruction for boys, but the details are nowhere described. Were we to investigate the system of religious training, would we discover that the symbols and prac-

---

1) Ruth Benedict, Patterns of Culture. Boston and New York 1934, Chapter IV.

2) See Paul Radin, „A Sketch of the Peyote Cult of the Winnebago : A Study in Borrowing", Journal of Religious Psychology, 7 (1914) : 1-22.

tices there employed were consistent with the general picture of pueblo culture now accepted? Or would we uncover traits which would necessitate some revision of our ideas about the connection between Taos and pueblo patterns? Clearly our interpretation of the significance of the peyote cult would depend upon the understanding of religious myth and indoctrinating practice.

My information is that there are six[1]) ceremonial houses („kivas") at Taos which are used by fourteen ceremonial societies. The following is the list of kiva societies and an estimate of membership (which is male)[2]):

North („Male People")

1 kiva	a.	Ear-ring People..................	25
	b.	Feather People Elder............	15
	c.	Ear-ring special[3]) People.........	6
2 kiva	a.	Feather People	30
	b.	Parrot (?) Feather People........	10
3 kiva	a.	Day People	10
	b.	White Mountain People..........	10
			106

South („Female People")

1 kiva	a.	Water People...................	30
	b.	Lightening People...............	15
	c.	Water People special[4]) People....	10
2 kiva	a.	Elders People...................	25
	b.	Sataina[5]) People................	12
3 kiva	a.	Knife People	30
	b.	Raining People	15
			137

This list is consistent with, and deviated from, some of the previously reported lists. The Feather People are reported on the south and not the north side by Curtis. „Day" and „White Mountain" directly correspond to „Day" and „Mountain White"

---

[1]) The seventh kiva reported by Curtis has not been confirmed. See E. S. Curtis, The North American Indian, Vol. XVI, p. 47.

[2]) The walled village of Taos is composed of two large compound houses which are situated respectively on the north and south banks of the Taos river, which is a small tributary of the Rio Grande close by.

[3]) My informants could not translate the word and we agreed to call it „special" for purposes of communication.

[4]) The same word was used and the same convention agreed upon.

[5]) We could not agree upon a translation.

of Curtis. „Knife“ and „Raining“ may correspond to „Flint“ and „Water Drip (this is, dew) People“. „Water“, „Parrot“, and „Ear-ring“ are, no doubt, „Water“, „Parrot“ and „Seashell Big (this is, abalone) People“. My informants favored the expression „Elders“ or „Grandparents“ for one of the influential groups.

It is worth noticing that Bandelier found at „Taos, thirteen gentes. I obtained translation of but six of them which are : the bead, water, axe, feather, sun, and knife clans“[1]). I suggest that the six principal kiva societies reported by Curtis are probably the same : Water (also Water in the Bandelier list), Feather (also Feather), Big Axe (Axe), Seashell (Bead), Flint (Knife), Day (Sun). My list includes six „People“ who were named first at each kiva : Ear-ring (Bead of Bandelier), Feather (also Feather), Day (Sun), Water (also Water), Elders (perhaps Axe ?), and Knife (Flint).

Each kiva society has a head and an assistant head. My information is that the headship is not hereditary.

There is some functional specialization among the ceremonial societies. Although the heads of each society are supposed to have equal status, certain special prerogatives are exercised by the heads of certain groups. This applies to the heads of the Ear-ring People, the Water People, the Elders People, and the two Special societies.

The heads of the Ear-ring People and the Water People have special privileges in elections. The pueblo has one cacique, whose position is hereditary by the male line, and who also has certain prerogatives to be discussed.

Pueblo officers are named by a council which is summoned by the cacique, and made up of the heads of the kiva societies and the ex-governors. The four most important posts (governor, lieutenant governor, war captain, lieutenant war captain) are chosen by a formal vote of this body, and considered one at a time.

For these four offices, nominations are made as follows : for each office, a nomination is made by the cacique, another nomination by the head of the Ear-ring People, and a third nomination by the head of the Water People. This procedure is consistent with the early, though ambiguous information procured by Miller[2]).

---

[1]) Papers of the Archeological Institute of America. American Series. Final Report of Investigations Among the Indians of the Southwestern United States, Carried on Mainly in the Years from 1880 to 1885. Part I (Cambridge 1890) p. 273.

[2]) „Three chiefs, whose influence is greater than that of the others, play an important part in the election of the village officers. Two men are proposed by them for governor, and the other chiefs vote for one of the two whom they prefer. The cacique counts the votes“. Merton Leland Miller, A Preliminary Study of the Pueblo of Taos, New Mexico, University of Chicago, Chicago 1898, pp. 33-34.

Recently it was reported by E. S. Curtis that the Tewa system of equal partition of the secular officers was followed. See „The North American Indian“, 1926, Vol. XVI.

The ten assistants of the governor and the ten assistants of the war captain are accepted without formal vote by the council. When the slate has been picked by the council, the men of Taos are summoned to a solemn council, which they attend in breachclout and blanket. Here the nominations are read by the cacique, and formally ratified. The newly elected governor and lieutenant governor meet the following day and take a special oath to abide by the laws of New Mexico, and receive certificates from the district court of Taos county. Meanwhile the cacique solemnly invests the war captain and the lieutenant war captain.

The functional specialization of the heads of the Ear-ring and the Water Peoples with reference to the naming of pueblo officers is outmatched by the religious privileges of the head of the Elders People. He is said to be the court of last instance for the settlement of religious controversies, such as those concerning the ownership of a dance by a particular ceremonial society. He summons his council, and then makes the decision. It was expressly stated that the cacique is not considered to have the same degree of religious authority as the head of the Elders People society, and that, indeed, „the cacique is not very important religiously"[1]).

The heads of the Ear-ring and the Water Peoples are supposed to exercise some special influence over the conduct of religious training. My information is that there is a ten year cycle of religious training. Two kiva societies do not conduct religious training, and paradoxically enough, these two societies seem to exercise important functions, for they preside over the periode of „quiet" in December — January, and direct the harvesting of ceremonially important crops (like corn). These societies are the Ear-ring People special and the Water People special.

The remaining twelve societies are fit into a ten year cycle by arranging for two of the societies to share years. The cycle is :

1934	Elders, Sataina	F
1935	Feather	M
1936	Knife	F
1937	Parrot Feather	M
1938	Lightning....................	F
1939	Ear-ring	M

p. 45. A check of the affiliations of the governor, lieutenant governor, war captain, and lieutenant war captain fort the last ten years shows definitely that the Tewa system is not followed, corroborating the early report.

[1]) According to local mythology the Feather People were the first to reach the Rio Grande. They are said to have taught the sacred language to the others. But no prerogatives growing from this distinguished role are known.

1940	Raining	F
1941	Day, White Mountain	M
1942	Water	F
1943	Feather People Elder	M
1944	Elders, Sataina	F

It will be noticed that societies from the male and female sides alternate. When the female societies are in charge of religious training, the training begins March 8 or 9. When the male societies are in charge, the dates are February 8 or 10. The period of religious training is divided in three sub-divisions, and new pupils may enter at the beginning of each. The second period for both male and female societies is the 4th or 5th of October, and the third period overlaps the first period of a new society, lasting from February or March until the last of August. The result of this system is that some pupils will have half a year, some a year, and some a year and a half of religious training.

During the first 30 or 34 days all members of the kiva society which is in control of religious training live in the kiva. Two persons are appointed from other kiva societies on the same side (Male, Female) to look after the food, fires, and bathing of the children. Two others are named to help with instruction. They sit at the center of the kiva. The child who is not being taught retires to the circumference of the kiva. Most attention is bestowed on bright pupils.

The first two weeks are devoted to the sacred corn language. The last two weeks are occupied with songs. At the end of the period, all concerned retire to the hills where they are joined by the members of all other kiva societies on their side, with the exception of the Ear-ring People special, or the Water People special. A girl who has not menstruated is chosen every year to participate in these ceremonies. After this she is treated as an adult. (In general, girls are not trained ceremonially. There is a four day retirement at menstruation when the girl is attended by the oldest female relative, and a tepee is constructed above the room in which the retreat is conducted.)

The lead in arranging for the ceremony in the hills is taken by the Water People on the Female Side, and by the Ear-ring People on the Male Side. The officers of these two societies are expected to keep an especially watchful eye on the conduct of all religious training, and to bring delinquencies to the attention of the officers of the proper kiva society.

The exercises in the hills serve as examinations, since the pupils display their new knowledge, prompted by their instructors.

After the retreat to the hills, the pupils no longer spend their time in the kiva, but they return there to sleep. A man is appointed by the kiva society to supervise the training during the remaining months. This man is able to continue with his everyday occupations, but he joins the boys in the evening at the kiva.

During the first period, pupils are subjected to many restrictions. They are not to tarry in the village, but to move singly from the kiva to the hills and back again to the kiva, coming together when they are out of sight of the people. Their clothes are to be Indian and not White ; hence blankets display no bright colors. The hair is permitted to grow long and tied behind (at the end of the training period, the hair is tied in braids). The eyebrows are permitted to grow, but at the end of the entire religious training periode they are pulled out, and kept down ever afterwards.

Pupils are supposed to eat Indian, that is to say, non-White foods. Hence they can eat corn, but not wheat, since wheat was introduced by the white man. At first pupils are forbidden the use of knife, bow and arrow, and they cannot ride a horse. It is against the rules to hunt, to work on communal or private projects.

Pupils may not enter into the amusements of the rest of the community (like shinny and other Indian games). Dancing and singing for pleasure is forbidden, and no sexual relations are maintained.

The days are spent in the hills, where the group may practice making sacred pictures, or play amicably together. They are supposed to be back in the kiva by sundown.

During the second period of training, restrictions are less severe. The boys may now use knife, bow and arrow. They may work in cornfields, but not in wheat fields ; they may carry wood on their backs, but not on a horse.

Five days after the October ceremony, the pupils start running at night. A boy is expected to run one or two miles away from the pueblo toward the east on the first night, north on the second, west on the third, south on the fourth, and east on the fifth, and to rest for five nights before starting the cycle again.

During the third period, the pupils may use horses and rifles, and they may hunt and work (except they must abstain from community work). They are also permitted to come to the kiva after sundown.

The symbols in the name of which these several restrictions and impositions are justified constitute the central ideology of Taos. The purpose of this period of religious training is said to be to benefit the whole community by establishing a claim on the sun through sacrifice. The sun is believed to perform difficult labor

when it drags itself across the sky, warming the earth, stimulating the life of plants animals, and man. The sun might get tired and negligent unless men inconvenienced themselves and showed their willingness to sacrifice. Hence the efficacy of the limitations and compulsions which constitute the practices of Indian religion.

It is worth underlining the fact that the starting point of this series of ideas is the expectation that the personified sun might fail to assert itself. This underlying uncertainty about the benevolence of the world in relation to the desires of man is alternately cultivated and abolished. These collective representations are available targets for the displacement of uncertainties which are generated in the whole process of growing up. They are equally available for the displacement of the hopes which arise in the same process.

The exposure of children and young people to the formula of possible malevolence or indifference which necessitates sacrifice may be expected to generate certain characteristic psychological formations. Assertive impulses during childhood, juvenility, and adolescence are held in check in any human situation. In this particular culture, where the possible malevolence or indifference of the sun is the cardinal tenet, persons are encouraged to deal with their own assertive impulses by projecting them upon the sun itself, hence emphasizing the dangers and uncertainties which beset the future unless suffering is endured. Participants in the culture are thus made receptive toward alien beliefs and customs which rest upon the assumption of malevolence, or toward the selective elaboration of similar symbols and practices within the culture.

It is caracteristic of the central myth that it conceives the relationship of the sun and the community in collectivistic terms. The sun and the community as a whole are interrelated; the connection between the sun and the individual is incidental. Sacrifices are a part of the burden which is essential to preserve the life of the community, rather than power quests for resplendent individual careers. The person gains no special advantage himself which is separable from the total body of values which accrues to the community.

The central myth of Taos is comparatively unelaborated. During the religious training the pupil is not exposed to stores of symbolic tradition which are comparable with those known to be available in many other cultures. Training is essentially nonverbal. Religious training possesses significance as a whole, but in detail the experience is poor in appeals to fantasy.

The cultivation of private reverie life is practically unheard of. The boy learns his lessons or plays about in the hills with his compan-

ions (and the lessons cease to matter much after the first month). No great value is put upon the composition of original songs, stories, drawings or dreams. There is no quest for an intense personal contact with the primal source of power.

Clearly the pattern of Taos culture which is disclosed in the religious training system is consistent with the basic features of pueblo life. Hence the peculiarities of the peyote cult are all the more sharply emphasized. The use of peyote inaugurates a novelty at Taos. The cult increases the number of autistic events in the lives of the inhabitants of Taos. The scope of fantasy and of individuality have been widened through the gradual adoption of the cult.

Under what circumstances do collective autisms occur in consequence of culture contact? What are the features of the Taos situation which bear on a general theory of such adaptions[1])?

Taos is in close proximity to more autistic, Dionysian, and individualistic cultures. This applies both to White civilization and to plains Indian culture, both of which have restricted the scope of Taos[2]). The example of plains Indian and of White assertiveness has constantly provoked self-assertiveness at Taos. Our survey of religious training has shown how deeply submerged are the self-assertive tendencies of those who grow up in this collectivistic society. This enables us to see the severity of the stress which may be generated in the personality of a pueblo Indian by provocations to self-assertion. His culture has disciplined him to project assertive impulses upon the environment, and to obviate the resulting uncertainties of the environment by observances which involve personal effort, discomfort, or even suffering.

The peyote cult ameliorates the intense collectivism of the pueblo pattern, but it does so in a context of symbols and practices which fit neatly into the pueblo pattern. The peyote cult is firmly identified with Indian symbols. It is championed as an Indian religion. Devotees argue that Catholicism was accepted without forcing the abandonment of the native Indian religion, and that this peyote religion is a much less serious break with Indian custom.

Peyote is usually eaten in common, although some is consumed privately. The reveries and visions which are privately enjoyed in a mild state of dissociation are initiated and terminated in the

---

[1]) The data are too meagre to justify the statement that collective autisms are relatively more or less significant than other forms of collective reactions at Taos during the same period.

[2]) The historical background is given in the article on Taos in volume II of the „Handbook of the American Indian“, 1910.

company of others, which is congenial to the collectivism of Taos.

To some extent the use of the new drug is connected with suffering, since the participant in a ceremony is required to assume an extremely, uncomfortable position which becomes very painful for a beginner[1]). The first use of the drug is frequently accompanied by illness. It is not possible to judge from available data the extent to which this is a simple physiological result, and the extent to which it is attributed to mechanisms of somatic conversion. It is reasonable to expect that surges of individualistic revery would intensify impulses toward expiatory suffering in the personalities of those brought up according to the patterns of Taos. Hence the association of the use of peyote with discomfort tends to assuage the super-ego (conscience).

Concessions to individualism have proceeded, therefore, within the patterns which are closely adapted to the indigenous pueblo culture. Such mild adaptions as those just described are not to be anticipated where an entire culture is threatened with humiliation or extinction. We should expect to find that Taos has been subjected to comparatively few gross external interferences in recent times, so that stresses arising from changes in the environment have been permitted to develop over long intervals of time. Our knowledge of the history of Taos corroborates this supposition[2]).

Quite apart from gross external restrictions, the contradictions within a given culture may coincide and create acute insecurity. Our records of Taos culture are not sufficiently full to enable us to follow the inner dialectic of development[3]).

The general conclusion is that we have to do with a situation in which a collectivistic, Apollonian, and formalized culture subjected to restriction by individualistic, Dionysian and autistic cultures, has responded by increased collective autism. The autistic reveries have been individualistically toned, and the dissociated states associated with them have been Dionysian. These adjustments have developed gradually, since the culture has been

---

[1]) A good description of peyote gatherings has been published by Curtis in the book previously cited.

[2]) See the article on „Taos" in the „Handbook" as cited.

[3]) My tentative interpretation of the circumstances affecting receptivity to the introduction of peyote is : About the turn of the last century Taos began to expand in numbers, and hence to resent the presence of white „squatters" on territory which the community claimed. The pueblo began to assert itself against these white settlers, and this led to a display of force by territorial troops in May, 1910 (there was no bloodshed). Apparently the sequence was : A sense of increasing strength fostered more imperative demands for the removal of obstacles ; this provoked the re-imposition of deprivations by the outside world ; the resulting insecurities favored the substitutive incorporation of the autistic pattern.

free from gross external interference, and, so far as is known, from acute internal contradictions. It should be borne in mind that increased collective autism will no doubt be found connected with quite different cultural processes. Probably instances will be found in which collective autism is a means of ameliorating individualistic rather than collectivistic impulses.

Viewing the data from Taos in developmental[1]) perspective, it is clear that we have to do with an incident in the world struggle for the survival of collectivistic and individualistic patterns. Having been blocked by individualistic cultures of superior fighting technique, Taos has been proceeding gradually and smoothly toward the incorporation of individualistic traits. It is probably safe to say that Taos can only be diverted from the abandonment of collectivism (in the long run) by coming in contact with powerful collectivistic neighbours, who will deal benevolently with it[2]).

Kollektiver Autismus als Folge des Aufeinandertreffens verschiedener Kulturen.

Der Aufsatz behandelt das Problem der sozialpsychologischen Folgen, wenn der Zusammenstoss zweier Kulturen eine Verarmung der einen Kultur mit sich bringt. Die nordamerikanischen Indianer bieten ein gutes Beispiel zum Studium dieses Problems und unter ihnen besonders die Taosindianer, die trotz der Berührung mit fremden Kulturen verhältnismässig wenig Mischehen aufweisen. Der Verfasser sieht als die Hauptmöglichkeiten der Reaktion auf eine kulturelle Verarmung an : neue Objektbeziehungen, Anpassung des Denkens, autistische und körperliche Reaktionen. Der Peyote-Kult der ungefähr 1909-10 in Taos eingeführt wurde, wird als eine typisch autistische Reaktion aufgefasst und erklärt. Während im allgemeinen die Kultur der Pueblo-Indianer auf Mässigung und Sachlichkeit aufgebaut ist, ruft der berauschende Genuss des mexikanischen Kaktus, der im Mittelpunkt des Peyote-Kults steht, Visionen hervor, die einen Widerspruch zur traditionellen psychischen Haltung der Pueblo-Indianer bilden. Verfasser schildert die wichtigsten Züge der Clan-Organisation und der religiösen Erziehung, wie sie sich aus seinen Erfahrungen und Beobachtungen in Taos ergeben haben. Die individualistischen Strebungen werden in der Pueblo-Erziehung unterdrückt, beziehungsweise auf die Gemeinschaft projiziert. Der Zusammenstoss mit individualistischen Kulturen, wie die der Nomaden-Indianer, der Mexikaner und Amerikaner, bedeutet deshalb eine schwer zu bewältigende Aufgabe für die Mitglieder

[1]) See the discussion of the configurative method in chapter I of my „World Politics and Personal Insecurity".

[2]) I regret that it is not expedient to name those who have been of aid. It is possible, however, to acknowledge the cooperation of the Hon. John Collier, U. S. Commissioner of Indian Affairs, and of Superintendent Chester E. Faris.

des Pueblo. Der Peyote-Kult mildert den intensiven Kollektivismus der Pueblo-Kultur und erleichtert damit dem Individuum die Auseinandersetzung mit den fremden Kulturen. Er kann diese Aufgabe besonders gut erfüllen, weil er als indianische Religion gilt und so keinen Widerspruch mit indianischen Gebräuchen darstellt. Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass in einer Situation, in der eine apollinisch-kollektivistische Kultur auf eine dionysisch-individualistische auftrifft und durch sie eingeschränkt wird, die erstere durch eine Verstärkung des kollektiven Autismus reagiert.

L'autisme collectif comme conséquence du heurt de cultures différentes.

L'article étudie le problème des conséquences psychologiques et sociales du choc de deux cultures, lorsque ce choc amène un appauvrissement de l'une d'elles. Les Indiens de l'Amérique du nord offrent un exemple favorable à l'étude de ce problème et, parmi eux particulièrement les Indiens du Taos qui, en dépit du contact avec les cultures étrangères, ont peu connu de mariages „mixtes". L'auteur considère comme principales réactions possibles à un appauvrissement culturel les réactions suivantes : nouveaux rapports d'objets, adaptation de la pensée, réaction autistique et corporelle. Le culte du peyote qui a été introduit dans le Taos vers 1909-10 est conçu et expliqué comme une réaction typiquement autistique. Alors que, en général, la culture des Indiens pueblos est fondée sur la mesure et l'objectivité, dans le culte du peyote on utilise avant tout le cactus mexicain qui enivre et amène des visions qui sont en opposition avec l'attitude psychique traditionnelle des Indiens pueblos. L'auteur décrit les traits les plus importants de l'organisation de clans et de l'éducation religieuse telles qu'elles lui sont apparues au cours de ses expériences et observations dans le Taos. Les tendances individualistes sont réprimées dans l'éducation pueblo ou projetées sur la communauté. Aussi le choc avec une culture individualiste comme celle des Indiens nomades, des Mexicains et des Américains, impose au membre de la communauté pueblo une tâche difficile à accomplir. Le culte du peyote facilite à l'individu une explication avec les cultures étrangères. Il joue ce rôle tout particulièrement parce qu'il passe pour une religion indienne et ne présente pas de contradiction avec les coutumes indiennes. L'auteur arrive à la conclusion que, dans le cas où une culture apollinienne-collective se heurte à une culture dyonisienne-individualiste et se trouve refoulée par elle, la première réagit par un renforcement de l'autisme collectif. Les transformations dans le Taos sont un exemple des relations entre culture collective et culture individualiste et les échanges se terminent en ce cas par l'adaptation de traits individualistes par la culture collectiviste dominée.

Probleme der Sprachsoziologie.

Ein Sammelreferat
von
Walter Benjamin.

Ist von der Sprachsoziologie als einem Grenzgebiet die Rede, so denkt man zunächst wohl nur an ein Gebiet, das jenen Wissenschaften gemeinsam ist, an die das Wort unmittelbar erinnert : der Sprachwissenschaft und der Soziologie. Tritt man dem Problemkreis näher, ergibt sich, dass er auf eine ganze Anzahl anderer Disziplinen übergreift. Um hier nur solche Fragen zu erwähnen, die die Forschung letzthin besonders beschäftigt haben und daher Gegenstand des folgenden Berichts sind, so gehört die Einwirkung der Sprachgemeinschaft auf die Sprache des Einzelnen als Kernproblem der Kinderpsychologie an ; die immer noch zur Verhandlung stehende Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken ist, wie sich zeigen wird, ohne die Materialien der Tierpsychologie kaum in Angriff zu nehmen ; die neuen Auseinandersetzungen über Hand- und Lautsprache sind der Ethnologie verpflichtet ; und endlich hat die Psychopathologie mit der Lehre von der Aphasie, der schon Bergson weittragende Aufschlüsse abzugewinnen suchte, auf Fragen, die für die Sprachsoziologie von Bedeutung sind, Licht geworfen.

Am ungezwungensten und sinnfälligsten berühren die Kardinalprobleme der Sprachwissenschaft so gut wie der Soziologie einander in der Frage nach dem Ursprung der Sprache. Und unbeschadet der methodischen Vorbehalte, welche vielfach ihr gegenüber erhoben werden, konvergieren in diesem Punkt zahlreiche ihrer wichtigsten Untersuchungen. Zumindest wird sich diese Fragestellung als Fluchtpunkt erweisen, auf den die verschiedensten Theorien sich ungezwungen ausrichten lassen. Zunächst ein Wort über die Vorbehalte. Wir entnehmen es dem Standardwerk von Henri Delacroix „Le langage et la pensée", das eine Art Enzyklopädie der allgemeinen Sprachpsychologie darstellt. „Ursprünge pflegen, wie man weiss, im Dunkel zu liegen... Die Sprachgeschichte führt nicht zu den Ursprüngen zurück, da Sprache ja die Vorbedingung der Geschichte darstellt. Die Sprachgeschichte hat es immer nur mit sehr entwickelten Sprachen zu tun, die eine gewichtige Vergangenheit, von welcher wir nichts wissen, hinter sich haben. Der Ursprung von bestimmten Sprachen ist nicht identisch mit dem Ursprung der Sprache selbst. Die ältesten bekannten Sprachen.. haben nichts Primitives. Sie zeigen uns nur die Veränderungen, denen die Sprache unterworfen ist ; wie sie entstanden ist, das lehren sie uns nicht... Die einzige Grundlage, über welche wir verfügen, ist die Analyse der Bedingungen der Möglichkeit der Sprache, sind die Gesetze sprachlichen Werdens, die Beobachtung über die Entwicklung der

Sprache... Das Problem muss also vertagt werden"[1]). An diese vorsichtigen Überlegungen schliesst der Autor ein kurzes Résumé der Konstruktionen, mit denen seit jeher die Forscher diese Kluft des Nichtbekannten zu überbrücken versucht haben. Unter diesen ist es die populärste, die ungeachtet ihrer primitiven Form, die längst der wissenschaftlichen Kritik erlag, den Zugang zu zentralen Fragen der gegenwärtigen Forschung darstellt.

„Der Mensch erfand sich selbst Sprache aus Tönen lebender Natur" sagt Herder. Und damit greift er nur auf Überlegungen des siebzehnten Jahrhunderts zurück, dessen geschichtliche Bewegtheit er als erster ahnte und das in seinen Spekulationen über die Ursprache und den Ursprung aller Sprache von Hankamer[2]) in einem beachtenswerten Werk behandelt wurde. Man braucht nur Gryphius und die anderen Schlesier, Harsdoerffer, Rist und ihre Nürnberger Gefolgsleute aufzuschlagen, um zu erkennen, welche Resonnanz in jenem Zeitraum die rein phonetische Seite der Sprache gefunden hat. Von jeher ist im übrigen für jede weniger kritische Überlegung die onomatopoëtische Theorie vom Ursprung der Sprache die nächstliegende gewesen. Demgegenüber hat die wissenschaftliche Kritik die Bedeutung des onomatopoetischen Faktors wesentlich einzuschränken gesucht, ohne damit freilich in jedem Betracht schon das letzte Wort zum Ursprungsproblem überhaupt gesprochen zu haben.

Eine besondere Abhandlung ist dieser Frage unlängst von Karl Bühler gewidmet worden. Dort heisst es von der Sprache : „Herder und andere haben behauptet, dass sie ehemals dem Malen diente"[3]). Diese Behauptung hat Bühler zu seinem Gegenstand gemacht und sich bemüht, diejenigen Umstände aufzuweisen, die den gelegentlichen onomatopoetischen Anwandlungen der Sprachen einen gewichtigen Riegel vorschoben. Wenn er dabei im Vorübergehen auf sprachgeschichtliche Tatsachen verweist und Lazarus Geigers Behauptung aufnimmt, dass die Sprache „erst in ziemlich späten Schichten einer gewissen Neigung, den Objekten schildernd nahezutreten"[4]) überführt werden kann, so ist Bühlers Beweisführung doch vor allem systematischer Art. Es kommt ihm nicht in den Sinn, die onomatopoetischen Möglichkeiten der menschlichen Stimme zu leugnen. Er schlägt sie vielmehr so hoch wie irgend denkbar an. Nur dass die Liste dieser Möglichkeiten ihm im ganzen als eine von „versäumten Gelegenheiten" erscheint. Die onomatopoetische Aktivität der historischen Sprache ist, wie Bühler feststellt, von einer Einwirkung auf die Totalität des Wortes verbannt. Nur an einzelnen Stellen seines Innern kann sie zum Ausdruck kommen. So heute. Und so war es auch früher : „Denken

---

[1]) Henri Delacroix, Le langage et la pensée. Paris 1930, S. 128/129.

[2]) Paul Hankamer, Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Bonn 1924.

[3]) Karl Bühler, L'onomatopée et la fonction du langage (in : Psychologie du langage. Paris 1933, S. 103) ; siehe auch : Karl Bühler, Sprachtheorie. Jena 1934, S. 195-216.

[4]) Lazarus Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868, Band I, S. 168.

wir uns links den Weg, der zur Herrschaft des onomatopoetischen Prinzips führt, rechts den zur symbolischen Repräsentation leitenden. Niemand bestreitet, dass alle bekannten Sprachen, selbst die der heutigen Pygmäen, onomatopoetische Elemente nur eben dulden. Mithin ist es durchaus unwahrscheinlich, dass man etwa eine gewisse Zeit lang die linke Strasse verfolgt habe, um dann umzukehren, so dass — wie man es nach dem Zeugnis aller bekannten Sprachen anzunehmen gezwungen wäre — die Spuren der ersten Tendenz vollkommen verwischt worden wären" [1]. So gelangt Bühler zur Ansicht, die Charles Callet in einem ansprechenden Bilde festgehalten hat : „Onomatopoetische Prägungen erklären keine einzige Sprache ; höchstens erklären sie die Empfindungsweise, den Geschmack einer Rasse oder eines Volkes... Sie finden sich in einem durchgebildeten Idiom, wie Lampions und Papierschlangen sich am Tage eines Volksfestes im Laub eines Baumes finden können" [2].

Stimulierender als die vorsichtigen Überlegungen Karl Bühlers haben auf die wissenschaftliche Debatte gewisse Varianten der onomatopoetischen Theorie gewirkt, die Lévy-Bruhl in seinen Untersuchungen zur Geisteshaltung der Primitiven zu begründen gesucht hat. Nachdrücklich verweist er auf die Drastik ihrer Sprache ; er spricht von deren zeichnerischem Habitus, auf dessen Ursprünge noch zurückzukommen sein wird. „Das Bedürfnis zeichnerischer Beschreibung kann seinen Ausdruck... in dem Verfahren finden, das die deutschen Entdeckungsreisenden das der ‚Lautbilder' nannten, das heisst in Zeichnungen und Abbildungen des Gemeinten, die mit der Stimme zustande kommen. Die Sprache der Eve, sagt Westermann, verfügt über ausserordentlich zahlreiche Mittel, einen Eindruck unmittelbar durch Töne wiederzugeben. Dieser Reichtum rührt von ihrer fast unwiderstehlichen Neigung, alles Hörbare nachzumachen. Desgleichen alles, was man sieht, und überhaupt, was wahrgenommen wird.. in erster Linie die Bewegungen. Aber diese stimmlichen Nachahmungen oder Reproduktionen, diese ‚Lautbilder' erstrecken sich ebenfalls auf Töne, Farben, Geschmackswahrnehmungen und taktische Eindrücke... Man kann hier nicht von onomatopoetischen Schöpfungen im strengen Sinn reden. Es handelt sich mehr um beschreibende Stimmgebärden" [3]. Die Auffassung der primitiven Sprachen als beschreibender Stimmgebärden eröffnet nach der Überzeugung dieses Forschers erst das Verständnis für die magischen Qualitäten, die ihr im Sinn der Primitiven eignen und deren Darlegung das Zentrum seiner Theorie der primitiven Sprachen ausmacht.

Die Lehrmeinungen Lévy-Bruhls haben weit über Frankreich hinaus gewirkt und auch in Deutschland einen Niederschlag gefunden. Es genügt, hier an die Sprachphilosophie Ernst Cassirers [4]) zu erinnern. Ihr Versuch,

[1]) Bühler, L'onomatopée, a. a. O.. S. 114.
[2]) Charles Callet, Le mystère du langage. Paris 1929, S. 115.
[3]) L. Lévy-Bruhl, Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures. Paris 1918, S. 183 ff.
[4]) Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bde. Berlin 1923/1929.

die primitiven Sprachbegriffe, statt sie der Form der logischen Begriffe zu vergleichen, vielmehr mit der Form der mythischen Begriffe zusammenzufassen, ist offenbar von Lévy-Bruhl beeinflusst. „Was beide, die mythischen und die sprachlichen Begriffe, von den logischen Begriffen unterscheidet und was sie zu einer selbständigen Gattung zusammenzulegen gestattet, das ist zunächst der Umstand, dass in ihnen beiden ein und dieselbe Richtung der geistigen Auffassung sich zu bekunden scheint, die der Richtung, in der unsere theoretische Denkbewegung läuft, entgegengesetzt ist... Hier herrscht.. statt der Erweiterung der Anschauung vielmehr deren äusserste Verengung ; statt der Ausdehnung, die sie allmählich durch immer neue Kreise des Seins hindurchführt, der Trieb zur Konzentration ; statt ihrer extensiven Verbreitung ihre intensive Zusammendrängung. In der Sammlung aller Kräfte auf einen Punkt liegt die Vorbedingung für alles mythische Denken und mythische Gestalten“ [1]). Es ist die gleiche Konzentration und Zusammendrängung, die Lévy-Bruhl veranlasst hat, den Sprachen der Primitiven einen besonderen Zug ins Konkrete zuzuschreiben. „Da hier alles in Bildbegriffen zum Ausdruck kommt,.. so muss der Wortschatz dieser ‚primitiven' Sprachen über einen Reichtum verfügen, von dem die unsrigen uns nur noch einen sehr entfernten Begriff geben“ [2]). Und wiederum die gleichen Komplexe sind es, in denen die Sprachmagie der Primitiven wurzelt, welcher Cassirer seine Aufmerksamkeit besonders zugewandt hat. „Man hat .. die mythische Auffassung als ‚komplexe' Auffassung bezeichnet, um sie durch dieses Kennzeichen von unserer theoretisch-analytischen Betrachtungsweise zu scheiden. Preuss, der diesen Ausdruck geprägt hat, weist zum Beispiel darauf hin, dass in der Mythologie der Cora-Indianer.. die Anschauung des Nachthimmels und des Taghimmels als Ganzes der Anschauung der Sonne, des Mondes und einzelner Sternbilder vorausgegangen sein müsse“ [3]). So Cassirer ; so aber auch Lévy-Bruhl, der in der gleichen Richtung weitergeht und von der Welt des Primitiven sagt, sie kenne keine Wahrnehmung, „die nicht in einem mystischen Komplex begriffen sei ; kein Phänomen, das nur ein Phänomen, kein Zeichen, das nur Zeichen sei ; wie könnte ein Wort nichts als ein Wort sein ? Jede Gegenstandsform, jedes plastische Bild, jede Zeichnung hat mystische Qualitäten : der sprachliche Ausdruck, der ein mündliches Zeichnen ist, hat sie mithin notwendig ebenfalls. Und diese Macht kommt nicht nur den Eigennamen zu, sondern allen Wörtern, gleichviel von welcher Art sie sind“ [4]).

Die Auseinandersetzung mit Lévy-Bruhl hatte zwischen zwei Ausgangspunkten die Wahl. Man konnte die Unterscheidung, die er zwischen der höheren und der primitiven Mentalität zu fundieren sucht, durch die Kritik an jenem überkommenen Begriff der höheren erschüttern, der die Züge eines positivistischen trägt ; man konnte aber auch die besondere Prägung in Zweifel ziehen, die der Begriff der primitiven Mentalität bei

1) Ernst Cassirer, Sprache und Mythos. Leipzig 1929, S. 28/29.
2) Lévy-Bruhl, a. a. O., S. 192.
3) Cassirer, Sprache und Mythos, S. 10/11.
4) Lévy-Bruhl, a. a. O., S. 199.

diesem Forscher gefunden hat. Den ersten Weg ging Bartlett in seiner „Psychology and Primitive Culture“[1]; den zweiten Leroy in seiner „Raison primitive“. Leroys Schrift ist von vornherein dadurch interessant, dass er die induktive Methode mit höchster Präzision handhabt, ohne sich die positivistische Denkweise zu eigen zu machen, die für Lévy-Bruhl den nächstliegenden Masstab zur Beurteilung der Erscheinungen abgibt. Seine Kritik weist zunächst auf die Schwankungen hin, mit welchen die sprachlichen Aequivalente einer „primitiven“ Geisteshaltung im Laufe der ethnologischen Forschung bestimmt worden sind. „Es ist noch nicht lange her, dass der Begriff des Primitiven in Umriss und Gebaren einen sagenhaften Pithekanthropus vor Augen stellte, dem die Sorge um seine Nahrung näher lag als ‚mystische Partizipationen‘. Diesem Wilden, dessen Sprache den onomatopoetischen Äusserungen des Gibbon nahestehen musste, wollte man nur beschränkte sprachliche Ausdrucksmittel zugestehen; und in der angeblichen Dürftigkeit seines Wortschatzes erblickte man ein Kennzeichen der primitiven Mentalität. Heute dagegen weiss man, dass die Sprachen der Primitiven sich durch Reichtum des Vokabulars sowie durch Formenfülle auszeichnen; und nun gilt wieder dieser Reichtum als ein Zeichen, gewissermassen als ein Brandmal des primitiven Verhaltens“[2]).

Im übrigen ist es Leroy in diesem sprachtheoretischen Zusammenhang weniger darum zu tun, die tatsächlichen Aufstellungen bei Lévy-Bruhl als ihre Interpretation durch diesen Autor anzufechten. So sagt er über den Versuch, die auffallende Konkretion der Sprache einer primitiven Geisteshaltung zur Last zu legen: „Wenn der Lappe besondere Wörter hat, um ein-, zwei-, drei-, fünf-, sechs- und siebenjährige Rentiere zu bezeichnen; wenn er zwanzig Wörter für Eis, elf für Kälte, einundvierzig für die verschiedenen Arten von Schnee hat; sechsundvierzig Verben für die verschiedenen Arten von Frost und Tauwetter, so ist dieser Reichtum nicht das Ergebnis einer besonderen Absicht, sondern der vitalen Notwendigkeit einen Wortschatz zu schaffen, der den Erfordernissen einer arktischen Zivilisation entspricht. Nur weil in Wirklichkeit für sein Verhalten harter, lockerer oder schmelzender Schnee verschiedenwertige Umstände darstellen, unterscheidet der Lappe sie sprachlich“[3]). Leroy wird nicht müde, das Bedenkliche eines Vergleichs von blossen Sitten, Vorstellungsweisen, Riten mit den entsprechenden zivilisierterer Völker ins Licht zu rücken; er drängt darauf, die ganz besonderen Verhältnisse der Wirtschaftsform, der Umwelt, der Sozialverfassung zu untersuchen, in deren Rahmen manches, was auf den ersten Blick im Gegensatz zu einem rationalen Verhalten zu stehen scheint, als zweckentsprechend sich zu erkennen gibt. Er tut dies mit um so viel grösserem Recht, als das Bestreben, in sehr divergenten sprachlichen Erscheinungen von vornherein Symptome prälogischen Verhaltens nachzuweisen, den Blick auf einfachere, darum aber nicht minder aufschlussreiche Verhaltungsweisen versperren kann. Demnach

[1]) F. C. Bartlett, Psychology and Primitive Culture. Cambridge 1923.
[2]) Olivier Leroy, La raison primitive. Paris 1927, S. 94.
[3]) Leroy, a. a. O., S. 100.

zitiert er gegen Lévy-Bruhl, was Bally[1]) über die besondere Sprache sagt, die Kaffernfrauen sprechen. wenn sie unter sich sind : Ist es so sicher, dass dieser Fall anders liegt als der eines französischen Gerichtsvollziehers, der, wenn er zu Haus ist, so spricht, wie alle andern Leute sprechen, wenn er aber ein Protokoll aufsetzt, ein Kauderwelsch schreibt, das viele seiner Mitbürger nicht verstehen ?

Das bedeutende Werk von Leroy ist von rein kritischer Natur. Sein Einspruch zielt, wie schon bemerkt, zuletzt gegen den Positivismus, zu dem ihm der „soziologische Mystizismus" der Schule Durkheims nur das unvermeidliche Korrelat zu sein scheint. Besonders greifbar wird diese Haltung in dem Kapitel über „Zauberei", das der psychologischen Auswertung gewisser magischer Vorstellungen bei den Primitiven mit einer ebenso einfachen wie überraschenden Reflexion sich widersetzt. Der Autor fordert Feststellungen über den Grad von Wirklichkeit, beziehungsweise von Evidenz, den die Objekte des Zauberglaubens für die Gemeinschaft, die ihm anhängt, haben. Für diese Gemeinschaft — doch vielleicht nicht nur für die allein. Leroy macht das Zeugnis geltend, das Europäer von gewissen magischen Begebenheiten geliefert haben. Mit Recht hält er es hier für schlüssig. Denn wenn auch dieses Zeugnis auf entstellten, etwa durch Suggestion veränderten Wahrnehmungen beruhen mag, so wäre damit die spezifisch primitive Bedingtheit solchen Glaubens widerlegt. Wenn also Leroy nichts ferner liegt, als eine eigene Lehre zu umreissen, so blickt an mehr als einer Stelle sein Bestreben durch, die ethnologischen Befunde vorerst gegen jedwede Interpretation offen zu halten, einschliesslich der romantischen und von gewissen Theologen begünstigten, derzufolge die sogenannten „Primitiven" nichts sind als eine abgesunkene Spezies des ursprünglich integren Menschenwesens oder — vorsichtiger gesagt — verkommene Nachfahren hoher Kulturepochen.

Indessen ist nicht anzunehmen, dass mit Leroys scharfsinniger und oft begründeter Kritik die Lehren Lévy-Bruhls spurlos aus der Debatte verschwinden werden. Mit keinem ihrer Gegenstände kann sich die Soziologie methodisch abkapseln ; an ihrer jedem sind eine Reihe von Disziplinen interessiert. Und an dem hier verhandelten der Wortmagie nicht zum wenigsten die Psychopathologie. Nun aber ist unleugbar, dass Lévy-Bruhls Auffassung — daher auch die grosse Beachtung, welche sie gefunden hat — mit den wissenschaftlichen Problemstellungen dieses Gebietes die denkbar engste Fühlung unterhält. Die Lehre von der Wortmagie ist ja bei ihm nicht abzulösen von dem Hauptsatz seiner Lehre, die Geltung des Identitätsbewusstseins sei bei den Primitiven eingeschränkt. Einschränkungen des Identitätsbewusstseins — wie immer man sie auch erklären mag — sind in Psychosen häufig anzutreffen. Und wenn bei Lévy-Bruhl von einer Zeremonie die Rede ist, in der von Angehörigen ein und desselben Stamms zu gleicher Zeit ein und derselbe Vogel geopfert werde — ein Vogel, der ausdrücklich als der gleiche an den verschiedenen Stellen bezeichnet wird —, so ist das eine Art von Überzeugung, die weder im Traum noch

---

[1]) Charles Bally, Le langage et la vie. Paris 1926, S. 90.

in der Psychose vereinzelt dasteht. Die Identität — nicht Gleichheit oder Ähnlichkeit — von zwei verschiedenen Objekten oder Situationen ist ihnen vollziehbar. In dieser Feststellung bleibt ein Vorbehalt freilich eingeschlossen. Sind wir nicht wie der Psychose die psychologische, so der primitiven Mentalität (und damit vielleicht mittelbar auch der Psychose) die historische Erklärung schuldig? Diese hat Lévy-Bruhl nicht versucht. Und bedenklicher als seine Konfrontation zwischen primitiver und geschichtlicher Geisteshaltung, die Leroy rückgängig machen will, dürfte bei Lévy-Bruhl das Fehlen der Vermittlung zwischen beiden erscheinen. Die verhängnisvollste Einwirkung der Schule Frazers auf sein Werk liegt darin, dass sie ihm die geschichtliche Dimension verschlossen hat.

In der Kontroverse der beiden Forscher ist ein Punkt von besonderer Tragweite. Es handelt sich um das Problem der Gebärdensprache. Ihr wichtigstes Vehikel ist die Hand: die Sprache der Hand, nach Lévy-Bruhl die älteste, auf die wir stossen. Leroy ist hier viel zurückhaltender. Nicht nur erblickt er in der Gebärdensprache eine weniger pittoreske als konventionelle Ausdrucksform, sondern er sieht ihre Verbreitung selbst als Folge sekundärer Umstände an, so der Notwendigkeit, auf weite Strecken, über die der Schall nicht trägt, sich zu verständigen oder sich angesichts des Wildes auf der Jagd lautlos mit einem Partner ins Benehmen zu setzen. Nachdrücklich macht er geltend, dass die Gebärdensprache nicht ausnahmslos verbreitet sei, als Glied in einer Kette frühester Ausdrucksbewegung, welche zur Sprache führt, demnach nicht dienen könne. Den Aufstellungen Lévy-Bruhls gegenüber, die vielfach zu weit zu gehen scheinen, hat Leroy leichtes Spiel. Nicht ganz so läge es, wenn man mit Marr die einfachere und nüchternere Überlegung anstellt: „Tatsächlich war der Urmensch, der keine artikulierte Lautsprache beherrscht, froh, wenn er irgendwie auf einen Gegenstand hinweisen oder ihn vorzeigen konnte, und dazu verfügte er über ein besonderes, die semBehufe angepasstes Werkzeug, über die Hand, die den Menschen so sehr vor der übrigen Tierwelt auszeichnet... Die Hand oder die Hände waren die Zunge des Menschen. Handbewegungen, Mienenspiel und in einigen Fällen überhaupt Körperbewegungen erschöpften die Mittel sprachlichen Schaffens" [1]). Von hier aus kommt Marr zu einer Aufstellung, welche die phantastischen Elemente der Theorie von Lévy-Bruhl durch konstruktive ersetzen will. Es sei nämlich, so meint er, „völlig undenkbar, dass die Hand, ehe Werkzeuge sie als Erzeuger materieller Güter ablösten, als Erzeugerin eines geistigen Werts, der Sprache, ersetzt werden und dass damals schon eine artikulierte Lautsprache an die Stelle der Handsprache treten konnte. Es musste vielmehr der Grund zur Schöpfung der Lautsprache ‚durch irgendeinen produktiven Arbeitsprozess' gelegt werden. Ohne die Art der genannten Arbeit genauer zu bestimmen, kann man jetzt schon ganz allgemein den Satz verfechten, dass die Entstehung der artikulierten Sprache selbst nicht erfolgen konnte vor dem Übergang der Menschheit

---

[1]) Nikolaus Marr, Über die Entstehung der Sprache (in: Unter dem Banner des Marxismus. Band I, S. 587/588).

zur produktiven Arbeit mit Hilfe künstlich bearbeiteter Werkzeuge"[1]).

Marrs Schriften haben eine Anzahl neuer, zum grössten Teil befremdender Ideen in die Sprachwissenschaft einzuführen gesucht. Da diese Ideen einerseits von zu grosser Tragweite sind, um übergangen werden zu dürfen, auf der andern Seite jedoch zu umstritten erscheinen, als dass ihre Debatte an dieser Stelle am Platz wäre, so ist es zweckmässig, die straffe Skizze, die Vendryes von ihnen gegeben hat, heranzuziehen. „Diese Theorie", sagt Vendryes, „ist im Kaukasus entstanden, dessen Sprachen Marr besser als irgendein anderer kennt. Er hat versucht, sie zu gruppieren und ihre Verwandtschaften zu ermitteln. Diese Arbeit führte ihn über den Kaukasus hinaus, und er hat feststellen zu können geglaubt, dass diesen Sprachen eine überraschende Verwandtschaft mit dem Baskischen eignete. Daraus hat er geschlossen, dass die Sprachen des Kaukasus und das Baskische, die in bergigen, Einfällen wenig ausgesetzten Gegenden sich erhalten haben, heute die isolierten Reste einer grossen Sprachfamilie darstellen, die vor der Einwanderung der Indoeuropäer in Europa gesessen hat. Er hat vorgeschlagen, diese Sprachfamilie als die japhetitische zu bezeichnen... In unvordenklichen Zeiten hätten die Völkermassen dieser Sprachfamilie als ununterbrochene Kette verwandter Stämme sich von den Pyrenäen... bis in die entferntesten Gegenden von Asien gezogen. In diesem gewaltigen Gebiet seien die japhetitischen Sprachen die Vorgänger der indoeuropäischen gewesen... Die Tragweite dieser Hypothese ist offenkundig"[2]).

Marrs Lehre verleugnet nirgends ihre Beziehungen zum dialektischen Materialismus. Entscheidend ist in dieser Hinsicht ihr Bestreben, die Geltung des Rassen-, ja des Volksbegriffs in der Sprachwissenschaft zugunsten einer auf den Bewegungen der Klassen begründeten Sprachgeschichte ausser Kraft zu setzen. Die indoeuropäischen Sprachen, meint Marr, seien überhaupt nicht die Sprachen irgendeiner besonderen Rasse. Sie stellen vielmehr „den historischen Zustand, die japhetitischen den vorhistorischen ein und derselben Sprache dar... Wo auch immer die indoeuropäische Sprache entstanden ist, ihr Träger war nur eine bestimmte, herrschende Klasse ... und mit ihr, mit einer derartigen herrschenden Klasse verbreitete sich allem Anschein nach nicht eine konkrete, fertige indoeuropäische Sprache oder eine gemeinsame Ursprache, die es nie gegeben hat, sondern eine neue typologische Formation der Sprache, die den Übergang vermittelt von den vorgeschichtlichen, japhetitischen zu den geschichtlichen, indoeuropäischen Sprachen"[3]). Somit erscheint als das Wesentliche im Leben der Sprache die Verbindung ihres Werdens mit bestimmten sozialen, wirtschaftlichen Gruppierungen, die den Gruppierungen von Ständen und Stämmen zugrunde liegen. Es entfällt die Möglichkeit, von ganzen Volkssprachen in der Vergangenheit zu reden. Vielmehr sind typologisch verschiedene Sprachen bei ein und demselben nationalen Gebilde zu beobachten. „Mit einem Wort, es ist unwissenschaftlich

---

[1]) Marr, a. a. O., S. 593.

[2]) J. Vendryes, Chroniques (in : Revue celtique, Band XLI, S. 291 f.).

[3]) Marr, a. a. O., S. 578.

und entbehrt des realen Bodens, wenn man an die eine oder andere Sprache einer sogenannten nationalen Kultur herantritt als an die von der Masse gebrauchte Muttersprache der gesamten Bevölkerung; die nationale Sprache als eine von Ständen und Klassen unabhängige Erscheinung ist vorerst noch eine Fiktion"[1]).

Die landläufige Sprachwissenschaft, darauf kommt der Autor immer wieder zurück, sei wenig geneigt, die soziologischen Probleme aufzusuchen, die in den Sprachen unterdrückter Bevölkerungsschichten verborgen liegen. In der Tat ist bemerkenswert, wie selten die Sprachwissenschaft, einschliesslich der jüngsten, dem Studium der Argots sich zugewandt hat, es sei denn mit rein philologischen Interessen. Ein Werk, das solchem Studium die Wege wiese, liegt, wenig beachtet, seit nun zwanzig Jahren vor. Wir sprechen von Alfredo Niceforos „Génie de l'argot". Der methodische Grundgedanke des Werkes besteht in der Abgrenzung des Argots gegen die Umgangssprache des niederen Volkes; den soziologischen Kern der Schrift aber macht gerade die Charakteristik dieser letzteren aus. „Die Umgangssprache des gemeinen Volks ist in gewissem Sinne ein Klassenmerkmal, auf das die Gruppe, der es eignet, stolz ist; sie ist gleichzeitig eine von den Waffen, mit deren Hilfe das Volk, das unterdrückt ist, die Herrscherklasse angreift, an deren Stelle es sich setzen will"[2]). „Mehr als in anderen Zusammenhängen kommt gerade in dem Ausdruck, den der Hass hier findet, die ganze strotzende, gesammelte Kraft in der Sprache des gemeinen Volkes zur Geltung. Von Tacitus hat Victor Hugo gesagt, dass seine Sprache eine tödliche Ätzkraft hat. Aber liegt nicht in einem einzigen Satze der niederen Volkssprache mehr Ätzkraft und mehr Gift als in der gesamten Prosa des Tacitus?"[3]) Die niedere Umgangssprache erscheint demnach bei Niceforo als ein Klassenmerkmal und ist eine Waffe im Klassenkampf. „Methodisch ist ihr beherrschendes Kennzeichen einerseits in der Verschiebung der Bilder und der Worte in der Richtung der materiellen Drastik zu suchen, andrerseits in der Neigung, analogisch Übergänge von einer Idee zur anderen, von einem Wort zum anderen zu bahnen"[4]). Schon 1909 hat ja Raoul de la Grasserie[5]) auf die volkstümliche Tendenz hingewiesen, im Ausdruck des Abstrakten Bilder aus der Welt des Menschen, des Tiers, der Pflanze und selbst der unbelebten Dinge zu bevorzugen. Der Fortschritt bei Niceforo liegt darin, dass er den Argot (das Wort im weiteren Sinne verstanden) in seiner Funktion als Instrument des Klassenkampfes erkennt.

Einen vermittelteren Zugang zur Soziologie hat die moderne Sprachwissenschaft in der sogenannten Wort-Sach-Forschung gefunden. Ihrer Einführung galt die von Rudolf Meringer gegründete Zeitschrift „Wörter und Sachen", die gegenwärtig in ihrem 16. Jahrgang steht. Das Verfahren des von Meringer geleiteten Forscherkreises unterscheidet

---

[1]) Marr, a. a. O., S. 583.
[2]) Alfredo Niceforo, Le génie de l'argot. Paris 1912.
[3]) Niceforo, a. a. O., S. 74.
[4]) Niceforo, a. a. O., S. 90.
[5]) Raoul de la Grasserie, Des parlers des différentes classes sociales.

sich von dem überkommenen durch ganz besonders eingehende Berücksichtigung der von den Wörtern bezeichneten Sachen. Dabei steht oft das technologische Interesse im Vordergrund. Wir haben von dieser Schule sprachwissenschaftliche Studien über die Bodenbestellung und Brotbereitung, über das Spinnen und Weben, über Gespann und Viehzucht — um nur die primitiveren Wirtschaftsvorgänge zu nennen[1]). Wenn oft das Augenmerk dabei zunächst weniger der Sprachgemeinschaft als ihren Produktionsmitteln gilt, so ergibt sich der Übergang von diesen zu jener doch zwangsläufig. Abschliessend sagt Gerig in seiner Studie : „Wörter und Sachen wandern zusammen... Durch Vermittlung der wandernden Arbeitskräfte kann auch das Wort getrennt von der Sache weiterdringen. .. Diese wandernden Arbeitskräfte sind zum Teil und waren schon früher ein so bedeutender Faktor im Wirtschaftsleben jedes Landes, dass eine Fülle technischer Ausdrücke mit ihnen von Land zu Land wandern musste. Alle Studien landwirtschaftlicher handwerklicher Terminologie werden sich mit dem Umfang dieser Einwirkung näher zu befassen haben... Mit den Arbeitern verpflanzen sich nicht nur Wörter ihrer Heimat in die fremden Gegenden, sondern fremde Ausdrücke kehren mit ihnen in die Heimat zurück“.[2]).

Den Gegenständen und Problemen, die in solchen Arbeiten historisch erörtert werden, begegnet die Forschung aber auch in deren heutiger aktueller Gestalt. Diese erhalten sie nun nicht allein durch die Wissenschaft, sondern entschiedener noch durch die Praxis. An erster Stelle stehen hier die Normungsbestrebungen der Techniker, die an der Eindeutigkeit ihres Vokabulars besonders interessiert sind. Um 1900 nahm der Verband deutscher Ingenieure die Arbeit an einem umfassenden technologischen Lexikon auf. In drei Jahren waren über dreieinhalb Millionen Wortzettel gesammelt. Aber „1907 berechnete der Vorstand, dass vierzig Jahre erforderlich seien, um bei derselben Besetzung der Schriftleitung das Manuskript des Technolexikons druckfertig zu machen. Die Arbeiten wurden eingestellt, nachdem sie eine halbe Million verschlungen hatten“[3]). Es hatte sich ergeben, dass ein technologisches Wörterbuch die Ausrichtung auf die Sachen in Gestalt einer systematischen Ordnung zugrunde zu legen hat ; die alphabetische ist für diesen Gegenstand überholt. Weiter ist erwähnenswert, dass diese neuesten Grenzprobleme der Sprachwissenschaft in deren jüngstem Abriss ausführlich zu Worte gekommen sind. In der Abhandlung „Die Sprache im Aufbau der Gesamtkultur“[4]) hat

---

[1]) Walther Gerig, Die Terminologie der Hanf- und Flachskultur in den frankoprovenzalischen Mundarten. (Wörter und Sachen, Beiheft 1), Heidelberg 1913.

Max Lohss, Beiträge aus dem landwirtschaftlichen Wortschatz Württembergs. (Wörter und Sachen, Beiheft 2), Heidelberg 1921.

Gustave Huber, Les appellations du traîneau et de ses parties dans les dialectes de la Suisse romande. (Wörter und Sachen, Beiheft 3), Heidelberg 1919.

Max Leopold Wagner, Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache. (Wörter und Sachen, Beiheft 4), Heidelberg 1921.

[2]) Gerig, a. a. O., S. 91 f.

[3]) E. Wüster, Internationale Sprachnormung in der Technik. Berlin 1931.

[4]) Leo Weisgerber, Die Sprache im Aufbau der Gesamtkultur. Zweiter Teil. Heidelberg 1934. (Wörter und Sachen, Band XVI, S. 97-138.)

Leo Weisgerber — derzeitiger Herausgeber der „Wörter und Sachen" — den Zusammenhängen zwischen Sprache und materieller Kultur eingehende Beachtung zukommen lassen. Übrigens gehen von den Normungsbestrebungen der Technik die ernsthaftesten Bemühungen um eine Weltsprache aus, deren Idee freilich einen Jahrhunderte alten Stammbaum hat. Dieser wiederum stellt, zumal in seinen logistischen Ästen, einen Gegenstand dar, der einer gesonderten Betrachtung auch für den Soziologen wert wäre. Der Wiener Kreis der „Gesellschaft für empirische Philosophie" hat der Logistik neue Antriebe gegeben.

Man findet darüber neuerdings bei Carnap[1]) eingehende Auskunft. Der Soziologe, der sich nach den Befunden der Logistiker umsieht, wird von Anfang an im Auge behalten, dass deren Interesse sich ausschliesslich auf die Darstellungsfunktionen von Zeichen richtet. „Wenn wir", heisst es bei Carnap, „sagen, dass die logische Syntax die Sprache als einen Kalkül behandelt, so ist damit nicht gesagt, .. die Sprache sei nichts weiter als ein Kalkül. Es ist nur gesagt, dass die Syntax sich auf die Behandlung der kalkülmässigen, das heisst formalen Seite der Sprache beschränkt. Eine eigentliche Sprache hat darüber hinaus andere Seiten"[2]). Die Logistik hat es mit der Darstellungsform der Sprache als einem Kalkül zu tun. Das Eigentümliche ist, dass sie trotzdem beansprucht, ihren Namen — Logistik — zu Recht zu tragen. „Nach üblicher Auffassung sind Syntax und Logik .. im Grunde Theorien sehr verschiedener Art... Im Gegensatz zu den Regeln der Syntax seien die der Logik nicht-formal. Demgegenüber soll hier die Auffassung durchgeführt werden, dass auch die Logik die Sätze formal zu behandeln hat. Wir werden sehen, dass die logischen Eigenschaften von Sätzen .. nur von der syntaktischen Struktur der Sätze abhängen... Der Unterschied zwischen den syntaktischen Regeln im engeren Sinne und den logischen Schlussregeln ist nur der Unterschied zwischen Formregeln und Umformungsregeln ; beide aber verwenden keine anderen als syntaktische Bestimmungen"[3]). Die hier angekündigte Beweiskette wählt ihre Glieder allerdings nicht in der Wortsprache. Vielmehr arbeitet Carnaps „Logische Syntax" mit sogenannten Koordinatensprachen, unter denen er zwei so herausgegriffen hat, dass die erste — es ist die „Sprache" der elementaren Arithmetik — nur logische, die zweite — die „Sprache" der klassischen Mathematik — auch deskriptive Zeichen umfasst. Die Darstellung dieser beiden Kalküle bildet die Grundlage für eine „Syntax beliebiger Sprachen", die mit der allgemeinen Wissenschaftslogik zusammenfällt. In deren Überlegungen wird die Übersetzbarkeit in die formale Redeweise, also in syntaktische Sätze als ‚Kriterium' erwiesen, das die echten wissenschaftslogischen Sätze auf der einen Seite natürlich von den Protokollsätzen der empirischen Wissenschaft, auf der andern Seite jedoch von den sonstigen „philosophischen Sätzen" — man

---

[1]) Rudolf Carnap, Logische Syntax der Sprache. (Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung. Herausgegeben von Philipp Frank und Moritz Schlick, Band 8), Wien 1934.

[2]) Carnap, a. a. O., S. 5.

[3]) Carnap, a. a. O., S. 1 f.

mag sie metaphysische nennen — trennt. „Die Sätze der Wissenschaftslogik werden als syntaktische Sätze .. formuliert; aber dadurch wird kein neues Gebiet aufgetan. Denn die Sätze der Syntax sind ja teils Sätze der Arithmetik, teils Sätze der Physik, die nur deshalb syntaktische Sätze genannt werden, weil sie auf sprachliche Gebilde bezogen werden. Reine und deskriptive Syntax ist nichts anderes als Mathematik und Physik der Sprache“ [1]). Ergänzend gehört zu der so definierten Aufteilung der Philosophie in Wissenschaftslogik und Metaphysik die weitere Bestimmung der Logistiker: „Die vermeintlichen Sätze der Metaphysik.. sind Scheinsätze; sie haben keinen theoretischen Gehalt“ [2]).

Die logische Syntax der Sprachen ist nicht erst von den Logistikern zur Debatte gestellt worden; vor ihnen hat Husserl einen ersten, gleichzeitig mit ihnen einen zweiten Ansatz[3]) gemacht, diese Probleme zu klären. Was bei Husserl als „reine Grammatik“ auftritt, heisst in dem mehrfach auf ihn rückverweisenden Fundamentalwerk Bühlers „Sematologie“. Ihr Programm erheischt „eine Beschäftigung mit den Axiomen, die .. aus dem Bestande der erfolgreichen Sprachforschung.. durch Reduktion zu gewinnen sind. D. Hilbert nennt dies Vorgehen axiomatisches Denken und fordert es.. für alle Wissenschaften“ [4]). Wenn Bühlers axiomatisches Interesse zuletzt auf Husserl zurückverweist, so zitiert er als Werkmeister einer „erfolgreichen Sprachforschung“ an der Schwelle seines Buches Hermann Paul und de Saussure. Dem ersten gewinnt er die Einsicht ab, welche Förderung selbst der bedeutendste Empiriker von einer sachgerechteren Fundierung der Sprachwissenschaft zu erwarten hätte, als Paul sie zu geben wusste; sein Versuch, dies Fundament auf Physik und Psychologie zu reduzieren, gehört einer überwundenen Epoche an. Der Hinweis auf de Saussure visiert nicht sowohl dessen grundlegende Unterscheidung einer linguistique de la parole von einer linguistique de la langue als dessen „Methodenklage“. „Er weiss, dass die Sprachwissenschaften das Kernstück einer allgemeinen Sematologie ausmachen... Nur vermag er dieser erlösenden Idee noch nicht die Kraft abzugewinnen, um.. zu erklären, dass schon in den Ausgangsdaten der Linguistik nicht Physik, Physiologie, Psychologie, sondern linguistische Fakta und gar nichts anderes vorliegen“ [5]).

Um diese Fakta aufzuweisen, konstruiert der Verfasser ein „Organonmodell der Sprache“, mit dem er gegenüber dem Individualismus und Psychologismus des vergangenen Jahrhunderts die durch Platon und Aristoteles fundierte objektive Sprachbetrachtung wieder aufnimmt, die den Interessen der Soziologie weit entgegenkommt. Am Organonmodell der Sprache weist Bühler ihre drei Urfunktionen als Kundgabe, Auslösung und Darstellung auf. So die Termini seiner im Jahre 1918 erschienenen

---

[1]) Carnap, a. a. O., S. 210.
[2]) Carnap, a. a. O., S. 204.
[3]) Edmund Husserl, Logische Untersuchungen. Band II. Halle 1901. Edmund Husserl, Méditations Cartésiennes. Paris 1931.
[4]) Bühler, Sprachtheorie, S. 20.
[5]) Bühler, Sprachtheorie, S. 9.

Arbeit über den Satz[1]). In der neuen „Sprachtheorie" heisst es statt dessen : Ausdruck, Appell und Darstellung. Der Schwerpunkt des Werkes liegt auf der Behandlung des dritten Faktors. „Wundt hat vor einem Menschenalter die menschliche Lautsprache mitten hineingestellt unter alles, was bei Tieren und Menschen zum Ausdruck gehört... Wer sich zur Einsicht durchgerungen hat, dass Ausdruck und Darstellung verschiedene Strukturen aufweisen, sieht sich.. vor die Aufgabe gestellt, eine zweite vergleichende Betrachtung durchzuführen, um die Sprache mitten hineinzustellen unter alles andere, was mit ihr zur Darstellung berufen ist"[2]). Es wird sogleich von dem Fundamentalbegriff, auf den Bühler mit dieser Betrachtung gerät, zu sprechen sein. — Welche Bedeutung hat aber in dem erwähnten Organonmodell der Begriff der Auslösung oder des Appells ?

Bühler geht dem im Anschluss an Brugmann[3]) nach, der sich die Aufgabe gestellt hatte, analog zu den Aktionsarten, die beim Verbum zu unterscheiden sind, Zeigarten, deren Verschiedenheit an den Demonstrativpronomina zum Ausdruck kommt, nachzuweisen. Diesem Ansatze folgend, weist der Autor der Auslösungs-, Appell- oder Signalfunktion des Sprechens eine eigene Ebene zu, die er als Zeigfeld definiert. In welcher Weise er dessen Zentrum durch die Markierungen des „Hier", des „Jetzt" und des „Ich" bestimmt, wie er den Weg der Sprache vom realen Gegenstand des Hinweisens zur „Deixis am Phantasma" begleitet — das entzieht sich kurzer Zusammenfassung. Genug, „dass der Zeigefinger, das natürliche Werkzeug der demonstratio ad oculos zwar ersetzt wird durch andere Zeighilfen... Doch kann die Hilfe, die er und seine Aequivalente leisten, niemals schlechterdings wegfallen und entbehrt werden"[4]). Auf der anderen Seite ist eine Einschränkung ihrer Tragweite am Platze. „Man begegnet heute da und dort einem modernen Mythos über den Sprachursprung, der.. das Thema von den Zeigwörtern so aufnimmt.., dass sie als die Urwörter der Menschensprache schlechthin erscheinen... Es muss aber betont werden, dass Deixis und Nennen zwei scharf zu trennende Wortklassen sind, von denen man zum Beispiel für das Indogermanische nicht anzunehmen berechtigt ist, die eine sei aus der andern entstanden... Man muss .. Zeigwörter und Nennwörter voneinander trennen, und ihr Unterschied kann durch keine Ursprungsspekulation aufgehoben werden"[5]).

Die Bühlersche Theorie der Nennwörter ist wie die der Zeigwörter eine Feldtheorie. „Die Nennwörter fungieren als Symbole und erhalten ihre spezifische Bedeutungserfüllung .. im synsemantischen Umfeld. Es ist eine Zweifelderlehre, die in diesem Buche vorgetragen wird"[6]). Dessen Bedeutung liegt nicht zum wenigstens in der besonderen Fruchtbarkeit,

---

[1]) Bühler, Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes (in : Indogermanisches Jahrbuch. Herausgegeben von Streitberg 1918).

[2]) Bühler, Sprachtheorie, S. 150.

[3]) K. Brugmann, Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. (Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Band XXII), Dresden 1904.

[4]) Bühler, Sprachtheorie, S. 80.

[5]) Bühler, Sprachtheorie, S. 86 ff.

[6]) Bühler, Sprachtheorie, S. 81.

die Bühlers in methodischem Interesse ermittelte Kategorien innerhalb der geschichtlichen Betrachtung entwickeln. Es ist der grösste Prozess der Sprachgeschichte, der seinen Schauplatz in jenen Feldern findet. „Man kann sich im grossen Entwicklungsgang der Menschensprache Einklassensysteme deiktischer Rufe als das erste vorstellen. Dann aber kam einmal das Bedürfnis, Abwesendes einzubeziehen, und das hiess, die Äusserungen von der Situationsgebundenheit zu befreien... Die Enthebung einer sprachlichen Äusserung aus dem Zeigfeld der demonstratio ad oculos beginnt"[1]. Genau in dem Ausmasse aber, wie „sprachliche Äusserungen frei werden ihrem Darstellungsgehalt nach von den Momenten der konkreten Sprachsituation, unterstehen die Sprachzeichen einer neuen Ordnung, sie erhalten ihre Feldwerte im Symbolfeld"[2]. Die Emanzipierung der sprachlichen Darstellung von der jeweils gegebenen Sprechsituation stellt den Gesichtspunkt dar, unter dem der Verfasser den Sprachursprung einheitlich zu begreifen sucht. Er bricht mit der ostentativen Zurückhaltung, die in der französischen Schule — man denke an Delacroix — diesem Problem gegenüber die Regel ist. Dem modernen „Mythos vom Ursprung der Sprache", den er auf Grund der Erkenntnisse seiner Sprachtheorie für die nächste Zukunft ankündigt, wird man mit Interesse entgegensehen.

Wenn die dargestellten Forschungen näher oder ferner einer fortschrittlichen Gesellschaftswissenschaft sich zuordnen lassen, so ist es unter den gegenwärtigen Verhältnissen selbstverständlich, dass auch rückläufige Tendenzen sich geltend zu machen suchen. Wir lassen es dahingestellt, ob es ein Zufall ist, dass diese seltener an der Soziologie der Sprache sich versuchen. Man wird kaum leugnen können, dass Wahlverwandtschaften zwischen gewissen wissenschaftlichen Disziplinen auf der einen, politischen Attitüden auf der andern Seite bestehen. Rassenfanatiker zählen unter den Mathematikern zu den Seltenheiten. Und auch am entgegengesetzten Pol des orbis scientiarum, in der Sprachwissenschaft, scheint sich die konservative Haltung, die als solche häufig begegnet, zumeist mit jener vornehmen Gelassenheit zu paaren, deren menschliche Würde die Brüder Grimm so ergreifend ausgeprägt haben. Selbst ein Werk wie das von Schmidt-Rohr „Die Sprache als Bildnerin der Völker"[3] hat sich dieser Tradition nicht ganz entziehen können, wiewohl es nationalistischen Gedankengängen soweit entgegenkommt, als irgend mit ihr vereinbar ist. Der Verfasser hat sein Werk in zwei grosse Teile gegliedert, deren erster „Das Sein", deren zweiter „Das Sollen" betitelt ist. Das hindert freilich nicht, dass die Haltung des zweiten Teils, dessen Forderung sich in dem Satz konzentriert, „Volk" — das ist das Naturgegebene — „soll Nation" — das ist sprachlisch begründete Kultureinheit — „werden", die Haltung des ersten Teils auf das nachhaltigste beeinflusst. Und zwar tritt dies in Gestalt jenes Irrationalismus zutage, der in der nationalistisch gerichteten Literatur die Regel ist. Er drängt dem Verfasser eine voluntaristische Sprachphilosophie auf, in der Willkür und Schicksal als Nothelfer eintreten,

---

[1]) Bühler. Sprachtheorie, S. 379.
[2]) Bühler, Sprachtheorie, S. 372.
[3]) Georg Schmidt-Rohr, Die Sprache als Bildnerin der Völker. Jena 1932.

ehe noch die Erkenntnis aus dem Studium des geschichtlichen Sprachlebens sich für die Aufgaben einer echten Sprachphilosophie vorbereitet hätte. Die vergleichende Analyse des Wortschatzes der verschiedenen Sprachen erweist sich als zu schmale Grundlage der universalen Thematik, die der Verfasser sich vorgesetzt hat. So gelingt es ihm nicht, seine Gesamtansichten zu derjenigen Konkretion zu bringen, die wir in den besten Arbeiten des Archivs „Wörter und Sachen" finden. Der folgende Satz bezeichnet nicht nur die Grenzen der gesellschaftlichen, sondern gleich einschneidend auch die der sprachtheoretischen Erkenntnisse von Schmidt-Rohr, der zwar von Humboldt einiges, von Herder aber nichts gelernt hat: „Im Körper, im Volk vollzieht sich ein höheres Leben als in der Einzelzelle. Menschheit ist demgegenüber in der Tat nichts als die Summe aller Völker, wenn man will aller Menschen, aber nicht Summe im Sinne einer Ganzheit. Menschheit ist wesentlich nur ein Sprachbegriff, ein Sprachbegriff, der seine denkwirtschaftliche Bedeutung hat, ein Sprachbegriff, der die Gesamtheit der Menschen und ihre Eigenart zusammenzugreifen und abzusondern erlaubt vom Reiche der Tiere, von der Tierheit."

Derart weitmaschige Spekulationen werden an Tragweite durch Spezialstudien auf eng umrissenen Gebieten übertroffen. In die vorderste Phalanx zeitgenössischer Forscher lässt ein Autor wie Schmidt-Rohr sich viel weniger einordnen als Köhler oder Bühler mit ihren Einzeluntersuchungen zur Schimpansensprache. Denn diese Forschungen kommen, mittelbar zwar, aber entscheidend, Hauptproblemen der Sprachwissenschaft zugute. Und zwar ebensowohl der alten Frage nach dem Ursprung der Sprache wie der neueren nach dem Verhältnis von Sprache und Denken. Es ist das besondere Verdienst von Wygotski, den Ertrag dieser Forschungen über die Schimpansen in seiner Bedeutung für die Grundlagen der Sprachwissenschaft dargestellt zu haben. Wir dürfen unmittelbar an die Lehre von Marr anschliessen, derzufolge die Handhabung von Werkzeugen der Handhabung von Sprache müsse vorangegangen sein. Da nun die erstere nicht ohne Denken möglich ist, so heisst das, es müsse eine Art von Denken geben, die früher sei als das Sprechen. Dieses Denken ist in der Tat neuerdings mehrfach gewürdigt worden; Bühler belegte es mit dem Namen des Werkzeugdenkens. Das Werkzeugdenken ist unabhängig von der Sprache. Es ist ein Denken, das sich in verhältnismässig ausgebildeter Gestalt, — über die man das Nähere bei Köhler[1]) findet — beim Schimpansen nachweisen lässt. „Das Vorhandensein eines menschenähnlichen Intellekts bei gleichzeitigem Fehlen einer auch nur einigermassen in dieser Hinsicht menschenähnlichen Sprache und Unabhängigkeit der intellektuellen Operationen .. von ihrer ‚Sprache'"[2]) — das ist die wichtigste Feststellung, die Köhler seinen Schimpansen abgewinnt. Wenn so die Linie der frühesten Intelligenz — des Werkzeugdenkens — von den einfachsten improvisierten Auskunftsmitteln bis zur Erzeugung des Werkzeuges führt, welches nach Marr die Hand für Aufgaben der

---

[1]) W. Köhler, Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Berlin 1921.
[2]) L. S. Wygotski, Die genetischen Wurzeln des Denkens und der Sprache (in: Unter dem Banner des Marxismus, Band III, S. 454).

Sprache freimacht, so entspricht diesem Lehrgang des Intellekts allerdings auf der andern Seite ein Lehrgang des gestischen oder akustischen Ausdrucksvermögens, welches aber als ein vorsprachliches ganz und gar im Banne des reaktiven Verhaltens bleibt. Gerade die Unabhängigkeit der frühesten „sprachlichen" Regungen vom Intellekt führt im übrigen aus dem Bereich der Schimpansensprache in den weiteren der Tiersprache überhaupt. Es kann kaum bezweifelt werden, dass die emotionell-reaktive Funktion der Sprache, um die es sich hier im wesentlichen handelt, „zu den biologisch ältesten Verhaltungsformen gehört und mit den optischen und Lautsignalen der Führer in Tierverbänden in genetischer Verwandtschaft steht"[1]). Das Ergebnis dieser Überlegungen ist die Fixierung des geometrischen Punktes, an dem die Sprache im Schnittpunkt einer Intelligenz- und einer gestischen (Hand- oder Laut-) Koordinate ihren Ursprung hat.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache hat ihre ontogenetische Entsprechung im Umkreis der Kindersprache. Die letztere ist im übrigen geeignet, Licht auf die phylogenetischen Probleme zu werfen, wie das Delacroix in seiner Arbeit „Au seuil du langage" sich zu Nutze gemacht hat. Delacroix geht von einer Bemerkung des englischen Schimpansenforschers Yerkes aus, der gemeint hat, wenn der Schimpanse ausser seinem Intelligenzgrad einen akustisch-motorischen Nachahmungstrieb besässe, wie wir ihn bei den Papageien kennen, so würde er sprechen können. Delacroix wendet sich gegen diese Aufstellung mit Hinweis auf die Psychologie der Kindersprache. „Das Kind", erklärt er, „lernt nur darum sprechen, weil es in einer Sprachwelt lebt und jeden Augenblick sprechen hört. Der Spracherwerb setzt einen sehr umfassenden und stetigen Anreiz voraus. Er hat die menschliche Gesellschaft zur Bedingung. Im übrigen entspricht das Kind dem in gleich umfangreichem Masse. Es lernt nicht nur die Sprache, die man zu ihm, sondern ebensowohl die, welche man in seiner Gegenwart spricht... Es lernt in der Gesellschaft, und es lernt allein. Diese Bedingungen fehlen dem Experiment von Yerkes... Und wenn sein Tier, das sogar bisweilen in einer menschlichen Umwelt lebt, im Gegensatz zum Kind gleichgültig gegen die Laute verbleibt, welche die Menschen in seiner Gegenwart vernehmen lassen, und die Sprache nicht bei sich im Stillen lernt, so muss das seinen guten Grund besitzen"[2]). Kurz : „Der menschliche Gehörsinn ist ein intellektueller und sozialer, welcher auf dem bloss physischen fundiert ist. Den grössten Bezirk, auf welchen der Gehörsinn sich bezieht, stellt beim Menschen die Welt der sprachlichen Beziehungen dar." Woran der Autor die aufschlussreiche Bemerkung knüpft : „Daher ist der Gehörsinn so besonders leicht den Auswirkungen des Beziehungswahns ausgesetzt"[3]). Die akustisch-motorische Reaktion, die dem Spracherwerb beim Menschen zugrunde liegt, ist demnach von der des Papageien grundverschieden. Sie ist eine sozial gerichtete. „Sie

---

[1]) Wygotski, a. a. O., S. 465.

[2]) Henri Delacroix, Au seuil du langage (in : Psychologie du langage. Paris 1933, S. 14/15).

[3]) Delacroix, a. a. O., S. 16.

besteht in einer Ausrichtung auf das Verstandenwerden"[1]). Schon Humboldt hat ja die Absicht, verstanden zu werden, an den Beginn der artikulierten Verlautbarung gestellt.

Die Einsicht in die Kindersprache wurde in den letzten Jahren entscheidend durch die Forschungen von Piaget[2]) gefördert. Die sprachpsychologischen Untersuchungen an Kindern, die Piaget mit Umsicht und Ausdauer vorgenommen hat, sind für eine Reihe von Streitfragen von Bedeutung geworden. Nur im Vorübergehen sei auf die Ausführungen hingewiesen, mit denen Weisgerber in seinem schon erwähnten Überblick die Ermittelungen Piagets gegen Cassirers Sprachmythologie[3]) verwertet. Der gegenwärtige Zusammenhang verlangt vor allem, auf Piagets Begriff der egozentrischen Kindersprache einzugehen. Die Kindersprache, so behauptet Piaget, bewegt sich in zwei verschiedenen Bahnen. Sie existiert als sozialisierte Sprache auf der einen, als egozentrische auf der andern Seite. Diese letztere ist eigentliche Sprache nur für das sprechende Subjekt selbst. Sie hat keine mitteilende Funktion. Vielmehr haben Piagets Protokolle bewiesen, dass diese Sprache in ihrem stenographisch aufgezeichneten Wortlaut solange unverständlich bleibt, als nicht die Situation, in welcher sie veranlasst wurde, mitgegeben wird. Weiter aber ist diese egozentrische Funktion nicht ohne enge Beziehung zum Denkvorgang aufzufassen. Dafür spricht der bedeutsame Sachverhalt, dass sie am häufigsten bei Störungen im Ablauf eines Verhaltens, bei Hindernissen in der Lösung einer Aufgabe sich bemerkbar macht. Das hat Wygotski, der seinerseits mit ähnlichen Methoden wie Piaget an Kindern Versuche vornahm, zu wichtigen Schlüssen geführt. „Unsre Untersuchungen", sagt er, „zeigten, dass der Koeffizient egozentrischer Sprache bei.. Erschwerungsfällen fast auf das Doppelte des normalen Koeffizienten Piagets ansteigt. Unsere Kinder zeigten jedesmal, wenn sie auf eine Schwierigkeit trafen, eine Steigerung der egozentrischen Sprache... Wir halten deshalb die Annahme für berechtigt, dass die Erschwerung oder Unterbrechung einer glatt verlaufenden Beschäftigung ein wichtiger Faktor bei der Erzeugung der egozentrischen Sprache ist... Das Denken tritt erst in Aktion, wenn die bis dahin störungslos verlaufene Tätigkeit unterbrochen wird"[4]). Mit andern Worten : die egozentrische Sprache nimmt im Kindesalter genau den Platz ein, der späterhin dem eigentlichen Denkvorgang vorbehalten bleibt. Sie ist Vorläuferin, ja Lehrerin des Denkens. „Das Kind lernt die Syntax der Sprache früher als die Syntax des Denkens. Die Untersuchungen Piagets haben unzweifelhaft bewiesen, dass die grammatikalische Entwicklung des Kindes seiner logischen Entwicklung vorangeht"[5]).

Von hier aus ergeben sich Korrekturen der Ansätze, die der Behavio-

---

[1]) Delacroix, a. a. O., S. 16.

[2]) Jean Piaget, Le langage et la pensée chez l'enfant. Le jugement et le raisonnement chez l'enfant. Neuchâtel 1923.

[3]) Weisgerber, a. a. O., S. 32.

[4]) Wygotski, a. a. O., S. 612.

[5]) Wygotski, a. a. O., S. 614.

rismus zur Lösung des Problems „Sprache und Denken" unternommen hat. In dem Bemühen, eine Theorie des Denkens im Rahmen ihrer Lehre vom Verhalten zu konstruieren, haben die Behavioristen begreiflicherweise auf das Sprechen zurückgegriffen und im Grunde ohne etwas Neues zutage zu fördern, vielmehr im wesentlichen sich darauf beschränkt, die umstrittenen Theorien Lazarus Geigers, Max Müllers und anderer sich zu eigen zu machen. Diese Theorien laufen darauf hinaus, das Denken als eine „innere Rede" zu konstruieren — eine Rede, die in einer minimalen Innervation des Artikulationsapparats bestünde, welche nur schwer und nicht ohne Hilfe besonders präziser Messinstrumente sich feststellen liesse. Von der These, dass Denken objektiv lediglich ein inneres Sprechen sei, ist Watson, dazu übergegangen, ein Mittelglied zwischen Sprache und Denken zu suchen. Dieses Mittelglied erblickt er in einer „Flüstersprache". Dagegen hat Wygotski darauf hingewiesen, alles, was wir vom Flüstern der Kinder wissen, spreche „gegen die Annahme, dass das Flüstern einen Übergangsprozess zwischen äusserer und innerer Sprache darstelle" [1]). Es ergibt sich aus dem oben Gesagten, in welchem Sinne die behavioristische Theorie durch die Untersuchungen über die egozentrische Kindersprache zu berichtigen sind. Wertvolle Auseinandersetzungen mit dem Behaviorismus sind, wie hier kurz angemerkt sei, neuerdings bei Bühler [2]) zu finden. Im Anschluss an Tolmans „Purposive Behavior in Animals and Men" [3]) besteht er darauf, im Sprachursprung neben dem Reiz dem Signal eine entscheidende Stelle einzuräumen.

So führt bei Watson die improvisierte Reflexion auf Sachverhalte der Phonetik nicht weiter. Dagegen sind der gleichen Reflexion beträchtliche Aufschlüsse abzugewinnen, wo sie methodisch vorgenommen wird. Das ist durch Richard Paget geschehen. Dieser Forscher geht von einer zunächst recht überraschenden Definition der Sprache aus. Er fasst sie als eine Gestikulation der Sprachwerkzeuge. Primär ist hier der Gestus, nicht der Laut. Auch ändert sich der erstere nicht mit Verstärkungen des letzteren. In den meisten europäischen wie in den indischen Sprachen kann alles im Flüsterton gesprochen werden, ohne an Verständlichkeit einzubüssen. „Die Verständlichkeit des Gesprochenen erfordert keineswegs eine Inanspruchnahme des Kehlkopfmechanismus und die Erschütterung der Luft in den vokalischen Resonnanzböden des Gaumens, des Mundes oder der Nase, wie das beim Sprechen mit erhobener Stimme der Fall ist" [4]). Nach Paget ist das phonetische Element ein auf dem mimischgestischen fundiertes. Dass er mit dieser Anschauung sich in einem Brennpunkt der gegenwärtigen Forschung befindet, ergibt sich aus dem Werk des Jesuitenpaters Marcel Jousse. Es kommt zu durchaus verwandten Ergebnissen : „Der charakteristische Ton ist nicht notwendigerweise onomatopoetischer Art, wie man dies allzu oft behauptet hat. Die Aufgabe des Tons ist es vielmehr zunächst, die Bedeutung einer bestimm-

---

[1]) Wygotski, a. a. O., S. 609.
[2]) Bühler, Sprachtheorie, S. 38.
[3]) E. C. Tolman, Purposive behavior in animals and men. New York 1932.
[4]) Richard Paget, Nature et origine du langage humain. Paris 1925, S. 3.

ten mimischen Gebärde zu vervollkommnen. Aber er ist lediglich Begleiterscheinung, akustische Unterstützung einer optischen, in sich verständlichen Gebärdensprache. Allmählich trat zu jeder charakteristischen Gebärde ein ihr entsprechender Ton. Und wenn solche durch Mund und Kehle vermittelte Gestikulation weniger ausdrucksvoll war, so war sie auch minder anstrengend, forderte weniger Energie als die Gebärde des Körpers oder selbst der Hand. So kam sie mit der Zeit zur Vorherrschaft... Das vermindert aber nicht.. die ausserordentliche Bedeutung, die in der Erforschung des Ursprungssinnes dessen liegt, was man bisher als die Wurzeln bezeichnete. Wurzeln nämlich wären in diesem Sinne nichts anderes als akustische Transponierungen alter spontaner mimischer Ausdrucksbewegungen“ [1]). Aufschlussreich versprechen in diesem Zusammenhang eingehende Protokolle über das sprachliche Verhalten dreier Kinder zu werden, die Bühler in Aussicht stellt und denen er den sehr bezeichnenden Befund entnommen hat, dass „die to-Deixis Brugmanns... wirklich von Dentallauten übernommen wird“ [2]). Hierzu vergleiche man Paget : „Das unhörbare Lächeln wurde zu einem ausgestossenen oder geflüsterten ‚haha‘, der Gestus des Essens wurde ein hörbares (geflüstertes) ‚mnya mnya‘, der des Einschlürfens kleiner Mengen Flüssigkeit wurde der Ahnherr unseres heutigen Wortes ‚Suppe‘ ! Endlich trat die wichtige Entdeckung hinzu, dass die brüllenden oder grunzenden Kehllaute sich mit der Mundbewegung verbinden liessen, und die geflüsterte Sprache wurde, wenn sie mit einem Kehllaut verbunden war, auf zehn- bis zwanzigmal so grossen Abstand als vorher hörbar und verständlich“ [3]). So schliesst sich, nach Paget, die Artikulation als Gestus des Sprachapparates dem grossen Umkreis der körperlichen Mimik an. Ihr phonetisches Element ist der Träger einer Mitteilung, deren ursprüngliches Substrat eine Ausdrucksgebärde war.

Mit den Aufstellungen von Paget und Jousse tritt der überholten onomatopoetischen Theorie, die man als eine mimetische im engeren Sinne bezeichnen kann, eine mimetische in sehr viel weiterem Sinne entgegen. Es ist ein grosser Bogen, den die Theorie der Sprache von den metaphysischen Spekulationen Platons bis zu den Zeugnissen der Neueren wölbt. „Worin also besteht die wahre Natur der gesprochenen Sprache ? Die Antwort, vorgebildet bei Platon, angeregt... von dem Abbé Sabatier de Castre, formuliert von Dr. J. Rae aus Honolulu 1862, im Jahre 1895 von Alfred Russel Wallace erneuert ... und schliesslich vom Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung wieder aufgenommen, geht dahin, dass die gesprochene Sprache nur eine Form eines fundamentalen animalischen Instinktes ist : des Instinkts mimischer Ausdrucksbewegung durch den Körper“ [4]). Hierzu ein Wort von Mallarmé, das als Motiv Valérys „L'âme et la danse“

---

[1]) Frédéric Lefèvre, Marcel Jousse, une nouvelle psychologie du langage (in : Les cahiers d'Occident, Band I, 10, S. 77).

[2]) Bühler, a. a. O., S. 219.

[3]) Paget, a. a. O., S. 12 f.

[4]) Paget, L'évolution du langage (in : Psychologie du langage. Paris 1933, S. 93).

zugrunde liegen mag : „Die Tänzerin“, heisst es bei Mallarmé, „ist nicht eine Frau, sondern eine Metapher, die aus den elementaren Formen unseres Daseins einen Aspekt zum Ausdruck bringen kann : Schwert, Becher, Blume oder andere.“ Mit solcher Anschauung, die die Wurzeln des sprachlichen und tänzerischen Ausdrucks in ein und demselben mimetischen Vermögen erblickt, ist die Schwelle einer Sprachphysiognomik beschritten, die weit über die primitiven Versuche der Onomatopoetiker hinausführt, ihrer Tragweite wie ihrer wissenschaftlichen Dignität nach. An dieser Stelle muss es genügen, auf das Werk hinzuweisen, das diesen Problemen ihre derzeit vorgeschrittenste Gestalt abgewonnen hat : die „Grundfragen der Sprachphysiognomik“ von Heinz Werner[1]). Es lässt erkennen, dass die Ausdrucksmittel der Sprache so unerschöpflich wie ihre Darstellungsfähigkeit sind. In gleicher Richtung hat Rudolf Leonhard[2]) gearbeitet. Diese physiognomische Phonetik eröffnet Ausblicke auch in die Zukunft der Sprachentwicklung : „Merkwürdig“, heisst es bei Paget, „und ein Zeichen dafür, wie ausserordentlich langsam die menschliche Entwicklung vonstatten geht, ist, dass der zivilisierte Mensch bisher nicht gelernt hat, auf Kopf- und Handbewegungen als Ausdruckselemente seiner Meinungen zu verzichten... Wann werden wir lernen, auf jenem wunderbaren Instrument der Stimme so kunstvoll und so rationell zu spielen, dass wir eine Reihe von Tönen von gleicher Reichweite und gleicher Vollkommenheit besitzen werden ? Fest steht : wir haben diesen Lehrgang noch nicht durchgemacht... Noch sind alle bestehenden Produktionen der Literatur und Beredsamkeit nur elegante, einfallsreiche Gestaltungen formaler oder phonetischer Sprachelemente, die ihrerseits völlig wild und unkultiviert sind, wie sie sich auch auf natürlichem Wege ohne jedwede bewusste Einwirkung der Menschheit gebildet haben“[3]).

Dieser Ausblick in eine Ferne, in der die Einsichten der Sprachsoziologie nicht dem Begreifen der Sprache allein, sondern ihrer Veränderung zugute kommen, mag den vorliegenden Überblick abschliessen. Im übrigen ist es bekannt, dass mit Bestrebungen, wie Paget sie zum Ausdruck bringt, die Sprachsoziologie auf alte und bedeutungsvolle Neigungen zurückgreift. Die Bemühungen um eine technische Vervollkommnung der Sprache haben seit jeher in den Entwürfen einer lingua universalis ihren Niederschlag gefunden. In Deutschland ist Leibnitz ihr bekanntester Repräsentant, in England gehen sie bis auf Bacon zurück. Was Paget auszeichnet, ist die Weitherzigkeit, mit der er die Entwicklung der gesamten sprachlichen Energien ins Auge fasst. Wenn andere über der semantischen Funktion der Sprache den ihr innewohnenden Ausdruckscharakter, ihre physiognomischen Kräfte vergessen haben, so scheinen diese Paget einer ferneren Entfaltung nicht minder wert und fähig als jene erste. Er bringt damit die alte Wahrheit zu Ehren, die erst vor kurzem Goldstein um so eindrücklicher formulieren konnte, als er ihr auf dem Umweg induktiver Forschung in seinem abgelegenen Spezialgebiet begegnete. Die Sprache

---

1) Heinz Werner, Grundfragen der Sprachphysiognomik. Leipzig 1932.
2) Rudolf Leonhard, Das Wort. Berlin-Charlottenburg.
3) Paget, Nature et origine du langage humain, S. 14 f.

einer von der Aphasie betroffenen Patienten gilt ihm als lehrreichstes Modell für eine Sprache, die nichts als Instrument wäre. „Man könnte kein besseres Beispiel finden, um zu zeigen, wie falsch es ist, die Sprache als ein Instrument zu betrachten. Was wir gesehen haben, ist die Entstehung der Sprache in den Fällen, in denen sie nur noch zum Instrument taugt. Auch beim normalen Menschen kommt es vor, dass die Sprache nur als Instrument gebraucht wird... Aber diese instrumentale Funktion setzt voraus, dass die Sprache im Grunde etwas ganz anderes darstellt, wie sie auch für den Kranken ehemals, vor der Krankheit, etwas ganz anderes dargestellt hat... Sobald der Mensch sich der Sprache bedient, um eine lebendige Beziehung zu sich selbst oder zu seinesgleichen herzustellen, ist die Sprache nicht mehr ein Instrument, nicht mehr ein Mittel, sondern eine Manifestation, eine Offenbarung unseres innersten Wesens und des psychischen Bandes, das uns mit uns selbst und unseresgleichen verbindet"[1]). Diese Einsicht ist es, die ausdrücklich oder stillschweigend am Anfang der Sprachsoziologie steht.

---

[1]) Kurt Goldstein, L'analyse de l'aphasie et l'étude de l'essence du langage (in : Psychologie du langage. Paris 1933, S. 495/496).

Besprechungen.

Philosophie.

Aster, Ernst von, *Die Philosophie der Gegenwart. A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N. V. Leiden* 1935. *(*264 *S.; RM.* 8.85, *H. fl.* 5.40*)*

Utitz, Emil, *Die Sendung der Philosophie in unserer Zeit. A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N. V. Leiden* 1935. *(IX u.* 159 *S.; RM.* 4.65, *geb. RM.* 5.70*)*

Mannheim, Karl, *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbruchs. A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N. V. Leiden* 1935. *(XVIII u.* 208 *S.; RM.* 7.—, *geb.* 8.50. —, *H. fl.* 4.20, *geb. H. fl.* 5.—*)*

Drei Bücher ehemaliger deutscher Universitätslehrer, die im Ausland erschienen sind, ohne dass sie inhaltlich oder methodisch in theoretisch durchsichtiger Beziehung zur geschichtlichen Praxis stünden.

Aster will „einige charakteristische Entwicklungslinien in der Philosophie der Gegenwart" ziehen und „durch vergleichende Gegenüberstellungen" verdeutlichen. Er beginnt mit dem Neukantianismus, dem er neben Windelband und Rickert auch Dilthey zureiht (eine fragwürdige Zuordnung, durch die Diltheys ganze Position in ein falsches Licht gerückt wird), und geht dann zur Darstellung der phänomenologischen Philosophie über, die den Hauptteil des Buches einnimmt. A. unterscheidet drei Richtungen der Phänomenologie, die sich aus Husserls ursprünglichem Ansatz entwickeln : die objektiv-realistische (Scheler, A. Pfänder, N. Hartmann), die transzendentale Phänomenologie (Husserls Schriften nach den Logischen Untersuchungen) und die Existentialphilosophie (Heidegger und Jaspers). Es folgen Kapitel über den „logischen Neopositivismus" (der Wiener Kreis ; die naturwissenschaftliche Philosophie), über den Vitalismus (Driesch) und die Gestaltphilosophie. Abschliessend wird ein Überblick über „Nietzsche-Einflüsse und Nietzsche-Renaissance" gegeben (Klages, A. Bäumler, Spengler). — Das Buch ist eine Aneinanderreihung guter, sachlicher, allzusehr abgewogener und neutraler Analysen. Die Funktion der verschiedenen philosophischen Richtungen in der geschichtlichen Bewegung der letzten Jahrzehnte ist nicht herausgearbeitet.

Weit entfernt von der vorsichtigen Sachlichkeit des Asterschen Buches ist die Schrift von Utitz. Sie will nichts weniger als „den echten Sinn des Philosophierens und damit die Bedeutung der Philosophie grundsätzlich und zumal auch für die Gegenwart erweisen". Dies geschieht, indem im ersten Teil einige lose Charakterbilder aus der Philosophiegeschichte nebeneinandergestellt werden, die Typen „philosophischer Selbstverwirklichung"

darstellen sollen, denen im zweiten Teil lose Bemerkungen über Kultur und Wissenschaft, Wahrheit, Beweis durch das Leben u. s. w. folgen. Je lauter hier von dem Ernst und der „Gefahr“ echten Philosophierens die Rede ist, desto offenbarer wird die Unverbindlichkeit solcher philosophischen Literatur. Von der konkreten Gestalt der Probleme wird nicht gesprochen. Bei der Frage des Verhältnisses der Philosophie zu den politischen Mächten begnügt sich U. mit Wendungen wie, dass keine „verantwortungsbewusste Philosophie anarchistisch staatsfeindlich, sondern im Gegenteil : das wache Gewissen des Staates“ ist, und dass sie „nicht bereit zu Zugeständnissen über ein gewisses Mass hinaus“ sein darf! Sonst herrscht in dem Buch eine antiquierte Weltfremdheit, die sich auch in der Neigung zum Schulmeistern bemerkbar macht : so wenn U. etwa Bacons „sehr bedenklichen“ Charakter anmerkt oder Hegel vorhält, dass bei ihm „Ansätze zur Relativierung des Logos“ da sind, „weil sein Verhältnis zum Geschichtlichen nicht bereinigt wird“. Die antike Philosophie — und nicht nur sie — wird aus zweiter und dritter Hand zitiert. Die faktische Situation der gegenwärtigen Philosophie wird nicht dargelegt, eine „Sendung der Philosophie in unserer Zeit“ nicht ersichtlich.

Mannheim will „Erfahrungen der letzten Jahre einer soziologischen Auslegung zugänglich“ machen. Es handelt sich um die „letzte Wurzel aller Konflikte im gegenwärtigen Zeitalter des Umbaus“. Sie lassen sich nach M. „in eine einfache Formel fassen. Es geht auf der ganzen Linie um Spannungen, die aus dem unbewältigten Nebeneinanderwirken des „laissez-faire“ Prinzips und des neuen Prinzips der Regulierung entstehen“. Es ist die Absicht des Buches, diesen Spannungen durch das Feld der Kultur und der sozialen Lebensformen zu folgen. In drei verschiedenen Untersuchungen wird das erwähnte Thema angegangen. Die erste Untersuchung, „Rationale und Irrationale Elemente in unserer Gesellschaft“ entwickelt drei Thesen. 1) Unsere gegenwärtige Gesellschaftsordnung muss zusammenbrechen, wenn die rationale Menschenbeherrschung und Selbstbeherrschung nicht mit der technischen Entwicklung Schritt hält. 2) Die Entfaltung der Rationalität und die Gestaltung der Moralität ist abhängig von den durch die jeweilige Gesellschaftsstruktur gestellten Aufgaben. 3) Während alle bisherigen Gesellschaftsordnungen eine Disproportionalität zwischen den rationalen und moralischen Kräften aushalten konnten, kann die moderne Gesellschaft eine solche Disproportionalität auf die Dauer nicht ertragen. Diese Untragbarkeit verdeutlicht M. an zwei Tatsachenreihen : einmal die zunehmende Aktivierung bisher unpolitischer Schichten und Gruppen (ein Prozess, den M. die „Fundamentaldemokratisierung der Gesellschaft“ nennt) und zweitens die immer festere Verklammerung der einzelnen Handlungsgefüge in der Gesellschaft (Interdependenz). — Die zweite Untersuchung beschäftigt sich mit den „soziologischen Ursachen der gegenwärtigen Kulturkrise“. Auf der Stufe der modernen Massengesellschaft wird die Kultur durch die Wirkkräfte des Liberalismus zersetzt : sie werden zum Wegbereiter von Diktaturen, die für die Kultur noch weit gefährlicher sind als das liberalistische Laissez-faire. M. erörtert ausführlich die Struktur der Elitenbildung, der Publikumsbildung und den Einbau der Intelligenzschicht in die moderne Gesellschaft und streift einige Probleme der

„diktatorisch regulierten Kultur“. Die dritte das Buch beschliessende Untersuchung betrachtet „das Denken auf der Stufe der Planung“. M. unterscheidet Finden, Erfinden und Planen als Stufen menschlichen Denkens und Handelns ; die gesellschaftliche Entwicklung ist in ein Stadium getreten, wo das planende Denken zur Herrschaft kommen muss. M. diskutiert einige Fragen der Willensbildung im Planen und setzt sich mit Pragmatismus, Behaviorismus und Tiefenpsychologie als Lehren von der „Umformbarkeit des Menschen“ auseinander. — Die lihrift bildet eine Anwendung der von M. entwickelten wissenssociologischen Methoden auf die Gegenwart. Seine Bemühungen um eine differenzierte Begriffsbildung machen es oft schwer, eine Beziehung zur Wirklichkeit herzustellen. Wir geben ein Beispiel : „Freiheit ist soziologisch gesehen nichts anderes als eine Disproportionalität zwischen dem Wachstum des Wirkradius der zentral organisierbaren Beeinflussungsmechanismen einerseits und dem Wachstum des Umfanges der zu beeinflussenden Gruppeneinheit andererseits. Solange der Beeinflussungsmechanismus hinter der spontanen sozialen Integration zurückbleibt, gibt es in dieser Wahlsituationen und Ausweichemöglichkeiten...“ — Eine eingehende Würdigung des M.'schen Buches behalten wir uns vor. Herbert Marcuse (New York).

Idealismus. Jahrbuch für die idealistische Philosophie. Herausgegeben von Ernst Harms. Band I. Rascher & Co. Zürich 1934. *(*280 *S.; fr. s.* 12.*—)*

Rickert, Heinrich, *Die Heidelberger Tradition und Kants Kritizismus. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1934. *(*69 *S.; RM.* 3.*—)*

Das neue, von Ernst Harms herausgegebene Jahrbuch für idealistische Philosophie bezeichnet sich auf dem Widmungsblatt selbst als einen „Neueinsatz philosophischen Lebens“. In der programmatischen Einleitung erklärt der Herausgeber Idealismus für einen „denkwissenschaftlichen Edelbegriff“, der wieder eine vollwertige Geltung im Reiche der Weltanschauungen erhalten müsse. Harms meint, es würde unzureichend sein, „von einer fixen und limitierenden Definition (!) des Begriffes „Idealismus“ auszugehen, etwa derjenigen, die der für die Schriftleitung Zeichnende im Sinne seiner individuell (!) ausgeprägten idealistischen Philosophie von sich aus zu geben hätte“. Vielmehr soll das Jahrbuch allen philosophischen Richtungen offen stehen, die „das Primat des Geistes gegenüber den als Materie zu bezeichnenden Welterscheinungen“ vertreten. Materialistische und relativistische Weltanschauungen sollen hingegen keinen Zugang finden. Das im Jahrbuch vertretene „Weltanschauungs-Streben“ behauptet, „seinen innersten Kern darin zu haben ..., eine wirkliche Wahrheitsgewissheit zu besitzen, der letzthinniger absoluter Wert eignet.“

Wie das einleitend verkündete Programm nicht einmal mehr in der Sprache (die kein Deutsch ist) etwas mit der Philosophie gemein hat, von der es den Namen borgt, so zeigt der Inhalt des Bandes nur die Entartung des Idealismus zur leeren Begriffsspielerei und spekulativen Geschäftigkeit.

Sein, Wesen, Idee, Geist, Ich, Absolutes — Kategorien, zu deren Erarbeitung und Entfaltung es immerhin eines Kant, Fichte, Schelling und Hegel bedurfte, werden hier mit einer Vertrautheit und Fixigkeit verwandt, als handle es sich um die alltäglichsten Selbstverständlichkeiten. Mit ihnen und über sie werden Aussagen gemacht, aus deren sorglosem Draufgängertum zwar nicht ein Neueinsatz philosophischen Lebens, aber eine Unbekümmertheit um jede wirkliche Problematik spricht. Wir geben einige Beispiele : „Der Dualismus von Geist und Natur kann nicht bestehen bleiben. Er muss überwunden werden. Im System des Denkens muss die Materie als Abart des Geistes begriffen werden. Wir wollen nunmehr eine Konstruktion des Geistes geben, sie aber auf die Hälfte der Aufgabe beschränken, indem wir nur das bewusste Leben ... zu deuten versuchen". Folgt nunmehr die angekündigte „Konstruktion des Geistes", zu der bei Hegel noch der ganze Weg der „Phänomenologie" nötig war, auf fünf Druckseiten (Georg Mehlis in seinem Beitrag : Der Geist). — „Erkennen heisst den erkannten Inhalt als zum Unergründlichen gehörend, dem Unergründlichen inhärierend, zu erfassen, wobei das Unergründliche als solches ganz unabhängig von unserem Erkenntnisblick unverbrüchlich fest bei uns und mit uns ist. Das ist der Sinn des ‚Ist'". Womit der Verfasser den Sinn des „Ist" sowohl wie den des Erkennens in sein Gegenteil verkehrt (Simon Frank in seinem Beitrag : Das Absolute). Manchmal nimmt die sichere Vertrautheit mit den metaphysischen Wesenheiten die Haltung grosszügigen Offenlassens verschiedener Möglichkeiten und evtl. Korrekturen an den absoluten Wahrheiten an. So wenn Hans Driesch über die Unsterblichkeit schreibt : „Diese Ichheiten als besondere Entia aber würden den Tod überdauern — in gänzlich unfassbarer Form. Wer dieser Annahme zustimmt, wird sie freilich nicht nur für den Menschen annehmen dürfen. Alle oder keiner, heisst es hier — (mit einem gewissen Reservat für die Pflanzen). Eine Entscheidung der in diesem letzten Abschnitt von uns aufgerollten Frage ist zur Zeit nicht möglich ; jeder mag glauben, was er will, wenn er nur nicht seinen Glauben für Wissen ausgibt." (Hans Driesch in seinem Beitrag : Das Ich).

Der geschäftige Umgang mit den idealistischen Grundbegriffen ist jedoch mehr als nur ein Spiel : mit den abgegriffensten Mitteln wird auch hier wieder der Versuch gemacht, die Philosophie von der Problematik der Gegenwart abzulenken und auf dem beruhigenden Feld der absoluten „Wahrheitsgewissheiten" sicher zu stellen. Es ist nicht blosse Naivität, wenn Harms meint, dass die Idee die „Tatsächlichkeit des Daseins" bezeichnet. Der klassische deutsche Idealismus hatte in der Geschichts-, Rechts- und Staatsphilosophie Kants und Hegels noch ein gut Teil der Tatsächlichkeit des Daseins in sich aufgenommen, die nicht die Idee ist. Von dieser Verbundenheit mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit lässt das vorliegende Jahrbuch nur noch die negative Seite erkennen : die sehr bereitwillige Konzession an die herrschenden Mächte : Das Jahrbuch hat zwar nach der Aussage seines Herausgebers „weder politische noch gesellschaftliche Ambitionen und auch keine irgendwelche aktive Tendenz in den heute so stark hervortretenden volklichen Gesellschaftsproblematiken. Sollte in den Lebensprovinzen, die heute starke diesbezügliche innere Umla-

gerungen in sich vornehmen, hierdurch die Stärkung der idealistischen Philosophien in ihnen oder gar eine ausgeprägt nationale idealistische Philosophie entstehen, so würde das „Jahrbuch" diese in seinem Rahmen mit grösster Freude Willkommen heissen".

Als Mitarbeiter des Bandes zeichnen u. A. Nikolai Losskij, Edgar Dacqué, Helmuth Plessner und Jean Vahl. Ein brauchbarer Literaturbericht zur Geschichte der idealistischen Philosophie und ein Besprechungsteil von Neuerscheinungen ist beigefügt.

Die eben angekündigte Funktion des entarteten Idealismus kommt auch in Heinrich Rickerts Schrift über die Heidelberger Tradition erschreckend zum Ausdruck. R. beginnt mit einer Erörterung des Verhältnisses von Geschichte und System der Philosophie und kommt nach einer Diskussion des kantischen Kritizismus, wie er sich ihm vom Standpunkt seiner eigenen Philosophie aus darstellt, zu den Fragen von Religion und Metaphysik als Abschluss des eigentlichen philosophischen Systems. R. meint, dass eine wahrhaft universale Weltanschauung, auf die der Philosoph nicht verzichten darf, notwendig in einem religiösen Glauben gipfeln muss. Er weiss, dass hierbei die Grenzen der Wissenschaft überschritten werden, — aber er fordert diese Überschreitung mit aller Bewusstheit. Das ist noch nicht alles. „Überschreitet man... diese Grenze, dann muss man das wenigstens gründlich tun, d. h. sich auch dannach umsehen, welche ausserwissenschaftlichen Mittel bei der Erreichung des Zieles, zum jenseitigen Weltgrunde vorzudringen, helfen können". Die Methode solcher Überschreitung besteht zunächst darin, dass wir „in weitestem Masse auf die Ratio überhaupt verzichten" müssen. Und auch das ist noch nicht alles. Nicht nur, dass der Philosoph, der sich noch mit dem kantischen Kritizismus verbunden glaubt und der seiner Schrift als Motto den Satz voranstellt : „der kritische Weg ist allein noch offen", so feierlich auf die Vernunft Verzicht leistet ; — er sagt uns auch, wohin dieser Verzicht weiter führen soll. „Haben wir aber einmal das überwissenschaftliche Gebiet betreten, und wollen wir auch auf ihm im Sinne der kritischen Philosophie weiterarbeiten, dann dürfen wir nie vergessen, dass es ein deutscher Philosoph ist, den wir im Sinne des von ihm geschaffenen „deutschen Idealismus" kritisch zu ergänzen suchen, und dass die Fortführung des kantischen Denkens in überwissenschaftlicher Richtung nur dann gelingen kann, wenn wir als Deutsche zu einer Philosophie zu kommen suchen, die in ihren irrationalen Elementen an ihrem deutschen Charakter festhält. Wollten wir darauf ausgehen, die nationale Prägung unserer überwissenschaftlichen Weltanschauung völlig abzustreifen, so würden wir ebenso wie in der Ethik, die nichts anderes als das abstrakte „Menschliche" für sittlich verpflichtend hält, ins „Leere" geraten, und damit wäre gerade der Zweck, um dessentwillen wir das Gebiet der Wissenschaft verlassen haben, verfehlt."

R. hat den Mut zu behaupten, dass solche Weltanschauung „auf dem Boden des Kritizismus" stehe. Herbert Marcuse (New York).

Cassirer, Ernst, *Die Philosophie der Aufklärung. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1932. *(XVIII u.* 491 *S.; RM.* 17.—*)*

Das Buch C.s stellt sich eine richtige, wichtige und aktuelle Aufgabe: die Revision jenes grossen Prozesses, den die Romantik gegen die Aufklärung angestrengt hat. Das Urteil, das sie in diesem Prozess gefällt hat, wird noch heute von vielen kritiklos übernommen: und die Rede von der „flachen Aufklärung" ist noch immer im Schwunge. Ein wesentliches Ziel der vorliegenden Darstellung wäre erreicht, wenn es ihr gelänge, diese Rede endlich zum Schweigen zu bringen" (XV). Eine solche Bewegung gegen die romantische tendenziöse Geschichtslegende über die Aufklärung, insbesondere über den unhistorischen Charakter der Aufklärungsperiode, über ihre Blindheit der Geschichte gegenüber ist schon seit längerer Zeit im Gange. Man denke an Dilthey, vor allem an Fueter. Der Versuch C.s, wie einige andere Versuche aus der Nachkriegszeit (z.B. Bäumlers Buch über Kants Kritik der Urteilskraft) führen die Bewegung weiter, jedoch in einer Weise, die die falsche Geschichtskonzeption nicht überwindet, sondern mit einer scheinbaren Umkehrung auf höherer Stufenleiter neu reproduziert. Es scheint freilich ein Fortschritt, wenn der von der Romantik konstruierte schroffe Bruch zwischen dem XVIII. und XIX. Jahrhundert zu jener Legende degradiert wird, die er in Wirklichkeit gewesen ist. C. ist durchaus im Recht, wenn er feststellt: „Die historische Bildungswelt, die von seiten der Romantik gegen die Aufklärung aufgerufen wird und in deren Namen man ihre intellektuellen Voraussetzungen bestreitet, ist erst auf Grund der Wirksamkeit dieser Voraussetzungen, auf Grund der Ideen und Ideale der Aufklärung entdeckt worden. Ohne die Hilfe der Aufklärungsphilosophie und ohne ihr geistiges Erbe anzutreten, hätte die Romantik ihre eigene Position nicht erringen und nicht behaupten können" (263). Der Wert einer solchen Erkenntnis hängt jedoch davon ab, auf welcher Grundlage der Zusammenhang zwischen Aufklärung und Romantik festgestellt wird. Denn davon hängt es ab, wie die Verbindungslinie zwischen ihnen gezogen wird und wie die trotz aller bestehenden Zusammenhänge dennoch bleibenden Differenzen aufgefasst und bewertet werden. Die Feststellung des Zusammenhanges selbst ist ja nicht neu. Marx hat bereits 1843 im Aufsatz: „Das philosophische Manifest der historischen Rechtsschule" (abgedruckt in der neuen Gesamtausgabe Band I. Halbb. 1, S. 251 ff.) diesen Zusammenhang klar formuliert und die historische Schule als das „einzig frivole Produkt" des XVIII. Jahrhunderts charakterisiert, ebenso auch Chateaubriand (in den Briefen an Engels vom 26. X. 1854 und 30. XI. 1873). Während aber die Marxsche Auffassung des Zusammenhanges zwischen Aufklärung und Romantik dazu dient, den realen gesellschaftlichen Entwicklungsgang der bürgerlichen Klasse auch auf dem Gebiet der Ideologie aufzuhellen, stellen Dilthey, Bäumler und Cassirer — freilich in verschiedener Weise — diesen Zusammenhang dazu fest, um die Aufklärung als Vorstufe der heutigen bürgerlichen Ideologie, als Vorstufe der Romantik und ihrer heutigen Erneuerung deuten zu können und damit den Gegensatz zwischen der vorrevolutionären Blütezeit der Bourgeoisie und ihrer gegenwärtigen Verfassung verschwinden zu lassen.

Die „Rettung" der Aufklärung ist also nur eine kompliziertere Methode zum selben ideologischen Ziele, wie es ihre frühere Verdammung in Bausch und Bogen gewesen ist. Sie ist überdies in einem entscheidenden Punkt unklarer als ihre Vorgänger und darum trotz allen Fortschritts in der Erforschung von Einzeltatsachen wissenschaftlicher Rückschritt. Denn die älteren Historiker der Aufklärung haben zwar den Materialismus des XVII.-XVIII. Jahrhunderts, zumeist sogar verleumderisch, bekämpft, sie haben aber wenigstens seine Existenz anerkannt. In C.s Darstellung verschwindet der Materialismus vollständig von der Bildfläche. Natürlich können die Namen Hobbes, Diderot, Holbach, Helvetius aus der Darstellung nicht ganz ausgeschaltet werden (die letzten beiden tauchen allerdings nur sehr episodisch auf). Aber die Tatsache, dass sie Materialisten gewesen sind, verschwindet. An Stelle der philosophisch präzisen und eindeutigen Termini wie Materialismus und Idealismus treten verschwommene und die wirklichen grundlegenden philosophischen Probleme verwischende. Termini wie „Empirismus", „Sensualismus".

Das In-den-Vordergrundstellen des Sensualismus wirkt seit je dahin, die Frage von Materialismus-Idealismus aus der Welt zu schaffen. In den Debatten über Mach in der Vorkriegszeit spielte diese Frage eine grosse Rolle. Schon damals wurde die wissenschaftliche Unzulässigkeit dieser Methode scharf pointiert und nachgewiesen, dass mit Sensualimus für die entscheidende Frage : Materialismus-Idealismus gar nichts gesagt ist, da ja sowohl er Solipsist, d. h. der subjektive Idealist als auch der Materialist die Empfindungen als Quelle unserer Erkenntnis annehmen können. Es wurde gezeigt, dass sowohl Berkeleys wie Diderots Stammvater Locke war und dass von den Empfindungen aus man sowohl die Linie des Subjektivismus wie auch die des Objektivismus einschlagen konnte, die zum Materialismus führt. Indem C. den ganzen Problemkomplex des Materialismus achtlos beiseiteschiebt, verliert er jede Möglichkeit, die erkenntnistheoretischen Entscheidungskämpfe des XVII. und XVIII. Jahrhunderts zu begreifen. Es ist klar, dass Idealismus und Materialismus auch in der Periode der Aufklärung nicht zwei schroff voneinander getrennte Lager bilden, dass vielmehr sowohl ein Kampf wie eine ununterbrochene Wechselwirkung, eine gegenseitige Beeinflussung zwischen ihnen vor sich geht. Aber gerade diese Wechselwirkung kann man nur dann aufdecken und wissenschaftlich darstellen, wenn man früher die philosophisch zentrale Scheidung zwischen Idealismus und Materialismus klar vollzogen hat. Wenn nicht, so bleiben entweder in der Nacht der unpräzisen Bestimmungen alle „sensualistischen" oder „empirischen" Kühe gleich schwarz, d. h. undifferenziert „sensualistisch", und die wirklichen Differenzen fallen unter den Tisch, oder die Differenzen tauchen plötzlich, unvorbereitet und unlösbar, aus der Pistole geschossen auf. Ich führe nur ein Beispiel an. C. kommt bei der Behandlung der Baumgartenschen Aesthetik zur Frage der „Humanisierung der Sinnlichkeit". Und er schreibt plötzlich : „Von allen Seiten bricht jetzt, insbesondere in der französischen Philosophie und Ethik der Ruf nach einer Emanzipation der Sinnlichkeit hervor, und er schwillt immer stärker und stärker an. Dem Stoizismus des siebzehnten Jahrhunderts .. tritt jetzt eine rein epikureische Grundstimmung gegenüber" (475).

Das „von allen Seiten“ und das „jetzt“ zeigen schon stilistisch die Verlegenheit C.s, wenn er einmal mit der Frage des Materialismus konfrontiert wird. Denn freilich, wenn die Zusammenhänge von Materialismus und Epikureismus von Gassendi-Hobbes bis zu Helvetius, Diderot usw. übergangen wurden, dann kann der Epikureismus nur „jetzt“ und „von allen Seiten“, unerklärt und unbegreiflich auftauchen und kann sich nur bei den „Libertins“ (ein unmodisches Aufwärmen der bereits längst ranzig gewordenen „Trüffelpastete“ Lamettries) äussern.

Diese Konstruktion braucht C. dazu, um die Aufklärungsphilosophie in Kant und dem deutschen Idealismus gipfeln zu lassen; von hier führt dann der Weg über die Romantik zum höchsten Gipfel, zur offiziellen Philosophie der Gegenwart. Aber auf diese Weise, wie C. seine Aufgabe durchführt, leistet er auch dem Idealismus einen Bärendienst. Denn nur das ganz klare Herausarbeiten des Materialismus des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, seine Kritik vom Standpunkt des höheren, entfalteten, des dialektischen Materialismus, ist in der Lage, die wirkliche historische Bedeutung des Idealismus dieser Periode zu beleuchten, den wirklichen historischen Fortschritt, den er — insbesondere der deutsche Idealismus von Kant bis Hegel — dem alten Materialismus gegenüber bedeutet, zu zeigen: „Daher geschah es, dass die tätige Seite im Gegensatz zum Materialismus vom Idealismus entwickelt wurde“ (Marx, Erste These über Feuerbach).

Das Verschwinden aller philosophiegeschichtlichen Zusammenhänge bei C. ist nur die Folge des unhistorischen Grundcharakters seiner Gesamtkonzeption. In dieser Hinsicht ist sein neues Buch noch ein Schritt rückwärts seinen früheren Werken gegenüber. In seinem „Erkenntnisproblem“ hatte er noch eine wenn auch sehr einseitige und rein ideologische historische Orientierung an der Entwicklung der Naturwissenschaften: wobei er freilich als bewusster Idealist diese Entwicklung ganz unabhängig von der Entwicklung der materiellen Produktion aufgefasst und behandelt hat. Bei der Bearbeitung der Aufklärungsphilosophie war es von vornherein unmöglich, sich auf die Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften zu beschränken. Eine Behandlung der hier unerlässlichen Problemkomplexe (Gesellschaft, Staat, Geschichte) musste, wenn historisch behandelt, notwendig zu den grossen Klassenkämpfen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts führen. C. meint sich dadurch aus dieser Verlegenheit zu retten, dass er die Methode des „Längsschnitts“ der „meisten historischen Darstellungen“ vermeidet (XII) und „eine reine Geschichte der Ideen der Aufklärung zu geben“ sucht (XII-XIV). Er kommt aber damit nur zu einem thematischen Nebeneinanderstellen der voneinander isolierten Gebiete und innerhalb eines jeden Gebietes zu einer „ideengeschichtlichen“ Anordnung der Gedankenfragmente einzelner Aufklärungsphilosophen. Das hat wiederum zur notwendigen Folge, dass seine Darstellung hinter der seiner (selbst in sehr bescheidener Weise historischen) Vorgänger zurückbleibt. Es möge auch hier ein Beispiel genügen. C. behandelt (400-403) in voller Abhängigkeit von Heinrich von Steins altem Buch die Opposition von Bouhours gegen die Aesthetik Boileaus. Er vermerkt aber nicht, dass bereits Stein klar sah, dass Bouhours (und die

ihm ähnlich gesinnten Vavasseur und Rapin) Jesuiten gewesen sind und damit im Kampfe gegen den Cartesianismus, gegen Port Royal eine sehr bestimmte Richtung vertreten haben (Stein, Die Entstehung der neueren Aesthetik, S. 89-91). Freilich hat auch Stein von den Klassengrundlagen dieser Kämpfe keine Ahnung. Der hier von Stein sehr abhängige C. tilgt aber aus seiner Quelle selbst die bescheidensten geschichtlichen Überreste aus, die Ideengeschichte spielt sich im luftleeren Raum ab.

Hans Müller (Berlin).

Allgemeine Soziologie.

Heller, Hermann, *Staatslehre. Herausgegeben von Gerhart Niemeyer. A. W. Sijthoffs Uitgeversmaatschappij N. V. Leiden* 1934. *(XVI u.* 298 *S.; H. fl.* 5.25, *geb. H. fl.* 6.25*)*

H. konnte seine „Staatslehre" nicht mehr selbst der Öffentlichkeit vorlegen. Sein Freund und Schüler Gerhart Niemeyer hat das posthume Werk herausgegeben und die von H. nicht mehr ausgeführten Kapitel durch vorgefundene Notizen wenigstens in den Grundgedanken überliefert. Trotzdem erscheint die „Staatslehre" nur formal und äusserlich als ein Torso. Die Gesamtkonzeption und diejenigen Gedanken und Thesen, auf die es H. vor allem ankam, sind klar erkennbar, zumal gerade die wesentlichsten Teile des Werkes noch von H. selbst ihre endgültige Fassung erhalten konnten.

Sein letztes Werk zeigt H. von einer neuen Seite. Gewiss tauchen die Grundgedanken der „Souveränität" oder der Arbeiten über Hegel auch in der „Staatslehre" wieder auf; allein man spürt die Verarbeitung neuer Anregungen und Fragestellungen, die H. in seinen letzten Lebensjahren in seinem Frankfurter Wirkungskreis empfing. Die wichtige Rolle z. B., die er Fragen der Gestaltpsychologie oder der „Wissenssoziologie" in der „Staatslehre" zuschreibt, die wesentlich positivere, wenn auch noch immer nicht von Missverständnissen freie Einstellung zum dialektischen Materialismus machen die Besonderheit dieses letzten Werkes Hs. gegenüber seinem früheren Schaffen aus.

H. will keine „allgemeine" Staatslehre geben, die über „den" Staat schlechthin spricht. Er will den konkreten Staat inmitten der kapitalistischen Gesellschaft behandeln; ihn in seiner Totalität, mit allen Beziehungen und Wechselwirkungen sozialer, ökonomischer, geopolitischer usw. Art sichtbar machen. Solcher Versuch ist äusserst fruchtbar, und die Fülle der auf dem Gebiete der politischen Theorie bisher stark vernachlässigten Fragen, die H. angeschnitten hat, gibt dem Buch seine wirkliche Bedeutung. In der Aufrollung der Fragen liegt Hs. Stärke. Weit weniger in seinen positiven Lösungsversuchen, die meist nur Scheinlösungen darstellen, auch nicht in der „wirklichkeits-wissenschaftlichen" Methode, die über Methodenkritik und Polemik nur selten zur „Wirklichkeit" vorstösst. Manche Polemik, vor allem die beständige Auseinandersetzung mit dem Marxismus und der Staatstheorie Kelsens, ist zudem durch starke Missverständnisse

oder willkürliche Interpretation des Gegners getrübt. — Jedenfalls aber ist die „Staatslehre“ wohl Hs. wesentlichstes Buch.

Hans Mayer (Genf).

Ginsberg, Morris, *Sociology. Thornton Butterworth Ltd. (The Home University Library.) London* 1934. *(*255 *pp.;* 2 *s.* 6 *d.)*

Hiller, E. T., *Principles of Sociology. Harper and Brothers. New York* 1933. *(XIX &* 661 *pp.;* $ 3.50*)*

Osborn, Loran David and Martin Henry Neumeyer, *The Community and Society. American Book Company (American Sociology Series). New York* 1933. *(X &* 468 *pp.;* $ 2.50*)*

Bogardus, Emory, S., *Sociology. The Macmillan Company. New York* 1934. *(IX &* 415 *pp.;* $ 2.50*)*

Allport, Floyd Henry, *Institutional Behaviour. The University of North Carolina Press. Chapel Hill* 1933. *(XIII &* 526 *pp.;* $ 3.50*)*

Of these recent works in Sociology, Professor Ginsberg's is easily outstanding. Indeed it is a little masterpiece in arrangement of materials, concentration, selection of essential topics and in its close analytical reasoning. The book first considers the scope and methods of Sociology, and its basic concepts such as society, community, association, culture and civilization. It then analyses the main conditions governing social life — the geographical, the racial and psychological after which it proceeds to a description of the general principles of social organization as manifested in political organization and other types of social control, and in economic organization with its class structure and differentiation. There follows a discussion of the principal trends of mental development in the field of morals, religion and science and finally an examination is made of the relations between social and cultural development.

The result stamps the book with a unity and balance rarely achieved in books on Sociology. Especially illuminating is the analysis of social classes and property relationships, the subtle interplay between the assertive and aggresive strains, and the gentle and tender elements in social life; and the critique of race and civilization.

According to Professor Ginsberg, the main tasks of Sociology are 1. to provide a morphology of types and forms of social relationships. 2. to determine the relation between the different factors of social life. 3. to disentangle the fundamental condition of social change and persistance. In this view of the scope of Sociology, he occupies an intermediate or even a synthetic position between Formalists, such as Simmel and Vierkandt and to some extent Max Weber, and those like Comte, Durkheim, and Hobhouse who regard Sociology as a generalising science which brings the special disciplines into relation with each other. He shows that there is no necessary conflict between these positions and rightly argues that Sociology cannot consist of a bloodless list of categories but must be brought into relation with history and anthropology and the concrete study of social institutions if it is to make progress as a science.

The next three books on the list are text-books designed, it is evident, for American high-schools and college students, who have to cover the whole field of Sociology in a certain number of semesters. From this angle Hiller's „Principles of Sociology“ is a thoroughly good book. It avoids particularistic explanations and sums up clearly and ably the results of current sociological research. Unfortunately the author's eagerness to omit nothing that can by any stretch be called sociological, and his evident relish for „facts“ makes it wellnigh impossible to discover the „Principles“. There is order and arrangement in the book but not such as flows from a mastery of the facts themselves. The detailed bibliographies and references are a valuable feature of the book.

The main feature of Bogardus „Sociology“ and Osborn's and Neumeyer's „Community and Society“ is the group approach. The community or group is taken as the starting point because therein the pattern for all social relationships is to be found. „Community and Society“ is divided into two parts, the first treating of the contemporary community, and the second of social processes and sociological principles. The first part gives an ecological account of urban and rural society, the family, education, religion, poverty, crime and delinquency. The second part discusses the psychological basis of social life, differentiation and integration, social change and control, human culture, social values and human progress. „Sociology“ is similarly divided into three parts, the first part being devoted to a consideration of group approaches such as the ecological, the cultural and psycho-social; the second to an analysis of the family, occupational, play, educational, religious, racial and community groups; and the third part to group organization. This section although very sketchy is the most interesting as it includes chapters on group change and social evolution, group leadership and types of leaders, and group research.

Allport's book, although it is more of a study in social psychology than in sociology, may be treated here because of its institutional and group approach to the contemporary spheres of government business, industry, familial relationships, education and organized religion. With this difference however : in the previous book individual behaviour was interpreted in terms of social context. Here the author attempts to interpret both institutions and society in terms of the behaviour of individuals. He presents the tyranny of institutions and the forcing of men and women into narrow and segmentalized groups who pursue aims and objects and commit actions which are abhorrent to their individual members. He argues that the individual can only develop in an environment composed of free and responsible individuals.

In so far as the author pleads for the abolition of institutional forms, he is committed to an impossible thesis. In a sense the book is a re-statement of that perennial sociological controversy, the individual versus society. But in spite of its admitted bias, the book abounds in brilliant flashes of insight and analysis, and reveals the deep understanding of human motives and passions. J. Rumney (London).

Rumney, J., *Herbert Spencer's Sociology : with a Bibliography of Spencer and his Work. With a Preface by Morris Ginsberg. Williams & Norgate. London* 1934. *(XVI and* 357 *pp.;* 10 *s.* 6 *d.)*

This book is the final volume of the series published by the Herbert Spencer Trustees, and is designed as a revelation of Spencer's work in the light of more recent sociological thought. Such a study apparently was envisaged by Spencer himself.

Dr. Rumney's treatment of Spencer's sociology divides it up into a number of topics, which are discussed in separate chapters. Thus he discusses the Scope of Sociology, Spencer's views on the Social Organism, Woman, the Family, Society, the State, Property, Religion, Social Evolution, etc. This method certainly gives us a clear insight into the salient features of Spencer's thought, and, while it may be felt that additional matters of interest would have been brought to light by an attempt to trace its chronological development, this might well have detracted from the clarity of the present work.

The book gives evidence of wide reading, and Dr. Rumney is clearly fully conversant with the relevant material. It is therefore interesting to find that though he has much to object to in the detail of Spencer's theories, his general view is by no means unsympathetic, and that he feels that the fruitfulness of Spencer's work is far from being exhausted to-day.

Sound critical studies of the important sociologists are still, unfortunately, very few in number, and Dr. Rumney's book will therefore meet a need long felt by students of Sociology. A. F. Wells (London).

Vialatoux, J., *Philosophie économique. Études critiques sur le naturalisme. Desclée De Brouwer & Cie. Paris* 1933. *(XXVI u.* 222 *S.; fr. fr.* 15.—*)*

V. greift von einer konsequent katholischen Position aus in einer sehr grundsätzlichen Weise den Liberalismus an, vor allem den ökonomischen, der als Naturalismus, Materialismus und gefährliche Illusion abgelehnt wird. Unter Naturalismus wird eine naturgesetzlich-eigengesetzliche Konzeption der Wirtschaft (übrigens auch der Politik) und eine entsprechende Reduktion und Unterwerfung der „inneren" und der „moralischen" Natur des Menschen und der sie ordnenden Gesetze unter eine „äussere" Natur und ihre sinnfremden Gesetze verstanden. V. stellt dagegen eine „politische und moralische" Auffassung der Wirtschaft und der Nationalökonomie und glaubt — wohl zu Unrecht —, dass daraus notwendig auch eine nichtliberale Praxis folgen müsse.

Auf ein Vorwort, in dem für V.s Kritik grundlegende Begriffe wie Gesetz, Natur und Naturalismus erörtert werden, folgt als erster Aufsatz „L'illusion matérialiste du Libéralisme économique" mit einem wichtigen Anhang über die Begriffsbestimmung des Liberalismus, der bei V. auf die Formel : Abfall, Herauslösung aus der katholischen Sozialordnung zu bringen wäre. Der folgende Vortrag : „La notion d'économie politique"

schliesst mit dem Widerspruch herausfordernden Satze „L'économie politique est une branche du Droit". Der dritte Beitrag analysiert in ausgezeichneter Weise Lockes liberale Erkenntnistheorie, Ökonomie, Eigentums- und Staatstheorie sowie seine Religionsphilosophie für sich und in ihrem engen Zusammenhang untereinander. Er kritisiert sie unter dem Gesichtspunkt des „séparatisme", d. h. der durchgängigen dualistischen Zerreissung der Sphären Materie und Erfahrung einerseits, Vernunft und Moral andererseits und ordnet sie auch soziologisch der entstehenden bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft zu.

Der letzte Aufsatz ist Malthus gewidmet. Nach einer Darstellung der Malthusschen Bevölkerungstheorie, seiner praktischen Problemlösung : moral restraint und seines Pessimismus wird M. von V. vermittels einer sehr geschickten, aber doch der prognostischen und politischen Bedeutung der Theorie nicht gerechtwerdenden Interpretation gegen alle empirischen Angriffe verteidigt. Die Forderung des „moral restraint" wird gebilligt, aber entsprechend der katholischen Ehelehre auf die Ehe ausgedehnt, M.'s Vorstellung von einer abstrakten Vernunft, die gegen die sinnliche Natur steht, korrigiert, vor allem jedoch M.s naturgesetzlich begründeter Liberalismus angegriffen, womit V. das Thema der übrigen Aufsätze wieder aufnimmt. Zwischen der Konzeption des „homo oeconomicus" der naturgesetzlichen Wirtschaftslehre und der moralischen Behandlung des Geburtenproblems glaubt V. einen unlösbaren Widerspruch zu entdecken. — Eine Kritik der Gesamtposition V.s ist hier nicht möglich. Sie müsste ausser einem Zurechtrücken der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, die von V. etwas einseitig gezeichnet werden, vor allem eine Prüfung der theoretischen und praktischen Fruchtbarkeit dieser antiliberalen Lehre versuchen.

Gerhard Meyer (Paris).

D'Athayde, Tristan, *Fragments de sociologie chrétienne. Traduit du portugais par Jean Duriau et Georges Raeders. Introduction de Jean Duriau. Desclée De Brouwer & Cie. Paris* 1934. *(XII u.* 172 *S.; frs. fr.* 10.—*)*

In scharfer Opposition gegen jede „naturalistische" Soziologie will d'A. eine Gesellschaftswissenschaft begründen, die er als „integralistisch" bzw. „finalistisch" (wir würden sagen : teleologisch) von der Werthierarchie der Gottgegenwart in den Dingen her in ein System der Wissenschaften eingliedert, das methodologisch auf religiöse Glaubenspostulate ausgerichtet ist. A.s Soziologie erkennt nicht, sondern dekretiert Zweckbestimmungen, so dass vor jeder Erforschung des Sozialen der Glaubenssatz steht : „Das Individuum existiert für die Gesellschaft, die Gesellschaft für die Persönlichkeit, für Gott".

Kapitalismus und Sozialismus, der „der Kapitalismus des Proletariats" ist, sind infolge der Omnipotenz des Ökonomischen gleich unfähig, das soziale Gleichgewicht herzustellen. Der Erbe des proletarischen Sozialismus werde die Oeconomia perennis der christlichen Ordnung sein.

Ludwig Gran (Prag).

Maritain, Jacques, *Du régime temporel et de la liberté. Desclée, de Brouwer & Cie. Paris* 1934. *(X u.* 274 *S.; fr. fr.* 12.—*)*

Der Autor schliesst sich derart eng an die Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie der katholischen Kirche an, dass eine Debatte mit ihm einer mit kirchlichen Autoritäten gleichkommt. Im übrigen verschweigt M. nirgends, von diesen und insbesondere von den scholastischen Denkern bestimmt zu sein. Der erste Teil des vorliegenden Buchs „Une philosophie de la liberté" macht sich zur Aufgabe, der moralischen Hierarchie des Katholizismus, an deren Spitze der Heilige steht, im gegenwärtigen gesellschaftlichen Dasein Raum zu schaffen. Der Befreiung durch die Technik wird die Befreiung durch Askese gegenübergestellt. Im ersteren Falle unternimmt der Mensch es, das Naturgeschehen im Sinn der physikalisch-chemischen Gesetzlichkeiten zu beeinflussen; im zweiten Fall ist es sein inneres Universum, dem der Mensch die Gesetzlichkeiten der Vernunft (verbunden mit den Ordnungen der Gnade) auferlegt. Man kann dem Verf. nicht den Vorwurf machen, dass er die Probleme hinter konzilianten Formulierungen verbirgt. Vielmehr sind Auslassungen wie die folgende für ihn kennzeichnend: „Une cité terrestre capable de mettre à mort pour crime d'hérésie montre un plus grand souci du bien des âmes et une idée plus haute de la noblesse de la communauté humaine, ainsi centrée sur la vérité, qu'une cité qui ne sait plus châtier que pour des crimes contre les corps; étant supposé qu'on me châtie, on honore plus ma qualité d'homme en me brûlant pour mes idées qu'en me pendant ou guillotinant pour un acte de mes mains." — Der zweite Teil bringt unter dem Titel „Religion et culture" Ergänzungen des früheren gleichnamigen Buches. Die Frage nach dem konkreten politischen Ideal des katholischen Christen wird aufgeworfen; dieses Ideal wird, mit einer gewissen ideologischen Reserve gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung, vor allem aber mit einer polemischen Wendung gegen den Kommunismus, als das einer inneren Erneuerung gekennzeichnet. — Der dritte Teil des Buches beschäftigt sich mit der dieser Erneuerung entsprechenden Erneuerung der politischen Mittel und einer Kritik der Gewalt. Er enthält eine mit gewissen Einschränkungen versehene Apologie Gandhis und führt auch im übrigen näher als die vorangehenden scholastischen Diskussionen an die gegenwärtige politische Sachlage heran. Deutlich sieht M. die Schwierigkeiten einer katholischen Renaissance.

Walter Benjamin (Paris).

Schrattenholzer, Alois, *Soziale Gerechtigkeit. Die Lehre von der natürlichen Gemeinschaftsgerechtigkeit. Ulrich Moser. Graz* 1934. *(*205 *S.; Ö. Sch.* 6.50, *RM.* 4.—*; geb. Ö. Sch.* 8.—, *RM.* 4.80*)*

Die Arbeit erscheint in einer Schriftenreihe der Studienrunde katholischer Soziologen in Wien. Sch. unternimmt den Versuch, auf der Grundlage der päpstlichen Enzykliken Quadragesimo anno und Rerum novarum die „Lehre von der natürlichen Gemeinschaftsgerechtigkeit" zu entwickeln. Unter Gerechtigkeit versteht er „jene Tugend, die den Menschen befähigt

und geneigt macht, jedem das Seine zu lassen oder zu geben". Die „Gemeinschaftsgerechtigkeit", in Gegensatz gestellt zur individuellen „Sondergerechtigkeit", wird folglich als „jene Tugend" definiert, „die uns geneigt macht, den Mitmenschen zu geben, was ihnen als Gliedern unserer Gemeinschaft gebührt". Diese Gemeinschaftsgerechtigkeit heisst deshalb die „natürliche", weil ihre Grundsätze, nach Sch., „echtes Naturrecht" sind, die ihre unmittelbare Evidenz aus der „wahren sittlichen Natur des Menschen und aus der gottgegebenen Bestimmung der Schöpfung" erhalten. — Der weltanschauliche Standort des Verf. ist durch diese Fragestellung bereits eindeutig festgelegt. Es überrascht also kaum, dass im Verlaufe der Schrift das Privateigentum, die berufsständische Idee, das christlich-bürgerliche Familienideal usf. als Formen der „Gemeinschaftsgerechtigkeit" „deduziert" werden. Hans Mayer (Genf).

Psychologie.

Childs, Harwood L., *A Reference Guide to the Study of Public Opinion. Princeton University Press. Princeton* 1934. *(76 S.; $ 2.—)*

Hall, O. Milton, *Attitudes and Unemployment. Psychological Archives. New York* 1934. *(66 S.; $ 1.—)*

Childs gibt eine durchdachte Literaturübersicht über ein Gebiet, das für den amerikanischen social research besonders charakteristisch ist. Das ganze Gebiet ist aktuell und die Publikation deshalb sehr willkommen, zumal da die Einteilung des Materials sehr gelungen ist. Deshalb seien hier die Kapitelüberschriften zusammen mit ein paar Hinweisungen wiedergegeben : Führer der öffentlichen Meinung (umfasst die Literatur über Geschichte einzelner Bewegungen und die wichtigeren Biographien politischer Führer) ; die öffentliche Meinung in der amerikanischen Revolution und während der Diskussion über die Annahme der amerikanischen Konstitution ; Wirtschaftsleben und öffentliche Meinung (Arbeitergesetzgebung, Antitrustbewegung, Farmgesetzgebung, New deal) ; Technik der Gruppenbildung im öffentlichen Leben (Mitgliedwerbung, Führerauswahl, Finanzierungsprobleme usw.) ; Instrumente der öffentlichen Meinung (Presse, Radio, Kino) ; Strategie in der Beherrschung der öffentlichen Meinung (offizielle Kriegspropaganda, organisierter Patriotismus, Zensur) ; theoretische Untersuchungen : was ist öffentliche Meinung ? wie wird sie erkannt (Analyse von Wahlziffern) ; verfeinerte Methoden der Meinungsmessung. Soweit Stichproben ein Urteil erlauben, sind die Nachweisungen ziemlich vollständig, auch was die wichtigere ausländische Literatur betrifft.

Das Buch von Hall ist ein ausgezeichnetes Beispiel für die Möglichkeiten und Grenzen des jetzt in Amerika so viel verwendeten attitude measurement. Die Methode besteht darin, dass den in die Untersuchung einbezogenen Personen eine Reihe von Behauptungen vorgelegt wird wie etwa : Religion stiftet mehr Böses als Gutes an, während der Krise hat sich die Mehrzahl der Unternehmer korrekt benommen, Erfolg hängt mehr vom Glück als von tatsächlichen Fähigkeiten ab, usw. Es wird verlangt, dass die

Versuchsperson angibt, ob sie mit jeder dieser Behauptungen „sehr", „im allgemeinen", „nicht" oder „gar nicht" übereinstimmt, mit einer Wahlmöglichkeit für „unentschieden". Durch eine Umrechnung nach Punktwertung wird jeder in die Untersuchung einbezogenen Person ein „attitude- score" zugewiesen, der ihre Stellungnahme zu dem untersuchten Problem auf einer angenommenen Wertskala festlegt. In der referierten Untersuchung zerfallen die Fragen in die Gruppen, je nachdem ob sie sich auf Religion, auf die Stellung zu den Unternehmern oder auf „Arbeitsmoral" beziehen ; dementsprechend werden für jede Versuchsperson drei attitude-scores berechnet. — Die Bögen wurden zwei Gruppen von je dreihundert Ingenieuren vorgelegt, die nach Alter, Arbeitsart und Familienstand sehr sorgfältig auf gleiche Verteilung gebracht worden waren ; die eine Gruppe war arbeitslos, die andere beschäftigt, sodass vermutlich der Einfluss der Arbeitslosigkeit ziemlich klar isoliert war. In allen Fällen war die Stellung der arbeitslosen Gruppe radikaler und kritischer als die der arbeitenden Kollegen. Der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Stellungnahme zur Religion war geringer als der auf die beiden wirtschaftlichen Fragegruppen. Eine Spezialanalyse zeigte, dass sogar die Grade der Sicherheit in der Stellung der beschäftigten Ingenieure und das Ausmass der Not bei den Arbeitslosen einen deutlichen Einfluss auf die Stellungnahme hat. Eine Zerlegung nach Altersgruppen zeigt einen Höhepunkt der Kritik zwischen dem dreissigsten und dem vierzigsten Lebensjahr, was mit anderen psychologischen Ergebnissen wohl übereinstimmt. — Die Untersuchung führt für ein begrenztes Gebiet zu interessanten Ergebnissen. Ihre methodischen Grenzen liegen offenbar darin, dass die Fragestellung genau umrissen sein muss, bevor die Arbeit beginnt ; keine Entdeckungen auf dem Gebiet der Stellungnahme sind möglich, soweit sie nicht durch die verwendeten Fragen berührt, also als wahrscheinlich angenommen sind. Ausserdem ist natürlich bisher wenig darüber bekannt, wie Stellungnahmen, die in solchen Befragungen gefunden werden, in Zusammenhang mit tatsächlichem Verhalten korrelieren, von zukünftigem Verhalten ganz zu schweigen ; doch wird vermutlich die Arbeit der nächsten Jahre hier manche Aufklärung bringen.

Paul Lazarsfeld (Wien).

Jung, C. G., *Wirklichkeit der Seele. Rascher & Co. Zürich* 1934. *(*409 *S. ; RM.* 11.20*)*

Jung vereinigt in diesem Bande eine Reihe in den letzten Jahren veröffentlichter eigener Aufsätze mit einigen Beiträgen seiner Schüler. Die Themen sind mannigfaltig und berühren grundlegende und wichtige psychologische Fragen. Besonders seien die Auseinandersetzungen über das „Grundproblem der gegenwärtigen Psychologie" und „Die Bedeutung der Psychologie für die Gegenwart" hervorgehoben, ferner die die Probleme der Gesamtpersönlichkeit behandelnden Aufsätze vom „Werden der Persönlichkeit" und von „Seele und Tod" und endlich die speziell der Psychoanalyse gewidmeten Arbeiten über „Sigmund Freud als kulturhistorische Erscheinung" und „Die praktische Verwendung der Traumanalyse".

Die psychologische Begabung J.s kommt auch in diesen Aufsätzen zum Ausdruck, so vor allem in manchem, was er über Traumanalyse sagt, wo er betont, dass der Traum häufig Einsichten in die wirkliche Lebenssituation des Träumers enthält, die dem Träumenden im Wachzustande nicht bewusst sind. Trotz einzelner anregender Bemerkungen aber ist der Band im Ganzen recht enttäuschend. Wenn auch schon die früheren Schriften durch den Gegensatz zwischen einer grossen intuitiven psychologischen Begabung und einem dazu in keinem guten Verhältnis stehenden Mangel an Fähigkeit zur wissenschaftlichen Klarheit und zur Distanz den eigenen Intuitionen gegenüber charakterisiert sind, so ist in diesem Band das Verhältnis ein noch weit ungünstigeres geworden. Die gefährliche Neigung zum „Predigen", zu einer flachen Verwendung einzelner tiefer Einsichten, hat sich verstärkt, und auf weite Strecken überwiegen Plattheiten und Banalitäten. Aber selbst da, wo J. konkrete Probleme geistreich und originell behandelt, hat er eine bedauerliche Neigung, sich die Verteidigung seiner eigenen Position zu leicht zu machen. In dem Aufsatz über die praktische Verwendbarkeit der Traumanalyse ist das Material, das er zur Deutung der angeführten Träume beibringt, dünn und unzureichend, besonders gemessen an der Dichtigkeit, die die Freudschen Traumdeutungen zu haben pflegten, gegen die er polemisiert. Ebensowenig gefüllt ist seine Polemik gegen den Materialismus und seine Interpretation der Psychoanalyse als einer Reaktion auf das viktorianische Zeitalter. Es ist bedauerlich zu sehen, dass die Mühe, die J. auf klares und durchdringendes Denken verwendet, und damit die Fruchtbarkeit seiner intuitiven Begabung immer geringer wird. Erich Fromm (New York).

Glueck, Sheldon and **Eleanor T.**, *Five Hundred Delinquent Women. Alfred A. Knopf. New York* 1934. *(*539 *pp.;* $ 5.—*)*
Berg, Louis, *Revelations of a Prison Doctor. Minton, Balch & Co. New York* 1934. *(*255 *pp.;* $ 2.50*)*

In this companion volume to Five Hundred Criminal Careers, Dr. and Mrs. Glueck have made a comprehensive and careful study of the case histories of five hundred delinquent women up to the time of their release from the Massachusetts Reformatory for Women and an analysis of their careers subsequent to their release, with especial regard for the factors leading to recidivism. In respect to the latter, they have attempted to set up methods for the prediction of recidivism which, with further research materials along the same lines, should prove useful for penology. They stress particularly the need for a structural classification of delinquent types, greater oversight on the part of parole agents, and the need for unity between parole agents and members of the reformatory staff. Marriage and family guidance clinics, improvements in the processes of criminal justice, and the indeterminate sentence are recommended by the authors. They have amassed a wealth of detailed material which should prove invaluable for students of criminology, and the presentation of type cases relieves the monotony of the statistical findings. The appendices, including a descrip-

tion of the methodology employed, the schedules used, and definitions of terms, are a great asset.

Dr. Berg, who studied psychiatry in Berlin, Paris and Vienna and was Senior Medical Officer in the New York penitentiary on Welfare Island, has presented in this volume a description of conditions and criminal types in Welfare Island prior to the raid of January, 1934. This book written in a popular vein, is a contrast to the book reviewed above, both in style and subject matter. Welfare Island, called by Berg „the world's worst prison", presents a totally different picture from that of the Massachusetts Reformatory for women, which has been noted for its unusually modern treatment of criminological problems. Because it employs the vernacular to a large extent, this book may prove difficult for students unfamiliar with the slang of the American criminal classes. Thea Goldschmidt (New York).

Meng, Heinrich, *Strafen und Erziehen. Verlag Hans Huber. Bern* 1934. *(*203 *S.; fr. s.* 6.—*)*

Das Buch hat sich aus Vorlesungen über Strafen als Erziehungsmittel entwickelt und von daher eine auch für den Laien klare, einfache und belehrende Sprache beibehalten. Nachdem M. eine kurze geschichtliche Einleitung über Ursprung und Entwicklung des Strafens und darauf eine gedrängte Darstellung der Strafrechtstheorien gegeben hat, behandelt er in sehr konkreter Weise an Hand vieler Beispiele die Psychologie der Strafe und des Strafens, die Wirkung des Bestraftwerdens, die Körperstrafe bei verschiedenen Völkern und ihre seelische Wirkung, das Erziehen und Strafen des kleinen Kindes, des Jugendlichen im Schulalter, das Problem von Autorität und Verantwortung, die Frage der straffreien Erziehung und Selbstzucht und die Frage des Strafens und Erziehens als eines pädagogischen Problems der Zukunft. Das Buch basiert im Ganzen auf der psychoanalytischen Theorie und zeigt, wieviel sie schon jetzt zum Verständnis der schwierigen und von der nichtanalytischen Psychologie wenig behandelten und kaum geklärten Frage zu sagen hat. Es ist eine glückliche Mischung von praktischer Erfahrung und theoretischem Wissen, und angesichts seines vorwiegend belehrenden Zweckes soll auch diese positive Beurteilung keine Einschränkung durch die Feststellung erfahren, dass an manchen Stellen eine kritischere Einstellung zu gewissen von Freud behandelten sozialpsychologischen Fragen erwünscht wäre. Erich Fromm (New York).

Loosli-Usteri, Marguerite, *Les enfants difficiles et leur milieu familial. Introduction du Dr. Ed. Claparède. Delachaux & Niestlé. Neuchâtel und Paris* 1934. *(*230 *S.; fr. s.* 4.50, *fr. fr.* 22.50*)*

Das Buch gibt einen wertvollen und anschaulichen Einblick in die Arbeit einer heilpädagogischen Beratungsstelle und ihre Recherchen über die Fragen : welche Stellung haben die zu behandelnden, schwer erziehbaren Kinder in der Familie, gegenüber den Geschwistern, in der Schule, wie wirkt das häusliche Milieu, warum sind sie nervös, revoltierend, verlegen, wie wurden sie zu Dieben ?

Die Verf. belegt in tabellarischer Form auch zahlenmässig ihre Ergebnisse : entscheidend für das spätere soziale oder asoziale Verhalten ist die Anpassung an das Familienmilieu. Dieses macht fähig oder unfähig, sozial zu funktionieren. Die Art und Weise, wie Trieben, Begierden und Wünschen der Kinder in der Jugend begegnet wurde, führt bei ihnen zu bestimmten Methoden, allen Schwierigkeiten gegenüber die Stelle des geringsten Widerstandes zu suchen oder ihnen auszuweichen. Diese Verhaltungsweise ist typisch bei trotzigen, eigensinnigen, verlegenen und kriminellen Kindern. Ein Beispiel : 50 % aller Fälle von Kinderdiebstahl sieht L.-U. motiviert durch Revolte, Zurückgesetztsein, Rache.

Die heilpädagogische Beratung erfolgt in der Form, dass die Kinder selbst dazu gebracht werden, sich „in Ordnung" zu bringen ; die Behandlung erfolgt durch Veränderung des Familienmilieus, Umschulung, Verschickung von der Stadt aufs Land, Eingruppierung in die Jugendbewegung oder durch einen psychologisch ausgebildeten Arzt. Testversuche erleichtern die Diagnose.

Die bisher undurchdringliche private Sphäre des Familienlebens wird objektiv durch die öffentliche Beratungsstelle zu durchleuchten gesucht. Das Buch ist besonders deshalb wichtig, weil es nicht nur Schemata aufstellt, auch nicht nur individuell analysierend psychische Äusserungen der Kinder untersucht, sondern den Symptomen systematisch auf den Grund gehen will.

Anna Hartoch (Genf).

Wohlert, Heinrich, *Vergleichende Untersuchung schultüchtiger und schuluntüchtiger Volksschulkinder. Max Günther. Berlin* 1935. *(*94 *S.; RM.* 3.—*)*

Fünfzig gute und fünfzig schlechte Schüler und Schülerinnen aus einer Volksschule von Berlin-Spandau wurden in Bezug auf Herkunft, soziales Milieu, physische Konstitution, Rasse, Charakter und Schulleistungen verglichen. Die Behandlung ist einerseits statistisch, andererseits (für zwanzig Fälle) kasuistisch. Nach W.s Auswertung scheinen die wirtschaftlichen Zustände von relativ geringem Einfluss. Wichtiger sei die „personale Umwelt" : Charakter und erzieherische Einsicht der Eltern. Diese scheinen stark von der Erbanlage und der Rasse bestimmt zu sein. — Neue Erkenntnisse bringt die Untersuchung nicht, und das Material ist zu klein, um bei der Komplexität der Verhältnisse endgültige Schlüsse zu erlauben. Methodisch liesse sich mancherlei aussetzen. Angaben, welche die Zuverlässigkeit der Auskünfte über die soziale Lage erkennen liessen, fehlen. Für die Zuordnung zu Charaktertypus und Rasse sich auf das Lehrerurteil zu verlassen, ist zum mindesten sehr gewagt. R. Meili (Genf).

McDougall, William, *Religion and the Sciences of Life, With Other Essays on Allied Topics. Methuen and Co., Ltd. London* 1934. *(XII and* 263 *pp.;* 8 *s.* 6 *d.)*

The fifteen articles and addresses, reprinted under the title of the first of the series, extend, as to time of writing, over forty years, and afford a

somewhat touching record of an interesting and lovable personality. Dr. McDougall's contribution to psychological thought has been, in the strict sense of the vulgarised expression, epoch-making. Yet his authority has of late years suffered pathetic discredit owing to the development of too keen an interest on his part in theological thought.

Dr. McDougall tells us that his religious preoccupations are of comparatively recent date. During the fruitful period of his activity he was an „agnostic". „From that position", he says, „I have very gradually advanced (or, according to the taste of the reader, receded) to a more liberal one... This change has been brought about, to the best of my judgement, mainly by my scientific studies." From Dr. McDougall's explanations it appears, however, that the change has been mainly brought about by the survival in his thought of the pseudo-distinction between „materialism", to which term he assigns all its old deprecatory theological connotations, and „idealism" — concepts which are of traditional, and not of logical origin. As has commonly happened in the retreat of contemporary scientific thinkers towards theological thought, the recession has not stopped there. Interest in theology has, with Dr. McDougall as with others, led to interest in mediumistic séances and „phenomena", and we are presented with the depressing spectacle of Dr. McDougall consorting at last with Sir Arthur Conan Doyle and his kindred.

There remain in the present collection many embers of the old acute critical sanity, as in the essay on „Anthropology and History". But Dr. McDougall's recession has gone the length of repudiating some of the positions which he had so bravely won. In advancing a seemingly very reasonable plea for the application of more psychological knowledge in world affairs, the brilliant author of „Social Psychology" expresses the view that the world's present crucial troubles are mainly psychological.

Robert Briffault (Paris).

Frazer, Sir James George, *The Fear of the Dead in Primitive Religion. Vol. II. Macmillan and Co., Ltd. London* 1933. *(VII and* 204 *pp.;* 10 *s.* 6 *d.)*

In the second volume of his lectures, Sir James Frazer exhibits a further collection of examples illustrating the means employed in primitive cultures to protect the community against the ghosts of the dead. „Primitive man", he says, „imagines that the spirits of the dead are not only amenable to physical force, but that they can be deceived or cheated into doing his will. In the present course I have dealt mainly with the method of force, showing how primitive man attempts to drive away the spirits of the dead by sheer physical force".

The whole subject affords one of the most vivid illustrations of the paralogic of the soi-disant method of „functional" interpretation. For the same mortuary rites whose „function" is in most cultures to express respect and love for the dead and to manifest grief at the loss of persons beloved, are clearly seen to have had originally the exactly opposite „function". The rites have persisted; their social function and motive has

diametrically changed. Among the means widely used to discourage the ghosts of the dead from interfering in the affairs of their survivors is the custom of completely destroying the property of the deceased. As Sir James points out, one of the incidental „functions" performed by the custom is to render quite impossible the growth of capitalism.

Robert Briffault (Paris).

Geschichte.

The Cambridge Ancient History, edited by J. B. Bury, S. A. Cook F. E. Adcock, and M. R. Charlesworth. Vols. 1-10. *The Macmillan Co. New York. Cambridge, at the University Press* 1923-1934. *(*1.058 *pp.* ; $ 11.—*)*

The first volume of the Cambridge Ancient History appeared in 1923 under the general editorship of the late Professor Bury; it will shortly be completed in twelve volumes. The editors of so great a cooperative project, embracing the history of the entire Mediterranean world from prehistoric times to the death of Constantine, faced two major problems. To whom should the work appeal, the scolar or the general reader ? To what extent must overlapping be allowed, and how much unanimity of opinion should be required ? Despite the participation of over fifty scholars, the editors have succeeded amazingly well in reducing overlapping to a minimum, at no cost to scholarship. But the attempt to steer a middle course in the other difficulty must be pronounced a failure. The „general reader" will find himself lost in the welter of detail, and frustrated in any attempt to study ancient institutions, such as slavery or marriage.

For the scholar, the Cambridge Ancient History has much to recommend it. He will be seriously handicapped by the limited amount of documentation, the absence of technical archaeological discussion and the deliberate avoidance of controversy. But this is more than balanced by the high standards of historical writing, by the bibliographies, maps, charts and similar apparatus, and by the invaluable volumes of plates published separately.

One major fault, however, vitiates the entire work. Freeman's dictum, „History is past politics", binds the various chapters into a unified whole. Although the avowed purpose was to create a complete synthesis of ancient history in its manifold phases, much of the work is devoted to political and military minutae. Art, literature, philosophy, and above all social and economic history are treated as separate details, never as coordinated parts of the whole story of the ancient world. The economic background of the fifth century B. C. is allotted a chapter (excellently done by Tod), but so is Marathon.

Religion alone has been given proper consideration, in fact too much. Chapters entitled „The Reign of Darious" etc., are almost invariably nothing but further elaborations of the governmental organization and religious beliefs, with an occasional page on class divisions, trade or industry.

In line with this policy is the overemphasis on Palestine and its political history. Why should there be a separate chapter on the topography of Jerusalem and none for Athens or Rome ? The Significance of Judaism cannot be denied and should not be neglected, but neither should it blind us to the insignificance of Palestine as a state, particularly when politically independent.

In sum, though the Cambridge Ancient History is in many respects a great work well executed, one looks in vain for the integration of historical materials to be found in Beloch or Meyer. To my mind, the real achievement of this Series lies in some of the individual chapters, such as Tod's, or Bury's on the „Age of Illumination", or Zulueta's on Roman law, which are, in a sense, extraneous to the main body of material.

M. I. Finkelstein (New York).

Bühler, Johannes, *Deutsche Geschichte. Erster Band : Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um* 1100. *Walter de Gruyter u. Co. Berlin und Leipzig* 1934. *(VIII u.* 413 *S. ; RM.* 7.20*)*

Der vorliegende erste Band behandelt die Geschichte Deutschlands bis zum Investiturstreit. B. gibt eine klar geschriebene und übersichtlich angeordnete Darstellung, die sich auf den gegenwärtigen Stand der offiziellen deutschen Geschichtsforschung stützt. Als seine Aufgabe sieht B. die Schilderung „des Schicksals und der Leistung des deutschen Volkes" an. Er hält aber an der traditionellen Auffassung von Volk und Nation fest. Deshalb lehnt er die von den Theoretikern des Nationalsozialismus verfochtene (und nunmehr auch für den Unterricht in Deutschland offiziell vorgeschriebene) „rassische" Geschichtsauffassung in ihren Grundzügen ab. Zwar erklärt B., dass ihm eine „Höherführung eines Volkes auch auf dem Wege rassischer Auswahl... im Bereich der Möglichkeit" zu liegen scheine, er meint aber, dass das „Rassische" sich „für die deutsche Geschichtsforschung wenigstens vorerst noch nicht als heuristisches Prinzip verwerten" lasse. Die Rassenmerkmale seien noch keineswegs wissenschaftlich festgestellt. B. weist dabei auch auf die Veränderung der körperlichen Merkmale aus wirtschaftlichen und sozialen Ursachen hin.

B. stellt fest, dass im Palaeolithikum sowohl die Kultur als auch der Menschenschlag „gemeineuropäisch" gewesen seien. Die Germanen seien aus einer Rassenmischung entstanden, auch die sogen. „nordische Rasse" sei in Deutschland aus der Vermischung verschiedenartiger Elemente hervorgegangen. Der „grosse Kulturaufbruch der germanischen Welt" sei überall erst dann erfolgt, „wenn einige Generationen in die Schule Roms gegangen" waren. Nur in der landwirtschaftlichen Technik seien die Germanen in gewisser Beziehung den Römern vorausgewesen, z. B. durch die Verwendung eines besseren Pfluges. Zu den Erbhoftheorien erklärt B., dass „ein allgemeines Vorzugsrecht eines Sohnes bei den Germanen und den Deutschen bis zum Hochmittelalter gefehlt hat". In ähnlicher Weise nimmt B. auch gegen andere Auffassungen der Nationalsozialisten über die deutsche Geschichte Stellung, so z. B. in der Frage der Einschätzung Karls des Grossen und der mittelalterlichen Kaiserpolitik überhaupt. In

der Frage der Grundbesitzverhältnisse der alten Germanen folgt B. jenen Historikern, die wie Dopsch das Vorhandensein eines Agrarkommunismus bei den Germanen überhaupt leugnen. Albert Dorner (Basel).

Funck-Brentano, F., *Luther. Bernhard Grasset. Paris* 1934. *(350 S.)*

Das Buch ist charakteristisch für die biographische Kunst unserer Zeit, die sich zum Ziel setzt, den heldischen Menschen zu gestalten. Funck-Brentano ist voller Sympathie für das stürmische Temperament des Reformators, für den Kämpfer, den starken Schriftsteller und den volkstümlichen Redner; er verfehlt nicht, den unduldsamen, eifernden Theologen zu schildern, der sich im Besitz aller Wahrheit wähnt und dabei doch oft sehr beschränkt ist. In der Beurteilung von Luthers Stellung zum Bauernkrieg nimmt der Autor entschieden gegen Luther Partei, wie er auch dessen Liebedienerei vor den Fürsten betont. Doch so lebendig der Mann wird, so wenig ist sein Wirken und sein Erfolg gezeigt. Raum und Zeit verschwinden fast. Luthers Gegner und Freunde bleiben Schatten; wie gemalte Kulissen ziehen die Ereignisse der Zeit vorüber. Von den Interessen, die mit dem Siege der Reformation verknüpft waren, erfährt man nichts. Kaum, dass gelegentlich auf den Wunsch eines Fürsten nach den Klosterschätzen und auf die Entwertung des Geldes und die daraus folgende Erhöhung der bäuerlichen Leistungen anlässlich des Bauernkrieges hingewiesen wird. Ein sonderbarer Grund wird dafür angegeben, dass das Luthertum in Sachsen geboren und gross geworden ist: Die Sachsen seien zum Katholizismus nicht durch Überzeugung, sondern durch Zwang geführt worden; die Lehren dieser Religion standen nicht in Harmonie mit ihrem Charakter. Dieser Widerspruch schlummerte, bis unter dem Anstoss der Renaissance Luther erschien und das Pulver zur Entzündung brachte! Immerhin waren seit dem Tag von Verden mehr als sieben Jahrhunderte vergangen und dreissig Generationen dahingesunken; und das Völkergemisch von Sachsen, Thüringern, Wenden und anderen Stämmen im Kurfürstentum Sachsen scheint eine rassenmässige Erklärung nicht besonders zu fördern. Die breite Schilderung der Neurasthenie Luthers, seiner Verzweiflungs- und Verzückungsanfälle, seiner Teufelserscheinungen und göttlichen Eingebungen deuten auf starke psychologische Interessen des Verfassers. Karl Falke (Paris).

Funck-Brentano, F., *La Société sous l'ancien Régime. Flammarion. Paris* 1934. *(*126 *S.; fr. fr.* 3.75*)*

Die Schrift von F. ist eine populäre Schilderung des Lebens, der Sitten und Gebräuche unter dem ancien Régime vor der französischen Revolution. F. behandelt die Familie, das ländliche Leben, das Volksleben und das Handwerk, den Landadel und den Hof Ludwigs XIV. Der Verf. verheimlicht nicht seine royalistischen Sympathien, seine Darstellung ist eine Verteidigung und Verherrlichung der gesellschaftlichen Zustände unter dem

ancien Régime. Er stützt sich dabei auf ein sehr einseitiges Quellenmaterial, in der Hauptsache auf solche Memoiren, die schon an sich tendenziös sind und die er auch noch tendenziös auslegt. Die Verzerrung der Wirklichkeit ist besonders auffallend bei F.'s Schilderung der Lage der Bauern : er schliesst aus der Lage und dem Bildungsstand einer reichen Bauernfamilie auf den Lebensstandard der Gesamtheit der Bauern vor der grossen französischen Revolution. N. Gomper (Paris).

Schapiro, J. Salwyn, *Condorcet and the Rise of Liberalism. Harcourt, Brace. New York* 1934. *(VIII and* 311 *pp. ;* $ 3.50*)*

Hyslop, Beatrice Fry, *French Nationalism in* 1789 *according to the General Cahiers. Columbia Univ. Press. New York* 1934. *(XX and* 343 *pp. ;* $ 3.75*)*

Brinton, Crane, *A Decade of Revolution,* 1789-1799, *Vol. XII in The Rise of Modern Europe series edited by William L. Langer. Harpers. New York* 1934. *(X and* 330 *pp. ;* $ 3.75*)*

Walsh, Henry H., *The Concordat of* 1801. *A Study of the Problem of Nationalism in the Relation of Church and State. Columbia Univ. Press. New York* 1934. *(*261 *pp. ;* $ 3.50*)*

Artz, Frederick B., *Reaction and Revolution,* 1814-1832, *Vol. XIV in The Rise of Modern Europe series edited by William L. Langer. Harpers. New York* 1934. *(XIII and* 317 *pp. ;* $ 4.50*)*

Greenfield, Kent Roberts, *Economics and Liberalism in the Risorgimento. A Study of Nationalism in Lombardy,* 1814-1848. *John Hopkins Univ. Press. Baltimore* 1934. *(XIV and* 365 *pp. ;* $ 3.—*)*

Schapiro considers the doctrinal basis of modern liberalism to lie in the ideas popularized by the philosopher, and Condorcet, living into the revolutionary period, although less original, since more extensive in subject matter, to be most representative. With his mathematical background and interest in the theory of probability, he was more abstract, yet he was more humanitarian and more insistent on the temporary nature of his ideas. He advocated laissez faire and property rights to relieve poverty and widen distribution of wealth ; he foresaw the emergence of mass-production and technological unemployment ; he was unique in advocating the use of birth-control and championing feminism. The doctrine of progress, which S. believes must always characterize liberalism, was central to Condorcet's thought. There is no cause by nineteenth century liberalism that Condorcet did not champion.

Hyslop gives a careful analysis of the public opinion of France on the subjects of Nationality, Democracy, Etatism, Patriotism, and Nationalism. The general cahiers form the basis for this quantitative study in which class and territorial distribution of opinion are tabulated and comparisons made with the opinions yielded by the cahiers of the earlier States-Generals. Two thirds of the généralités show a conscious nationalism. State control of religion and secularization are demanded side by side with economic liberalism and political democracy. Republicanism is not

evident. Consciousness of nationalism diminishes as the borders are approached. This rigorous and critical classification of specific demands into an ideological frame should prove useful to the sociologist studying the dissemination of eighteenth century ideas or the social changes of the revolution.

Brinton on the basis of recent monographic literature treats the French Revolution and rise of Bonaparte as a social movement in which certain political, economic, and social abuses release discontent tolerant to change. On this static background, a group of men (the Jacobins) with a well defined program, politically able and well organized, executed their planned changes. The Terror was neither the necessary answer to the danger of foreign invasion as Aulard urged, nor the inchoate dictatorship of the proletariat as Mathiez urged. The plot theory of Taine is equally inadequate. Yet all these explanations — official, radical, and conservative — have their elements of value if they are synchronized with a fourth element — Montagnard religious fanaticism. A relativist, B. remembers that the historian carries his own preconceptions and intellectual environment into his writing. His particular frame of reference is sociological — the historian attempts „to assume the hopeful neutrality of retrospective sociology". Consequently the groups — well organized or poorly, inspired by a set of ideas or relatively indifferent to ideologies, consciously bound to a program of action and efficient in its execution (such as the Jacobins) or moved to sporadic and disorganized action by the unformulated social pressure of their environment — remain prominent. This is a successful synthesis for which all students of social science should be grateful.

Walsh holds that after the French Revolution the relation of church and state was not one of political association with religious association but of religion with religion, for nationalism made religious claims on the individual. After reviewing the negotiation of the concordat, he analyzes the reactions of Chateaubriand, Portalis, Mary, Grégoire, Emery, D'Astros, and De Maistre as representing a cross-section of French opinion. Even Chateaubriand was found to be Gallican. This study of the first important settlement of the modern conflict between nationalism and catholicism supplies an important background for the more recent clashes between fascism and traditional religion.

Artz gives a rounded picture of political, social, cultural movements; emphasizes political ideals of authority and liberty; their spread into all sides of life; their expression in literary and artistic romanticism, in theoretical formulation of the economic interests of the classes, political and social theories, philosophy, popular and governmental movements. He succeeds in gathering all strands to form a progressive picture of the general sense of lack of foundation felt in previous revolutionary experiments, its articulation in „The Search for a Principle of Authority", the early success of reaction, its disintegration with the rise of a new generation, the turning of thought and energy to securing liberal national governments, the liberal victory in western Europe, the success of reaction in central and eastern Europe excepting Greece and Serbia. The aims of the contending parties

are made understandable, their emotions and social psychology recaptured. As a liberal, he considers this period most important for understanding the nineteenth century, but his liberalism does not obscure his historical ability. His thesis is rich with examples and analyses of typical and important thinkers shaping the general will behind events. The book is largely based on recent French and German monographs. A critical bibliography is appended.

Greenfield treats a subject usually treated in terms of underground plots and Mazzinian mysticism in terms of economic development and practical journalistic propaganda. He shows that it was not the Lombardian capitalists, whose wealth was largely landed and who were economically conservative, but a group of liberal journalists who realized the potentialities of this wealthy region and consciously worked for a practical program of education, industrialization, nationalization, and liberalism that made possible the ultimate success of the Risorgimento. These journalists realized that the economic development and industrialization of Lombardy, which they desired on the model of northern Europe, could be greatly facilitated in a liberal national state. Largely monographic, Greenfield's work opens a new and fruitful field for social research.

Charles E. Trinkaus (New York).

Schnabel, Franz, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Dritter Band : Erfahrungswissenschaften und Technik. Herder & Co. Freiburg i. B.* 1934. *(IX &* 510 *S. ; RM.* 11.40.*)*

Schnabel gibt mehr als der Titel verspricht. Er behandelt nicht nur die Entwicklung der Naturwissenschaften, sondern die der gesamten deutschen Wissenschaft (also auch der Philosophie, Geschichtswissenschaft und Jurisprudenz) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; ferner stellt er die Geschichte der Technik in den Zusammenhang der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands in dem genannten Zeitraum.

S.s Geschichtsauffassung ist durch die innerhalb des deutschen Katholizismus verbreiteten bürgerlich-liberalen Auffassungen in wirtschaftlich-politischen Fragen bei gleichzeitiger Ablehnung des Liberalismus in weltanschaulichen Dingen gekennzeichnet. Die Industrialisierung und die Herstellung des bürgerlichen Rechtsstaates ist für S. eine notwendige Entwicklung, die gegenüber dem vorhergehenden Zustand fortschrittlich war. S. sieht die Schattenseiten der kapitalistischen Entwicklung, führt sie aber in letzter Instanz auf moralische Faktoren zurück : das lässt ihn sein Werk mit der Klage darüber schliessen, dass in Deutschland, als es zur industriellen Grossmacht geworden war, „die Entfaltung der sittlichen Energien nicht mehr Schritt gehalten hat mit dem intellektuellen Fortschritt."

Die Beurteilung der geistigen Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert vom katholischen Standpunkt steht im Gegensatz zur traditionellen Geschichtsschreibung der protestantischen Historiker, zu deutschen Gelehrten, die, wie er sagt, „in geruhsamem und sicherem Studium, bei Spekulation und Historie sich an Machiavelli und an der Macht... berauschen" ;... S.s Sympathien gehören dem „Rechtsstaat" und nicht dem

„Machtstaat" ; in der Staatsauffassung Hegels (dessen Leistung er freilich keineswegs gerecht wird) sieht er den Vorläufer der imperialistischen und totalitären Staatslehre. Ein besonderer Vorzug des Buches ist sein schöner, lebendiger Stil. Albert Dorner (Basel).

Russel, Bertrand, *Freedom versus Organization. Allen & Unwin, London ; W. W. Norton & Co. New York* 1934. *(VIII & 471 pp. ; 15 s.,* $ 3.50*)*

This is a kind of history of the 19th century. I am obliged to say a kind of history because Lord Russell has achieved remarkable clarity und buoyancy only by omitting the natural richness and confusions of reality. There is much to be said in favor of such a treatment of human development. Certain ideas seem to start up from the welter of happenings in a hundred years, they seem to issue from the environment and the progress of science, and then go on to control the thought and the behavior of the whole world. To understand the period is thus to seize upon the master minds and master statesmen, and leading events and analyse their contribution to the governing ideas. So in this work the notion of freedom, the notion of political and economic freedom experienced by individualism within the nation and the need for freedom experienced by nations inter se, is illuminated in its various phases and application ; its disintegrating, revolutionary, questioning effect, is compared with the demands made upon civilization by the notion of organization, necessary to provide an internal and international order within which the creative energies of mankind can proceed without war.

The survey is masterly and the detail often brilliant. We are shown the principle of legitimacy in the keeping of Metternich struggling with rational radicalism of a Benthamite character ; its gradual erosion ; the world given over to economic acquisitiveness and governments whatever their formal styles under the domination of Plutocrats, while unavailingly the more generous, gentler natures like Owen attempt to stem the injurious debasing effects of unbounded mechanical power on human beings without the moral capacity to control it. The war is the end of Nationalism turned into Imperialism, and Liberalism, turned into callous competition. The result, today, is hopeless. „But effective political thought had not kept pace with the increasing concentration of authority", the latter being due to remarkable progress of industrial technique.

There are certain blind spots in this history, and the things which are not actually revealed seriously weaken the thesis. There is hardly any mention of the truly remarkable developments of the social services. Secondly, Russell's work leaves the impression that apart from the division between capitalists and proletariat, there are no other divisions in each nation. Yet it would seem that the big plutocrats obtain their power precisely because the proletariat and the middle classes are divided internally in their interests. And this brings us to the most vital thing of all, the lack of effective political thought as Russell calls it. Ideas were not lacking and they are not lacking now. What is lacking is the Will to accept these

ideas and behave as they demand. One thing that might have been emphasized even more in the present work is that the nineteenth century saw the overthrow of authority, then the establishment of reason, and finally the realization that life is too deep and passionate for control by reason. So it seems ; and so we see the rise of new mysticisms, new principles of „legitimacy" to which men will be subordinated by main force.

Herman Finer (London).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

The Origins of the International Labor Organisation, *hrsg. von James T. Shotwell. Columbia University Press. New York* 1934. *(*1. *Bd. History : XXX &* 497 *S. ;* 2. *Bd. Documents :* 592 *S. ;* $ 10.—*)*

Diese umfassende Arbeit bringt die vollständigste analytische Untersuchung über die Entstehung der Internationalen Arbeiterorganisation, ergänzt durch eine Reihe von Dokumenten, die zum ersten Male ein genaues Bild der Gründung dieser Organisation ermöglichen. Die Mitarbeiter an dieser Schrift, wie der jetzige Direktor des Internationalen Arbeitsamtes Butler, ferner Mahaim, Sir Malcolm Delevigne, Phelan und andere, haben entweder an den Beratungen der Pariser Friedenskonferenz, welche zur Gründung der internationalen Arbeitsorganisation führte, teilgenommen oder waren auf der ersten, im Jahre 1919 in Washington abgehaltenen Arbeitskonferenz vertreten. Als Experten waren die Mitarbeiter nicht nur imstande, Einzelheiten wiederzugeben, sondern zugleich eine Interpretierung der vielfach nach längeren Beratungen zustande gekommenen Bestimmungen vorzunehmen. Da das Werk ausserdem mit einer ausführlichen Einleitung über die Geschichte der internationalen Gesetzgebung versehen ist, stellt es ein wichtiges Stück politischer Sozialgeschichte der Nachkriegszeit dar. — Ein Teil des Buches ist der Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber der Genfer Institution gewidmet.

Andries Sternheim (Genf).

Woll, Mathew, *Labor, Industry and Government. D. Appleton-Century Company. New York* 1935. *(*341 *S. ;* $ 2.—*)*

W. legt die prinzipielle Einstellung der American Federation of Labor zur Industrie und zur Regierung erneut auseinander : Interessengemeinschaft von Kapital und Arbeit und Bejahung der konstitutionell gesicherten Demokratie. Das Zwei-Parteien-System genüge, um die Reformbewegungen der Arbeiter durchzusetzen, wofür die heutige Roosevelt-Politik als Beweis gelten könne. Leider habe der National Industry Recovery Act bisher der Arbeiterschaft sehr wenig, dem Kapital jedoch desto mehr geholfen ; eine Willensänderung der Regierung genüge aber, um die umgekehrte Situation zu ermöglichen. Das ökonomische Ziel der A. F. of L. sei das Wachsen der Löhne parallel zum Wachsen der Produktivität der Arbeit.

In einem solchen Falle wären ökonomische Krisen ausgeschlossen, da diese nur durch die unberechtigte Gewinnsucht der Unternehmer entständen. Es wäre durchaus möglich, unter dem heutigen System anständige Löhne wie auch anständige Gewinne zu haben. Die autarkischen Tendenzen müssten zu diesem Zwecke ebenfalls gefördert werden, um der lohndrückenden Konkurrenz der anderen Länder zu entgehen. Die heutige Stärkung der A. F. of L. sei der Roosevelt-Regierung zu danken; leider aber hätten die Company Unions ebenfalls einen Aufschwung zu verzeichnen, was durch die Regierung verhindert werden müsse. Zu der heute in der A. F. of L. aktuellen Organisationsfrage bemerkt W., dass in jedem Fall die Unterscheidung zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern aufrechterhalten bleiben müsse. Ein Streik dürfe nur als „letztes Mittel" angewandt werden; der Generalstreik sei prinzipiell abzulehnen.

Herbert Kinsley (Chicago).

Gaucher, François, *Contribution à l'histoire du socialisme français* (1905-1933). *Les Presses Modernes. Paris* 1934. *(377 S.; fr. fr.* 26.25*)*

Zévaès, Alexandre, *Le socialisme en France depuis* 1904. *Bibliothèque Charpentier. Paris* 1934. *(186 S.; fr. fr.* 12.—*)*

Vidal, J., *Le mouvement ouvrier français de la Commune à la Guerre mondiale. Bureau d'Éditions. Paris* 1934. *(170 S.; fr. fr.* 10.—*)*

Von diesen Büchern, die sich mit der Geschichte der französischen Arbeiterbewegung befassen, ist die Arbeit von Gaucher vom theoretischen Gesichtspunkt aus die wichtigste. G. analysiert scharfsinnig die Grundgedanken der verschiedenen Parteien und die Diskussion, die sich daran zwischen den Gegnern im sozialistischen Kampf angeschlossen hat. So macht er interessante Bemerkungen über die von Lagardelle vertretenen Auffassungen von der Allmacht der Gewerkschaften, die nach ihm die einzigen sind, welche den Klassenkampf führen, und über die daran von den sozialistischen Parteien geübte Kritik. Ferner studiert G. die Kämpfe, welche innerhalb der verschiedenen Richtungen der sozialistischen Parteien und Gewerkschaften stattgefunden haben. Diese Arbeit, die sich nur auf Frankreich bezieht, ist auch als Beitrag zur Kenntnis des internationalen Sozialismus bedeutend, besonders durch die Ausführungen über den Einfluss des Austromarxismus und des Bolschevismus auf die Mentalität des französischen Arbeiters.

Zévaès hat vor allem eine Dokumentenstudie geschrieben. Er schildert den Entwicklungsgang der französischen sozialistischen Bewegung seit der Gründung der geeinigten französischen sozialistischen Partei 1904 bis zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten 1934. Vor allem wird die Haltung der französischen Sozialisten an dem Vorabend und während des Weltkrieges bis in alle Einzelheiten aufgezeigt.

Vidal unternimmt den Versuch, die Geschichte der französischen Arbeiterbewegung seit 1870 vom kommunistischen Standpunkt aus zu beleuchten. Die Vorstellung, Frankreich sei fast ausschliesslich ein Land von Kleinbürgern und Rentnern, sei falsch; die Bedeutung dieses Landes in der Weltpolitik müsse vielmehr in seiner Schwerindustrie und seiner

Funktion als „Weltwucherer“ gesucht werden. Die Reibungen zwischen Jaurèssisten und Guesdisten werden sorgfältig aufgezeigt, wobei immer wieder betont wird, dass schliesslich beide Richtungen die Revolution zurückgehalten haben. Ein klares Beispiel für eine revolutionäre Taktik der Arbeiterbewegung findet V. in der während der Hochkonjunktur vor dem Krieg sich zeigenden grossen Zunahme der Streiks.

Andries Sternheim (Genf).

Santonastaso, G., *Proudhon, Laterza e figli. Bari* 1935. *(*197 *p.; L.* 12.—*)*

L'intérêt véritable de ce livre nous paraît résider seulement dans les rares aperçus généraux, où l'auteur cherche à situer Proudhon dans son temps, en relation avec ses contemporains et les penseurs immédiatement postérieurs. Il est bien dommage que M. Santonastaso, un si bon connaisseur de la bibliographie proudhonienne, se soit presque uniquement livré à un résumé des œuvres maîtresses de son auteur sans en vouloir dégager le sens général.

En effet, le livre est formé par une douzaine de chapitres, chacun dédié à un aspect de la pensée proudhonienne telle qu'elle ressort d'un ouvrage défini : sans doute, bien des détails intéressants peuvent sortir de cette analyse, mais c'est justement la synthèse qui nous semble manquer. Et nous croyons au contraire que pour des auteurs aussi confus et discontinus, tels que Proudhon, la meilleure chose à faire c'est de tâcher d'en présenter un cadre d'ensemble, en vue d'une appréciation générale.

Cependant, les aspects les plus sûrs de Proudhon sont bien caractérisés dans ces pages de M. Santonastaso, où maintes observations sont très justes, par exemple le rapprochement a contrario de Proudhon et de Sorel, qui nous donne en peu de lignes une directive bien marquée pour l'appréciation des deux auteurs. Paolo Treves (Milano).

Blum, Emil, *Arbeiterbildung als existenzielle Bildung. Paul Haupt. Bern und Leipzig* 1935. *(*151 *S.; fr. s.* 6.—*)*

Congés payés. Bureau International du Travail. Genève 1935. *(*115 *S.; fr. s.* 2.—*)*

Blum, der sich in seinem Buch fast ausschliesslich mit der Arbeiterbildung im Deutschland vor 1933 befasst, betrachtet sie als „existenziell“, „indem sie teilnimmt am Ringen um sinnhafte Gestaltung des Arbeiterschicksals“. Die Arbeiterfrage, von der aus die Arbeiterbildung ihren Ursprung nimmt, ist nicht nur eine Frage des Wohlergehens des vierten Standes. Sie ist die Frage, ob ein Stand „ausserhalb der Bindungen völkischer Gebundenheit stehen darf.“ B. behandelt die Wandlungen der Arbeiterbildung im Laufe der Geschichte als gestaltende Bildung und als Elementarbildung, wobei jedesmal die einzelne Periode mit dem Stand der politischen und gewerkschaftlichen Organisation in Zusammenhang gebracht wird. In seinen materialreichen Ausführungen, welche eine gute Beherr-

schung des Gegenstandes zeigen, übt er Kritik an den Auffassungen Kriecks: „Der heutige Staat ist nur noch sehr bedingt als organisch gewachsene Form des Volkstums zu verstehen."

Das Internationale Arbeitsamt, das sich in seinen Veröffentlichungen schon öfters mit der Frage des bezahlten Urlaubs für Arbeiter und Angestellte beschäftigt hat, legt anlässlich der diesjährigen Arbeitskonferenz eine neue Untersuchung vor. Man findet hier ein fast vollständiges Kompendium über das Problem, dem gerade im Zusammenhang mit der in vielen Ländern durchgeführten Verkürzung des Arbeitstages eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Die Untersuchung führt zu der Feststellung, dass heute bereits rund 19 Millionen Arbeiter einen bezahlten Urlaub geniessen. Andries Sternheim (Genf).

Buchwald, Reinhard, *Die Bildungsinteressen der deutschen Arbeiter. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1934. *(36 S.; RM.* 1.50*)*

Funk, Alois, *Film und Jugend. Eine Untersuchung über die psychischen Wirkungen des Films im Leben der Jugendlichen. Ernst Reinhardt. München* 1934. *(173 S.; RM.* 4.80, *geb.* 6.50*)*

Buchwald beschäftigt sich mit der Entwicklung des Volkshochschulwesens und der Bibliotheken. Das Interessante in dieser objektiv gehaltenen Untersuchung ist wohl die Feststellung, dass für die Arbeiterschaft ihre Klassenlage keine einheitliche Gestalt erzwingt; es wird besonders auf die verschiedenen Kurswünsche bei verschiedenen Arbeitertypen hingewiesen.

Das Buch Funks geht auf ein Sonderproblem der Freizeitgestaltung, den Kinobesuch von Jugendlichen, ein. Es ist das Ergebnis einer längeren theoretischen und praktischen Beschäftigung mit dem Gegenstand, ergänzt durch eine grosse Umfrage bei Jugendlichen und Erziehern über die psychischen Nachwirkungen des Films und zwar besonders bei werktätigen Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren. Nach einem Abschnitt über die durch die Entwicklung der Technik ermöglichte verfeinerte Struktur des Films werden besonders die Resultate der einige tausend Antworten umfassenden Erhebung hervorgehoben. Hier gibt es interessante Feststellungen über die Gründe des Kinobesuches und die Einwirkung spezifischer Filmarten auf Jugendliche bestimmter Ortsgrössen. Allerdings sind die sozialpsychologischen Hintergründe wohl stark gegenüber den personalpsychologischen Problemen vernachlässigt.

Eine Reihe von Antworten sind während und nach der politischen Umwälzung in Deutschland eingetroffen. Deswegen war es möglich festzustellen, inwieweit die Einstellung der Jugendlichen zu bestimmten Filmen sich unter dem Einfluss einer grossangelegten Propaganda für eine bestimmte politische Idee ändert. So hat das Interesse für Kriegsfilme ebenso wie für Kulturfilme über Deutschland stark zugenommen. Zu den Kriegsfilmen bemerkt der Verf., dass ihre Wirkung „nicht so sehr auf der Anlage und Tendenz des betreffenden Films beruht, sondern auf der gesinnungsmässigen Einstellung der Zuschauer". F. stellt fest, dass die deutsche Jugend „den Einwirkungen von Kriegsfilmen mit pazifistischer Tendenz nicht zugänglich ist". Andries Sternheim (Genf).

Sommerfeld, Erich, *Der persönliche Umgang zwischen Führung und Arbeiterschaft im deutschen industriellen Grossbetrieb. Probleme der sozialen Werkspolitik, herausg. von Goetz Briefs. Duncker und Humblot. München und Leipzig* 1935. *(*147 *S.; RM.* 4.80*)*

Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit hat das Führerprinzip auch für den deutschen Grossbetrieb dekretiert. Aber auch das Gesetz hat die Gegensätze zwischen Arbeiter und Unternehmer nicht aus der Welt schaffen können. Der Verf. erklärt schon eingangs, dass seine Arbeit nicht nur der Analyse des Vorhandenen dienen, sondern auch praktische Vorschläge zur Bessergestaltung bringen soll. Die tieferen Ursachen, die einer „Gemeinschaft" im Betrieb entgegenstehen, werden freilich nicht berührt. Die äusserlichen Schranken, die namentlich die Betriebsführer aus dem Bürgertum vom Arbeiter scheiden, werden gut beobachtet : der vornehme Herrenstandpunkt, das starke Standesbewusstsein, die Prestigepolitik, die an die Stelle echter Autorität tritt. Der Betriebshierarchie entspricht auch eine gesellschaftliche Rangstufung; die äussere Haltung der Betriebsführer trägt dazu bei, die Distanz zu vertiefen. An Äusserlichkeiten wie dem Gruss, der Anrede, dem Umgangston, der Abfertigung der Arbeiter am Büro und am Schalter werden die Schwierigkeiten gezeigt, die der Herausbildung einer wahren Gemeinschaft im Wege stehen. Wird sie durch Verbesserung der persönlichen Umgangsformen erleichtert werden ? Der Verf. gibt Anweisungen, wie der „deutsche Gruss" vereinheitlicht, die Anrede „Herr" selbstverständlich werden, Zurechtweisungen zu Ermunterungen werden sollen. Ohne „verweichlicht" zu werden, sollen die Umgangsformen zwischen Betriebsführer und Arbeiter verbessert werden. Sogar die Individualpsychologie wird zu Hilfe gezogen, um zu zeigen, wie sehr derartige Verbesserungen geeignet sind, die Minderwertigkeitsgefühle der Arbeiterschaft abzubauen. Die Notwendigkeit, die Situation der Arbeiterschaft zu ändern, andere Voraussetzungen der Führerauslese zu schaffen, wird nur kurz gestreift. Betriebsfürsoge soll die Situation der Arbeiterschaft bessern, Schulung des Führernachwuchses über den Zufall seiner Auswahl hinweg helfen. — Die Arbeit weicht den tieferen sozialen Problemen des Betriebes aus, und ihre Vorschläge beschränken sich darauf, an Symptomen herumzukurieren. Käthe Leichter (Wien).

Spezielle Soziologie.

Blühdorn, R., *Einführung in das angewandte Völkerrecht. Julius Springer. Wien* 1934. *(X und* 256 *S.; RM.* 16.80*)*

Dieses geistvolle Buch gehört zu den wenigen Schriften der völkerrechtlichen Literatur, die sich nicht damit begnügen, eine deskriptive Darstellung des völkerrechtlichen Normengehaltes zu geben, sondern die den funktionellen Zusammenhang zwischen dem Inhalt des Rechtssatzes und seiner sozialpsychologischen Grundlage suchen. Auf Grund eines etwas allzu breit geratenen Einleitungsabschnittes, in welchem die „mittelbaren Grundlagen

des Völkerrechts" in der Art, wie die Menschen die Gegenstände der Aussenwelt sowie äussere Vorgänge wahrnehmen, dargelegt werden, wobei vor allem die Bedeutung des Selbsterhaltungstriebes hervorgehoben wird, versucht der Verf. die für die Grundlegung des Völkerrechts wesentliche Frage der Entstehung der menschlichen Gemeinschaften und das Verhalten der Menschen in der Gemeinschaft zu erklären. Ich muss allerdings bekennen, dass diese Ausführungen, insbesondere im Zusammenhang mit der Darstellung der Entstehung des Rechtsbegriffes kaum etwas Neues zur historischen Kenntnis der Probleme hinzufügen und kaum über den Stand der Fragestellung herausführen, auf den bereits Kohler in seiner Universalrechtsgeschichte gelangt ist. Interessanter, wenn auch ebenfalls zu keinen grossen neuen Erkenntnissen führend ist die Darstellung der „unmittelbaren Grundlagen des Völkerrechts". Hier ist vor allem beachtenswert, dass B. die traditionelle Willenstheorie mit neuen, der Sozialpsychologie entnommenen Argumenten zu stützen sucht. Noch anregender erscheinen mir die originellen Bemerkungen über die Haupt- und Nebenquellen des Völkerrechts. Der Wert der interessanten Schrift liegt mehr in dem Niederschlag kluger Beobachtungen des Praktikers, der den funktionellen Gegensatz von öffentlichem Recht und Privatrecht bei der Auslegung des völkerrechtlichen Materials gut verwertet, als in der systematischen, rechtssoziologischen Durcharbeitung des Stoffes. Paul Guggenheim (Genf).

Merriam, Charles E., *Political Power, its Composition and Incidence. Whittlesey House* 1934. *New York and London* 1934. *(VII &* 331 *pp.;* $ 3.—*)*

Laski, Harold J., *The State in Theory and Practice. The Viking Press* 1935. *(*229 *pp.;* $ 3.—*)*

Parmelee, Maurice, *Bolshevism, Fascism and the Liberal Democratic State. John Wiley & Sons. New York* 1934. *(VII &* 430 *pp.;* $ 3.—*)*

McKinley, Silas Bent, *Democracy and Military Power. The Vanguard Press. New York* 1934. *(XXII &* 313 *pp.;* $ 3.—*)*

Merriam, in a notable contribution to the literature of the theory of political power and authority, discusses lucidly and with a partly original vocabulary, from which other scholars will undoubtedly borrow, the various aspects in which power among men shows itself, the phases in which it attracts support and devotion and those in which it created tendencies antagonistic to the power holders. Particularly well presented are the materials in the chapter on the „Credenda and Miranda of Power", the beliefs and attitudes which all governing groups tend to encourage in the populations over which they rule. The chapters on the „shame" and the „poverty" of power are also commendable and that on „Abnegation and the Road to Power", relating to such curious figures as Gandhi and Tolstoi, contains interesting material. Science, particularly psychology, will, M. thinks, result in new attitudes in which authority will be less brutal and more easily endured and in which individual development will no longer for

many persons be irreconcilable with group authority. But this prospect is not for the immediate future. The author does not ignore the currently spreading reign of cruder and more forceful power patterns. He maintains an apparent impartiality to existing political movements and is silent as to what political forces lead toward or away from his ideal.

Laski, whose role in the pluralist school of political writers was notable, is now more concerned with the fact than with the ethical justification of political power. The term sovereignty he accepts as describing the ultimate power of the government to exert superior force to obtain its will but without any implication of ethical right. The author accepts the Marxian doctrine that the state is always the instrument of a dominant class and, under a pragmatic conception of allegiance, rejects any universal obligation of political obedience. While capitalism continues in the individual states the author believes that no international order replacing war and the threat of war is attainable since, as a final resort, the capitalist class required the support of a completely sovereign state, but in his opinion such an order could be easily constructed among socialistic states, which would jointly relinquish their sovereign powers.

He considers the problem of establishing the socialistic state and concludes that the constitutional approach to power, though likely to be frustrated by an eventual suppression of democratic representation by the capitalistic class, ought at least to be attempted in those countries where it is still possible in view of the even greater difficulties of making a successful revolution against a modern state except in the very exceptional conditions of national collapse when the loyalty of the armed forces might be in doubt.

Parmelee seeks to evaluate the three competing forms of modern government. The largest portion of the book is devoted to a competent description of the Soviet system, to which P. shows a friendly attitude but criticises (1) the continuance of „capitalistic“ forms of accounting and finance, (2) too broad an application of the Marxian dialectic in intellectual matters, and (3) the wide extent of the state bureaucracy. In dealing with the Italian government he presents on the whole a true picture of the residence of authority in the upper capitalist class but in stating the legal distribution of power ascribes somewhat more independence of status to the Fascist Grand Council with respect to the Duce and less authority to the king than the statutory provisions warrant. In this section the author has compiled interesting statistical material tending to show definitely that Fascism has caused greater unemployment, smaller real wages, and increased business failures among small firms. He regards the liberal-democratic state as a disappearing phenomenon and fascism as merely its successor as an instrument of capitalist dominance. He presents an ideal for the future somewhat along the lines popularized by the technocrats.

McKinley's book presents a history of the alternating predominance of mass forces, i. e. infantry, and of „aristocratic“ or professional services in military history and attempts to correlate all democratic developments with periods in which more highly trained and equipped services had little

tactical advantage over the citizen levies. The author neglects economic and ideological developments which in „democratic" periods contributed much to the morale and effectiveness of mass forces. The significance of the book lies in its account of technical military developments since the World War and their effect in suppressing certain uprisings and mutinies of the period. G. Lowell Field (New York).

Michels, Robert, *Umschichtungen in den herrscnenden Klassen nach dem Kriege. W. Kohlhammer. Stuttgart-Berlin* 1934. *(VI u.* 133 *S.; RM.* 6.80*)*

M. geht von einem willkürlichen Klassenbegriff aus. So ist z. B. für ihn ein Merkmal der Klassenscheidung, ob man an einem Tische zusammenisst oder nicht. Entscheidend für die Klassenteilung sind ihm psychologische Momente. Gegen Marx wird eingewendet, dass er in seinem Klassenbegriff zu wenig sozialpsychologisch sei, dass nach seiner Einteilung etwa Direktoren mit einem Gehalt von einigen Hunderttausend Mark den Lohnempfängern zuzuteilen, also in eine Klasse mit den Steinklopfern und Dachdeckern unterzubringen seien. Weil hier der Unternehmergewinn die Form eines Gehalts annimmt, rangiert der Verf. die Trustleiter unter Lohnempfänger und kann so gegen ihre Vereinigung mit den Arbeitern in einer Klasse leicht polemisieren.

M. legt die Paretosche Elitentheorie zugrunde. Dabei wirft er zwei Begriffe durcheinander: den der ökonomisch herrschenden Klassen und den derjenigen Schicht, die im Auftrag dieser Klassen politische Herrschaft ausübt.

Als charakteristische Erscheinung in der Entwicklung der herrschenden Klassen in der Nachkriegszeit bucht M. einmal die kurze Dauer der „wirtschaftsleitenden Familien", deren Nachkommen durch Genussleben, Adel und Universität dem industriellen Berufe entfremdet würden. Das bedeute aber keineswegs das Ende des Kapitalismus, denn dieser kreiere sich das Menschenmaterial, das er für seine Zwecke brauche, und sei auch imstande, sich der proletarischen Revolution zu erwehren. M. leitet daraus ab, dass der Kapitalismus ewig dauere. Zum andern will M. interessante Veränderungen in der intellektuellen Oberschicht sehen, in die immer mehr der Mittelstand eindringe, während aus der alten „Bildungsklasse" sich ein Abgang nach den praktischen Berufen vollziehe. So komme es zu der ökonomischen Elitenbildung auf Kosten der Bildung von Eliten auf anderen Gebieten.

Von der Sowjetunion behauptet M., dass dort neue Klassen entständen. Weil es in der SU eine Verteilung der Funktionen gibt, konstruiert er daraus mit Hilfe seines Klassenbegriffes die Entstehung von Klassen und Hierarchien. Am Schlusse seiner Schrift verherrlicht M. den Faschismus. Allerdings muss er zugeben, dass die faschistische „Elite" nicht die alte herrschende Klasse beseitige, sondern sich nur mit ihr verschmolzen habe, dass also der Faschismus an der Klassenherrschaft nichts geändert hat.

M.s Buch ist von einer erschreckenden Oberflächlichkeit. Als Quellen verwendet er mit Vorliebe Romane, wie z. B. Gabriele Reuter „Aus guter Familie". Hans Herkener (Bern).

Rogers, Lindsay, *Crisis Government. Allen & Unwin. London* 1934. *(*166 *pp. ;* 5 *s.)*

This small book is a succinct and lively account of the „crisis“ forms of Government, which since the war have risen to meet the difficulties of an unsettled and changing world. Professor Rogers has the valuable gift of sound common sense, and it is a pleasure to read his sensible exposition of the causes which have weakened democratic institutions in some countries, the point that he makes against the fallacies that the whole world is moving towards dictatorship, and the perils of dictatorial systems. The three principal contributions that he makes are the insistence on the extreme youth of representative Government, in the post-war European countries particularly; the amateur and insincere practice of democracy before the war in countries like Italy, Portugal, Spain; and the scrutiny and reasoned dissolution of the arguments of dictatorship. Main emphasis is placed on the experience of Italy and Germany, and, if dictators could doubt as the result of experience and argument, this is the book to make them doubt. All through the work there is the admonition, plainly put although not obtruded, that new forms of Government must be found to accomodate the efficient management of national and international resources and the values which lie in free criticism by independent bodies of free citizens, in which Professor Rogers has played some part himself are of special interest and importance. Herman Finer (London).

Wendland, Heinz Dietrich, *Reichsidee und Gottesreich. Eugen Diederichs. Jena* 1934. *(*98 *S.; RM.* 2.90*)*

Barth, Karl, *Die Kirche Jesu Christi. Chr. Kaiser. München* 1933. *(*24 *S.; RM.* 0.50*)*

Barth, Karl, *Offenbarung, Kirche, Theologie. Chr. Kaiser. München* 1934. *(*43 *S.; RM.* 0.80*)*

Wobbermin, Georg, *Deutscher Staat und evangelische Kirche. Vandenhoek & Ruprecht. Göttingen* 1934. *(*23 *S.; RM.* 1.—*)*

Veigel, Fritz, *Die Braune Kirche. W. Kohlhammer. Stuttgart und Berlin* 1934. *(*92 *S.; RM.* 1.50*)*

Mandel, Hermann, *Deutscher Gottglaube von der deutschen Mystik bis zur Gegenwart. Armanen-Verlag. Leipzig* 1934. *(VII u.* 128 *S.; RM.* 4.20*)*

Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äusserungen zur Kirchenfrage des Jahres 1933. *Gesammelt und eingeleitet von Kurt Dietrich Schmidt. Vandenhoek & Ruprecht. Göttingen* 1934. *(*200 *S.; RM.* 4.60, *geb. RM.* 5.60*)*

Hentrich, Konrad, *Nationalkatholizismus. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1934. *(*40 *S.; RM.* 1.50*)*

Wendland glaubt, den Sinn des gegenwärtigen Geschehens als „Zusammenbruch der Utopie“ deuten zu können. Unter „Utopie“ versteht er „eine ‚säkularisierte‘, d. h. verweltlichte, ursprünglich aber religiös begrün-

dete Zukunftshoffung und Zukunftslehre oder ‚Eschatologier' die ganz und gar profan gewordene Erwartung eines ‚Endreiches'..., das die Vollendung des Baues von Staat und Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur darstellt...". Die Utopie sei „in strengem Sinn antichristlich, nämlich Entscheidung wider Christus" und insofern spezifisch jüdisch. — Man begreift schon auf Grund dieser Andeutungen, dass der Verf. zu den wichtigsten Entscheidungsformen der Utopie — oder wie er oft sagt : der verweltlichten Enderwartung — den marxistischen Sozialismus rechnet. Diese und alle übrigen Gestalten des „verweltlichten Endreichsglaubens" seien durch die nationalsozialistische Umwälzung, die den Durchbruch der „mythischen" Mächte dargestellt habe, vernichtet worden.

Aus der an erster Stelle angeführten Schrift von Karl Barth geht erneut seine Einstellung zu den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen in Deutschland hervor : „... es handelt sich nicht um die deutschen Christen, sondern um unsere evangelische Kirche, in deren Raum und Schoss das alles geschehen ist, dass wir Alle, ob wir nun zu den deustchen Christen gehören oder gehört haben oder ob wir immer schon in der Opposition standen, Anlass haben, uns vor Gott und den Engeln zu schämen, dass das möglich war". B. wendet sich gegen Missverständnisse, die hinsichtlich seiner Opposition gegen die deutschen Christen im Ausland entstanden seien. Obwohl er nicht Nationalsozialist sei, gelte sein Kampf lediglich „einer heute beim Nationalsozialismus ihre Zuflucht suchenden Theologie, nicht der nationalsozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung".

Im Vorwort seiner Schrift „Offenbarung, Kirche und Theologie" geht B. auf das Buch von Emanuel Hirsch, Die gegenwärtige Geisteslage, ein. Gegen H.s Grundthese, dass die gegenwärtige Geisteslage, d. h. die sogenannte „deutsche Stunde" als eine „Gottesbegegnung" zu deuten sei, wendet er sich mit grosser Schärfe : „Denn das ist, wie klug und umfassend und wie fromm und kirchlich es immer gedacht und gesagt sein möge, nach Massgabe alles dessen, was in der Kirchengeschichte bis jetzt so geheissen hat — ich denke gar nicht daran, dieses Urteil aufzugeben — pure Schwärmerei, mit der man, wenn man damit durchdränge, die evangelische Kirche auflösen und verdientermassen dem Papst überantworten würde, der das nun wirklich noch besser kann !"

Eine polemische Auseinandersetzung mit den von B. vertretenen Anschauungen stellt die Schrift von Wobbermin dar. Er gibt der These, dass sich der von der Kirche erhobene Anspruch auf den Menschen „nicht auf die irdischen Angelegenheiten... erstreckt", jene bekannte Deutung, die sich „mit der freudigen Zustimmung und der nachdrücklichen Förderung des totalen Staates" durchaus vereinbaren lässt. Um zu beweisen, dass die Kirche mit der Einführung des Arierparagraphen das christliche Glaubensprinzip nicht verletzte, betont er, dass die Kirche nicht nur „Objekt des Glaubens", sondern zugleich „Organisation und Institution" sei und dass die Arierfrage „ausschliesslich auf die äussere institutionelle Kirche bezogen" sei, so dass die Einführung der bekannten kirchengesetzlichen Bestimmung in keiner Weise eine Preisgabe des auf einer ganz anderen Ebene liegenden neutestamentlichen Glaubensgrundsatzes darstellen könnte. Nicht nur in dieser Argumentation, sondern in seiner ganzen Anlage zeigt

das Buch von W., wie leicht theologische Unterscheidungen durch anpassungsfähige Deutungen zur Legitimierung sowohl staatlicher wie kirchlicher Herrschaftsformen dienen können.

Die Kirche des Mittelalters ist dem Wesen des deutschen Menschen nach Ansicht von Veigel innerlich fremd geblieben; er nennt sie die „schwarze Kirche". Sie ist stark gewesen, und so ist „jenes grosse, herrliche Aufbäumen der deutschen Seele vor 400 Jahren, ... der erste deutsche Ansturm zerbrochen; er wurde ein Vermächtnis, nicht ein Sieg". Die Kirche, die damals entstand, war die „graue Kirche". „Und je mehr das Leben draussen weiterstürmte in die ungeahnten Entfaltungen des 19. und 20. Jahrhunderts, um so mehr wurde sie die graue Kirche, farblos, verkalkt, altersgrau, der gewaltigen lebendigen Spannungen ihrer Zeit nicht mächtig..." Es gab keine „Deutsche Kirche", und „die grossen Frommen sind draussen vor den Kirchen gewesen und haben dort die neue Kirche gesucht — auch wenn sie es in des Menschen oder Teufels Namen taten"; jetzt aber wird die Gläubigkeit, von der die nationalsozialistische Bewegung getragen ist, ihren Anhängern die Kraft zu neuer Frömmigkeit geben und den dämmrigen „Alltag von schwarzer und grauer Kirche" überwinden, um nun die „braune Kirche" aufzubauen.

Mandel beklagt sich in der am 8. „Gilbhart" 1933 abgeschlossenen Einleitung seines Buches mit folgenden Worten über die heutige Situation: „Auf allen Gebieten sollen und wollen wir deutsch werden, nur anscheinend, wenn man die Kirchen, einschliesslich der „Deutschen Christen" besieht, nicht im innersten, im deutschen Gemüt, in der Frömmigkeit und Gläubigkeit". Damit das deutsche Volk „nicht immer die Herrschaft überfremdeter und überfremdender Theologie ertragen, sondern noch einmal zu seinem Glauben, zu seinem Gott... kommen wird", verfolgt M. in seiner Schrift die „nordisch-arisch-germanische Frömmigkeit und Gottesschau... durch das christliche Jahrtausend". Unter den vielen sonderbaren Thesen, die in diesen Ausführungen aufgestellt werden, soll hier nur eine einzige erwähnt werden: Der Verf. meint, dass „nächst der Reformation und der deutschen Mystik" vor allem der deutsche Idealismus — „fern natürlich dem Idealismus im erkenntnistheoretisch engen Sinne" — zeigt, wie der „alte, nordisch-deutsche Glaube an die Gottesdurchdrungenheit der Welt" immer wieder zum Durchbruch kommt. Zu den Geistesrichtungen, die dem Idealismus diesen Weg zur „kosmischen Gottes"- und metaphysisch-religiösen Weltschau gewiesen haben, rechnet M. besonders die vitalistische Metaphysik, und als die wichtigsten Vertreter dieser zur deutsch-nordischen Gläubigkeit zurückführenden Geisteshaltung gibt er Simmel und Bergson, also gerade zwei nicht-arische Denker an.

Das Buch von Schmidt stellt eine verdienstvolle Sammlung wichtiger Dokumente aus den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen des Jahres 1933 dar. Die Schrift gliedert sich in drei Teile: 1. „Bekenntnisse und bekenntnisartige Thesen," 2. „Grundsätzliche Äusserungen zur Kirchenfrage", 3. „Theologische Gutachten". Die Einleitung beschäftigt sich mit den Gründen „der erstaunlichen Tatsache, dass eine vierzehn Jahre dauernde... Bekämpfung des Christentums kaum ein Bekenntnis gezeitigt habe, ein einziges Jahr nationalsozialistischer Regierung dagegen eine Hochflut".

Die Schrift von Hentrich möchte „jenen katholischen Christen eine Hilfe sein, die vielleicht aus religiösen Bedenken den Weg zum totalen Staat nur zögernd gehen". Sie will an zahlreichen Beispielen aus der französischen Vergangenheit und Gegenwart zeigen, „dass sich Katholizismus mit unbedingtem Nationalismus durchaus verträgt". Der Verf. beklagt es, dass einstweilen noch „trennend zwischen den katholischen und protestantischen Deutschen die Gestalt des grossen Reformators steht". Er meint, dass die heilige Johanna, die französische Nationalheldin, „in ihrem Wesen, in ihrer Einstellung Protestantin" war und „in ihrer Erbmasse viel Germanisches hatte". Deshalb glaubt er, dass wir alle Johanna verstehen, und schliesst seine Schrift mit der Frage, ob wir dann nicht auch Luther, den Deutschen, dessen Nachwirkung heute noch Trennung bedeutet, verstehen müssten. Erich Trier (Frankfurt a. M.).

Nachbemerkung. Im Gottesbegriff war lange Zeit hindurch die Vorstellung aufbewahrt, dass es noch andere Masstäbe gebe als diejenigen, welche Natur und Gesellschaft in ihrer Wirksamkeit zum Ausdruck bringen. Aus der Unzufriedenheit mit dem irdischen Schicksal schöpft die Anerkennung eines transzendenten Wesens ihre stärkste Kraft. Wenn die Gerechtigkeit bei Gott ist, dann ist sie nicht im selben Grade in der Welt. In der Religion sind die Wünsche, Sehnsüchte und Anklagen zahlloser Generationen niedergelegt.

Je mehr aber im Christentum das Walten Gottes mit dem diesseitigen Geschehen in Einklang gebracht wurde, hat sich dieser Sinn der Religion verkehrt. Schon dem Katholizismus galt Gott in bestimmter Hinsicht als Schöpfer der irdischen Ordnung, der Protestantismus führte den Weltlauf geradewegs auf den allmächtigen Willen zurück. Dadurch wird nicht bloss das jeweilige irdische Regiment mit dem Scheine göttlicher Gerechtigkeit verklärt, sondern diese selbst auf die faulen Verhältnisse der Wirklichkeit heruntergebracht. Das Christentum hat in gleichem Masse die kulturelle Funktion, Idealen Ausdruck zu verleihen, eingebüsst, als es zum Bundesgenossen des Staates geworden ist.

Die produktive Gestalt der Kritik am Bestehenden, die sich in früheren Perioden als Glaube an einen himmlischen Richter geäussert hat, ist gegenwärtig das Ringen um vernünftigere Formen des gesellschaftlichen Lebens. Aber ähnlich wie die Vernunft sich nach Kant trotz ihres eigenen besseren Wissens des Wiederauftauchens bestimmter erledigter Illusionen nicht erwehren kann, bleibt auch seit dem Übergang der religiösen Sehnsucht in die bewusste gesellschaftliche Praxis ein Schein bestehen, der sich zwar widerlegen, jedoch nicht ganz verscheuchen lässt. Es ist das Bild vollendeter Gerechtigkeit. Dieses Bild kann in der Geschichte niemals ganz verwirklicht werden, denn selbst wenn eine bessere Gesellschaft die gegenwärtige Unordnung abgelöst und sich entfaltet haben wird, ist das vergangene Elend nicht gutgemacht und die Not in der umgebenden Natur nicht aufgehoben. Es handelt sich daher auch hier um eine Illusion, um eine Aufspreizung von Vorstellungen, die wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem primitiven Tausch entstanden sind. Dass jedem das Seine

werden muss und jeder ursprünglich ein gleiches Recht auf Glück mitbringt, ist die Verallgemeinerung ökonomisch bedingter Regeln, ihre Steigerung ins Grenzenlose. Aber der Antrieb zu diesem gedanklichen Hinausgehen über das Mögliche, zu dieser ohnmächtigen Rebellion gegen die Wirklichkeit gehört zum Menschen, wie er nun geschichtlich geworden ist. Nicht etwa die Ablehnung dieses Bildes unterscheidet den fortschrittlichen Typus Mensch vom zurückgebliebenen, sondern das Wissen um die Grenzen seiner Erfüllbarkeit.

Soweit der autoritäre Staat in einen historischen Kampf mit der Religion zu treten scheint, handelt es sich wesentlich um Fragen der Konkurrenz, der Gleichschaltung oder der Ablenkung. Die den gegenwärtigen Verhältnissen angepasste Bürokratie übernimmt und reorganisiert den alten ideologischen Apparat, an dem die Kirche ihren Anteil hatte. Wenn es dabei nicht ohne Härten abgeht, muss die Kirche schliesslich doch einsehen, dass von der Aufrechterhaltung der Grundzüge des heutigen Systems ihre eigene soziale Stellung abhängt. Bei ihrer Veränderung hätte die Kirche alles zu verlieren und nichts zu gewinnen. Ihre Stellung beruht auf dem Glauben, dass die absolute Gerechtigkeit nicht bloss ein von den Menschen entworfenes Bild, sondern wirklich eine ewige Macht sei ; auf seine Verbreitung würde aber eine künftige Gesellschaft verzichten.

Es ist eine vergebliche Hoffnung, dass die aktuellen Diskussionen in der Kirche Religion erwecken werden, wie sie in ihrem Anfang lebendig war ; denn der gute Wille, die Solidarität mit dem Elend und das Streben nach einer besseren Welt haben ihr religiöses Gewand abgeworfen. Die Haltung der Märtyrer ist nicht mehr das Dulden, sondern die Tat, ihr Ziel nicht mehr ihre eigene Unsterblichkeit im Jenseits, sondern das Glück der Menschen, die nach ihnen kommen, und für das sie zu sterben wissen.

Der bloss geistliche Widerstand ist ein Rad im eigenen Getriebe des totalen Staats. Die wahre Nachfolge, zu der manche Christen heute wieder aufgerufen werden mögen, führt nicht zur Religion zurück. Jenes Bild jedoch, für dessen Verbreitung weder Macht noch Ansehen diesseits oder jenseits zu gewinnen sind und zu dem das steigende Bewusstsein der Vergeblichkeit gehört, mag enttäuschten Gläubigen reiner vor der Seele stehen als der eitlen Selbstgenügsamkeit, die im vergangenen Jahrhundert die Religion übersah oder aus wohlverstandener Absicht tolerierte.

Die Menschheit verliert auf ihrem Wege die Religion, aber dieser Verlust geht nicht spurlos an ihr vorüber. Ein Teil der Triebe und Wünsche, die der religiöse Glaube bewahrt und wachgehalten hat, werden aus ihrer hemmenden Form gelöst und gehen als produktive Kräfte in die gesellschaftliche Praxis ein. Und selbst die Masslosigkeit der zerstörten Illusion gewinnt in diesem Prozess eine positive Form und wandelt sich in Wahrheit um. In einer wirklich freiheitlichen Gesinnung bleibt jener Begriff des Unendlichen als Bewusstsein der Endgültigkeit des irdischen Geschehens und der unabänderlichen Verlassenheit der Menschen erhalten und bewahrt die Gesellschaft vor einem blöden Optimismus, vor dem Aufspreizen ihres eigenen Wissens als einer neuen Religion. Max Horkheimer.

Myrdal, Alva, och **Gunnar Myrdal,** *Kris i befolkningsfragan. Stark erweiterte Volksauflage. Albert Bonniers Verlag. Stockholm* 1935. *(*403 *S.; Kr.* 3.50*)*

Die Schrift der Ehegatten Myrdal liegt auf der Grenze zwischen wissenschaftlicher Abhandlung und Volksbuch. Ihr Inhalt ist von ausgesprochen programmatischem Gepräge, dem sozialistischen Ideenkreis entwachsen und dazu bestimmt, die zukünftige Willensbildung der schwedischen Sozialdemokratie zu formen. Das umfangreiche Buch fasst sein Thema ausserordentlich weit und bezieht Fragen ein, die nur locker mit ihm zusammenhängen. Im folgenden sollen die theoretischen Grundgedanken angedeutet werden.

Die Bevölkerungskrise findet ihren Ausdruck in dem Geburtenrückgang, der in Schweden stärker fortgeschritteni st als im übrigen Europa. Von den menschlichen und kulturellen Folgen abgesehen, zieht sie eine ökonomische Gefahr nach sich, indem in einer berechenbaren Zukunft eine Überzahl erwerbsunfähiger Greise von einer Minderzahl erwerbsfähiger Personen wird erhalten werden müssen; tritt dieser Zeitpunkt ein, dann sind die Einkommen aufs äusserste angespannt, und für einen Umschwung der Bevölkerungsbewegung ist es zu spät. Darum ist die Krisenbekämpfung ein vordringliches Problem. — Die Geburten unterliegen heute der Vernunftkontrolle, deren Einschränkung die Verf. nicht wünschen, weil dann die rückständigen Volksschichten zu bevorzugten Trägern der Fortpflanzung gemacht würden. Im Gegenteil soll die Fortpflanzung gänzlich unter rationelle Kontrolle gestellt werden. Die Ursachen der Krise sehen die Verf. ausschliesslich auf gesellschaftlichem Gebiet, und darum lautet ihre Alternative: Entvölkerung oder Gesellschaftsreform. Hieraus werden zwei Reihen von Erklärungen und Forderungen hergeleitet, die das Buch beherrschen.

Auf der einen Seite stehen die ökonomischen Sozialprobleme. Um eine angemessene Kinderzahl wirtschaftlich zu ermöglichen, muss eine Einkommensumschichtung zugunsten der breiten Masse durchgeführt werden; der Luxuskonsum ist durch eine Hebung des allgemeinen Lebensstandards, insbesondere eine bessere Verpflegung der Kinder, abzulösen; an die Stelle der freien Einkommensverfügung hat eine umfassende Konsumkontrolle durch die Gesellschaft zu treten; dabei ist Wartung und Erziehung der Kinder in öffentlichen Anstalten zu rationalisieren, beginnend mit der „Kinderstube" von 8 bis 10 Insassen unter einer geschulten Leiterin und fortgesetzt in einer Schule mit kollektivistischem Erziehungsprinzip, freiem Schullunch und psychologischer Betreuung. Die Mittel für diese durchweg unentgeltlichen Einrichtungen müssen durch eine Planwirtschaft aufgebracht werden, welche die Produktion in die Richtung eines verfeinerten Massenbedarfs, insbesondere bekömmlicher Kindernahrung, lenkt. Das Prinzip der ökonomischen Reformen ist nicht die Hebung des Lebensstandards schlechthin, sondern die Senkung der „differentiellen Sonderkosten der Kinderhaltung"; darin liegt der Gegensatz zu der liberalistischen Methode.

Daneben stehen die familiensoziologischen Probleme. „Die Familie

eben jetzt ist nur ein schlechtes Kompromiss zwischen einer stabilen vorkapitalistischen Tradition und den veränderten Bedingungen der neuen Zeit.“ Die „alte Bauernfamilie“, als Idealtyp im Sinne Max Webers, war eine Produktions- und Konsumgemeinschaft und bot den Kindern ein natürliches Aufwuchsfeld. Die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts löste die Produktionsgemeinschaft auf, aber die Familie blieb in traditionellen Idealen befangen und passte sich nicht an ; es ergab sich ein Bruch zwischen Familienleben und Wirtschaftsleben. Die Kinder, früher eine wertvolle Arbeitskraft, wurden zum Hemmnis der Erwerbstätigkeit der Mutter ; die dadurch veranlasste Einschränkung der Kinderzahl verschärfte den Misstand weiter, weil die wenigen Geburten das Leben der Frau nicht mehr ausfüllen und mit Rücksicht auf die folgenden Jahrzehnte eine unliebsame Unterbrechung der Berufstätigkeit bilden. Darum soll die Idealisierung der ausschliesslichen Gemeinschaft von Eltern und Kindern aufhören ; das Familienleben muss der Mutter die Berufstätigkeit, das Wirtschaftsleben muss der Frau die Mutterschaft freigeben. So ergeben sich einerseits kollektive Kinderwartung und -erziehung, andrerseits Entbindungsurlaub und Mutterschaftsschutz im weitesten Ausmass. Das Ergebnis : die Kinder fühlen sich in den „wohlorganisierten, öffentlichen und kostenlosen Spielstuben“ viel wohler als in der Umgebung der Eltern, an deren Tätigkeit sie, im Gegensatz zur Bauernzeit, nicht mehr teilnehmen können ; hinterher vereinigt sie eine „Nachmittagsfamilie“ mit den Eltern zu einer „harmonischeren Gemeinschaft“. Auf diese Weise werden die Ursachen der Sterilität weggeräumt, die nicht nur als bevölkerungspolitisches Übel, sondern auch als Beeinträchtigung des „Lebensglücks der einzelnen Menschen“ zu bekämpfen ist.

M.s Schrift hat in Schweden stärkste Beachtung in allen Lagern gefunden. Die Erkärung der Bevölkerungskrise aus einzelnen sozialen Momenten anstatt aus deren Totalität und der Optimismus hinsichtlich der Wirkung rationaler Reformmethoden sind Schwächen der Abhandlung. Der Wert der Schrift besteht vor allem in der geglückten Konzentration bisher diffuser Vorstellungen, von der die kritische Sonderung und konstruktive Weiterarbeit ausgehen kann. B. Josephy (Stockholm).

The Social Survey of Merseyside. Edited by D. Caradog Jones. University of Liverpool 1934. *(Three Volumes. Vol. I : XXIV and* 340 *pp. ;* 15 *s. Vol. II : XVI and* 412 *pp. ;* 21 *s. Vol. III : XVIII and* 564 *pp. ;* 25 *s. Set of* 3 *volumes* £. 2.5.0.*)*

This study is the only one made outside London that is comparable in scope and thoroughness with Booth's famous survey of London carried out half a century ago, and with the New Survey of London Life and Labour recently completed. Like these, it is directed primarily to discovering the conditions under which the mass of the people and in particular, the poor, were living. In this task and in its purely factual and empirical aims it has succeeded admirably. Indeed in some respects — in its organisation and presentation of material and in its emphasis on topics of sociological importance — it is superior to the Booth Survey.

The first volume after presenting a geographical and historical account of the locality is mainly concerned with the population analysed according to nationality, age, sex, and marital condition, and with housing and poverty. Using an index of overcrowding which is much more precise and realistic than that employed by the Registrar-General, the survey finds that 10 % of the families in the whole Merseyside area were overcrowded. Sixteen per cent of the families fell below the poverty line — and this by a poverty-datum line that was by no means generous. The investigators indicate that to unemployment (as a causal factor) is to be attributed at least a half of this percentage. The second volume deals chiefly with unemployment (much more extensive in the Merseyside than in London), and, in 1932, 140.000 were unemployed out of a total population of 578,000) and with the industrial character of the Merseyside — its shipping, port services, transport and distribution. In the third volume selected normal groups such as infants, schoolchildren, sub-normal groups such as the deaf and the dumb, the blind, the mentally deficient, the physically defective and the destitute, pass under review, as well as local social agencies and the services, upon whom devolve the maintenance of these groups.

Of especial interest to the sociologist are the chapters on „The Welding together of Immigrant Elements", „Comparison of Immigrant and Native", „Expenditure of Working Class Families", „Occupational Mobility", „The Unemployed", „Surplus Labour and Prospect of Employment", „The Use of Leisure", „Organised Religion, Churches and Church Attendance", „Differential Fertility and the Future Trend of Population". These and many other important topics indicate the wealth of the material embodied in the survey.

A criticism of this valuable survey can only be a criticism of its limitations. It is a social survey in a narrow sense only. For it investigates the conditions of the wage-earners but ignores the other social classes, though it must be admitted that it is extremely difficult to obtain much information on these classes. More specifically the norms established by the household sample method and the concept of the poverty-datum line require to be clarified. The emphasis of the survey is on proximate causes and it does not seek to discover the root causes of the evils it exposes. This is evident in the analysis of poverty where it is shown that poverty may conceivably be the result of unwise expenditure as shown by an analysis of the expenditure of working class-budgets. These limitations, which indeed the investigators set themselves, must be borne in mind in reading the very indispensable volumes to the social scientist.

J. Rumney (London).

Peyser, Dora, *Hilfe als soziologisches Phänomen. Conrad Triltsch. Würzburg* 1934. *(*90 *S.; RM.* 2.50*)*

„Hilfe schafft Verbundenheit... Sie ist ein für das menschliche Zusammenleben unentbehrlicher Akt". Von diesen soziologischen Gegebenheiten aus untersucht P. die Bedeutung der Hilfe für das soziale Leben und dessen Einfluss auf die Entstehung und die verschiedenen Formen der Hilfe.

Hilfe entsteht und betätigt sich nur in „Gruppen". Einer allgemeinen Erörterung über die Arten und Möglichkeiten der Gruppenhilfe folgt eine Untersuchung und Analyse der Hilfstätigkeit in den drei wichtigsten „Hilfskreisen" : Familie, Kirche, Staat. H. Mankiewicz (Lyon).

Ökonomie.

Nourse, Edwin G. and Associates, *America's Capacity to Produce. Brookings Institution.. Washington* 1934. *(*608 *pp. ;* $ 3.50*)*

Leven, Morris, Harold G. Moulton, and **Clark Warburton,** *America's Capacity to Consume. Brookings Institution. Washington* 1934. *(*272 *pp. ;* $ 3.—*)*

Moulton, Harold G., *The Formation of Capital. Brookings Institution. Washington* 1935. *(*203 *pp. ;* $ 2.50*)*

Loeb, Harold, and Associates, *The Chart of Plenty. A Study of America's Product Capacity Based on the Findings of the National Survey of Potential Product Capacity. Viking Press. New York* 1935. *(XV and* 180 *pp. ;* $ 2.50*)*

Burns, Arthur F., *Production Trends in the United States since* 1870. *National Bureau of Economic Research. New York* 1934. *(XXXII and* 363 *pp. ;* $ 3.50*)*

Epstein, Ralph C., *Industrial Profits in the United States. National Bureau of Economic Research. New York* 1934. *(XI and* 678 *pp. ;* $ 5.—*)*

Jerome, Harry, *Mechanization in Industry. National Bureau of Economic Research. New York* 1934. *(XXXI and* 484 *pp. ;* $ 3.50*)*

The problem of economic growth and change has been one of the central issues animating economic theoretical discussion since the days of the classical economists. While this problem has been pushed somewhat into the background in the writings and investigations of the marginal utility school, with its stress on the analysis of price relationships, it has, nevertheless, forced itself into the open again in the recent controversies about a moving equilibrium. Dr. Mitchell, in his introduction to the investigation of the National Bureau of Economic Research on production trends in the United States, quotes from a passage by John Stuart Mill the statement : „Nothing in political economy can be of more importance than to ascertain the law of this increase of production ; the conditions to which it is subject ; and whether it has practically any limits and what these are. There is also no subject in political economy which is popularly less understood, or on which the errors committed are of a character to produce, and do produce, greater mischief."

During the last decades there has been published, especially in America, a tremendous wealth of factual material that can be used to test theories of economic growth and change. Many investigations in that field are under way at the present time. The Brookings Institution in Washington is preparing a study on the general subject of the „Distribution of Wealth

and Income in Relation to Economic Progress", to be published in four volumes, the first three of which have just come off the press. Both of these, particularly the first volume, amply demonstrate the well known fact that you can attempt to drive out theoretical analysis by way of facts and statistics, but, by the very statistical and factual conceptions you use, you mold some theory back into your material. To illustrate this point, the authors of the volume, „America's Capacity to Produce", give as their principal question the problem of the extent to which, „even in prosperous times, the productive capacity of our economic system is utilized". When the authors, therefore, deal with their practical problem, they take the limitations of the present economic system for granted and assume that the factual accomplishments of 1929 represent the optimum attainable. Their problem of whether there is a „steady piling up of more and more superfluous producing plant standing idle because of the absence of market demand for the product" necessarily remains unanswered, because of the basic point of view they start from and their corresponding definition of producing capacity as that which is „practically attainable under conditions of sustained simultaneous operation", (p. 23) in other words, the conditions of 1929. The volume itself treats in much detail and with much diligence the different aspects of the production process : raw materials (agriculture, coal mining, petroleum and other raw material industries), the manufacturing process and its several subdivisions, the service and distribution industries. The fundamental misconception with which the authors embark on their venture enters into every department of their investigation.

The second and companion volume, „America's Capacity to Consume", gives a very realistic picture of the living standards of the great masses of American society in the prosperous year of 1929. It discloses, for instance, that nearly 80 % of the urban population did not have sufficient income to provide for an adequate diet at moderate cost. It gives the amount and sources of the national income, its functional divisions among the various income groups, and its geographical distribution in regard to urban and rural population. The chapters on the incomes of families and their utilization, especially as regards different social classes, shed considerable light on the consumption process within a modern political economy.

The third volume of the Brookings Institution study, which was published only recently and which in contrast to the previous two volumes is more of a theoretical than of a statistical nature, deals with the „Formation of Capital". The conclusions arrived at in the first two volumes reveal „on the one hand a persistent failure to make full use of our productive resources, and, on the other, a chronic stage of under-consumption on the part of the great masses of the people". The third volume concerns itself with the problem of how monetary savings are translated into capital increments and the theoretical conclusion arrived at by the author in regard to the relation between consumers goods and capital goods industries is that the capital goods industries are in no way the „pivot around which the economic system revolves". The problem of recovery is, therefore, substantially that of getting „a forward movement of substantial proportions started somewhere". The capital goods industries are of secondary

importance and they can be made to expand through the channels of expanding consumers goods industries. It is readily seen that the same error prevalent in the discussions of the first volume determined the author's conception of capital and its functions and limited it to the narrow technical significance, thereby robbing this conception of its inherent economic fruitfulness.

The study by Harold Loeb and associates, „The Chart of Plenty", commits from the opposite angle the same basic error as the Brookings study. In studying the productive capacity of American economy, the authors of this book limit their consideration to the technical (or technocratic ?) aspects of the problem. Their question, therefore, if they will permit us to put it in a very simple way for them, would look somewhat like this : What would the existing plant and machinery in the United States be able to produce in the way of economic goods and services if we disregard the fact that we are living in a money and credit economy ? Whereas the Brookings study attempts to show that the United States in 1929 was not suffering from an over-production or excessive capital equipment, the „Chart of Plenty", tries to demonstrate that the existing plant and equipment would have been able to turn out goods and services worth the equivalent of 135 billions of 1929 dollars, that is, far in excess of the actual production of 1929. It is impossible here to enter into the details of the reasoning that led the authors to these conclusions. It should, however, be pointed out that they assume a flexibility of the economic system independent even of physical limitations, and that their study, therefore, even within the range of their own methods has serious shortcomings.

The above mentioned studies, notwithstanding their defects, have considerable bearing on the problem of economic growth and change, both in its theoretical and its practical aspects. The three recent books published by the National Bureau of Economic Research, however, contain such a wealth of material and data on these questions that they deserve to be studied by the economist concerned with these problems with the utmost care. In summing up the findings of the study by Arthur F. Burns, W. C. Mitchell points out that industrial growth tends to be retarded as industry progresses. According to the laws of industrial growth, as substantiated in the statistical findings of this study, industries do not attain a maximum size to maintain a stationary position indefinitely afterward.

The study by Epstein on the rates of profit industries earn upon capital invested, touches the roots of the problem of economic growth, the expansion of capital and plant equipment in a business economy being chiefly dependent on the rate of profit. Epstein has examined a record of income statements for approximately 2,700 industrial corporations from 1919 to 1928, and has broken up the resulting statistical findings in respect to size, nature and geographical locations of the corporations examined.

The third study, „Mechanization in Industry" (on which a more extensive review will be published in the next issue) takes up another important aspect of the problem of economic growth, and tries to answer the question whether statistical evidence supports the contention that technological unemployment produced by the installation of more efficient machi-

nery and plant will be offset by an increase in employment in those industries that furnish this machinery and plant. The period under discussion, particularly during the last stages of the boom, brought the factor of technological unemployment into general public discussion, and although attempting to answer the question whether this technological unemployment was of a permanent nature on chiefly statistical evidence seems futile, the author contributes considerably to our understanding of the economic process involved in the springing up of new industries and the replacement of old.

While the studies under discussion here offer valuable material for the comprehension of the problems of economic growth and change, a book synthesizing the available knowledge in this field, both theoretical and factual, is still sadly lacking. Julian Gumperz (New York).

World Economic Survey. (Third Year 1933-34*). League of Nations. Genf* 1934. (356 *S.; fr. s.* 6.—)

Die dritte weltwirtschaftliche Jahresübersicht, die vom Völkerbund veröffentlicht wird, stellt die Erholung der Weltwirtschaft in den Mittelpunkt. Besonders lehrreich sind ausser dem für jede Untersuchung der weltwirtschaftlichen Situation unentbehrlichen Zahlenmaterial die Hinweise auf die Strukturveränderungen der Wirtschaft, die durch die Krise selbst und die Methoden der Krisenüberwindung hervorgerufen worden sind. So bespricht der „Survey“ die verschiedenen nationalen Ankurbelungsaktionen, er untersucht die Massnahmen zur Produktionskontrolle, die zu einer Einschränkung der Erzeugung und zu ihrer Anpassung an den in der Krise gesunkenen bezw. nicht entsprechend gestiegenen Bedarf geführt haben. Mit Recht verweist der „Survey“ in diesem Zusammenhang auf das Vorherrschen einer „philosophy of regulation and control“, die an die Stelle der „liberalistischen“ Philosophie des Überflusses getreten sei, die das 19. Jahrhundert beherrscht habe. Die Darstellung der schein-planwirtschaftlichen Massnahmen sonst durchaus nicht gemeinwirtschaftlich eingestellter Regierungen ist besonders übersichtlich und eindrucksvoll.

Otto Leichter (Wien).

Wagemann, Ernst, *Zwischenbilanz der Krisenpolitik. Eine international vergleichende konjunkturpolitische Studie. Carl Heymann. Berlin* 1935. (102 *S.; RM.* 2.80)

Der Präsident des Deutschen Konjunkturforschungsinstitutes hat wiederholt an entscheidenden Punkten der Weltwirtschaftskrise mit seinen konjunkturpolitischen Feststellungen weitreichenden Einfluss auf wirtschaftspolitische Massnahmen deutscher Regierungen, vor allem der Regierung Brüning, geübt. Nun versucht W., eine „Zwischenbilanz“ der internationalen Krisenpolitik aufzustellen, wobei er, durchaus vom Standpunkt nationalsozialistischer Wirtschaftsauffassung, die wirtschaftspolitischen Verfügungen der Regierung Hitler als erfolgverheissend darzustellen

versucht. Ein erfahrungsreicher Kenner internationaler Wirtschaftszusammenhänge, ist W. bestrebt, die Massnahmen der deutschen Regierung in den Zusammenhang der Krisenbekämpfung in anderen Ländern einzureihen. So stellt er die in Deutschland getroffenen, fast ausschliesslich auf staatlichem Eingriff beruhenden Anordnungen neben die allerdings ganz anders gearteten, wenn auch ebenfalls auf staatlichem Eingriff beruhenden Massnahmen des amerikanischen Präsidenten Roosevelt. Eingehend behandelt W. die deutsche Agrarpolitik der letzten Jahre. Nach seiner Meinung hat sie zu einer „Staatskartellierung der deutschen Landwirtschaft" geführt. Er stellt fest, dass diese Methode der Agrarpolitik „Nahrungsfreiheit" erreicht hat. Otto Leichter (Wien).

Kuczynski, Jürgen, *Das Problem der langen Wellen und die Entwicklung der Industriewarenpreise in den Jahren* 1820-1933. *Philographischer Verlag. Basel* 1934. *(*29 *S.; fr. s.* 1.80*)*

K. versucht anhand von Statistiken die Theorie von den sogenannten „langen Wellen" der zyklischen Entwicklung zu widerlegen. Er konstruiert einen Weltindex der Warenpreise seit 1820, seit dem Beginne der periodischen Schwankungen der Wirtschaft. Auf Grund dieser Untersuchungen stellt er fest : „Schon auf den ersten Blick sehen wir, dass von langen Wellen nichts zu bemerken ist. Die Preise steigen bald, bald sinken sie. Sie steigen und sinken in bunter Reihenfolge..." Diesen Beweis will K. auch für die wichtigen Länder erbringen. Indes fällt dieser durchaus nicht so zwingend aus, wie es bei dem konstruierten Weltpreisindex zu sein scheint. Für Frankreich muss K. selbst zugeben, dass man hier eine „wellenmässige Bewegung" feststellen kann. Bei den Vereinigten Staaten kommt K. zu dem Ergebnis : „Die Bewegung scheint zwar etwas wellenmässiger als in England, aber die Wellen sind von .. verschiedener Länge und Höhe..." Auch bei der englischen Entwicklung ist das von K. festgestellte Ergebnis der Preisentwicklung durchaus kein eindeutiger Beweis gegen die Theorie von den „langen Wellen". Otto Leichter (Wien).

Laurat, Lucien, *Cinq années de crise mondiale. Éditions du Nouveau Prométhée. Paris* 1934. *(*130 *S.; fr. fr.* 8.—*)*

Im ersten Teil seines Buches zieht L. die Bilanz aus der Entwicklung der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise, ohne hierbei wesentlich neue Gesichtspunkte zu erörtern. Doch sind seine Ausführungen durch übersichtliche Statistiken erläutert : sie vergleichen die Preisentwicklung während der letzten vier Krisen, geben die Indices der industriellen Produktion, der Exporte an, versuchen einen Überblick über die Einwirkung der Devaluation auf die Preise zu geben und beschäftigen sich ausführlich mit der Wirksamkeit der protektionistischen Massnahmen des Dumpings.

Im zweiten Teil hat L. einige mehr essaihafte Arbeiten zur gegenwärtigen Wirtschaftslage zusammengefasst. Mehrere Aufsätze beschäftigen sich mit der Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft unter Hoover und

Roosevelt. Das Rooseveltsche Experiment wird recht günstig beurteilt; einige der Schlussfolgerungen L.s erscheinen als reichlich verfrüht. Der währungspolitischen Seite des Rooseveltschen Experiments werden eingehendere Ausführungen gewidmet. Eine sehr anschauliche Skizze schildert die Aufgaben der Weltwirtschaftskonferenz im Jahre 1933 und sieht richtig die Gründe ihres notwendigen Scheiterns in der damaligen Währungslage. L. setzt sich weiterhin mit zwei ökonomischen Strömungen der Gegenwart auseinander : der Autarkiebewegung und den Technokraten. Er charakterisiert die Technokraten mit Recht als naive utopische Sozialisten. Eine Studie über den Korporatismus schliesst das kleine Werk ab ; L. bezeichnet den Korporatismus als Versuch des Monopol- und Finanzkapitals, die Frage der wirtschaftlichen Organisation in seinem Sinne zu lösen.

Hans Baumann (Prag).

Rosenstock-Franck, L., *L'économie corporative fasciste en doctrine et en fait. J. Gamber. Paris* 1934. *(432 p.;)*

L. Rosenstock-Franck, polytechnicien de formation, a fait en Italie une enquête approfondie sur la législation et les réalisations économiques du fascisme. L'auteur étudie successivement l'ordre syndical et l'ordre corporatif, dont le premier n'est que le moyen : la corporation implique en effet la suppression du syndicalisme libre et le monopole des syndicats fascistes.

L'examen de la législation syndicale fasciste, de son fonctionnement pratique, des contrats collectifs de travail vers lesquels elle tend, est très instructif. En fait, grève et lock-out étant interdits, la magistrature du travail a toute liberté pour régler les conflits. „L'ambitieuse charte du travail (écrit dans sa préface M. Bernard Lavergne) qui prétendait être un Évangile social nouveau, est ramenée à son rang véritable, l'imprécision et le vide de ses formules étant mis en évidence, et la loi du 3 avril 1926 qui fait corps avec elle apparaît en définitive comme une loi d'inspiration politique, sinon même policière, dont le but central est de tenir en main toutes les classes ouvrières, et d'exclure toutes possibilités pour des meneurs grévistes de se faire jour".

Les effets de cet ordre syndical sur la condition des ouvriers italiens ne semblent pas brillants si l'on analyse les salaires réels comparés aux indices du coût de la vie. Bien entendu, il faut replacer ces chiffres dans le cadre de la crise mondiale, mais il en ressort néanmoins que le syndicalisme fasciste laisse les ouvriers sans défense devant les organisations patronales qui, elles, ont conservé leur puissance.

Rien d'étonnant à ce que les salaires horaires industriels aient baissé depuis 1925 de 35 %, les salaires agricoles de 40 %. Les œuvres du Dopo lavoro, justement vantées pour leur ampleur et leur adresse, ne peuvent prétendre à modifier ce bilan.

En ce qui concerne l'„Ordre corporatif", l'analyse de M. R. n'est pas moins précise. Examinant l'action effective, jusqu'à ce jour, de la Chambre corporative et du Conseil National des corporations, il conclut que ces grands corps n'ont jamais eu, jusqu'à ce jour, à prendre de décisions véritables. En particulier, le Conseil des Corporations apparaît comme n'ayant

servi qu'à „apporter des justifications techniques ou scientifiques à des mesures de simple opportunité politique ou économique". „Il n'est pas d'étude plus décevante, conclut M. R., que celle de la Chambre corporative et du Conseil National des corporations. Aucun des éléments que nous a fournis notre enquête ne pourrait certes nous permettre de tenter la construction d'un ordre corporatif. Cet ordre n'existe pas". Les efforts les plus subtils pour faire apparaître comme „socialiste" un interventionisme que ne préoccupe nullement le problème du profit doivent buter sur les résultats de cette impartiale et solide enquête, qui forme désormais la base de toute discussion sur les réalisations économiques du fascisme italien. Georges Friedmann (Paris).

Doren, Alfred, *Italienische Wirtschaftsgeschichte. I. Band. Gustav Fischer. Jena* 1934. *(V u.* 740 *S.; RM.* 38.—*)*

Das Buch, das von einer umfassenden Beherrschung des Quellenmaterials und der einschlägigen Literatur zeugt, ist eine äusserst nützliche Zusammenfassung der italienischen Wirtschaftsgeschichte von dem Untergang des weströmischen Reichs bis zur Renaissance. Den grössten Teil seiner Darstellung widmet D. der „wirtschaftlichen Blütezeit" Italiens im späteren Mittelalter, die politisch durch die Emanzipation der Kommunen, wirtschaftlich durch einen „energischen Vorstoss kapitalistischer Tendenzen" gekennzeichnet ist. Dieser Frühkapitalismus, der eine (auf dem Verlagssystem aufgebaute) kapitalistische Industrie hervorgebracht hat, ist auch nach D.s Ansicht, im Zusammenhang damit entstanden, dass Italien im Zeitalter der Kreuzzüge zum Mittelpunkt des damaligen Welthandels geworden war; sein Niedergang fällt mit der Verlagerung der Welthandelswege zusammen, durch welche die dominierende Stellung Italiens im Welthandel zerstört wird.

Die Arbeit D.s zeigt, dass er sich manche Lehre der ökonomischen Geschichtsauffassung zu eigen gemacht hat: so, wenn er nachweist, wie die Entwicklung der Rechtsformen der der wirtschaftlichen Verhältnisse folgt und sich ihr anpasst; so, wenn er bei der Darstellung der Bildung der Kommunen die Fragestellung, „ob irgendwelche zugleich volksmässig und allgemein geschichtlich bedingten Elemente, ob etwa der italienische Nationalgeist oder der germanische hier am Werke waren", ausscheidet und statt dessen den Nachdruck auf den Kampf der bürgerlichen Elemente gegen die feudale Aristokratie legt, d. h. auf den Klassenkampf; so, wenn er die Abhängigkeit der Aussenpolitik der italienischen Stadtstaaten „von der jeweiligen Lage der sozialen Klassen in der Stadt", d. h. von den Interessen der herrschenden Klasse, hervorhebt.

D.s Darstellung leidet unter eklektischen Formulierungen. So ist es problematisch, wenn die Wirtschaftspolitik Diokletians und die des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. als „Staatssozialismus" bezeichnet wird. Infolge der Verschwommenheit der Begriffsbestimmung des Kapitalismus ist ferner nicht klar herausgearbeitet, wie die Entwicklung des Wucher- und Handelskapitals, die innerhalb der vorkapitalistischen Produktionsweise erfolgt und diese zersetzt, umschlägt in die Herausbildung von industriellem

Kapital, das eine neue Produktionsweise organisiert. Es wäre bei der Behandlung des für die italienische Wirtschaft im Mittelalter so entscheidenden Seehandels zu unterscheiden gewesen zwischen der mit Hilfe der Schiffahrt besorgten Funktion des Handels und der Rolle der Schiffahrt als einer Industrie, der Transportindustrie. D. unterlässt es leider, die italienische Schiffahrt unter diesem Gesichtspunkt zu untersuchen und festzustellen, wie sich hier das kapitalistische Verhältnis zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter entwickelt hat. Albert Dorner (Basel).

Hamilton, Earl J., *American Treasure and the Price Revolution in Spain,* 1501-1650. *Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1934. *(XXXV & 426 pp.; $ 4.50)*

H.s book is the latest addendum to the four worthwhile works on historical price statistics, and be it said right here : it is the most minute, though not quite as sweeping as Thorold Roger's History of Prices in England ; it is the one richest in sources for such a remote period ; it is the most careful in the use and interpretation of its diverse sources ; and it is the most careful in recognizing the limitation of its materials. It fills a gap that was particularly disturbing in our knowledge of early capitalism.

The influx of precious metals from America into Europe is one of the outstanding single material facts of history. As far as Spain is concerned, we now possess a treatment of what we might very appropriately call „The Indies and the Indices". It reveals the effects of the American treasure on the prices of Spanish foodstuffs, and handicraft-industrial products, on wages, showing the latter to lag far behind as Marx had already pointed out for this time, and on currencies. It describes movements which started in the province of the metal's importation, Andalusia, and spread in concentric, diminishing waves over the rest of the Spanish kingdom. One misses here, however, the discussion and tabulation of land prices and rents, forming, as they do, and even better than grain and other agricultural prices, an index of the highest importance for the transition from land economy to capitalism as money economy. This mixed socio-economic index is of much more significance even than purely commodity-prices indices. Remarking this, we do not mean to say that H. draws back from the socio-economic treatment of this theme, from connecting up price and social movements. On the contrary, he merely refrains from attempting the full consideration on this occasion, promising us a more general treatment of the question of the American treasure and the rise of capitalism, of which a preliminary sketch by him is available (in Economica, vol. IX).

We should appreciate it if, in the future treatment, more specific attention is given to the group interests of tradesmen, townspeople, and landowners, rather than to the interest for geographical units — for instance, Valencia was for inflation (p. 116). Such an analysis of group interests would lead us deeper into the social effects of the price movement and aid in elucidating the economic circumstances in which the Crown brought all these groups into complete political subjugation. The open question in this

connection is : who among the Spanish profiteered from the American treasure ? from the inflation that came after it ? from Spanish mercantilism ? The long-view answer : None, does not quite settle it. Certain it is that neither the Crown nor the féodales nor the bourgeoisie nor Spanish Mercantilists had any understanding of the, to them, bewildering nature of the price revolution, its causes, its consequences ; and out of these circumstances grew the reckless wars and shifting alliances that mark the beginnings of the European state system — wars and alliances which used the precious metals and money-economy and the new fighting technology as war-means, as dynamite which, however, Spain was least of all fitted to handle. Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Uschner, Herbert, *Die Mechanisierung der Landwirtschaft in Ubersee und ihre Auswirkungen auf die deutsche Volkswirtschaft. C. Heymann und Osterreichischer Wirtschaftsverlag. Berlin und Wien* 1934. *(*92 *S.; RM.* 4.—*)*

Die Arbeit stellt zunächst die Entwicklungstendenzen der Weltlandwirtschaft, insbes. die Mechanisierung der amerikanischen Farmbetriebe, sowie die bekannten Agrarkonsumwandlungen dar. Sodann werden deutsche und überseeische Landwirtschaft verglichen und das Agrarschutzzollproblem erörtert. Den Beschluss machen Reformvorschläge für die „deutsche Landwirtschaft der Zukunft". Da eine Mechanisierung nach überseeischem Muster nach U.s Ansicht für die deutschen Betriebe nicht in Frage kommt und eine Konkurrenzfähigkeit in bezug auf Getreide niemals erreicht werden kann, empfiehlt der Verf., unter Ablehnung einer protektionistischen Getreidepolitik, die Umstellung auf Veredelungsproduktion i. w. S. — Das Buch, obwohl 1934 erschienen, stützt sich durchweg auf Vorkrisendaten, also auf relativ veraltete Materialien und Ziffern. Es ist im übrigen keine Originalquelle, ja für die Schilderung der amerikanischen Verhältnisse ist nicht einmal ein fremdsprachiges Buch herangezogen worden. Fritz Neumark (Istanbul).

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatz Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie, Jahrgang 1935, Heft 1, muss es auf Seite 22, Zeile 21, statt „Einsehen" : „Ansehen" und auf Seite 25, Zeile 2, statt „durchziehen" : „durchzogen" heissen.

Le gérant : R. Lisbonne.

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk **« Zeitschrift für Sozialforschung »** zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im März, Juli und November.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention **« Zeitschrift für Sozialforschung »** à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

Das Heft I des Jahrgangs 1935 enthielt folgende Beiträge :

MAX HORKHEIMER : **Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie.**

K. A. WITTFOGEL : **The Foundations and Stages of Chinese Economic History.**

CHARLES A. BEARD : **The Social Sciences in the United States.**

FERDINAND TÖNNIES : **Das Recht auf Arbeit.**

KURT MANDELBAUM : **Neue Literatur zur Planwirtschaft.**

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus dem Vorwort :

Die Veröffentlichung gibt Einblick in den Verlauf einer gemeinsamen Arbeit, die von der sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Instituts für Sozialforschung in den letzten Jahren in Angriff genommen worden ist.

Das Thema dieses Bandes hat seinen Grund in bestimmten theoretischen Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bereichen der materiellen und geistigen Kultur. Es galt nicht bloss zu untersuchen, wie Veränderungen auf einem Gebiet sich auch in anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen durchsetzen, grundlegender noch war das Problem, wie es zugeht, dass die verschiedenen Kultursphären fortlaufend in einer für die Gesellschaft lebenswichtigen Art miteinander in Beziehung stehen und erneuert werden. Bei der Analyse der politischen, moralischen und religiösen Anschauungen der neueren Zeit trat die Autorität als ein entscheidender Faktor dieses gesellschaftlichen Mechanismus hervor. Die Stärkung des Glaubens, dass es immer ein Oben und Unten geben muss und Gehorsam notwendig ist, gehört mit zu den wichtigsten Funktionen in der bisherigen gesellschaftlichen Dynamik. Unter allen gesellschaftlichen Institutionen, welche die Individuen für Autorität empfänglich machen, steht aber die Familie an erster Stelle. Nicht bloss erfährt der Einzelne in ihrem Kreis zuerst den Einfluss der kulturellen Lebensmächte, so dass seine Auffassung der geistigen Inhalte und ihrer Rolle in seinem seelischen Leben wesentlich durch dieses Medium bestimmt ist, sondern die patriarchalische Struktur der Familie in der neueren Zeit wirkt selbst als entscheidende Vorbereitung auf die Autorität in der Gesellschaft, die der Einzelne im späteren Leben anerkennen soll. Die grossen zivilisatorischen Werke des bürgerlichen Zeitalters sind Produkte einer spezifischen Form menschlicher Zusammenarbeit, zu deren stetiger Erneuerung die Familie mit ihrer Erziehung zur Autorität einen wichtigen Teil beigetragen hat. Sie stellt dabei freilich keine letzte und selbständige Grösse dar, vielmehr ist sie in die Entwicklung der Gesamtgesellschaft einbezogen und wird fortwährend verändert. Die vorliegenden Studien dienen dem Versuch, diesen Vorgang einer gesellschaftlichen Wechselwirkung zu erfassen und darzustellen.

Die Erörterung des Problems, wie sie sich im Zusammenhang mit den im Gang befindlichen Forschungen ergibt, bildet den Inhalt der ersten Abteilung, die in drei Teile gegliedert ist. Den Überblick über das gesamte Problem, wie es sich uns heute darstellt, versucht der allgemeine Teil zu geben ; im Zusammenhang mit ihm behandelt der psychologische Teil die seelischen Mechanismen, die auf Ausbildung des autoritären Charakters hinwirken. Der historische Aufsatz erörtert die typische Behandlung des Problems in den wichtigsten philosophischen Theorien seit der Reformation.

Die zweite Abteilung berichtet über die Enquêten des Instituts, soweit sie mit den Studien über Autorität und Familie in Verbindung stehen. Die charakterologischen Einstellungen zur Autorität in Staat und Gesellschaft, die Formen der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise, die Bedingungen und Folgen straffer oder milder Autorität im Hause und anderes mehr sollen an Hand der Enquêten typologisch gekennzeichnet werden.

In der dritten Abteilung sind Einzelstudien vereinigt, die das Institut im Zusammenhang mit dem Problem Autorität und Familie von Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige unternehmen liess : Berichte über die Literatur verschiedener Fächer und Länder, Monographien über die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen und die rechtsgeschichtlichen, sozialpolitischen und pädagogischen Auswirkungen der jeweiligen Autoritätsstruktur.

Ausführliches Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1935

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang IV 1935 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Zum Problem der Wahrheit.

Von
Max Horkheimer.

Das von Widersprüchen durchzogene philosophische Bewusstsein der letzten Jahrzehnte ist auch im Hinblick auf das Problem der Wahrheit gespalten. Zwei entgegengesetzte Anschauungen haben im öffentlichen Leben und nicht selten im Verhalten desselben Individuums unversöhnt nebeneinander Platz. Nach der einen hat Erkenntnis immer nur beschränkte Gültigkeit. Dies ist sowohl im Gegenstand als im erkennenden Subjekt begründet. Jedes Ding und jedes Verhältnis von Dingen ändert sich in der Zeit, und somit muss auch jedes Urteil über Zustände in der Wirklichkeit mit der Zeit seine Wahrheit verlieren. „Da alles einzeln Seiende uns in der Zeit gegeben ist, eine bestimmte Stelle in der Zeit einnimmt, als eine Zeitlänge hindurch dauernd, und in dieser Zeit wechselnde Tätigkeiten entfaltend und seine Eigenschaften möglicherweise verändernd angeschaut wird : so haftet notwendig allen unseren Urteilen über Dasein, Eigenschaften, Tätigkeiten und Relationen einzelner Dinge die Beziehung zur Zeit an, und jedes derartige Urteil kann nur für eine bestimmte Zeit gelten wollen"[1]. Auch vom Subjekt her wird die Wahrheit als notwendig beschränkt angesehen. Die Erkenntnis ist nicht bloss durch den Gegenstand geformt, sondern auch durch die individuellen und gattungsmässigen Eigentümlichkeiten der Menschen. Besonders dieses subjektive Moment hat in der modernen Geisteswissenschaft Beachtung gefunden. Die Tiefenpsychologie schien die Illusion schlechthin gültiger Wahrheit durch den Nachweis zu zerstören, dass die Funktion des Bewusstseins sich erst im Zusammenhang mit unbewussten seelischen Prozessen erschlösse, und die Soziologie machte aus der Lehre, dass jeder Gedanke einem geistigen Typus zugehöre, der an eine gesellschaftliche Gruppe, einen „Standort" gebunden sei, eine philosophisch ausgerichtete Disziplin. Der Relativismus der Gegenwart trägt vornehmlich subjektivistische Züge, aber er kennzeichnet keineswegs allein das Verhältnis der Geistigkeit dieser Periode zur Wahrheit überhaupt. Ihm steht vielmehr der Zug zu blindem Glauben, zu absoluter

[1]) Ch. Sigwart, Logik. I. Bd. Freiburg i. B. 1889, S. 111.

Unterwerfung gegenüber, der als das Gegenteil des Relativismus stets notwendig mit ihm zusammenhing und in der jüngsten Gegenwart noch einmal die kulturelle Situation kennzeichnet. In der Philosophie hat sich seit der metaphysischen Umbiegung des zuerst streng gemeinten Begriffs der Wesenserschauung ein neuer Dogmatismus ausgebildet. In diesem ideengeschichtlichen Vorgang spiegelt sich der historische Sachverhalt, dass die gesellschaftliche Totalität, der die liberalen, demokratischen, progressiven Tendenzen der herrschenden Kulturform zugehörten, von Beginn an auch ihr Gegenteil, Unfreiheit, Zufall und die Herrschaft blosser Natur enthielt, welches auf Grund der eigenen Dynamik des Systems schliesslich alle positiven Züge notwendig zu vernichten droht. Der Anteil von Eigentätigkeit der Menschen bei Erhaltung und Erneuerung des sozialen Lebens tritt ganz hinter die Bemühung zurück, eine sich auflösende Ordnung mechanisch zusammenzuhalten. Der öffentliche Geist wird in zunehmendem Masse durch einige starre Urteile und wenige hypostasierte Vorstellungen beherrscht.

Die Erscheinung dieses Widerspruchs in der Gegenwart wiederholt in verzerrter Form einen Zwiespalt, der die Philosophie des bürgerlichen Zeitalters seit je durchzieht. In der Verbindung des universalen methodischen Zweifels von Descartes mit seinem aufrichtigen Katholizismus gewinnt er philosophiegeschichtlich die erste exemplarische Gestalt. Er erstreckt sich bereits bis in die einzelnen Teile des Systems. Nicht bloss das unversöhnte Nebeneinander von Glauben und widersprechendem Wissen, sondern auch die Erkenntnistheorie selbst macht ihn offenbar. Die Lehre von einer festen res cogitans, einem vom Körper unabhängigen, in sich selbst geschlossenen Ich, die als absolute Lösung des Zweifelsversuchs behauptet und in der Metaphysik Descartes, sowie seiner idealistischen Nachfolger unabänderlich festgehalten wird, erweist sich als eine der Lage des bürgerlichen Individuums entsprechende Illusion, die vor der Untersuchung vorhanden war und nicht durch sie begründet wird. Die selbständige Existenz der individuellen Einzelseele, Descartes' Prinzip einer philosophischen Sinngebung der Welt, ist mit den Kriterien und dem ganzen Geist der von ihm selbst entdeckten analytischen Geometrie nicht leichter zu vereinbaren als seine Verkündung des blossen Raums als einziger physikalischer Wesenheit mit dem kirchlichen Dogma der Transsubstantiation. Der durchgehende Zweifel an der Wirklichkeit sachhaltiger Wahrheit, das fortwährende Betonen der Unsicherheit, Bedingtheit und Endlichkeit alles bestimmten Wissens, unvermittelt neben scheinbaren Einsichten in ewige Tatbestände, neben der Fetischisierung einzelner Kate-

gorien und Wesenheiten — dieser Zwiespalt durchzieht bereits die kartesianische Philosophie.

Seinen klassischen Ausdruck findet er bei Kant. Die kritische Methode sollte die Aufgabe lösen, das bloss bedingte, empirische vom „reinen“ Wissen zu unterscheiden, und gelangte zu dem Schluss, dass reines Wissen einzig und allein von den Bedingungen des Bedingten möglich sei. Das System der notwendigen subjektiven Bedingungen menschlicher Erkenntnis bildet das ausschliessliche Ziel der Transzendentalphilosophie. Nichts anderes als das Wissen um die sinnlichen und begrifflichen Formen der Erkenntnis und was aus ihm deduzierbar ist, stellt Kant der Humeschen Skepsis entgegen. Was jedoch auf Grund dieser Bedingungen zustandekommt, die Theorie unserer wirklichen, nicht einer bloss möglichen Welt, das Wissen von der vorhandenen Natur und der bestehenden menschlichen Gesellschaft, entbehrt für Kant des Prädikats der echten Wahrheit und ist bloss relativ. Alles, was wir von der Wirklichkeit, von den Gegenständen in Raum und Zeit erkennen, betrifft nach ihm Erscheinungen, und von diesen meint er bewiesen zu haben, „dass sie nicht Sachen (sondern blosse Vorstellungsarten), auch nicht den Sachen an sich selbst angehörige Bestimmungen sind“[1]). In Beziehung auf die Welterkenntnis ist er nicht weniger ein skeptischer Relativist als die „mystischen“ und „schwärmenden“ Idealisten, die er bekämpft. In der neuesten Phase der Transzendentalphilosophie wird dieser subjektivistische Relativismus klar formuliert: „Alles Seiende ist (entgegen dem falschen Ideal eines absolut Seienden und seiner absoluten Wahrheit) letztlich relativ und ist mit allem in irgendeinem gewöhnlichen Sinne Relativen relativ auf die transzendentale Subjektivität. Sie aber ist allein 'in sich und für sich'...“[2]). Neben der vorsichtigen und differenzierten theoretischen Philosophie, die freilich die Verwurzelung des Denkens in der geschichtslosen Sphäre der transzendentalen Subjektivität enthielt, stehen bei Kant die Postulate der praktischen Vernunft und — durch teilweise höchst anfechtbare Schlüsse mit ihnen verbunden — die Verabsolutierung der bestehenden Eigentumsverhältnisse des herrschenden öffentlichen und privaten Rechts. In der Kritik der praktischen Vernunft, die den Pflichtbegriff fetischisiert, hat er das Bedürfnis nach einem unverrückbaren geistigen Halt keineswegs überwunden, sondern bloss zeitgemässer befriedigt als die rationalistische Ontologie seiner Periode. Die theoretische Philosophie

---

[1]) Prolegomena, § 13, Anmerkung III. Akademieausgabe, Bd. IV, S. 293.

[2]) Husserl, Formale und transzendentale Logik. Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, X. Band, Halle 1929, S. 241.

selbst enthält bereits die Voraussetzung, dass es absolute, von jeder Sinnenerfahrung freie Erkenntnis gebe, ja dass diese allein den Namen der Wahrheit verdiene. Auch die Kritik der reinen Vernunft hängt von der Voraussetzung ab, dass reine Begriffe und Urteile „a priori" im Bewusstsein bereitliegen und Metaphysik nicht bloss zu allen Zeiten gewesen ist, sondern mit Recht in alle Ewigkeit bestehen wird. Kants Werk schliesst den Gegensatz der deutschen und englischen Philosophenschulen in sich ein. Die Auflösung der Widersprüche, die es aufweist, die Vermittlung zwischen Kritik und dogmatischem System, zwischen einem mechanistischen Begriff der Wissenschaft und der Lehre von der intelligibelen Freiheit, zwischen dem Glauben an ewige Gebote und einer von der Praxis isolierten Theorie haben in steigendem Mass sein eigenes Denken bis in die letzten Lebensjahre vergeblich beschäftigt und bilden zugleich das Zeugnis seiner Grösse. Bis ans Ende vorgetriebene Analyse, skeptisches Misstrauen gegen Theorie überhaupt auf der einen Seite und Bereitschaft zu naivem Glauben an losgelöste, starre Prinzipien auf der anderen sind ein Kennzeichen des bürgerlichen Geistes, wie er in Kants Philosophie in höchst vollendeter Gestalt erscheint.

Der mangelnde Einfluss fortschrittlicher Methoden des Fachgelehrten auf sein Verhalten zu den wichtigsten Problemen der Zeit, die Verbindung ausgezeichneter naturwissenschaftlicher Erkenntnis mit kindlicher Bibelgläubigkeit spiegeln dieses zwieschlächtige Verhältnis zur Wahrheit wider. Auf den Zusammenhang des Positivismus, dieser besonders strengen Richtung der modernen Philosophie, mit dem krudesten Aberglauben wurde in dieser Zeitschrift bereits früher hingewiesen[1]). Auguste Comte hat nicht bloss den Grund zu einem schrullenhaften Kultus gelegt, sondern sich auch seines Verständnisses für die verschiedenen Lehren vom Jenseits gerühmt. William James hat sich dem Mystizismus zugewandt[2]), ebenso dem Mediumismus. Das Gehirn erscheint ihm nicht so sehr als Förderung denn als Hemmung der erleuchtenden Erkenntnisse, die „readymade in the transcendental world" existieren und als telepathische Erlebnisse durchdringen, sobald die Gehirnschwelle „abnormal" gemindert ist. „Das Wort ‚influx', das man in Swedenborgschen Kreisen benützt", beschreibt das Phänomen sehr gut[3]). Der Pragmatist F. C. S. Schiller, den James zitiert, erklärt geradezu : „Materie ist nicht, was Erkenntnis

[1]) Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang 1933, S. 28 f.
[2]) Vgl. J. S. Bixler, Religion in the Philosophy of William James, Boston 1926, S. 126 ff.
[3]) W. James, Human Immortality, Boston and New York 1898, S. 26-27.

hervorbringt, sondern das, was sie begrenzt" und begreift den Körper als „einen Mechanismus zur Hemmung des Bewusstseins"[1]). Diese Neigung zum Spiritismus ist durch die spätere Geschichte des Positivismus hindurch zu verfolgen. In Deutschland scheint sie ihr Ende in der Philosophie von Hans Driesch erreicht zu haben, in der ein auf die Spitze getriebener Scientivismus mit unverhülltem Okkultismus in allen Fragen des Diesseits und Jenseits zusammen geht. Dabei findet sowohl in seiner Logik und Erkenntnistheorie die okkultistische Enge durch die gewollte Formelhaftigkeit und Starrheit und durch die monomanische Rückbeziehung der gesamten Probleme der Welt auf einige wenige biologische Experimente einen grotesken Ausdruck, wie auch andererseits das Missverständnis einer von der Geschichte unabhängigen, sich selbst genügenden Wissenschaft durch die pseudo-wissenschaftliche Einkleidung seiner barbarischen Irrtümer in Religion und Praxis zum Vorschein kommt.

Dass jemand in einem bestimmten Wissenschaftszweig hohe kritische Fähigkeiten entwickelt und in den Fragen des sozialen Lebens auf dem Niveau zurückgebliebener Gruppen steht und die borniertesten Phrasen nachbetet, hat sich erst im Niedergang der gegenwärtigen Epoche zur typischen Haltung des Fachgelehrten entwickelt. Im Anfang der bürgerlichen Ordnung bildete die Zuwendung zu juristischen und naturwissenschaftlichen Einzelstudien ohne Rücksicht auf soziale und religiöse Bindungen unmittelbar ein Moment der Befreiung von der theologischen Bevormundung des Denkens. Die Veränderung der gesellschaftlichen Struktur hat es jedoch mit sich gebracht, dass dieses um die rationale Beziehung zum Ganzen unbekümmerte Produzieren auf allen Lebensgebieten — in der Wissenschaft ebenso wie in den industriellen und landwirtschaftlichen Arbeitszweigen — rückschrittlich und hemmend geworden ist. Diese Abstraktheit und scheinbare Unabhängigkeit des bürgerlichen Wissenschaftsbetriebes tritt in der Masse abgelöster empirischer Einzelstudien, die jeder durch klare Terminologie und Kategorienmaterial gestifteten Verbindung zu irgendeiner Theorie und Praxis ermangeln, hervor; ebenso in jenen wissenschaftlichen Bestrebungen, die ohne sinnvollen Grund ihre Begriffe von allem empirischen Material zu entleeren suchen, besonders in der unangemessenen Mathematisierung vieler Geisteswissenschaften. Die konventionelle Haltung des Gelehrten in den die Epoche beherrschenden Fragen, die Beschränkung seiner kritischen Aufmerksamkeit auf seine fachliche

---

[1]) F. C. S. Schiller, Riddles of the Sphinx, London 1891, S. 293 ff.

Spezialität gehörten früher zu den Elementen der Verbesserung des allgemeinen Zustandes. Die Denkenden hörten auf, sich ausschliesslich um ihr ewiges Seelenheil zu kümmern oder wenigstens die Sorge darum zur Richtschnur bei allen theoretischen Bemühungen zu machen. Inzwischen hat diese Haltung einen anderen Sinn bekommen; anstatt Kennzeichen notwendigen Muts und Eigensinns zu sein, bildet die Abstinenz der geistigen Energien von den allgemeinen kulturellen und sozialen Fragen, die Einklammerung der aktuellen geschichtlichen Interessen und Kämpfe mehr ein Zeichen der Angst und Unfähigkeit zu rationalem Handeln als der Zuwendung zu den wirklichen Aufgaben der Wissenschaft. Das Wesen seelischer Erscheinungen wandelt sich mit der gesellschaftlichen Totalität.

Es ist hier nicht die Absicht, den geschichtlichen Ursachen des zwiespältigen Verhältnisses zur Wahrheit im einzelnen nachzugehen. Der Konkurrenzkampf innerhalb der bürgerlichen Wirtschaft, mittels dessen sich die Kräfte dieser Gesellschaft entfalteten, hat einen kritischen Geist hervorgebracht, der sich nicht bloss von den Bürokratien der Kirche und des Absolutismus zu befreien vermochte, sondern, getrieben durch die Dynamik des ökonomischen Apparats, die Natur in phantastischem Ausmass in seinen Dienst zu stellen weiss. Aber diese Macht ist nur scheinbar seine eigene. Wohl stehen die Methoden zur Produktion gesellschaftlichen Reichtums zur Verfügung, die Bedingungen der nützlichen Natureffekte sind in weitem Ausmass bekannt, und der menschliche Wille vermag sie herbeizuführen. Aber dieser Geist und Wille selbst existieren in falscher und zerrissener Gestalt. Zum Begriff eines Subjekts, das Macht über eine Sache hat, gehört die Fähigkeit, sich zu entscheiden und sich ihrer nach eigenem Vorsatz zu bedienen. Aber die Herrschaft über die Natur wird garnicht nach einheitlichem Plan und Vorsatz ausgeübt, sondern bildet bloss ein Mittel von Individuen, Gruppen und Nationen, die es in ihrem Kampf gegeneinander anwenden und, indem sie es entfalten, zugleich in steigendem Masse gegenseitig beschränken und auf destruktive Ziele lenken. Mit ihrer kritischen Fähigkeit und ihrem entfalteten Denken werden daher die Träger dieses Geistes doch nicht wirklich zum Herrn, sondern sind getrieben von den wechselnden Konstellationen des allgemeinen Kampfes, die, wenngleich von Menschen selbst hervorgerufen, ihnen als unberechenbare Schicksalsmächte gegenüberstehen. Diese scheinbar notwendige Abhängigkeit, die sich immer mehr als zerstörende Spannungen und Krisen, als allgemeines Elend und Niedergang geltend macht, wird für den grössten Teil der Menschen zum unbegreiflichen Verhängnis. Sofern aber die Veränderung der grundlegenden Verhältnisse

durch die Praxis als ausgeschlossen gilt, entsteht das Bedürfnis nach Sinngebung durch den blossen Glauben. Die Überzeugung, dass eine beengende und schmerzvolle Konstellation in ihrem Wesen unabänderlich sei, fordert das Denken zu ihrer tiefsinnigen Interpretation heraus, damit es sich mit ihr abfinden kann, ohne zu verzweifeln. Der Tod als das unausweichbare Ende war seit je die Grundlage der religiösen und metaphysischen Illusion. Dass der innere Mechanismus dieser Gesellschaft, der die Unsicherheit und den dauernden Druck hervorbringt, nicht in das helle Bewusstsein tritt, dass er nicht als Gegenstand verändernder Praxis, sondern als notwendig und ewig hingenommen wird, bildet die Voraussetzung für das metaphysische Bedürfnis, das die Geschichte dieses Zeitalters durchzieht. Der feste Glaube, der zum Mörtel des mittelalterlichen Gesellschaftsbaus gehörte, ist geschwunden. Die grossen Systeme der europäischen Philosophie waren stets nur für eine gebildete Oberschicht bestimmt und versagen völlig vor den psychischen Bedürfnissen der verarmenden und sozial immer weiter absinkenden Teile der Bürger und Bauern, die andererseits durch ihre Erziehung, Arbeit und Hoffnung an diese Form der Gesellschaft notwendig gebunden sind und an ihre Vergänglichkeit nicht glauben können. Dieser Zustand bildet die Voraussetzung für das die geistige Situation seit Jahrzehnten beherrschende Verlangen, durch philosophische Praktiken wie Wesensschau und Intuition und schliesslich durch blinde Unterordnung unter eine Persönlichkeit, sei sie ein anthroposophischer Prophet, ein Dichter oder Politiker, einen ewigen Sinn in das ausweglose Leben zu bringen. In dem Masse, in dem das eigene Handeln beengt wird und schliesslich die Fähigkeit zu ihm verkümmert, besteht auch die Bereitschaft, in der bergenden Hut eines Glaubens oder eines Menschen, die als Gefässe und Inkarnation der Wahrheit gelten, Sicherheit zu finden. In einzelnen aufsteigenden Perioden der gegenwärtigen Gesellschaft milderten die Aussichten auf beständigen Fortschritt in ihrem eigenen Rahmen die Notwendigkeit einer verklärenden Sinndeutung der Wirklichkeit, und die rationalen und kritischen Kräfte gewannen im privaten und öffentlichen Denken höheres Gewicht. Mit der Zunahme der Unsicherheit und Krisenhaftigkeit dieser Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens sind jedoch alle, die seine Grundzüge für ewig halten, den Veranstaltungen preisgegeben, welche die verlorene Religion ersetzen sollen.

Dies ist freilich nur ein Aspekt des gesellschaftlichen Zustands, aus dem sich das schwankende Verhältnis zur Wahrheit in der neueren Zeit ergibt. Eine gründliche Analyse des falschen bürgerlichen Selbstbewusstseins, das angesichts der Abhängigkeit und

Unsicherheit seiner Träger die Ideologie der vollkommenen inneren Freiheit aufrechterhielt, könnte zeigen, dass jenes liberale Geltenlassen der fremden Meinung, das dem Relativismus eigen ist, und die Angst vor eigener Entscheidung, die zum Glauben an die starre absolute Wahrheit führt, eine gemeinsame Wurzel haben: den abstrakten, verdinglichten Begriff des Individuums, der in dieser Wirtschaftsordnung unausweichlich das Denken beherrscht. Aber hier soll weniger die Bedingung des Phänomens als seine sachliche Bedeutung in Frage stehen. Bleibt wirklich nur die Wahl zwischen der Annahme einer abschliessenden Wahrheit, wie sie in Religionen und idealistischen Philosophenschulen verkündet wird, und der Ansicht, jeder Satz, jede Theorie sei immer bloss „subjektiv", d. h. für einen Menschen, eine Gruppe, eine Zeit oder die Menschheit als Gattung wahr und gültig, entbehre aber sonst der objektiven Berechtigung? Den grossartigsten Versuch, sich über diesen Zwiespalt zu erheben, hat das bürgerliche Denken selbst in der Ausbildung der dialektischen Methode unternommen. In ihr erscheint nicht mehr wie bei Kant bloss das System der subjektiven Erkenntnisfaktoren als Ziel der Philosophie; die anerkannte Wahrheit ist nicht mehr so leer, dass in der Praxis zum kompakten Glauben geflohen werden muss. Indem der konkrete Inhalt als bedingt und abhängig erkannt, indem jede „endliche" Wahrheit ebenso entschieden „negiert" wird wie bei Kant, soll sie nach Hegel nicht einfach beim Aussondern des reinen Wissens durch das Sieb fallen. Durch die Erkenntnis der Bedingtheit jeder isolierten Ansicht, durch die Ablehnung ihres unbeschränkten Wahrheitsanspruchs wird dieses bedingte Wissen nicht überhaupt zerstört, sondern jeweils als bedingte, einseitige, isolierte Ansicht in das System der Wahrheit aufgenommen. Durch nichts anderes als dieses fortwährende kritische Beschränken und Korrigieren von Teilwahrheiten kommt dieses selbst als ihr richtiger Begriff, als Wissen von begrenzten Einsichten in ihren Grenzen und ihrem Zusammenhang zustande.

Hegel hält dem Skeptizismus den Begriff der bestimmten Negation entgegen. Die fortschreitende Erkenntnis von Einseitigkeiten, das Weitergehen von einer isolierten Bestimmung zur andern, worunter er keineswegs ein blosses Aufreihen von Merkmalen, sondern die in allen Einzelheiten dem Leben der Sache folgende Darstellung versteht, diese Kritik jedes Begriffs und Begriffskomplexes durch die fortschreitende Eingliederung in das vollständigere Bild des Ganzen eliminiert keineswegs die einzelnen Aspekte oder lässt sie auch nur im weiteren Denken unberührt, sondern jede negierte Einsicht wird im Fortgang der Erkenntnis als Moment der Wahrheit aufbewahrt, bildet einen bestimmenden Faktor in ihr

und erfährt mit jedem neuen Schritt weitere Bestimmung und Veränderung. Eben deshalb ist die methodische Form von These, Antithese und Synthese keineswegs als „lebloses Schema“[1]) anzuwenden. Wenn in der Antithese jeweils das kritische, relativierende Moment gegenüber dem aufnehmenden, feststellenden eines Gedankengangs zum Ausdruck kommt, so bilden beide, These und Antithese, deshalb sogleich eine neue Einsicht, eine Synthese, weil das Negieren die ursprüngliche Ansicht nicht einfach verworfen, sondern vertieft und bestimmt hat. Am Ende kommt bei Hegel nicht die nackte Versicherung heraus, alles bestimmte Wissen sei vergänglich und nichtig, was wir erkennen, seien nur Erscheinungen im Gegensatz zu einem unerkennbaren Ding an sich oder einem intuitiv zu erschauenden Wesen. Wenn das Wahre nach Hegel das Ganze ist, so ist das Ganze nicht etwas von den Teilen in ihrer bestimmten Struktur Verschiedenes, sondern der gesamte Gedankengang, der alle beschränkten Vorstellungen jeweils im Bewusstsein ihrer Beschränktheit in sich schliesst.

Indem bei der dialektischen Methode nicht bloss das Aufzeigen der Bedingtheit, sondern auch das Bedingte selbst noch ernst genommen wird, entgeht sie dem relativistischen Formalismus der Kantischen Philosophie. Hegel hat es daher nicht nötig, einen isolierten Inhalt wie den der Pflicht zum Fetisch zu machen. Er erkennt das vergebliche Bemühen aller idealistischen Philosophie vor ihm, den ganzen weltlichen Inhalt in irgendeiner begrifflichen Allgemeinheit verschwinden zu lassen und solchen Bestimmungen gegenüber wie Unendliches, Wille, Erlebnis, absolute Indifferenz, Bewusstsein usf. alle bestimmten Unterschiede für nichtig zu erklären. Das subalterne Denken, dem die Welt stets wie eine geheimnisvolle Veranstaltung erscheint, deren Hintergründe nur der Eingeweihte kennt, die praktische Hilflosigkeit, die der Philosophie die Lösung eines angeblichen Rätsels zuschreibt, um dann ein für alle Mal Bescheid zu wissen oder auch darüber zu verzweifeln, dass ein solcher Schlüssel nicht zu finden sei, diese Art des Dogmatismus existiert bei Hegel nicht. Die dialektische Methode hat ihn vielmehr rasch dazu geführt, der Borniertheit solchen philosophischen Werks inne zu werden und, was sich als absolut und ewig gebärdet, in der Entwicklung, im Fluss zu sehen.

Insofern jedoch diese Methode bei Hegel selbst noch einem idealistischen System zugehört, hat er sein Denken nicht von dem alten Widerspruch befreit. Sowohl die schliessliche Gleichgültigkeit gegenüber bestimmten Erkenntnissen, Ideen und Zielen, die

---

[1]) **Hegel**, Phänomenologie des Geistes. Werke, Originalausgabe, Bd. II, 1. Aufl. S. 39.

dem Relativismus eigen ist, als auch die Hypostasierung begrifflicher Strukturen, die Unfähigkeit des Dogmatismus, der Geschichtlichkeit des eigenen Denkens theoretisch und praktisch Rechnung zu tragen, kennzeichnen auch seine Philosophie. Ihre dogmatische Seite ist in der Erkenntniskritik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts besonders häufig angegriffen worden. An die Stelle jener Lehren, die einen abstrakten Begriff zum Wesen machten, d. h. diesen beschränkten Aspekt als identisch mit dem Sein schlechthin über die Geschichte hinauszuheben suchten und so zu naivem Glauben entartet sind, setzt Hegel die Hypostasierung seines eigenen Systems. „Das Ziel“, sagt er selbst in der Polemik gegen Skepsis und Relativismus[1]), „ist dem Wissen ebenso notwendig, als die Reihe des Fortganges, gesteckt; es ist da, wo es nicht mehr über sich selbst hinauszugehen nötig hat, wo es sich selbst findet, und der Begriff dem Gegenstande, der Gegenstand dem Begriffe entspricht. Der Fortgang zu diesem Ziele ist daher auch unaufhaltsam, und auf keiner früheren Station ist Befriedigung zu finden“. Diese Befriedigung glaubt Hegel durch das Ganze seines Denkens zu gewähren. Die Philosophie gibt nach ihm denselben absoluten Inhalt wie die Religion, die völlige Einheit von Subjekt und Gegenstand, ein letztes, schlechthin ewig gültiges Wissen. „Was der... von allen Seiten her in Endlichkeit verstrickte Mensch sucht, ist die Region einer höheren substantielleren Wahrheit, in welcher alle Gegensätze und Widersprüche des Endlichen ihre letzte Lösung, und die Freiheit ihre volle Befriedigung finden könnten. Dies ist die Region der Wahrheit an sich selbst, nicht des relativ Wahren. Die höchste Wahrheit, die Wahrheit als solche, ist die Auflösung des höchsten Gegensatzes und Widerspruchs. In ihr hat der Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit, von Geist und Natur, von Wissen und Gegenstand, Gesetz und Trieb, der Gegensatz und Widerspruch überhaupt, welche Form er auch annehmen möge, als Gegensatz und Widerspruch keine Geltung und Macht mehr... Das gewöhnliche Bewusstsein dagegen kommt über diesen Gegensatz nicht hinaus, und verzweifelt entweder in dem Widerspruch, oder wirft ihn fort und hilft sich sonst auf andere Weise. Die Philosophie aber tritt mitten in die sich widersprechenden Bestimmungen hinein, erkennt sie ihrem Begriff nach, d. h. als in ihrer Einseitigkeit nicht absolut, sondern sich auflösend, und setzt sie in die Harmonie und Einheit, welche die Wahrheit ist. Diesen Begriff der Wahrheit zu fassen ist die Aufgabe der Philosophie... Denn auch die Philosophie hat keinen andern Gegenstand als Gott, und ist so wesentlich rationelle Theologie, und als im Dienste der Wahrheit

---

[1]) Phänomenologie, a. a. O., S. 65.

fortdauernder Gottesdienst"[1]). Nach Hegel selbst hat die Lehre von einer absoluten, in sich abgeschlossenen Wahrheit die Bestimmung, die in der Welt nicht aufgelösten „Gegensätze und Widersprüche" in einer höheren spirituellen Region in Harmonie zu setzen. Er betont besonders in den späteren Vorlesungen und Schriften, dass nicht in den Einrichtungen der Wirklichkeit, sondern in den geistigen Sphären der Kunst, Religion und Philosophie „die Region der Wahrheit, Freiheit und Befriedigung"[2]) zu finden sei, und setzt diese Ruhe und Befriedigung in Gedanken nicht bloss der skeptischen Verzweiflung, sondern auch der aktiven Haltung entgegen, die „sonst auf andere Weise" die Unvollkommenheit der bestehenden Zustände zu überwinden strebt.

Diese dogmatische Beschränktheit ist nicht bloss ein gleichsam zufälliger Makel seiner Lehre, den man abstreifen könnte, ohne etwas Wesentliches an ihr zu verändern, sie hängt vielmehr unlöslich mit dem idealistischen Charakter seines Denkens zusammen und spielt in alle Einzelheiten seiner Anwendung der Dialektik hinein. Nicht dass die äussere Anschauung, aus der, wie Trendelenburg kritisch[3]) hervorhebt, schon der Grundbegriff der Dialektik, die Bewegung, stammt, im Hegelschen Denken überhaupt eine Rolle spielt, darf ihm zum Vorwurf gemacht werden. Er selbst hat die Bedeutung der Erfahrung für die Philosophie herausgestellt. Hegel vergisst vielmehr bei der Reflexion auf sein eigenes System eine ganz bestimmte Seite der Empirie. Die Ansicht, dass dieses die Vollendung der Wahrheit sei, verhüllt ihm die Bedeutung des zeitbedingten Interesses, das in die einzelnen dialektischen Darstellungen durch die Richtung des Denkens, die Auswahl des inhaltlichen Materials, den Gebrauch von Namen und Worten mit hineinspielt und lenkt die Aufmerksamkeit davon ab, dass seine bewusste und unbewusste Parteistellung zu den Fragen des Lebens notwendig als konstitutives Element seiner Philosophie wirksam werden muss. Seine Vorstellungen von Volk und Freiheit zum Beispiel, die für viele Teile seines Werks die Richtschnur bilden, werden nicht in ihren zeitlichen Voraussetzungen und in ihrer Vergänglichkeit erkannt, sondern bloss umgekehrt den geschichtlichen Entwicklungen, aus denen sie abstrahiert sind, als begriffliche Realitäten und Mächte zugrunde gelegt. Weil Hegel die bestimmten historischen Tendenzen, die in seinem eigenen Werk zum Ausdruck kommen, nicht erkennt und festhält, sondern sich selbst beim Philosophieren als der absolute Geist vorkommt und dementsprechend

---

1) Vorlesungen über die Aesthetik, 1. Band, a. a. O., Bd. XI, 1. Aufl., S. 130-132.
2) a. a. O.
3) Logische Untersuchungen, Leipzig 1870, 1. Band, S. 42 ff.

eine scheinbare Distanz und Gleichgültigkeit bewahrt, entbehren manche Partien seines Werkes der Durchsichtigkeit und gewinnen trotz der revolutionären Schärfe und Beweglichkeit der Methode jenen Zug der Willkür und Pedanterie, der es mit den politischen Zuständen seiner Zeit so eng verband. Die Dialektik wird im idealistischen Denken, dem sie ihre Existenz verdankt, vom Dogmatismus betroffen. Da die Begriffsbildungen, zu denen die Methode gelangt, Momente eines Systems sein sollen, in welchem das Denken „nicht mehr über sich selbst hinauszugehen nötig hat“, gelten auch die von ihnen erfassten Verhältnisse als unabänderlich und ewig. Mag in der Geschichte sich zukünftig noch vieles ereignen, mögen sogar andere Völker als die bisher entscheidenden Nationen, z. B. die Slaven[1]), die Führung übernehmen, so wird damit doch kein neues Prinzip der gesellschaftlichen Organisation die Herrschaft antreten, keine veränderte Verfassung der Menschheit zur bestimmenden werden. Jede geschichtliche Veränderung, in der eine neue Gestalt menschlichen Zusammenlebens sich verwirklichte, könnte auch die Begriffe von Gesellschaft, Freiheit, Recht usf. nicht unberührt lassen. Der Zusammenhang aller Kategorien bis in die abstraktesten hinein würde davon betroffen. Hegels Ansicht, dass sein Denken die Wesenszüge alles Seins erfasse, deren Einheit unberührt von Werden und Vergehen der Individuen als die vollkommene Hierarchie und Totalität bestehen bleibe, wie sie im System erscheine, bedeutet daher die gedankliche Verewigung der zugrunde liegenden irdischen Verhältnisse. Die Dialektik erhält eine verklärende Funktion. Die Lebensordnungen, in denen nach Hegel auch Herrschaft und Knechtschaft sowie Armut und Elend ihre ewige Stelle haben, sind dadurch sanktioniert, dass der begriffliche Zusammenhang, in den sie aufgenommen sind, als ein Höheres, als das Göttliche und Absolute gilt. Ebenso wie die Religion und die Vergöttlichung eines Stammes oder Staates oder die Anbetung der Natur dem leidenden Individuum ein Wesen vorhalten, das nicht stirbt und ewig in sich vollkommen ist, glaubt Hegel einen ewigen Sinn zu erschliessen, in dessen Kontemplation das Individuum bei aller persönlichen Misere sich geborgen fühlen soll. Dies ist der dogmatische, metaphysische, naive Zug seiner Theorie.

Ihr Relativismus hängt unmittelbar damit zusammen. Die dogmatische Vorstellung, dass alle bestimmten Anschauungen, die je im realen geschichtlichen Kampf gegeneinander aufgetreten sind, alle Bekenntnisse bestimmter Gruppen, alle Versuche der Verbes-

[1]) Vgl. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, a. a. O., Bd. IX, 2. Aufl., S. 425.

serung nunmehr überwunden und aufgehoben seien, die Ansicht des umfassenden Denkens, dass jedem Standpunkt sein partielles Recht und seine letzte Beschränktheit zuzumessen sei, ohne für einen Einzigen gegen die anderen bewusst Partei zu nehmen und sich zu entscheiden, ist die Seele des bürgerlichen Relativismus selbst. Das Bestreben, jeder Idee und jeder geschichtlichen Person Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und den Helden der vergangenen Revolutionen neben den Generälen der siegreichen Gegenrevolution ihren Platz im Pantheon der Geschichte anzuweisen, diese durch die Zweifrontenstellung des Bürgertums gegen absolutistische Restauration und Proletariat bedingte, scheinbar freischwebende Objektivität, hat sich im Hegelschen System ebenso Geltung verschafft wie das idealistische Pathos des absoluten Wissens. Es erweist sich, dass die Toleranz gegen alle vergangenen und als bedingt erkannten Ansichten nicht weniger relativistisch ist als die negativistische Skepsis. Sie offenbart umso eindeutiger die ihr einwohnende Unmenschlichkeit, je mehr das schonungslose Aussprechen und Verteidigen bestimmter Wahrheiten und Rechte von der Zeit gefordert wird. Wenn Hegel trotz des Mangels einer bewussten Beziehung seiner Philosophie zu einem bestimmten praktischen Prinzip im einzelnen nicht bloss vom konservativen preussischen Geist, sondern auch von vorwärtstreibenden Interessen geleitet war, so hat er doch diese Tendenzen, die in seiner Wissenschaft zum Ausdruck kamen, infolge seines Dogmatismus nicht als seine eigenen Zwecke und vorwärtsgerichteten Interessen erkannt und verteidigt. Er scheint von sich zu sprechen, wenn er beschreibt, wie „das Bewusstsein die Vorstellung von einem a n s i c h Guten, das noch keine Wirklichkeit hätte, als einen leeren Mantel fahren lässt“[1]. Bei Hegel gehen die fortschrittlichen Impulse, ähnlich wie bei Goethe, insgeheim in die scheinbar alles Wirkliche gleichermassen verstehende und harmonisierende Betrachtung ein. Der spätere Relativismus dagegen richtet seine Nachweise von einschränkenden Bedingtheiten vornehmlich gegen die vorwärtstreibenden Ideen selbst, die er dadurch einzuebnen, d. h. allem schon Vergangenen gleichzustellen unternimmt. In seiner Begriffsbildung erscheint dieses Neue wie das Alte leicht als blosse Rationalisierung und Ideologie. Indem die Erkenntnis der Wahrheit bestimmter Ideen hinter das Aufzeigen von Bedingungen, das Zuordnen zu historischen Einheiten, zurücktritt, enthüllt sich dieser parteilose Relativismus als ein Freund des jeweils Bestehenden. Der Dogmatismus, den er verborgen in

---

[1] Phänomenologie, a. a. O., Bd. II, 1. Aufl., S. 292.

sich enthält, ist die Bejahung der vorhandenen Macht; denn die werdende bedarf in ihrem Kampfe bewusster Entscheidung, der schon daseienden dient die Beschränkung auf blosses Verständnis und Kontemplation. Dass die Unparteilichkeit Parteinahme und die unterschiedslose Objektivität subjektive Stellungnahme bedeutet, ist ein dialektischer Satz, der den Relativismus freilich über sich hinausführt.

Im Materialismus gilt die Dialektik nicht als abgeschlossen. Die herrschenden Zustände als bedingt und vergänglich zu begreifen, wird hier nicht unmittelbar mit ihrer Aufhebung und Überwindung gleichgesetzt. Hegel erklärt : „Als Schranke, Mangel wird etwas nur gewusst, ja empfunden, indem man zugleich darüber hinaus ist... Es ist... nur Bewusstlosigkeit nicht einzusehen, dass eben die Bezeichnung von Etwas als einem Endlichen oder Beschränkten den Beweis von der wirklichen Gegenwart des Unendlichen, Unbeschränkten enthält, dass das Wissen von Grenze nur sein kann, insofern das Unbegrenzte diesseits im Bewusstsein ist"[1]). Diese Ansicht hat den Grundsatz des Idealismus zur Voraussetzung, dass Begriff und Sein in Wahrheit dasselbe seien und daher alle Vollendung im reinen Medium des Geistes vor sich gehen könne. Innere Erneuerung und Erhebung, Reformation und seelischer Aufschwung waren stets der Ausweg, auf den er verwies; soweit das Handeln und Verändern der äusseren Welt überhaupt als wesentlich betrachtet wurde, erschien es als blosse Konsequenz daraus. Der Materialismus behauptet dagegen, dass die objektive Realität nicht mit dem Denken der Menschen identisch ist und niemals in ihm aufgehen kann. So sehr das Denken in seinem eigenen Element das Leben des Gegenstandes nachzubilden und insofern sich ihm anzuschmiegen sucht, so wenig ist doch der Gedanke zugleich der gedachte Gegenstand, es sei denn in der Selbstbeobachtung und Reflexion — und nicht einmal da. Der Begriff eines Mangels ist daher nicht auch schon die Überwindung; Begriffe und Theorien bilden ein Moment seiner Beseitigung, eine Voraussetzung des richtigen Handelns, die in seinem Verlauf fortwährend neu bestimmt, angepasst und verbessert wird.

Eine isolierte und abschlusshafte Theorie der Wirklichkeit ist schlechterdings undenkbar. Wenn die formale Bestimmung der Wahrheit, die sich durch die ganze Geschichte der Logik hinzieht, dass sie die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstande sei[2]), ernst genommen wird, so folgt bereits daraus der Widerspruch zur dogmatischen Auffassung des Denkens. Die

[1]) Enzyklopädie, § 60, a. a. O., Bd. VI, 1. Aufl., S. 121.
[2]) Vgl. Hegel, Wissenschaft der Logik, a. a. O., Bd. V, 1. Aufl., S. 26.

Übereinstimmung ist ja weder bloss ein Faktum, eine unmittelbare Tatsache, als die sie in der Evidenz- und Intuitionslehre und der Mystik überhaupt erscheint, noch kommt sie in der reinen Sphäre geistiger Immanenz zustande, wie es in der metaphysischen Legende Hegels aussieht, stets wird sie vielmehr durch reale Vorgänge, durch menschliche Aktivität hergestellt. Schon bei dem Erforschen und Feststellen von Tatbeständen, erst recht bei der Verifikation von Theorien spielen die Richtung der Aufmerksamkeit, die Feinheit der Methoden, die Struktur des Kategorienmaterials, kurz die menschliche Aktivität, die der bestimmten gesellschaftlichen Periode entspricht, ihre Rolle. (Über die Frage, inwiefern die von Husserl angezeigte „formale Ontologie“, die sich „in leerer Allgemeinheit auf eine mögliche Welt überhaupt“[1]) oder die formale Apophantik, die sich ebenso in leerer Allgemeinheit auf alle möglichen Aussagen überhaupt bezieht, oder andere Partien der reinen Logik und Mathematik jeder Verbindung mit dieser Aktivität entbehren und ohne Rücksicht auf eine solche wirklichen Erkenntniswert besitzen, soll hier nicht gehandelt werden.)

Mögen gewisse philosophische Interpretationen der Mathematik mit Recht auf die Apriorität, d. h. die Reinheit der mathematischen Konstruktionen von jeder empirischen Anschauung Wert legen, so sind jedenfalls die mathematischen Modelle der theoretischen Physik, in denen der Erkenntniswert der Mathematik sich am Ende ausweist, im Hinblick auf die Vorgänge strukturiert, die sich auf Grund der jeweiligen Entwicklungsstufe der technischen Apparatur herbeiführen und konstatieren lassen. So wenig sich die Mathematik innerhalb ihrer Deduktionen um dieses Verhältnis zu kümmern braucht, so ist doch ihre Gestalt jeweils ebenso sehr durch die Steigerung des technischen Vermögens der Menschheit bedingt wie dieses selbst durch die Entfaltung der Mathematik. Die Verifikation und Bewährung von Vorstellungen, die sich auf Mensch und Gesellschaft beziehen, besteht aben nicht bloss in Laboratoriumsexperimenten oder im Aufsuchen von Dokumenten, sondern in geschichtlichen Kämpfen, bei denen die Überzeugung selbst eine wesentliche Rolle spielt. Die falsche Ansicht, dass die gegenwärtige Ordnung ihrem Wesen nach harmonisch sei, bildet ein Moment bei der Erneuerung der Disharmonie und des Niedergangs, sie wird zum Faktor ihrer eigenen praktischen Widerlegung; die richtige Theorie der herrschenden Zustände, die Lehre von der Vertiefung der Krisen und dem Herannahen von Katastrophen finden zwar in allen Einzelheiten eine fortwährende Bestätigung, aber das Bild einer besseren Ordnung, das ihnen einwohnt und an dem

---

1) Husserl, Formale und transzendentale Logik, a. a. O., S. 240.

die Behauptung von der Schlechtigkeit der Gegenwart sich orientiert, die ihr immanente Vorstellung vom Menschen und seinen Möglichkeiten findet im Verlauf geschichtlicher Kämpfe ihre Bestimmung, Korrektur und Bestätigung. Das Handeln ist daher nicht als Anhängsel, als blosses Jenseits des Denkens aufzufassen, sondern spielt in die Theorie überall hinein und ist von ihr garnicht abzulösen. Eben deshalb gewährt hier das blosse Denken nicht die Befriedigung, die Sache fest und sicher zu besitzen und mit ihr vereinigt zu sein. Von den Eroberungen des menschlichen Geistes als einem Faktor bei der Befreiung aus der Übermacht der Natur und bei einer besseren Gestaltung der Verhältnisse kann gewiss nicht hoch genug gedacht werden. Soziale Gruppen und Machthaber, die ihn bekämpften, alle Propagandisten irgendeiner Art von Dunkelheit, hatten ihre lichtscheuen Gründe und haben die Menschen stets in Elend und Knechtschaft geführt. Aber wenn das Wissen in bestimmten historischen Situationen schon durch sein blosses Dasein Unheil verhindern und zur Macht werden kann, so beruht doch die Bestrebung, es isoliert zum höchsten Ziel und Mittel der Erlösung zu machen, auf einem philosophischen Missverständnis. Welchen Sinn und Wert ein bestimmtes Wissen hat, lässt sich nicht allgemein und a priori sagen. Dies hängt vielmehr von dem jeweiligen Gesamtzustande der Gesellschaft, von der konkreten Situation ab, zu der es gehört. Gedanken, die, isoliert genommen, ihrem Inhalt nach identisch sind, können zu einer Zeit unreif und phantastisch, zur anderen überholt und belanglos sein und doch in einem bestimmten historischen Augenblick Faktoren einer Macht bilden, welche die Welt verändert.

Es gibt kein ewiges Rätsel der Welt, kein Weltgeheimnis, das ein für alle Mal zu ergründen die Mission des Denkens wäre; diese beschränkte Ansicht, die sowohl die dauernde Veränderung der erkennenden Menschen wie ihrer Gegenstände als auch die unüberwindliche Spannung von Begriff und objektiver Realität ignoriert und das Denken als eine magische Kraft verselbständigt und fetischisiert, entspricht heute dem engen Horizont von Individuen und Gruppen, die aus ihrer gefühlten Unfähigkeit, die Welt durch rationale Arbeit zu verändern, nach Universalrezepten greifen, sie zwangshaft festhalten, eintönig memorieren und wiederholen. Indem die Dialektik aus der Verbindung mit dem überspannten Begriff des isolierten, seine Bestimmung aus sich selbst setzenden, in sich vollendeten Denkens gelöst wird, verliert die von ihr bestimmte Theorie notwendig den metaphysischen Charakter der Endgültigkeit, die Weihe einer Offenbarung und wird zu einem in das Schicksal der Menschen verflochtenen, selbst vergänglichen Element.

Die unabgeschlossene Dialektik verliert jedoch darum nicht den Stempel der Wahrheit. In der Tat bildet die Aufdeckung von Bedingtheiten und Einseitigkeiten im fremden und eigenen Denken ein wichtiges Moment des intellektuellen Prozesses. Mit Recht haben Hegel ebenso wie seine materialistischen Nachfolger stets betont, dass dieser kritische und relativierende Zug notwendig zur Erkenntnis gehört. Aber die Gewissheit und Betätigung der eigenen Überzeugung bedarf nicht der Vorstellung, dass hier nunmehr Begriff und Gegenstand eins geworden seien und das Denken ausruhen könne. Soweit die in Wahrnehmung und Schlüssen, methodischer Forschung und historischen Ereignissen, alltäglicher Arbeit und politischem Kampf gewonnenen Erfahrungen den verfügbaren Erkenntnismitteln standhalten, sind sie die Wahrheit. Die abstrakte Vorstellung, dass sich am eigenen Erkenntnisstand einmal berechtigte Kritik betätigen wird, dass er der Korrektur ausgesetzt ist, drückt sich bei den Materialisten nicht in der Liberalität gegen widersprechende Meinungen oder gar in skeptischer Unentschiedenheit, sondern in der Wachsamkeit gegen eigene Fehler und in der Beweglichkeit des Denkens aus. Sie sind nicht weniger „objektivistisch" als die reine Logik, wenn sie lehrt, dass die relativistische „Rede von einer subjektiven Wahrheit, die für den Einen diese, für den Anderen die entgegengesetzte sei, eben als widersinnige gelten müsse"[1]). Da freilich jener übergeschichtliche und daher überspannte Wahrheitsbegriff, der vom Gedanken an einen reinen unendlichen Geist, im letzten Grund also vom Gottesbegriff herrührt, unmöglich ist, hat es keinen Sinn mehr, die Erkenntnis, die wir haben, an dieser Unmöglichkeit zu orientieren und in diesem Sinne relativ zu nennen. Die Theorie, die wir als richtig ansehen, mag einmal verschwinden, weil die praktischen und wissenschaftlichen Interessen, die bei der Begriffsbildung eine Rolle spielten, und vor allem weil die Dinge und Zustände, auf die sie sich bezogen, verschwunden sind. Dann ist diese Wahrheit in der Tat unwiederbringlich dahin, denn es gibt kein übermenschliches Wesen, das, nachdem sich die wirklichen Menschen verändert haben oder gar nachdem die Menschheit ausgestorben ist, die heutige Beziehung zwischen Gedankeninhalten und Gegenständen in seinem allumfassenden Geiste festhielte. Nur an einer überirdischen, unveränderlichen Existenz gemessen erscheint die menschliche Wahrheit von einer schlechteren Qualität. Soweit sie jedoch notwendig unabgeschlossen und insofern „relativ" bleibt, ist sie zugleich absolut, denn die spätere Korrektur bedeutet nicht, dass

---

[1]) Husserl, Logische Untersuchungen, I. Bd. Halle a. d. S. 1913, S. 115.

ein früher Wahres früher unwahr gewesen sei. Im Fortgang der Erkenntnis wird zwar vieles fälschlich für wahr Gehaltene als verkehrt erwiesen; die Umwälzung der Kategorien rührt jedoch daher, dass von den Kräften, Aufgaben, historischen Veränderungen das Verhältnis von Begriff und Realität im ganzen und in allen Teilen betroffen und verändert wird. Von der Entschiedenheit, mit der die Menschen aus ihren Erkenntnissen Konsequenzen ziehen, von der Aufgeschlossenheit, mit der sie ihre Theorien der Wirklichkeit anpassen und verfeinern, kurz von der kompromisslosen Anwendung der als wahr erkannten Einsicht hängt zum grossen Teil Richtung und Ausgang der geschichtlichen Kämpfe ab. Nicht „die" Geschichte besorgt die Korrektur und weitere Bestimmung der Wahrheit, so dass nun das erkennende Subjekt aus dem Bewusstsein heraus, dass auch seine differenzierte Wahrheit, welche die anderen aufgehoben in sich enthält, nicht die ganze sei, bloss zuzusehen brauchte, sondern die Wahrheit wird vorwärtsgetrieben, indem die Menschen, die sie haben, unbeugsam zu ihr stehen, sie anwenden und durchsetzen, ihr gemäss handeln, sie gegen alle Widerstände aus zurückgebliebenen, beschränkten, einseitigen Standpunkten zur Macht bringen. Der Prozess der Erkenntnis schliesst ebensosehr das reale geschichtliche Wollen und Handeln wie das Erfahren und Begreifen ein. Dieses kann ohne jenes gar nicht vorwärtskommen.

Die von der idealistischen Illusion befreite Dialektik überwindet den Widerspruch von Relativismus und Dogmatismus. Indem sie den Fortgang der Kritik und Bestimmung beim eigenen Standpunkt nicht beendet wähnt und diesen somit auch nicht hypostasiert, gibt sie keineswegs die Überzeugung preis, dass ihre Erkenntnisse in dem Gesamtzusammenhang, auf den ihre Urteile und Begriffe bezogen sind, nicht bloss für einzelne Individuen und Gruppen, sondern schlechthin gelten, das heisst, dass die entgegengesetzte Theorie falsch ist. Auch die dialektische Logik enthält den Satz vom Widerspruch; seinen metaphysischen Charakter hat er jedoch im Materialismus völlig abgestreift, weil hier ein statisches System von Sätzen über die Wirklichkeit, ja jede geschichtlich nicht vermittelte Beziehung von Begriff und Gegenstand nicht einmal mehr als Idee sinnvoll erscheint. Die dialektische Logik setzt keineswegs die Regeln des Verstandes ausser Gültigkeit. Indem sie die Bewegungsformen des fortschreitenden Erkenntnisprozesses zum Gegenstand hat, gehört jedoch auch das Zerbrechen und Umstrukturieren fester Systeme und Kategorien in ihr Bereich und somit das Zusammenwirken aller intellektuellen Kräfte als Moment der menschlichen Praxis überhaupt. In einer Zeit, die in ihrer Ausweglosigkeit alles zum Fetisch zu machen strebt — auch

das abstrakte Geschäft des Verstandes, und den verlorenen göttlichen Halt dadurch noch ersetzen möchte, dass ihre Philosophen sich an den scheinbar überzeitlichen Relationen isolierter Begriffe und Sätze als der zeitlosen Wahrheit erfreuen, weist sie auf die Fragwürdigkeit des Interesses an solcher „Strenge" und die davon verschiedene Existenz der Wahrheit hin, die von ihr keineswegs geleugnet wird. Wenn es wahr ist, dass einer die Schwindsucht hat, so mag zwar dieser Begriff in der Entwicklung der Medizin umgewandelt werden oder ganz seine Bedeutung verlieren; wer aber heute mit dem gleichen Begriff die entgegengesetzte Diagnose stellt, und zwar nicht in der Richtung einer höheren Einsicht, welche die Feststellung der Schwindsucht bei diesem Mann miteinschliesst, sondern auf demselben Stande der Medizin den Befund verneint, hat unrecht. Die Wahrheit gilt auch für den, der ihr widerspricht, sie ignoriert oder für belanglos erklärt. Nicht was der Einzelne glaubt und von sich denkt, nicht das Subjekt an sich selbst, sondern das Verhältnis der Vorstellungen zur Realität entscheidet über die Wahrheit, und wenn einer sich einbildet, der Abgesandte Gottes oder der Retter eines Volkes zu sein, so entscheidet nicht er darüber, ja nicht einmal die Mehrzahl der Mitmenschen, sondern das Verhältnis seiner Behauptungen und Akte zum objektiven Tatbestand der Rettung. Die Zustände, die jene Meinungen anzeigen, müssen im Gang der Ereignisse wirklich eintreten und sich finden. Es stehen sich gegenwärtig verschiedene Ansichten von der Gesellschaft gegenüber. Nach der einen geht der angesichts des entwickelten Standes des Produktionsapparates und der Technik elende physische und psychische Zustand der Massen und der kritische Zustand des Ganzen notwendig aus dem Fortbestehen eines veralteten Prinzips der gesellschaftlichen Zusammenarbeit hervor. Nach den anderen liegt es nicht am Prinzip, sondern an seiner Störung oder Übertreibung oder an geistigen, religiösen oder rein biologischen Faktoren. Wahr sind nicht alle zusammen, sondern bloss die Theorie, die das historische Geschehen so tief zu fassen weiss, dass Struktur und Tendenz des gesellschaftlichen Lebens in den verschiedenen Sphären der Kultur mit höchster Annäherung aus ihr zu entwickeln sind. Auch sie macht keine Ausnahme davon, bedingt zu sein wie jeder Gedanke und jeder Geistesinhalt überhaupt, aber der Umstand, dass sie einem bestimmten gesellschaftlichen Standort entspricht, mit dem Horizont und den Interessen gewisser Gruppen zusammenhängt, ändert nichts daran, dass sie auch für die anderen gilt, die ihre Wahrheit leugnen, unterdrücken und schliesslich dennoch an sich erfahren müssen.

Hier ist der Ort, den Begriff der Bewährung zu bestimmen, der die Logik mancher sonst einander entgegengesetzter Richtungen

beherrscht. „... wie wir die Wissenschaft des Arztes", sagt Epikur[1]), „nicht um ihrer Kunstfertigkeit selbst willen, sondern der Gesundheit wegen gut heissen und die Kunst des Steuermanns vermöge ihres Nutzens, weil sie die Methode richtiger Seefahrt beherrscht, nicht aber wegen ihrer Fertigkeit Anerkennung findet, so würde auch die Weisheit, die in der Lebenskunst erblickt werden muss, nicht erstrebt werden, wenn sie nicht etwas leistete". Leistung und Bewährung als Kriterium von Wissenschaft und Wahrheit ist ein Motiv, das in der Geschichte der Philosophie nicht mehr verschwunden ist. Goethes Vers : „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" und der Satz : „Ich habe bemerkt, dass ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschliesst und zugleich mich fördert"[2]), scheinen eine pragmatistische Erkenntnistheorie anzudeuten. Manche Aussprüche Nietzsches haben eine ähnliche Interpretation nahe gelegt : „Das Kriterium der Wahrheit liegt in der Steigerung des Machtgefühls. ... Was ist Wahrheit ? — Inertia ; die Hypothese, bei welcher Befriedigung entsteht : geringster Verbrauch von geistiger Kraft, usw."[3]). „Wahr heisst : ‚für die Existenz des Menschen zweckmässig'. Da wir aber die Existenzbedingungen des Menschen sehr ungenau kennen, so ist, streng genommen, auch die Entscheidung über wahr und unwahr nur auf den Erfolg zu gründen"[4]).

Wenn es bei Goethe und Nietzsche der Einordnung solcher Anschauungen, denen widersprechende bei ihnen selbst gegenüberstehen, in die Gesamtheit ihres Denkens bedarf, um den Sinn gehörig zu erfassen, so hat sich dagegen in der Fachphilosophie seit der Mitte des letzten Jahrhunderts eine besondere Schule ausgebildet, die den pragmatistischen Wahrheitsbegriff eindeutig in den Mittelpunkt ihrer Systeme rückt. Entfaltet hat sie sich hauptsächlich in Amerika, wo der Pragmatismus durch W. James und zuletzt durch J. Dewey zur kennzeichnenden philosophischen Richtung geworden ist. Nach dieser Ansicht entscheidet über den Wahrheitswert von Theorien das, was man mit ihnen zustande bringt. Ihre Kraft, für die geistige und körperliche Existenz der Menschen erwünschte Effekte zustande zu bringen, ist gleichzeitig ihr Kriterium. Die Lebensförderung gilt als Sinn und Masstab jeder Wissenschaft. „Wenn wir von der Wahrheit sprechen, so sprechen wir unserer Theorie gemäss von Wahrheiten in der Mehrzahl, von Führungen, die sich im Gebiete der Tatsachen

---

1) Die Nachsokratiker, übersetzt von W. Nestle, 1. Band. Jena 1923, S. 202.
2) Brief an Zelter, 31.12.1829.
3) Nietzsche, Der Wille zur Macht. Werke, Bd. XVI. Leipzig 1911, S. 45-46.
4) Nietzsche, Nachlass, ebenda, Bd. XI, S. 186.

abspielen und die nur die eine Eigenschaft gemeinsam haben, dass sie lohnen"[1]). Eignen sich zwei Theorien gleich gut zur Herbeiführung eines bestimmten erwünschten Effekts, so lässt sich zur Unterscheidung ihres Wertes höchstens noch fragen, ob bei der einen von ihnen mehr geistige Energie verbraucht wird als bei der anderen. Die Bewährung der Gedanken bei der Arbeit ist mit ihrer Wahrheit identisch, und zwar legt der Pragmatismus besonders in der jüngsten Entwicklung das Hauptgewicht nicht so sehr auf die blosse Bestätigung eines Urteils durch das Eintreten der behaupteten Tatbestände, als auf die Förderung der menschlichen Aktivität, auf die Befreiung von jeder Art vom inneren Hemmungen, die Steigerung der Persönlichkeit und des Gemeinschaftslebens. „Wenn Ideen, Meinungen, Begriffe, Gedanken, Theorien, Systeme bei einer tätigen Neugestaltung der vorhandenen Umgebung, bei Überwindung irgendeiner bestimmten Störung und Schwierigkeit behilflich sind, dann liegt das Zeugnis ihrer Gültigkeit und ihres Werts darin, dass dieses Werk vollendet wird. Wenn sie in ihrer Funktion Erfolg haben, sind sie zuverlässig, gesund, gültig, wahr. Wenn sie dabei versagen, Verwirrung aufzuklären, Gebrechen auszuscheiden, wenn sie bei ihrer Anwendung Verwirrung, Unsicherheit und Schaden vermehren, dann sind sie falsch. Bestätigung, Bewährung, Beweis liegt in Werken, Konsequenzen. ...Das, was uns wahrhaft führt, ist wahr, und bewiesene Fähigkeit für solche Führung ist genau das, was unter Wahrheit verstanden wird"[2]). Diese Ansicht ist mit dem Positivismus in Frankreich eng verwandt. Hätte Bergson nicht den pragmatistisch eingeengten utilitaristischen Begriff der Wissenschaft von Comte übernommen, wäre das Bedürfnis nach einer davon getrennten, sie ergänzenden, vitalistischen Metaphysik nicht zu verstehen. Die isolierte Intuition ist der Wunschtraum nach objektiver Wahrheit, den die Annahme der pragmatistischen Erkenntnistheorie bei einer kontemplativen Existenz erzeugen muss. Der pragmatistische Wahrheitsbegriff in seiner Ausschliesslichkeit, sofern er also durch keine gegensätzliche Metaphysik ergänzt wird, entspricht dem grenzenlosen Vertrauen in die bestehende Welt. Wenn der Güte jedes Gedankens Zeit und Gelegenheit gegeben ist, an den Tag zu kommen, wenn der Erfolg des Wahren — und sei es auch nach Kampf und Widerstand — am Ende immer sicher ist, wenn die Idee einer gefährlichen, sprengenden Wahrheit überhaupt nicht in den Gesichtskreis treten kann, dann ist die gegenwärtige gesellschaftliche Form geheiligt und — soweit sie Schäden aufweist — unabsehbar

---

[1]) W. James, Pragmatismus, übers. von W. Jerusalem. Leipzig 1908, S. 137.
[2]) J. Dewey, Reconstruction in Philosophy, New York 1920, S. 156.

entwicklungsfähig. Im Pragmatismus steckt der Glaube an Bestand und Vorzüge der freien Konkurrenz. Wo er, soweit die Gegenwart in Frage steht, durch ein Gefühl für das herrschende Unrecht erschüttert ist, wie in der weitgehend pragmatistischen Philosophie Ernst Machs, bildet das Problem der notwendigen Änderung eher ein persönliches Bekenntnis, einen utopistischen, mit dem übrigen Teil bloss äusserlich verbundenen Zusatz als ein die Begriffsbildung organisierendes Prinzip. Aus der empiriokritischen Denkart ist jenes Ideal daher leicht abzulösen, ohne ihr Gewalt anzutun.

Im Begriff Bewährung stecken verschiedene Elemente, die in der pragmatistischen Literatur nicht immer voneinander unterschieden werden. Eine Ansicht kann sich ohne Rest bewähren, indem die gegenständlichen Verhältnisse sich finden, deren Existenz behauptet wird, somit auf Grund von Erfahrung und Beobachtung unter Verwendung einwandfreier Hilfsmittel und logischer Schlüsse, und sie kann ausserdem noch ihrem Träger oder anderen Menschen praktisch nützen. Auch bei der ersten dieser Beziehungen entsteht ein Nutzen für die gedankliche Ordnung und Orientierung. James spricht dabei von einer „Funktion des Hinführens, das der Mühe lohnt“[1]). Er sieht, dass diese theoretische Bewährung, die Übereinstimmung zwischen Gedanken und Wirklichkeit, das Abbilden, oft nichts anderes bedeutet, als „dass auf dem Wege, den unsere Ideen uns führen, uns kein von der betreffenden Wirklichkeit ausgehender Widerspruch, keine Störung begegnet“[2]). Wird jedoch der Unterschied zwischen dieser theoretischen Verifikation der Wahrheit und ihrer praktischen Bedeutung, der „Lebensförderung“ in einem gegebenen historischen Augenblick verwischt, so kommt jene Idee eines geradlinig parallelen Fortschritts von Wissenschaft und Menschheit zustande, der durch den Positivismus philosophisch fundiert, im Liberalismus zur allgemeinen Illusion geworden ist. Je mehr jedoch eine gegebene gesellschaftliche Ordnung aus einer Förderung der kulturschaffenden Kräfte zu ihrer Hemmung wird, desto stärker widerspricht die verifizierbare Wahrheit den mit dieser Form verbundenen Interessen und bringt die Träger der Wahrheit in Gegensatz zur vorhandenen Wirklichkeit. Sofern es ihnen freilich mehr auf die Allgemeinheit als auf die eigene Existenz ankommt, haben die Individuen Grund, die Wahrheit, die auszusprechen sie gefährden kann, trotzdem zu schärfen und weiterzutreiben, denn der Ausgang ihres Kampfes um die Verwirklichung besserer Prinzipien der Gesellschaft hängt

---

[1]) a. a. O.
[2]) a. a. O., S. 134.

entscheidend von der theoretischen Klarheit ab. Der Pragmatismus übersieht, dass dieselbe Theorie für jene anderen Interessen im gleichen Mass zur vernichtenden Macht wird, in der sie die Aktivität der nach vorwärts gerichteten Kräfte erhöht und wirksamer macht. Die erkenntnistheoretische Lehre, dass die Wahrheit lebensfördernd sei, oder vielmehr, dass alles „lohnende" Denken auch wahr sein müsse, enthält eine harmonistische Täuschung, falls diese Erkenntnistheorie nicht einem Ganzen zugehört, in dem die Tendenzen, die auf einen besseren, das Leben fördernden Zustand hintreiben, wirklich zum Ausdruck kommen. Losgelöst von einer bestimmten Theorie der Gesamtgesellschaft bleibt jede Erkenntnistheorie formalistisch und abstrakt. Nicht bloss Ausdrücke wie Leben und Förderung, sondern auch scheinbar spezifisch erkenntnistheoretische Termini wie Verifikation, Bestätigung, Bewährung usf. bleiben bei der sorgfältigsten Definition und bei Übernahme in eine mathematische Formelsprache vage und unbestimmt, wenn sie nicht durch Zugehörigkeit zu einer umfassenden theoretischen Einheit mit der wirklichen Geschichte in Verbindung stehen und ihre Bestimmung erhalten. Auch für sie gilt der dialektische Satz, dass jeder Begriff erst als Moment des theoretischen Ganzen reale Gültigkeit besitzt, er kommt zu seiner eigentlichen Bedeutung erst, wenn über seine Verflechtung mit anderen Begriffen zur theoretischen Einheit fortgeschritten und seine Rolle in ihr erkannt ist. Welches Leben fördern die Gedanken, denen das Prädikat der Wahrheit zugesprochen werden soll ? Worin besteht die Förderung in der gegenwärtigen Periode ? Gilt der Gedanke auch dann als wahr, wenn der Einzelne, der ihn gefasst hat, zugrunde geht, dagegen die Gemeinschaft, Klasse, Allgemeinheit vorwärts schreitet, für die er kämpft ? Was heisst Bestätigung ? Soll die Macht von Verleumdern und Schurken den Behauptungen zum Beweis dienen, mit deren Hilfe sie zu ihr gekommen ? Kann der krudeste Aberglauben, die armseligste Verkehrung der Wahrheit über Welt, Gesellschaft, Recht, Religion und Geschichte denn nicht ganze Völker ergreifen und sich im Leben seiner Urheber und ihres Anhangs aufs trefflichste bewähren ? Bedeutet umgekehrt die Niederlage der freiheitlichen Kräfte die Widerlegung ihrer Theorie ?

Der Begriff der Bewährung spielt auch in der materialistischen Denkart eine Rolle. Vor allem seine kritische Bedeutung gegenüber der Annahme einer transzendenten übermenschlichen Wahrheit, die, anstatt der Erfahrung und Praxis grundsätzlich zugänglich zu sein, der Offenbarung und Einsicht von Auserwählten vorbehalten bliebe, macht ihn zur Waffe gegenüber jeder Art von Mystizismus. So sehr jedoch Theorie und Praxis in der Geschichte verknüpft sind, so wenig waltet zwischen ihnen eine prästabilierte

Harmonie. Was sich theoretisch als richtig einsehen lässt, ist darum nicht zugleich schon verwirklicht. Die menschliche Tätigkeit ist keine eindeutige Funktion der Einsicht, sondern ein Prozess, der in jedem Augenblick ebenso von anderen Faktoren und Widerständen bestimmt wird. Aus dem heutigen Zustand der Geschichtstheorie geht dies klar hervor. Eine Reihe von Tendenzen der Gesellschaft sind in ihrer Wechselwirkung theoretisch dargestellt : die Zusammenballung grosser Kapitalien gegenüber dem sinkenden Anteil des durchschnittlichen Individuums im Verhältnis zum Reichtum der Gesamtgesellschaft, die durch immer kürzere Perioden eines relativen Aufschwungs unterbrochene Vermehrung der Arbeitslosigkeit, die steigende Diskrepanz zwischen der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit auf die verschiedenen Warenarten und dem Bedürfnis der Allgemeinheit, die Ablenkung der Produktivität von konstruktiven auf destruktive Ziele, die Zuspitzung der Gegensätze im Innern und Äussern der Staaten, alle diese Prozesse wurden von Marx als notwendig nachgewiesen, als sie sich nur in wenigen fortgeschrittenen Ländern und im Keim studieren liessen und die Aussicht einer liberalistischen Verfassung der Welt noch ausgezeichnet schien. Die heute in der Tat bestätigte Ansicht der Geschichte, von der diese Dynamik nicht bloss überhaupt vorausgesagt, sondern zugleich als notwendig erwiesen worden ist, hat diese Verläufe jedoch von Anfang an in ganz bestimmtem Sinne aufgefasst, nämlich als Tendenzen, die durch den Einsatz der von dieser Theorie geleiteten Menschen daran verhindert werden könnten, zum Rückfall der Gesellschaft in Barbarei zu führen. Die durch den historischen Verlauf bewährte Theorie war nicht bloss als Theorie, sondern als Moment einer befreienden Praxis gedacht und mit der ganzen Ungeduld der bedrohten Menschheit verknüpft. Die Bewährung des unbeirrbaren Glaubens, der in diesem Kampf enthalten ist, hängt mit der schon eingetretenen Bestätigung jener vorausgesagten Tendenzen eng zusammen, aber beide Reihen der Verifikation sind doch nicht unmittelbar dasselbe, die Vermittlung bildet vielmehr die wirkliche Anstrengung, die Lösung der konkreten historischen Probleme auf Grund der durch Erfahrung erhärteten Theorie. Bei diesem Tun mögen sich fortwährend einzelne Teilansichten als falsch erweisen, Zeitbestimmungen widerlegt, Verbesserungen notwendig werden, es zeigen sich geschichtliche Faktoren, die übersehen wurden, manche heftig verteidigte und gehegte These erweist sich als Irrtum. Der Zusammenhang mit der Theorie als ganzer geht jedoch bei dieser Anwendung keineswegs verloren. Das Festhalten an ihrem bestätigten Lehrgehalt und den sie gestaltenden und durchherrschenden Interessen und Zielen ist die Voraussetzung der wirksamen Verbesse-

rung von Fehlern. Unbeirrbare Treue zu dem als wahr Erkannten ist ebensosehr ein Moment des theoretischen Fortschritts wie die Offenheit für neue Aufgaben, Situationen und entsprechende Zentrierung der Gedanken.

Wenn in einem solchen Prozess der Bewährung die um vernünftigere Zustände ringenden Einzelnen oder Gruppen völlig erliegen und die gesellschaftliche Verfassung der Menschen in eine rückläufige Entwicklung geriete, was als denkbare Möglichkeit jede nicht in Fatalismus entartete Geschichtsauffassung formal gelten lassen muss, dann wäre das Vertrauen in die Zukunft, das freilich nicht bloss als äusserlicher Zusatz, sondern als begriffsbildende Kraft zur Theorie gehört, widerlegt. Aber der eitle Hinweis wohlmeinender Kritiker, die jede verfrühte Feststellung, jede verfehlte Analyse einer augenblicklichen Situation bei den Anhängern der Sache der Freiheit als Beweis gegen ihre Theorie im ganzen, ja gegen Theorie überhaupt benutzen, entbehrt dennoch der Berechtigung. Die Niederlagen einer grossen Sache, die der Hoffnung auf ihren nahen Sieg zuwiderlaufen, beruhen häufig auf Fehlern, die den theoretischen Inhalt der Gesamtauffassung nicht zerstören, mögen sie noch so weittragende Folgen haben. Hängen auch Richtung und Inhalt der Aktivität und somit auch das Gelingen bei den geschichtlich nach vorwärts strebenden Gruppen enger mit ihrer Theorie zusammen als bei den Beauftragten der blossen Macht, deren Rede zu ihrem Aufstieg im Verhältnis eines mechanischen Hilfsmittels steht und nur die Sprache der offenen und geheimen Gewalt durch die der List und des Betrugs ergänzt, selbst wenn sie dem Wortlaut nach der Wahrheit gleichen sollte, so könnte die Erkenntnis der untergehenden Kämpfer, sofern sie die Struktur der gegenwärtigen Epoche und der grundsätzlichen Möglichkeit einer besseren spiegelt, nicht dadurch zu Schanden werden, dass die Menschheit in Bomben und Giftgasen verkommt. So einfach ist der Begriff der Bewährung als Kriterium der Wahrheit nicht aufzufassen. Die Wahrheit ist ein Moment der richtigen Praxis; wer sie jedoch unmittelbar mit dem Erfolg identifiziert, überspringt die Geschichte und macht sich zum Apologeten der je herrschenden Wirklichkeit; die unaufhebbare Differenz von Begriff und Realität verkennend, kehrt er zu Idealismus, Spiritismus und Mystizismus zurück.

In der marxistischen Literatur sind Formulierungen zu finden, die der pragmatistischen Lehre nahestehen. „Die Theorie schlägt unmittelbar in Praxis um“, schreibt Max Adler[1]), „weil in der

---

[1]) Marx als Denker, Berlin 1908, S. 75.

Theorie, wie sie der Marxismus uns verstehen gelehrt hat, nichts richtig sein kann, was in der Praxis nicht taugt; ist die soziale Theorie doch nur die Rekapitulation der Praxis selbst". Über der Identität von Theorie und Praxis ist aber ihr Unterschied nicht zu vergessen. Bei aller Pflicht jedes verantwortlich Handelnden, aus den Rückschlägen in der Praxis zu lernen, vermögen diese doch die bestätigte Grundstruktur der Theorie nicht auszulöschen, im Hinblick auf die sie einzig als Rückschläge zu verstehen sind. Nach dem Pragmatismus gehen die Bewährung der Gedanken und ihre Wahrheit ineinander auf; nach dem Materialismus bildet die Bewährung, der Nachweis, dass Gedanken und objektive Realität übereinstimmen, selbst einen historischen Vorgang, der gehemmt und unterbrochen werden kann. So wenig diese Ansicht eine grundsätzlich verschlossene, unerkennbare Wahrheit oder das Sein von Ideen, die keiner Wirklichkeit bedürften, respektiert, so wenig fällt der Begriff einer Überzeugung, die infolge der gegebenen Konstellation der Welt von Bewährung und Erfolg abgeschnitten ist, a priori mit der Unwahrheit zusammen. Dies trifft auch für die historischen Konflikte zu. Die Möglichkeit einer vernünftigeren Form des menschlichen Zusammenlebens ist auch im grossen heute schon genugsam bewährt, um offenbar zu sein. Zur vollen Demonstrierung gehört der universale Erfolg; dieser hängt von der historischen Entwicklung ab. Dass inzwischen das Elend andauert und der Schrecken sich ausbreitet, die furchtbare Gewalt, die jene allgemeine Bewährung unterdrückt, hat keine Beweiskraft für das Gegenteil.

An der umfangreichen Widerlegung, die der Pragmatismus durch Max Scheler im Nachkriegsdeutschland erfuhr, treten die Gegensätze deutlich zutage[1]). Scheler hat das relative Recht des Pragmatismus nicht verkannt: „Sogenanntes ‚Wissen nur um des Wissens willen' also gibt es nirgends und darf es und ‚soll' es auch garnicht geben; und hat es ernstlich auch nie und nirgend auf der Welt gegeben. Wenn der Pragmatismus den positiven, exakten Wissenschaften an erster Stelle einen praktischen Beherrschungszweck zuweist, so ist das sicher nicht falsch; es ist vielmehr eitle Geckenhaftigkeit, die positive Wissenschaft zu ‚gut' oder zu ‚vornehm' zu befinden, den Menschen Freiheit und Macht zu geben, die Welt zu lenken und zu leiten"[2]). Er hat ferner begriffen, dass die Ausbildung des Kriteriums der praktischen Arbeit in dieser Lehre ausschliesslich am Vorbild der anorganischen

---

[1]) M. Scheler, Erkenntnis und Arbeit, in: Die Wissensformen und die Gesellschaft, Leipzig 1926.

[2]) a. a. O., S. 250—251.

Naturwissenschaft gewonnen und dann mechanisch undifferenziert auf die gesamte Erkenntnis übertragen wurde. Hätte er nun den Begriff der Praxis selbst einer Analyse unterzogen, so wäre offenbar geworden, dass dieser keineswegs so klar und einfach ist, wie es im Pragmatismus aussieht, wo er die Wahrheit reduziert und verärmlicht. Bei naturwissenschaftlichen Experimenten freilich kommt der Sinn des Kriteriums nicht zur Entfaltung. Ihr Wesen besteht darin, Behauptung, Gegenstand und Verifikation sauber zu isolieren ; die Unbestimmtheit und Fragwürdigkeit der Situation liegt in dem unausgesprochenen Verhältnis der besonderen wissenschaftlichen Verrichtung zum Leben der Individuen und der Allgemeinheit, in der scheinbaren Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit der theoretischen Handlung. Das Unaufgelöste, Problematische an ihrer Beziehung zum konkreten, historischen Leben, in das sie sinngemäss verflochten ist, tritt zutage, sobald man die massgebenden Kategorien, die Wahl des Gegenstands und der Methoden näher untersucht. Die Praxis als Bewährung führt selbst zur Kritik der die Naturwissenschaft und ihre Grundbegriffe hypostasierenden positivistischen Philosophie ; es bedarf nicht der Hilfe der Metaphysik. So sehr die Fragen der Naturwissenschaft in ihr selbst und mit ihren spezifischen Mitteln aufzulösen sind und sich jeder anderen Kompetenz entziehen, so sehr ist andererseits das fachliche Wissen an sich selbst abstrakt und gewinnt seine volle Wahrheit erst in der Theorie, welche die Naturwissenschaft in dieser bestimmten historischen Lage als ein Moment der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung begreift. Wird weiter die Praxis nicht bloss im Spezialfall des physikalischen Experiments und der darauf begründeten Technik, sondern in der Theorie der Geschichte als Kriterium verstanden, dann zeigt sich ohne weiteres, dass in ihm jeweils die gesamte Situation der Gesellschaft in einem bestimmten, historischen Moment enthalten ist. Um zu bestimmen, ob diese oder jene Beurteilung der autoritären Staaten in der Gegenwart richtig ist, ob sie etwa nur in politisch zurückgebliebenen Ländern und mit starken Überresten einer Landaristokratie vorkommen oder ob sie im Gegenteil als adäquate Staatsform der gegenwärtigen Wirtschaftsphase anzusehen und deshalb mit Notwendigkeit in anderen Territorien zu erwarten seien, ob ferner diese oder jene Theorie der kolonisatorischen Ausbreitung zutreffe, ob — um auf abstraktere Probleme zu kommen — die fortschreitende fachliche Ablösung, die Mathematisierung von Logik und Nationalökonomie im Gegensatz zum Festhalten an einer die historische Situation widerspiegelnden Begriffsbildung, diesen Wissenszweigen auf ihrem gegenwärtigen Stande besser angemessen sei — um solche Fragen nach dem Kriterium der Praxis zu ent-

scheiden, bedarf es nicht bloss der Aufmerksamkeit auf isolierte Ereignisse oder Ereignisgruppen oder des Messens an Allgemeinbegriffen wie dem der Förderung, sondern einer bestimmten Theorie der Gesamtgesellschaft, die selbst nur im Zusammenhang mit bestimmten Interessen und Aufgaben, mit eigener Stellungnahme und Aktivität zu denken ist.

Scheler verfolgt nicht diese Bewegung des Begriffs, in der sich zeigt, dass die Praxis als abstraktes Kriterium der Wahrheit in die konkrete Theorie der Gesellschaft umschlägt und den Formalismus abstreift, den sie im undialektischen Denken der pragmatistischen Schule an sich trägt, er treibt diese Kategorie nicht bis zu den Konsequenzen, die dem System des bürgerlichen Denkens widersprechen, in dem sie einen festen Platz einnimmt und erstarrt ist, sondern er stellt dem durch Praxis verifizierbaren und kritisierbaren Wissen andere Wissensarten gegenüber, die daneben und ohne innere Verbindung mit ihm gelten sollen. Anstatt in der philosophischen Verabsolutierung der mechanischen Naturwissenschaft den ideologischen Reflex der bürgerlichen Gesellschaft zu erkennen, welche die Vernunft und somit die menschliche „Macht und Freiheit" in der sachlichen Produktionstechnik äusserst zu steigern vermochte, jedoch die immer dringender notwendige Neugestaltung der menschlichen Beziehungen in der Produktion ihrem eigenen Prinzip nach verhindern und so dieselben Kriterien der Vernunft, Macht und Freiheit negieren und vernichten muss, die sie auf isolierten Gebieten erkenntnistheoretisch anerkennt, anstatt ferner die von ihm bekämpfte bürgerliche Wirklichkeit und Wissenschaft zu ihren eigenen Ideen und Masstäben in Beziehung zu setzen und auf diese Weise beides, Gesellschaft und Ideen, in ihrer Einseitigkeit und Abstraktheit zu relativieren und zu ihrer Aufhebung beizutragen, geht er, darin Bergson und anderen Philosophen dieser Periode ähnlich, dazu über, eigene, besondere, höhere Erkenntnisarten zu verkünden. Angesichts der sich vertiefenden Widersprüche zwischen dem Nutzen in der Wissenschaft und für die Menschen, zwischen dem Nutzen privilegierter Gruppen und der Gesamtgesellschaft, zwischen dem Nutzen bei Erleichterung der Produktion und bei Erleichterung des Lebens war das Kriterium der Nützlichkeit ein bedenkliches Prinzip geworden. Scheler geht der in ihm angelegten Dialektik nicht weiter nach, sondern stellt die nützliche Wissenschaft ganz zu unterst in der Rangordnung des Wissens. Nach früheren Stufen der menschlichen Entwicklung zurückgewandt, propagiert er im Gegensatz zum „Herrschafts- oder Leistungswissen", die beiden Arten des „Bildungswissens" und „Erlösungswissens". Er erklärt sich mit den „neuen unterbürgerlichen Klassen" in der pragmatistischen Auffassung

„der anspruchsvollen, rationalistischen Metaphysik des bürgerlichen Unternehmertums“[1]) ganz einverstanden, bekämpft jedoch dabei aufs schärfste den klassischen deutschen Idealismus und den historischen Materialismus, der aus ihm hervorgegangen ist. Ein Unsinn sei es, „dass je der menschliche Geist und die Idealfaktoren die Realfaktoren nach einem Plan positiv beherrschen könnten. Was J. G. Fichte, Hegel (‚Vernunftzeitalter‘) und ihnen folgend nur an eine zukünftige Geschichtsstelle verschoben, Karl Marx in seiner Lehre vom ‚Sprung in die Freiheit‘ geträumt haben, ... wird zu allen Zeiten ein blosser Traum bleiben“[2]). Im Gegensatz zu dieser Freiheit, bei der die Wissenschaft in der Tat eine wichtige Rolle zu spielen hätte, soll und darf die Welt, so prophezeite Scheler, das Heraufkommen edler und geistig hochstehender Gruppen erwarten. Wenn Bürgertum und Proletariat „für alles Bildungswissen und Erlösungswissen völlig unschöpferisch“ sind[3]), wird dem von nun an dadurch abgeholfen, „dass der wachsende und fortschreitende Kapitalismus allmählich wieder eine ganze Schicht rein erkennender Menschen und zugleich solcher Menschen, die mit den autoritativen Klassenlehren, mit bürgerlicher und proletarischer Metaphysik — d. h. mit absoluter Mechanistik und philosophischem Pragmatismus — gleichsehr gebrochen haben, wieder zu tragen vermag. In dieser Elite und ihren Händen allein ruht die Zukunft der menschlichen Wissensentwicklung... Die Zukunft aber besitzt eine neue selbständige Erhebung des echt philosophischen und metaphysischen Geistes“[4]). — Epikur bestimmt im Anschluss an die früher angeführte Stelle das allgemeine Ziel der Wissenschaft und Weisheit als Lust und Glück der Menschen. Schelers Ansicht und die von ihm gekündete Gegenwart stehen in der Tat zu diesem weiteren materialistischen Pragmatismus in unversöhnlichem Widerstreit.

Bei der Analyse des Begriffs der Bewährung, wie er in dem nicht abschlusshaften, dialektischen Denken eine Rolle spielt, zeigt es sich, dass die Entscheidung über bestimmte Wahrheiten von noch nicht vollendeten geschichtlichen Verläufen abhängt. So sehr der Fortschritt in Theorie und Praxis dadurch bedingt ist, dass im Gegensatz zur relativistischen Neutralität eine bestimmte, dem höchsten erreichbaren Erkenntnisstande entsprechende Theorie und die mit ihr in Wechselwirkung stehenden Ideen und Ziele wirklich festgehalten und angewandt werden, so sehr wirkt anderer-

---

1) a. a. O., S. 485.
2) a. a. O., S. 44.
3) a. a. O., S. 484.
4) a. a. O., S. 486.

seits diese Anwendung auf die Gestalt der Theorie und den Sinn ihrer Begriffe zurück. Das gilt nicht bloss im Sinn einer Korrektur von Irrtümern. Auch Kategorien wie Geschichte, Gesellschaft, Fortschritt, Wissenschaft usf. erfahren in der Zeit einen Wandel ihrer Funktion. Sie sind keine selbständigen Wesenheiten, sondern Momente des jeweiligen Erkenntnisganzen, das die Menschen in der Auseinandersetzung miteinander und mit der Natur entwickeln und das niemals mit der Realität identisch wird. Dies bezieht sich auch auf die Dialektik selbst. Sie ist der Inbegriff der Methoden und Gesetze, die das Denken befolgt, um die Wirklichkeit so genau wie möglich nachzubilden, und die mit den Formprinzipien der wirklichen Verläufe soweit wie möglich übereinstimmen.

Die Eigentümlichkeiten des dialektischen Denkens : jedes selbst noch so vielseitige, aber ausschliessende Bestimmungsurteil im Bewusstsein der Veränderung des Subjekts und Objekts sowie ihres Verhältnisses zu relativieren (was im Idealismus von einem vorausgesetzten Absoluten aus, im Materialismus auf Grund fortschreitender Erfahrung geschieht)[1]; das Bestreben, nicht Merkmale nebeneinander zu stellen, sondern durch Analyse jeder allgemeinen Eigenschaft im Hinblick auf das bestimmte Objekt darzutun, dass diese Allgemeinheit ausschliessl ch genommen dem Objekt zugleich widerspricht, das vielmehr, um richtig erfasst zu werden, auch zur gegensätzlichen Eigenschaft, ja in letzter Linie zum Gesamtsystem der Erkenntnis in Beziehung gebracht werden muss ; das hieraus folgende Prinzip, jede Einsicht erst im Zusammenhang mit der gesamten theoretischen Erkenntnis als wahr zu nehmen und sie daher begrifflich so zu fassen, dass in der Formulierung die Verbindung mit den die Theorie beherrschenden Strukturprinzipien und praktischen Tendenzen gewahrt bleibt ; die damit zusammenhängende Regel, bei aller Unbeirrbarkeit in den massgebenden Ideen und Zielen, bei dem Festhalten an den historischen Aufgaben der Epoche, den Stil der Darstellung mehr durch das Sowohl-als-

[1]) In der Phänomenologie (a. a. O., S. 28) hat Hegel selbst die Dialektik als „Wissenschaft der Erfahrung, die das Bewusstsein macht", bezeichnet. Diese Bestimmung, die N. Hartmann (z. B. in dem Aufsatz „Hegel und das Problem der Realdialektik", französische Übersetzung in dem Sammelwerk „Études sur Hegel", Paris 1931, vgl. besonders S. 17 ff.) als allein massgebend gelten lässt, gewinnt in der Auffassung des Materialismus eine fundamentalere Bedeutung als in der Hegelschen Logik selbst, da Hegels abschlusshafte Metaphysik entscheidende, die geltenden begrifflichen Strukturen verändernde Erfahrung im künftigen Fortgang der Geschichte ausschliesst. Hartmanns kontemplativer Standpunkt lässt ihn freilich die Wechselwirkung zwischen Begriff und Gegenstand verkennen, sodass er die dynamische Natur des Denkens einseitig aus dem Bemühen des Subjekts, der Wirklichkeit zu folgen, sich ihr anzupassen, als „subjektives Denkgesetz" (a. a. O., S. 20) begreift. Das Problem des im geschichtlichen Prozess, in der Praxis sich verändernden Verhältnisses beider Prinzipien wird dabei nicht gestellt, sondern beide in ihrer Isolierung festgehalten.

auch als das Entweder-Oder auszuzeichnen; der Grundsatz, die Untrennbarkeit der retardierenden und vorwärtstreibenden Momente, der erhaltenden und auflösenden, guten und schlechten Seiten der bestimmten Zustände in Natur und Menschengeschichte aufzuweisen; das Bestreben, es nicht bei den berechtigten Scheidungen und Abstraktionen der Fachwissenschaft bewenden zu lassen, um dann bei der Erfassung der konkreten Wirklichkeit nach Metaphysik und Religion zu greifen, sondern die analytisch gewonnenen Begriffe zueinander in Beziehung zu setzen und die Wirklichkeit durch sie zu rekonstruieren — diese und alle sonstigen Kennzeichen der dialektischen Vernunft entsprechen der Form der verschlungenen, in allen Einzelheiten sich fortwährend ändernden Wirklichkeit.

Wenn aber derartige allgemeinste Bewegungsgesetze des Denkens, die aus seiner bisherigen Geschichte abstrahiert sind und den Inhalt der allgemeinen dialektischen Logik bilden, als relativ konstant und damit auch als äusserst leer erscheinen, so entsprechen die besonderen dialektischen Darstellungsformen eines bestimmten Gegenstandsgebiets seiner Eigentümlichkeit und verlieren mit der Änderung seiner Grundlagen auch ihre Gültigkeit als Formen der Theorie. Die gegenwärtige Gesellschaftsform ist in der Kritik der politischen Ökonomie erfasst. Aus dem allgemeinen Grundbegriff der Ware wird hier in rein gedanklicher Konstruktion derjenige des Wertes abgeleitet. Aus ihm entwickelt Marx die Kategorien von Geld und Kapital in einem geschlossenen Zusammenhang; alle historischen Tendenzen dieser Form der Wirtschaft, die Zusammenballung der Kapitalien, die sinkende Verwertungsmöglichkeit, Arbeitslosigkeit und Krisen sind mit diesem Begriff gesetzt, werden in strenger Folge abgeleitet. Zwischen dem ersten allgemeinsten Begriff, dessen Abstraktheit mit jedem theoretischen Schritte weiter überwunden wird, und den einmaligen historischen Verläufen soll — zumindest der theoretischen Intention nach — ein geschlossener gedanklicher Zusammenhang bestehen, in dem jede These notwendig aus der ersten Setzung, dem Begriff des freien Tausches von Waren folgt. Gemäss der theoretischen Absicht, deren Gelingen hier nicht in Frage steht, soll die Erkenntnis aller gesellschaftlichen Prozesse auf ökonomischen, politischen und allen übrigen kulturellen Gebieten aus jener ursprünglichen Erkenntnis vermittelt werden. Dieser Versuch, die Theorie in der geschlossenen Gestalt eines in sich notwendigen Gedankengangs bis zu Ende durchzuführen, hat einen objektiven Sinn. In der theoretischen Notwendigkeit spiegelt sich die reale Zwangsläufigkeit, mit der in dieser Epoche die Produktion und Reproduktion des menschlichen Lebens vor sich geht, die Selbständigkeit, welche die ökonomischen Mächte

den Menschen gegenüber gewonnen haben, die Abhängigkeit aller gesellschaftlichen Gruppen von der Eigengesetzlichkeit des wirtschaftlichen Apparats. Dass die Menschen ihre eigene Arbeit nicht nach ihrem gemeinsamen Willen gestalten können, sondern unter einem Prinzip, das sie einzeln und in Gruppen einander gegenüberstellt, mit ihrer Arbeit nicht Sicherheit und Freiheit, sondern allgemeine Unsicherheit und Abhängigkeit hervorbringen; dass sie statt das unermesslich gewachsene gesellschaftliche Vermögen zu ihrem Glück anzuwenden, in Elend, Krieg und Zerstörung geraten und anstatt die Herren die Sklaven ihres Schicksals sind — dies kommt in der Form logischer Notwendigkeit zum Ausdruck, die der wahren Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft eigen ist. Es wäre daher eine verkehrte Ansicht, dass die Vorgänge in einer künftigen Gesellschaft nach denselben Prinzipien und mit derselben Notwendigkeit abgeleitet werden könnten wie die Entwicklungslinien der gegenwärtigen.

Mit der Struktur der Gesellschaft, aus deren Analyse sie gewonnen sind und in deren Darstellung sie eine Rolle spielen, wird auch der Sinn der Kategorien sich verändern. Der Begriff der historischen Tendenz verliert das Moment der bestimmten Zwangsläufigkeit, die ihm aus den bisherigen Geschichtsperioden eigen war, während er andererseits zur Kategorie der Naturnotwendigkeit, die zwar einzuschränken, aber niemals ganz zu überwinden ist, in Beziehung bleibt. Der Begriff des Individuums verliert in dem Augenblick, wo die Zwecke der Einzelnen wirklich mit denen der Allgemeinheit zusammenfallen und im Ganzen der Gesellschaft aufgehoben sind, wo der Mensch nicht mehr bloss in seiner Einbildung die Verkörperung der absoluten Selbstbestimmung, sondern in Wirklichkeit ein Mitglied der frei sich selbst bestimmenden Gesellschaft ist, den Charakter der einsamen Monade und zugleich seine unbedingt zentrale Stelle im System des Denkens und Fühlens, die er in den letzten Jahrhunderten einnahm. Während dort, wo aus der ökonomischen Struktur der Gegensatz zwischen besonderen und allgemeinen Zwecken notwendig hervorgeht, die verbreitete Ansicht von der vollzogenen Überwindung des individualistischen Prinzips teils auf bewusster Irreführung und teils auf träumerischer Impotenz beruht, verliert mit der Aufhebung dieses Zustands die Kategorie des Ichs, ihre das gesamte Verhalten zur Welt beherrschende Funktion und gewinnt eine andere Bedeutung. Solange das gesellschaftliche Leben nicht aus solidarischer Arbeit, sondern aus der vernichtenden Konkurrenz von Einzelsubjekten hervorgeht, deren Beziehung wesentlich durch den Tausch von Waren vermittelt wird, spielt das Ich, das Haben, das Mein und Nicht-Mein eine fundamentale, alle Einzelheiten in bestimmender Weise kenn-

zeichnende und beherrschende Rolle im Erleben, in der Sprache und im Denken, in allen kulturellen Äusserungen überhaupt. Die Welt zerfällt in dieser Periode in Ich und Nicht-Ich wie in Fichtes transzendentaler Philosophie, und der eigene Tod bedeutet, soweit dieses Verhä tnis nicht durch metaphysischen oder religiösen Trost gemildert wird, die absolute Vernichtung. Wie die Kategorie der Tendenz und des Individuums so werden alle anderen gesellschaftstheoretischen Begriffe von der Änderung der Realität betroffen. Die mehr formalen Kategorien wie soziale Gesetzmässigkeit, Kausalität, Notwendigkeit, Wissenschaft usf. ebenso wie die mehr materialen, Wert, Preis, Gewinn, Klasse, Familie, Nation usf. gewinnen in den theoretischen Bildungen, die einem neuen Zustand entsprechen, ein anderes Gesicht.

In der traditionellen Logik wird diese Änderung der Begriffe so aufgefasst, dass die ursprünglichen Gattungen im System der Klassifizierung eines Wissensgebietes durch neue Unterarten spezifiziert werden. Unter den Gattungsbegriff Tendenz fallen dann sowohl die historischen Tendenzen der gegenwärtigen Gesellschaft wie die möglichen andersartigen Tendenzen in einer zukünftigen. Trotz allen geschichtlichen Wandels lassen sich etwa die Bestimmungen des Aristoteles, dass die Polis aus Individuen und Gruppen besteht und nicht bloss quantitativ, sondern qualitativ von ihren Elementen verschieden ist, in eine oberste formale Kategorie der Gesellschaft überhaupt, die für alle Gesellschaftsformen gültig ist, aufnehmen und so in ihrer Allgemeingültigkeit bewahren. Für Aristoteles selbst gehörte freilich zu dieser obersten Kategorie die Sklaverei noch mit hinzu, während diese in den späteren Begriffssystemen nur noch eine Unterart der Gesellschaft kennzeichnet, der andere bestimmte Arten gegenüberstehen. Der Begriffsrealismus, der die platonische und teilweise die mittelalterliche Philosophie beherrscht und dessen Reste in der neueren Logik noch keineswegs überwunden sind (z. B. in der modernen Phänomenologie), hat die Eigentümlichkeit der diskursiven Logik, die alle Veränderungen als blosse Hinzufügung neuer Unterarten unter die universalen Gattungen begreift, verabsolutiert und die metaphysische Ansicht aufgestellt, dass aller Wechsel als verschiedene Verkörperung oder Emanation fester Ideen und Wesenheiten in immer neuen Spezifikationen und Exemplaren zu verstehen sei. Das Wesentliche bliebe somit immer beim alten, es gäbe ein ewiges Reich unbeweglicher Ideen, und aller Wechsel beträfe bloss die niederen Stufen des Seins, ja er wäre nicht eigentlich wirklich und nur für die stumpfen Sinne der Menschen vorhanden. Indem die Hegelsche Philosophie die Struktur der in ihrem Rahmen abgehandelten Kategorien hypostasiert, enthält sie selbst noch etwas von diesem Realismus

und verfällt in den von ihr so sehr bekämpften Dualismus von Wesen und Erscheinung. Das bestimmte Schicksal der historisch bestimmten Individuen, die wechselnden Zustände in der gegenwärtigen und zukünftigen Geschichte werden gegenüber den Ideen, die der vergangenen zu Grunde liegen sollen, zum Nichtigen und Wesenlosen. Die diskursive, die „Verstandes"logik ist nur innerhalb von Hegels System begrenzt, über seine Philosophie als ganzes im Sinne einer metaphysischen Legende behält sie ihre verdinglichende Macht. Die Verstandeslogik abstrahiert davon, dass angesichts des veränderten Gehalts der Begriffe ihre Zusammenfassung mit den früheren unter dieselben Gattungen gleichgültig und schief und eine neue Bestimmung, eine neue Ordnung und Hierarchie der Begriffe notwendig werden kann. Die Kategorie Tendenz wird später vielleicht so umstrukturiert, dass ihr Verhältnis zu den Begriffen der planvollen Absicht einerseits und der Naturmacht andererseits sich umwälzt, der Begriff des Staates ändert die Beziehung zu den Kategorien des Willens, der Herrschaft, der Gewalt, der Allgemeinheit usf. Solche bestimmten Perspektiven gehen nicht aus der Betrachtung des gegenwärtig gültigen Klassifikationssystems der gesellschaftlichen Erscheinungen, sondern aus der Theorie der historischen Entwicklung selbst hervor, von der jenes vielmehr bloss ein geordnetes begriffliches Inventar darstellt. Der Zusammenhang zwischen der konkreten Bewegung des Denkens, wie es in stetiger Verflechtung mit dem gesellschaftlichen Leben vorwärtsgeht und den Systemen des ordnenden Verstandes wird von der traditionellen Logik nicht im einzelnen erforscht, sie weist ihn als Gegenstand der Wissenschafts- oder Kulturgeschichte in ein von ihr getrenntes Fach. Sie selbst handelt von den Beziehungen der feststehenden Begriffe als solchen, wie man urteilend und schliessend von einem zum anderen kommt und wie man das, was jeder enthält, aus ihm entwickelt. Die traditionelle Logik ist „eine Wissenschaft der notwendigen Gesetze des Denkens, ohne welche gar kein Gebrauch des Verstandes und der Vernunft stattfindet, die folglich die Bedingungen sind, unter denen der Verstand einzig mit sich selbst zusammenstimmen kann und soll, — die notwendigen Gesetze und Bedingungen seines richtigen Gebrauchs"[1]). Ihr Geschäft ist, „klare Begriffe deutlich zu machen"[2]), dabei geht sie analytisch vor, sie holt aus dem Begriff heraus, was in ihm liegt, er selbst „bleibt derselbe, nur die Form wird verändert... So wie durch die blosse Illumination einer Karte zu ihr selbst nichts weiter hinzukommt: so wird auch durch die blosse Aufhellung eines gege-

[1]) I. Kants Logik, herausgeg. v. Jäsche, Akademieausg., Bd. IX, S. 13.
[2]) a. a. O., S. 63.

benen Begriffs vermittels der Analysis seiner Merkmale dieser Begriff selbst nicht im mindesten vermehrt"[1]). Mit der Veränderung der „Karte", der Aufstellung neuer Ordnungssysteme hat die traditionelle Logik nichts zu tun. Geschieht jedoch die Verwendung von Begriffen ohne strenge Orientierung an dem jeweiligen Bezugssystem, in dem sämtliche bisherigen Erfahrungen des betreffenden Zweiges Anordnung gefunden haben, ohne das richtige Lesen der „Karte", das nach den Gesetzen der Logik zu geschehen hat, so bleibt jeder gedankliche Entwurf notwendig verschwommen oder vielmehr ganz nichtssagend. Die nachbildende Darstellung des Gegenstands geschieht durch das methodische Zusammenwirken aller Erkenntniskräfte in der theoretischen Konstruktion. „Der tabellarische Verstand" gibt ausser der „Inhaltsanzeige"[2]) für diesen Inhalt, den er selbst nicht ausführt, freilich auch das begriffliche Material. „Die empirischen Wissenschaften", die Forschung und Analyse haben jeweils der dialektischen Darstellung „den Stoff entgegen gearbeitet, indem sie die allgemeinen Bestimmungen, Gattungen und Gesetze finden"[3]). Die reale Bedeutung dieser Arbeit, der Erkenntniswert des Verstandes beruht darauf, dass die Wirklichkeit nicht bloss einen stetigen Wechsel, sondern zugleich relativ statische Strukturen kennt. Dass die Entwicklung nicht allmählich, sondern sprunghaft vor sich geht, heisst zugleich, dass zwischen diesen „Knotenpunkten", Sprüngen und Revolutionen Perioden liegen, in denen die immanenten, über sie hinaustreibenden Spannungen und Gegensätze als Elemente einer relativ geschlossenen, festen Totalität erscheinen, bis die betreffende Seinsform in eine andere umschlägt. Dieses Feststellen und Ordnen ist daher eine notwendige Bedingung der Wahrheit, freilich nicht selbst schon ihre wirkliche Gestalt, Bewegung und Fortschritt.

Nicht bloss im Hinblick auf die historisch bedingte Veränderung der grundlegenden Kategorien, sondern auf jeden die Sache erfassenden Denkprozess ist somit die traditionelle Logik ungenügend und begreift nur einzelne Seiten. Indem ein Begriff in der dialektischen Konstruktion eines Geschehens eine bestimmte Rolle spielt, wird er zum unselbständigen Moment eines gedanklichen Ganzen, das andere Eigenschaften hat als die Summe aller in es aufgenommenen Begriffe; dieses Ganze, die Konstruktion des bestimmten Gegenstands, kann freilich nur dann in einer der jeweiligen Erkenntnis angemessenen Weise zustande kommen, wenn die Begriffe in dem Sinn in dieses aufgenommen sind, der

---

[1]) a. a. O., S. 64.
[2]) Hegel, Phänomenologie, a. a. O., S. 42.
[3]) Hegel, Enzyklopädie, § 12, 1. a. a. O., VI, S. 20.

ihnen in den Systemen der Einzelwissenschaften, in den systematischen Inventaren wissenschaftlich fundierter Definitionen zukommt — soweit es sich überhaupt um Begriffe handelt, für welche Fachwissenschaften zuständig sind. Im „Kapital" führt Marx die Grundbegriffe der klassischen englischen Nationalökonomie : Tauschwert, Preis, Arbeitszeit usf., nach ihren exakten Bestimmungen ein. Alle auf Grund der wissenschaftlichen Erfahrung damals fortgeschrittensten Definitionen werden herangezogen. Im Zusammenhang der Darstellung gewinnen jedoch diese Kategorien neue Funktionen, sie tragen zu einem theoretischen Ganzen bei, dessen Charakter den statischen Anschauungen, innerhalb deren sie entstanden sind, und vor allem ihrer unkritischen isolierten Anwendung widerspricht. Das Ganze der materialistischen Ökonomik ist dem System der klassischen entgegengesetzt, und doch sind ihre einzelnen Begriffe übernommen. Die dialektischen Bewegungsformen des Denkens erweisen sich als dieselben wie diejenigen der Wirklichkeit. Wie ein Wasserstoffatom isoliert betrachtet seine bestimmten Eigenschaften hat, in der molekularen Verbindung mit anderen Elementen neue Qualitäten gewinnt, um die alten wieder aufzuweisen, sobald es aus der Verbindung losgerissen wird, so sind auch die Begriffe zu handhaben, sie behalten einzeln betrachtet ihre Definitionen und werden im Zusammenhang zu Momenten neuer Sinneinheiten[1]). In der „Flüssigkeit" der Begriffe spiegelt sich die Bewegung der Realität.

Die unabgeschlossene materialistische Dialektik denkt das „Vernünftige" an keiner Stelle der Geschichte als vollendet gegeben und glaubt nicht, die Auflösung der Gegensätze und Spannungen, das Ende der historischen Dynamik durch den Vollzug blosser Gedanken und ihrer einfachen Konsequenzen herbeizuführen. Sie ermangelt des Moments der idealistischen Dialektik, das Hegel selbst als „spekulativ" und zugleich als „mystisch" bezeichnet hat[2]), nämlich der Vorstellung, das vorgeblich Unbedingte zu wissen und somit selbst unbedingt zu sein. Sie hypostasiert kein noch so universales Kategoriensystem. Um zum „positiv Vernünftigen" zu gelangen, genügt nicht die Aufhebung der Gegensätze in Gedanken, sondern es bedarf des geschichtlichen Kampfes, dessen leitende Ideen und theoretische Voraussetzungen freilich im Bewusstsein der Kämpfenden gegeben sind. Das Ergebnis lässt sich jedoch rein theoretisch nicht vorwegnehmen, denn es wird durch keine festumrissene Einheit, etwa den „Geschichtslauf", des-

---

[1]) Vgl. Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang 1934, S. 20 ff.
[2]) Enzyklopädie, Band I, § 82, Zusatz. a. a. O., Bd. IV, 1. Aufl., S. 160.

sen Prinzipien einheitlich und ein für allemal festzulegen wären, sondern durch die unter sich selbst und mit der Natur sich auseinandersetzenden Menschen bestimmt, die in neue Verhältnisse und Strukturen eintreten und sich dabei verändern. Die Auflösung von Widersprüchen im subjektiven Denken und die Bewältigung objektiver Gegensätze kann eng zusammenhängen, unmittelbar identisch ist sie keineswegs. Eine freie Gesellschaft im Sinne freier Entwicklung der Individuen und im Sinne der Gewerbefreiheit auf Grundlage der Ungleichheit wird in einer bestimmten historischen Periode gedanklich und real widerspruchsvoll. Die Auflösung in Gedanken geschieht durch den Begriff einer differenzierteren, höheren Form der Freiheit, der bei der realen Überwindung entscheidend mitspricht, aber keineswegs mit ihr zusammenfällt und die Zukunft nur abstrakt und ungenau antizipiert. Indem die Logik der unabgeschlossenen Dialektik der Möglichkeit Rechnung trägt, dass die Änderung auch das gesamte vorhandene Kategorienmaterial betrifft, ohne die Theorie, die aus ihm geformt ist, darum weniger für wahr zu nehmen, entspricht sie genau der Hegelschen Vorstellung vom Unterschiede zwischen Dialektik und Verstand, ohne ihn durch einen neuen Dogmatismus zu überbauen. „Das Verständige bleibt bei den Begriffen in ihrer festen Bestimmtheit und Unterschiedenheit von anderen stehen; das Dialektische zeigt sie in ihrem Übergehen und ihrer Auflösung auf"[1]. Das erste freilich ist dem zweiten immanent : ohne Bestimmtheit und Ordnung der Begriffe, ohne Verstand gibt es kein Denken, auch kein dialektisches. Der Verstand aber wird metaphysisch, sobald er seine bewahrende und die gegebene Erkenntnis ausbreitende, seine feststellende, ordnende, schliessende Funktion oder ihre Resultate als Dasein und Fortgang der Wahrheit verabsolutiert. Die Umwälzung, Aufhebung, Neustrukturierung der Erkenntnis, ihr wechselndes Verhältnis zur Realität, ihr aus der Verflechtung in die Geschichte stammender Funktionswandel fallen ausserhalb der gedanklichen Vorgänge, welche die traditionelle Logik, die den Verstand zum Thema hat, erfasst. Isoliert genommen führt sie zum falschen Begriff eines losgelösten Denkens mit unverrückbaren, ewigen, selbständigen Resultaten. Nietzsche hat gesagt, eine grosse Wahrheit „will kritisiert, nicht angebetet sein"[2]. Dies gilt für die Wahrheit überhaupt. Er hätte hinzufügen können, dass zur Kritik nicht bloss das negative skeptische Moment, sondern ebensosehr die innere Unabhängigkeit gehört, das Wahre nicht fallen

---

[1]) Philosophische Propädeutik, a. a. O., Bd. XVIII, 1. Aufl., S. 148-149.
[2]) Nachlass, Werke, II. Abt., Bd. XI, Leipzig 1919, S. 171.

zu lassen, sondern in seiner Anwendung fest zu bleiben, wenngleich es einmal vergehen mag. Zum Prozess der Erkenntnis gehört beim Individuum nicht bloss Intelligenz, sondern auch Charakter und bei einer Gruppe nicht bloss Anpassung an die wandelnde Realität, sondern die Kraft, ihre eigenen Ansichten und Ideen zu behaupten und durchzusetzen.

Die eingangs erörterte Zwiespältigkeit des bürgerlichen Geistes gegenüber der Wahrheit im Unterschied vom dialektischen Denken kommt besonders deutlich in der Stellung zur Religion zum Ausdruck. Vor dem primitiven Materialismus, der das wirtschaftliche Leben beherrscht, hat sie sich immer mehr ins Innere seiner Subjekte zurückgezogen. Die Praxis des allgemeinen Wettbewerbs, der die gegenwärtige Wirklichkeit kennzeichnet, war von Anfang erbarmungslos und ist mit Ausnahme weniger Perioden in zunehmendem Mass unmenschlich geworden. Ihre Mittel und Auswirkungen, die in bestimmten geschichtlichen Augenblicken bis zur Unterordnung unter die Herrschaft kleiner ökonomischer Gruppen, bis zur Vergebung der Macht an die kulturell zurückgebliebensten Elemente der Gesellschaft, bis zur Ausrottung von Minoritäten führten, widersprechen offenkundig den Grundlehren des Christentums. In einem Zeitalter, in dem trotz grosser Widerstände das Lesen und Schreiben aus wirtschaftlichen Gründen schliesslich zur allgemeinen Fertigkeit werden musste und der Wortlaut der Bibel für die Massen auf die Dauer kein Geheimnis bleiben konnte, wäre es daher seit langem das Gegebene gewesen, das widersprechende Prinzip des Christentums auch offen dem Prinzip der Wirklichkeit zu opfern und den vulgären Positivismus der nackten Tatsachen samt dem Erfolgsglauben, die dieser Lebensform immanent sind, als die ausschliessliche und höchste Wahrheit auszubreiten. Aber der bestehende krasse Widerspruch wurde innerhalb des Bürgertums nur von religiösen Outsidern (wie Tolstoi und Kierkegaard) wirklich erfasst. Die monistische Propaganda von Strauss, Haeckel usf., die ihn von der Forschung aus betonte, sah bloss den freilich damit zusammenhängenden Unterschied zwischen der isolierten Naturwissenschaft und der Offenbarung und verkannte beides, den Geist der Evangelien und die historische Wirklichkeit. Diese naturwissenschaftlichen Materialisten mussten Sektierer bleiben, denn die Religion war für die gesellschaftlichen Gruppen, denen sie angehörten, nicht zu entbehren. Es ist von der herrschenden Geistigkeit der letzten Jahrhunderte nicht der Weg eingeschlagen worden, die Kluft aufzudecken, sondern die Religion wurde solange eines klaren bestimmten Inhalts beraubt, formalisiert, angepasst, spiritualisiert, in die innerste Innerlichkeit der Subjekte verlegt, bis sie sich mit jedem Handeln und mit jeder öffentlichen Praxis

vertrug, die in dieser atheistischen Wirklichkeit gang und gäbe war.

Seit die Individuen selbständiger zu denken begannen, d. h. seit dem Aufkommen der neuen Wirtschaftsordnung hat die Philosophie auf allen Gebieten immer eindeutiger die Funktion erfüllt, den Widerspruch zwischen der herrschenden Lebenspraxis einerseits und den christlichen oder sich mit dem Christentum berührenden theoretischen und praktischen Lehren und Ideen zu verwischen. Der Grund dafür fällt einerseits zusammen mit der Wurzel des bürgerlichen Dogmatismus überhaupt. Das isolierte Individuum, das in seiner Abstraktheit zugleich für absolut frei und verantwortlich gehalten wird, ist in der gegenwärtigen Epoche notwendig von Angst und Unsicherheit beherrscht. Ausser dieser inneren Bedürftigkeit, die unmittelbar im atomistischen Prinzip der vorhandenen Ordnung begründet ist, hat noch die äussere Rücksicht auf den sozialen Frieden die Anwendung grosser geistiger Energien auf die Verschleierung der Unvereinbarkeit von moderner Wissenschaft und allgemeiner Lebenspraxis sowohl mit den religiösen Ansichten über Werden und Struktur der Welt als mit den Vorstellungen der Nächstenliebe, Gerechtigkeit, Güte Gottes bedingt. Troeltsch, dieser kennzeichnende Religionsphilosoph im Vorkriegsdeutschland, spricht es offen aus, was er befürchtet: „Wer die Menschen auch nur einigermassen kennt, wird es für ganz undenkbar halten, dass die göttliche Autorität jemals ohne Schaden für das Sittengesetz wegfallen könnte, dass der überhaupt gröber denkende Durchschnittsmensch auf diesen Zuschuss zur Motivationskraft des Sittlichen verzichten könne. Die Abstraktion eines durch sich selbst geltenden Gesetzes wird für ihn immer unvollziehbar sein, er wird zum Gesetz immer den Gesetzgeber und Wächter hinzu denken müssen. Er denkt dabei vielleicht ein bisschen grob, aber garnicht so unvernünftig... Wo die atheistische Moral in den Massen die göttliche Autorität gestürzt hat, da ist ja auch erfahrungsgemäss nur wenig von der Empfindung jenes Gesetzes übrig geblieben. Ein grimmiger Hass gegen alle Autorität und eine masslose Entfesselung der Selbstsucht als des Selbstverständlichsten der Welt ist hier mit wenig Ausnahmen die logisch sehr wohl begreifliche Folge gewesen"[1]. Einen gesellschaftlichen Zustand, in dem ein „Wächter" weder in Gestalt eines transzendenten Seins noch „eines durch sich selbst geltenden Gesetzes" die „masslose" Selbstsucht der Massen in Zaum zu halten hätte, vermag er sich garnicht vorzustellen. Das dogmatische Festhalten an der überlieferten Vorstellungswelt gilt ihm als selbstverständliche Voraussetzung, als

[1]) Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik, Gesammelte Schriften, II. Bd., Tübingen 1922, S. 535.

thema probandum. Zugleich sieht er jedoch, „dass das protestantisch-konfessionelle Axiom selbst revidiert und freier gefasst werden muss, dass seine Gewinnung auf eine breitere, allgemeinere Grundlegung zurückgehen und von der unmittelbaren kirchlichen Wirklichkeit sich weit unabhängiger machen muss, dass seine Fassung der historischen Detailforschung und der Auseinandersetzung mit sicheren Ergebnissen der Wissenschaft freien Raum lassen und beständig aus dieser Arbeit heraus wieder von neuem revidierbar sein muss. Freilich ist dabei die Möglichkeit vorhanden, dass einer schliesslich das Christentum als Axiom selber beseitigt"[1]). Die Axiome, auf welche die frühere liberale Theologie noch zurückgreifen konnte, sind inzwischen gestürzt. „Kant und Schleiermacher, Goethe und Hegel lebten noch unter dem Einfluss einer axiomatischen Geltung, die heute so nicht mehr vorhanden ist"[2]). Er empfiehlt daher, zur kritischen Philosophie Kants zu greifen, „die die letzten Voraussetzungen statt in der Metaphysik in der Organisation des Bewusstseins aufzuweisen unternimmt"[3]). Er sucht Zuflucht bei einer „Kritik des religiösen Bewusstseins"[4]) und hofft „den festen Halt durch eine allgemeine Theorie der Religion und ihrer geschichtlichen Entwicklung zu finden. Diese Theorie selbst aber wird in einer transzendentalen Bewusstseinstheorie ihrerseits wurzeln müssen und von diesem letzten Halt aller wissenschaftlichen Orientierung, dieser letzten und richtigen Voraussetzung aus, beide Fragen beantworten müssen : die Frage nach dem Recht der Religion überhaupt und nach dem Wertunterschied ihrer geschichtlichen Bildungen. Damit ist die Theologie an die Religionsphilosophie gewiesen. Von ihr aus wird sie erst Wesen und Geltung des Christentums so konstruieren können, dass damit dem modernen Geiste der Voraussetzungslosigkeit genügt ist. Die letzten Voraussetzungen liegen in der Philosophie des Transzendentalismus..."[5]). Danach steht also das „Recht der Religion überhaupt" und gar der Vorzug der christlichen erst noch in Frage, und die ganze Unsicherheit, der relativistische, zu Konzessionen, nicht an die Selbstsucht der Massen, sondern an die scheinbar voraussetzungslose Wissenschaft bereite Charakter dieses Denkens tritt deutlich hervor. Um jeden Preis wird nur eines festgehalten : „es muss in allem Wechsel eine beharrende Wahrheit geben. Das ist eine Forderung jedes idealen Glaubens, auf die verzichten auf

---

1) a. a. O., S. 190-191.
2) a. a. O.
3) a. a. O., S. 191-192.
4) a. a. O.
5) a. a. O.

den Sinn der Welt verzichten heissen würde"[1]). Wenn dieser so notwendige Glaube an einen ewigen Sinn nur erhalten bleibt, kann man sich mit idealistischer Metaphysik, mit Judentum, Islam, Konfuzianismus und brahmanischen und buddhistischen Erlösungsideen verständigen[2]).

Dieses zweideutige Verhalten gegenüber der Religion kennzeichnet das gesamte Zeitalter und findet in Erscheinungen wie Troeltsch nur einen besonders deutlichen ideologischen Ausdruck. Es bildet ein Moment der objektiven Unaufrichtigkeit, die trotz des guten Gewissens der Beteiligten die geistige Atmosphäre beherrschte. Dass jetzt an vielen Stellen im öffentlichen Bewusstsein die krasse und offenkundige Lüge zu Ehren gekommen ist, bedeutet bei genauer Betrachtung der Vorgeschichte keinen unbegreiflichen Umschwung. Die Lage des Bürgertums hatte es mit sich gebracht, dass die geistige Entwicklung in moralischen und religiösen Fragen hintangehalten und zentrale Gebiete wie auf stillschweigende Vereinbarung im Zwielicht gehalten wurden. Die religiöse Philosophie des Mittelalters umreisst den geistigen Horizont, welcher der damaligen Gesellschaft entsprach; ihre wichtigsten Leistungen bilden daher historische Zeugnisse von offenbarer Grösse. Indem die Religionslosigkeit, die der modernen Naturwissenschaft und Technik, diesen spezifisch bürgerlichen Leistungen, einwohnt, im allgemeinen Bewusstsein keinen entsprechenden Platz gefunden hat und die damit zusammenhängenden Konflikte nicht ausgetragen worden sind, haftet der offiziellen Geistigkeit ein Zug der Hypokrisie und der Nachsicht gegen bestimmte Arten von Irrtum und Unrecht an, der sich schliesslich über das kulturelle Leben ganzer Völker ausgebreitet hat. Der einzige grosse Geist, der angesichts der ungeheueren Verdichtung dieses Nebels, die seit der Mitte des letzten Jahrhunderts eingetreten ist, die Freiheit von Illusionen und den Überblick gewonnen hat, die von den Positionen des Grossbürgertums aus möglich sind, ist Nietzsche. Es musste ihm freilich entgehen, dass die intellektuelle Redlichkeit, um die es ihm zu tun war, sich mit diesem gesellschaftlichen Standpunkt nicht vertrug. Weder im individuellen noch im nationalen Charakter liegt der Grund der von ihm bekämpften Unsauberkeit, sondern in der Struktur der gesellschaftlichen Totalität, die beide in sich enthält. Indem er als echter bürgerlicher Philosoph die Psychologie, wenngleich die tiefste, die es bis heute gibt, zur Grundwissenschaft der Geschichte machte, hat er den Ursprung der geistigen Verkommenheit sowie

---

[1]) a. a. O., S. 311.
[2]) Vgl. a. a. O., S. 802.

den Weg aus ihr verkannt, und das Schicksal, das seinem eigenen Werke widerfuhr („Wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehn, als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmassung ?")[1]), hat daher seine Notwendigkeit.

Die philosophisch vermittelte Unaufrichtigkeit in den Fragen der Religion ist nicht durch psychologische und sonstige Aufklärung aus der Welt zu schaffen. Im Gegensatz zu Nietzsche, der das religiöse Problem und die christlichen moralischen Werte negativ ins Zentrum rückt und sich damit selbst zum Ideologen macht, ist auch diese Seite des gegebenen Zustands nur mit seiner geschichtlichen Überwindung durch höhere Lebensformen der Gesellschaft aufzuheben. Im dialektischen Denken werden auch die religiösen Phänomene auf das Ganze der Erkenntnis bezogen und jeweils im Zusammenhang mit der Analyse der gesamten historischen Situation beurteilt. So sehr die Einsicht in die Unverträglichkeit des religiösen Inhalts mit der fortgeschrittenen Erkenntnis wichtig ist, so sehr beweist die Gegenwart, dass andererseits die Zentrierung der gesamten kulturellen Problematik um religiöse Fragen schief sein kann. In der Literatur der katholischen Gegenrevolution in Frankreich, bei Bonald und de Maistre, in den Schriften des katholischen Royalisten Balzac ist mehr eindringende Analyse der bürgerlichen Gesellschaft zu finden als bei den gleichzeitigen Kritikern der Religion in Deutschland. Die gläubigen Victor Hugo und Tolstoi haben das Grauen der bestehenden Zustände grossartiger dargestellt und schärfer bekämpft als die aufgeklärten Gutzkow und Friedrich Theodor Vischer. In der Praxis des täglichen Lebens können Bestrebungen, die sich am dialektischen Denken orientieren, zum zeitweiligen Zusammengehen mit religiös gerichteten Gruppen und Tendenzen und in radikalen Gegensatz zu antireligiösen führen. Der historische Aufgabenkreis, der für eine illusionslose und nach vorwärts gerichtete Haltung in der Gegenwart massgebend ist, stellt die Menschen nicht primär auf Grund ihrer religiösen Entscheidung einander gegenüber. Das bestimmte, freilich theoretisch zu explizierende Interesse an gerechten Zuständen, welche die freie Entfaltung der Menschen bedingen, an der Überwindung von Verhältnissen der Unfreiheit, die der Menschheit gefährlich und unwürdig sind, oder das Fehlen dieses Interesses ermöglicht heute eine raschere Kennzeichnung von Gruppen und Individuen als ihr Verhalten zur Religion. Der verschiedene Bildungsgrad der sozialen Gruppen, die, soweit gesellschaftliche Probleme in Frage stehen, ganz im argen liegende Erziehung und

---

1) Werke, Nachlass, II. Abt., Bd. XI., Ecce homo, Leipzig 1933, S. 115.

andere Faktoren bringen es mit sich, dass Religion in verschiedenen Schichten und bei verschiedenen Existenzen ganz Verschiedenes bedeuten kann. Es gehört nicht bloss Erfahrung und theoretische Schulung, sondern auch ein bestimmtes Schicksal in der Gesellschaft dazu, um das Denken weder zur Schöpfung von Idolen zu überspannen noch als Inbegriff blosser Illusionen zu entwerten, es weder zum absoluten Gesetzgeber des Handelns, zum eindeutigen Wegweiser zu machen noch von den Zielen und Aufgaben der Praxis zu trennen, mit denen es vielmehr in Wechselwirkung steht. Die Erwartung, dass die Kraft, mit der nüchternen Wahrheit zu leben, allgemein werde, solange die Grundlagen der Unwahrheit nicht beseitigt sind, ist eine utopistische Illusion.

On the Problem of Truth.

The two opposing trends of dogmatism and relativism pervade the thought of the last few centuries. They are as irreconcilable in public opinion as in the different philosophical systems that embody these attitudes as two separate and conflicting elements.

Frequently we find united in the same system of thought a tendency to doubt everything, to qualify and limit every statement, to penetrate by an insistent critique to the fundamentals, and at the same time an inclination towards naive faith in everything and blind subjection to conceptions and ways of thought that have been made absolute. This phenomenon has its roots in the social conditions of the time : while the capabilities of the individual were being developed with the material wealth of society, the same process involved at the same time a growing instability und uncertainty.

In the philosophical system of Kant which is given short consideration, this dual relationship to truth was given characteristic expression. Hegel with his dialectic attempted to overcome this opposition. He recognized that each single system of thought is historically conditioned, yet that it nevertheless is part and parcel of the all-embracing totality of knowledge. Hegel, however, declared the totality of a definite historical period, namely his own philosophy, to be the total and absolute truth, and thus fell back into a new type of dogmatism. At the same time, his teachings acquired a relativistic aspect, because his standpoint, which he declares transcends history, makes all particular ideas and purposes appear equally relative.

The essay proceeds to analyze the consequences which result from freeing dialectics from the metaphysics of the absolute, and develops the conception of an ever progressing dialectical thought. Confirmation here becomes an all-important criterion of truth, and a distinction is drawn between this concept and the concept as it appears in modern pragmatism. Further, the difference between traditional and dialectical logic is explained. Finally the religious philosophy of Troeltsch is used to illustrate the dual relationship to truth that was characteristic of the last period, and, in this way, a further clarification of the principles of dialectical thought is attempted.

Du Problème de la vérité.

L'opposition du dogmatisme et du relativisme traverse la pensée des siècles derniers. Ce n'est pas dans la conscience collective seulement, mais aussi à l'intérieur des systèmes philosophiques qu'on retrouve juxtaposées et non reconciliées ces deux conceptions, ces deux attitudes opposées. D'un côté le doute poussé à son point extrême, la tendance à limiter la validité de toute affirmation, la critique pénétrante, de l'autre l'adhésion à une foi naïve et la soumission aveugle à des concepts portés à l'absolu ou à d'autres instances : ces démarches contradictoires caractérisent souvent la doctrine du même penseur. Il convient de chercher les origines sociales de ce phénomène dans le fait que, pour l'individu, le développement de ses capacités était lié à une insécurité permanente. Après un rapide exposé du système Kantien dans lequel cette double relation à la vérité s'exprime d'une manière particulièrement nette, l'article montre dans la dialectique de Hegel la tentative la plus grandiose pour surmonter cette opposition. La méthode dialectique reconnaît que tous les points de vue sont conditionnés, mais, en même temps, elle conserve chacun d'eux en le mettant à sa place dans le tout de la connaissance. Mais comme Hegel donne cette totalité à une certaine phase historique, à savoir sa propre philosophie, comme la vérité absolue, il retombe dans un nouveau dogmatisme. Du même coup le relativisme s'attache aussi à sa doctrine, car son point de vue qu'il tient pour suprahistorique, rabaisse également toutes les idées, tous les buts déterminés au niveau du relatif. L'article étudie ensuite les conséquences qui se produisent si l'on détache la dialectique de cette métaphysique de l'absolu, puis développe l'idée d'une pensée dialectique ouverte. Dans une telle pensée, la notion de confirmation (Bewährung) en tant que critérium de la vérité, joue un rôle important. Dans une discussion avec la théorie pragmatiste moderne de la connaissance, H. tâche d'élucider ce concept. A partir de là, il expose la différence entre la logique traditionnelle et la logique dialectique. A la fin H. illustre l'attitude contradictoire à l'égard de la vérité qui caractérise la dernière période de l'histoire, par exemple la philosophie de la religion de Troeltsch, et il confronte cette dernière avec la manière dialectique de penser.

Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie.

Von
Erich Fromm.

Die psychoanalytische Therapie beruht auf der Aufdeckung der zur Symptombildung oder zur Bildung neurotischer Charaktereigenschaften führenden unbewussten Strebungen. Die Symptome sind Ausdruck des Konflikts zwischen solchen unbewussten verdrängten und den sie verdrängenden Tendenzen. Die wichtigste Ursache der Verdrängung ist die Angst. Ursprünglich und zunächst einmal die Angst vor äusserer Gewalt, die aber, soll eine wirksame Verdrängung zustande kommen, ergänzt wird durch die Angst, Sympathie und Liebe derjenigen zu verlieren, die man respektiert und bewundert, und endlich durch die Angst vor dem Verlust des Respekts vor sich selbst[1]). Allerdings ist auch die Angst vor dem Verlust der Liebe einer bewunderten Person gewöhnlich noch nicht ausreichend, um die Verdrängung derjenigen Impulse und Phantasien zu bewirken, die den Verlust dieser Liebe verursachen können. Verdrängungen pflegen erst einzutreten, wenn der Impuls nicht nur von einer einzelnen Person, oder auch von mehreren Individuen verurteilt wird, sondern wenn er von der gesellschaftlichen Gruppe, der der Betreffende angehört, verpönt ist. In diesem Falle gesellt sich zur Androhung äusserer Strafen, zum Verlust der Liebe seitens der für den Betreffenden wichtigsten Personen, noch die Gefahr der Isolierung und des Verlustes des gesellschaftlichen Rückhalts. Es scheint, dass diese Gefahr bei den meisten Menschen mehr Angst auslöst als die vorher erwähnte und dass diese gesellschaftliche Isolierung die wichtigste Quelle für die Verdrängung ist[2]).

---

[1]) Vgl. hierzu den sozialpsychologischen Teil in „Studien über Autorität und Familie", Paris 1936, S. 77.

[2]) Dieser gesellschaftliche Charakter der Verdrängung lässt sich nicht selten besonders gut in der frühkindlichen Entwicklung beobachten. Für das Kind ist die Welt in deutlicher Weise eingeteilt in „die Grossen", die eine ihm fremde oder gar feindliche Gruppe darstellen und die andern Kinder, zu deren Gruppe es sich rechnet. Die moralischen Anforderungen, die an das Kind herantreten, werden von ihm zunächst als Anforderung einer fremden Gruppe empfunden, denen es sich häufig aus Klugheit,

Ist ein Impuls verdrängt, so ist er damit noch nicht vernichtet. Er ist nur aus dem Bewusstsein entfernt, hat aber nichts von seiner ihm ursprünglich innewohnenden Energie verloren. Er hat vielmehr die Tendenz, ins Bewusstsein zurückzukehren, und es bedarf einer Kraft, die ihn ständig daran verhindert. Freud gebraucht, um dies zu demonstrieren, ein sehr anschauliches Bild. Er vergleicht die verdrängten Regungen mit einem unerwünschten Gast, den man zum Haus herausgeworfen hat, der aber immer wieder versucht zurückzukehren. Man muss einen Diener an der Türe aufstellen, der ihn am erneuten Eindringen hindert. Wenn in einer Analyse versucht wird, die verdrängten Regungen ins Bewusstsein zurückzubringen, so macht sich diese, das Verdrängte am Zurückkehren hindernde Kraft sehr deutlich bemerkbar; Freud hat ihr den Namen „Widerstand" gegeben. Dieser Widerstand kann sich in vielen Formen äussern. Seine einfachste ist die, dass, sobald der Analysand gleichsam in die Nähe des verdrängten Materials gerät, ihm überhaupt nichts einfällt, oder dass ihm sehr viele Dinge einfallen, die vom verdrängten Gegenstand abführen, oder dass er wütend auf den Analytiker ist und beginnt, die ganze Methode als unsinnig abzulehnen, oder dass er körperliche Symptome entwickelt, die ihn hindern, in die Analyse zu kommen, und ihn davor schützen, das verdrängte Material zu berühren. Der Widerstand ist so ein im Laufe der Analyse mit Notwendigkeit auftretendes Phänomen. Wollte man ihn vermeiden, so wäre dies gleichbedeutend mit dem Verzicht auf die Bewusstmachung des verdrängten Materials überhaupt. Dies wird tatsächlich von den meisten nicht psychoanalytischen psychotherapeutischen Methoden versucht. Es ist zunächst der kürzere Weg, aber der Preis, der dafür bezahlt wird, ist der Verzicht auf die tiefgreifende Änderung in der seelischen Struktur. Der Widerstand ist geradezu das zuverlässigste Signal dafür, dass man verdrängtes Material berührt und sich nicht nur an der seelischen Oberfläche bewegt.

Die Feststellung der Notwendigkeit des Widerstandes besagt

---

aber noch nicht aus inneren Gründen fügt. Es ereignet sich nun aber nicht selten, dass in einem Kind eine plötzliche und oft rätselhafte Wandlung vor sich geht, die darauf beruht, dass ein anderes Kind ihm gegenüber die Moral der Erwachsenen vertritt. Also etwa in dem Falle, dass ein Spielkamerad, mit dem das Kind bisher sexuelle Spiele getrieben hatte, plötzlich erklärt : nein, das dürfen wir nicht tun, das ist schlimm, dazu sind wir schon zu gross, oder so ähnlich. In einem solchen Falle fühlt das Kind sich plötzlich wie verraten, die moralischen Vorschriften hören auf, solche der Grossen zu sein, denen gegenüber es sich innerlich geborgen in der Welt der Kinder fühlt. Sie werden zu absoluten Vorschriften, deren Verletzung die völlige Isolierung mit sich bringt. Man kann nicht selten beobachten, dass erst die Angst vor dieser Isolierung zur Verdrängung führt und zu der eigenartig plötzlichen Veränderung des ganzen Charakters des Kindes beiträgt.

aber nicht, dass es für die Analyse umso besser sei, je stärker der Widerstand ist. Im Gegenteil. Wenn der Widerstand, aus welchen Gründen immer, ein bestimmtes Mass überschreitet, wird die Analyse der von ihm beschützten unbewussten Regungen überhaupt unmöglich, während umgekehrt die Analyse umso rascher fortschreitet und umso rascher erfolgreich beendet ist, je schneller es gelingt, durch den Widerstand hindurch zum unbewussten Material vorzustossen. Erfolg und Dauer der Analyse sind davon abhängig, ob und wie rasch diese Durchstossung der Widerstände gelingt, und die Frage, welches die Faktoren sind, von denen die Stärke des Widerstandes abhängt, ist deshalb gleichbedeutend mit der Frage nach den Erfolgschancen der analytischen Therapie. Um Missverständnis zu vermeiden, muss hier bemerkt werden, dass es sich bei dem Widerstand, von dem wir hier sprechen, nicht um die Hemmungen handelt, die einen Patienten davon zurückhalten, einen bestimmten Einfall, den er hat, nicht zu sagen. Auch solche Ängste spielen natürlich in der Analyse eine grosse Rolle, aber es ist im Prinzip eine Sache des Willens, sie zu überwinden. Wovon hier gesprochen wird, sind die Tendenzen, die einen Menschen daran hindern, dass die verdrängten Gedanken, d. h. solche Gedanken, die zunächst einmal garnicht in seinem Bewusstsein sind, ins Bewusstsein kommen.

Wovon hängt die Stärke des Widerstandes ab ? Die Antwort auf diese Frage im Sinne Freuds wäre, etwas vereinfacht ausgedrückt : Die Stärke des Widerstandes ist proportional der Stärke der Verdrängung, und die Stärke der Verdrängung wiederum hängt von der Stärke der Angst ab, die ursprünglich die Ursache der Verdrängung gewesen ist. Ob diese Ängste sich im Verlauf des Lebens verstärken oder abschwächen, hängt von den Lebensschicksalen ab, die der Kindheit folgen. Wie dem auch immer sei, wenn der Erwachsene eine Analyse beginnt, bringt er ein bestimmtes Mass an Angst, Verdrängungsenergie und Widerstand mit, und die Chancen der Dauer wie überhaupt des Erfolges der Analyse hängen von der Stärke des mitgebrachten Widerstandes ab. Er überträgt die mitgebrachte Angst auf die Person des Analytikers, und man kann deshalb in gewissem Sinne mit Recht sagen, die Stärke des Widerstandes hängt von der in der Übertragung entwickelten Angst vor dem Analytiker ab.

Hier taucht allerdings die Frage auf, wie es denn überhaupt möglich sein soll, dass der Patient in Gegenwart eines anderen ihm fremden Menschen Ängste überwindet, die bisher mit Bezug auf alle andern Menschen so stark waren, dass sie die Verdrängung aufrecht erhielten. Die besonderen Gründe, die dies in der Analyse möglich machen, sind leicht einzusehen. Zunächst findet

nur eine allmähliche Annäherung an das verdrängte Material statt, man stösst nicht unmittelbar auf den Kern der Verdrängungen, sondern analysiert Schritt für Schritt die die zentrale Verdrängungsposition schützenden psychischen Schichten. Weiterhin hat ein Teil der Gründe für die Angst, die zur Verdrängung geführt hat, nur in einer bestimmten vergangenen Situation bestanden, sie sind in der Gegenwart gleichsam anachronistisch, und die Ängste, wenn sie nur bewusst gemacht werden, erscheinen spukhaft und verschwinden. Weiterhin kann der Analytiker an Hand des ihm gebotenen Materials, speziell der Träume und Fehlleistungen und Zusammenhänge der Einfälle, das Vorhandensein bestimmter unbewusster Regungen dem Analysanden so wahrscheinlich machen, dass er sich dessen Vernunft als aktiven wirksamen Bundesgenossen bei der Aufdeckung des Verdrängten erwirbt. Hierzu kommt ferner das Leiden des Patienten, das sich oft als ein genügend starker Motor erweist, um den Widerstand zu überwinden. Ein anderer Faktor, an den man in diesem Zusammenhang häufig denkt, nämlich die in der Analyse auftretende Verliebtheit des Patienten in den Analytiker, ist von recht zweifelhaftem Wert für die Überwindung des Widerstandes. Sie wirkt zwar in der Richtung, dass der Patient sich dem Analytiker ganz eröffnen, gleichsam ganz hingeben will, und damit im Sinne der Überwindung des Widerstandes. Gleichzeitig aber wirkt sie auch in der entgegengesetzten Richtung, indem sie den Wunsch verursacht, in den Augen des Analytikers möglichst liebenswert und fehlerfrei dazustehen. Wenn die Verliebtheit die Form annimmt, dass der Analytiker zum Ideal, zum „Über-Ich“ des Analysanden wird, kann sie eine besonders schwere Hinderung in der Analyse darstellen.

Zu allen oben genannten Bedingungen für die Möglichkeit der Überwindung des Widerstandes kommt noch die, dass der Analytiker eine freundliche, objektive und nicht verurteilende Haltung einnimmt. Vorausgesetzt, der Analytiker erfülle diese letzte Forderung, dann sieht es so aus, als ob die Stärke des Widerstandes ausschliesslich von der Kindheitssituation und kaum von dem jetzt gegebenen, wirklichen Verhältnis zwischen Analytiker und Patient bestimmt sei. Dies ist auch der Standpunkt, der im grossen und ganzen von Freud und manchen seiner Schüler vertreten wird. Sie sind geneigt, die Realität der Person des Analytikers, wenn nur gewisse allgemeine und recht formale Bedingungen erfüllt sind, für ziemlich unwichtig und alles, was sich an Reaktionen dem Analytiker gegenüber abspielt, für „Übertragung“, d. h. für Wiederholung von ursprünglich andern Menschen geltenden Reaktionen zu halten. Diese Unterschätzung der Rea-

lität des Analytikers, also etwa seines Persönlichkeitstyps, Geschlechts, Alters, und so fort, ist nur ein Ausdruck einer allgemeineren Voreingenommenheit Freuds gegen die Bedeutung der aktuellen Situation im Verhältnis zu den Kindheitserlebnissen. Wenn diese auch gewiss eine besondere und die Zukunft weitgehend determinierende Rolle spielen, und zwar bei dem durch den Mangel an seelischer Anpassungsfähigkeit charakterisierten Neurotiker noch mehr als beim Gesunden, so sind doch keineswegs die Erfahrungen des späteren Lebens einfach Wiederholungen und ohne Einfluss auf die Entwicklung der Triebstruktur.

Was spielt sich zwischen dem Analytiker und Patienten ab ? Der Patient hat aus Angst vor Strafe, Liebesverlust, Isolierung gewisse Triebregungen verdrängt. Die Verdrängung ist missglückt und hat zu neurotischen Symptomen geführt. Er kommt in die Analyse, deren Ziel es ist, das Verdrängte ins Bewusstsein zu heben. Die Angst, die ursprünglich zur Verdrängung geführt hat, wird auf den Analytiker übertragen. Aber diese mitgebrachte Angst wird stärker oder schwächer, je nach der Persönlichkeit und dem Verhalten des Analytikers. Im extremen Fall, wo der Analytiker eine verurteilende, feindliche Stellung den verdrängten Regungen gegenüber einnimmt, kann man wohl kaum überhaupt erwarten, dass der Patient imstande ist, durch den Widerstand zum Verdrängten durchzustossen. Wenn der Patient, und mag es auch nur dunkel und instinktiv sein, fühlt, dass der Analytiker die gleiche verurteilende Einstellung zur Verletzung gesellschaftlicher Tabus hat wie die andern Menschen, mit denen er in seiner Kindheit und später zusammengetroffen ist, dann wird in der aktuellen analytischen Situation der ursprüngliche Widerstand nicht nur übertragen, sondern neu produziert. Je weniger umgekehrt der Analytiker eine verurteilende Haltung hat und je mehr er andererseits das Glück des Patienten in einer unbedingten, durch nichts zu erschütternden Weise bejaht, desto mehr wird sich der mitgebrachte Widerstand abschwächen, und desto rascher kann man zum Verdrängten vorstossen. Dabei ist das, was der Analytiker sagt oder was er bewusst denkt, von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem, was in ihm unbewusst vorgeht und was das Unbewusste des Patienten errät und versteht. Die Frage nach der tatsächlichen bewussten und mehr noch nach der unbewussten Einstellung des Analytikers zu den gesellschaftlichen Tabus, deren Schutz in Vergeltungsdrohungen besteht, die zu den nun aufzuhebenden Verdrängungen geführt haben, ist deshalb von entscheidender Bedeutung für die Möglichkeit des therapeutischen Erfolges sowie für die Dauer der Analyse.

Wir sagten schon, dass Freud dem aktuellen Verhalten und

besonderen Charakter des Analytikers relativ wenig Bedeutung zugemessen hat. Dies ist umso merkwürdiger, als die analytische Situation, so wie sie Freud geschaffen hat, in unserer Kultur, und vielleicht überhaupt, ganz ungewöhnlich und unerhört ist. Es gibt keine auch nur annäherungsweise ähnliche Situation, in der ein Mensch einem anderen nicht nur rückhaltlos „beichtet", d. h. ihm alles sagt, was er an sich verurteilt, sondern darüber hinaus noch jene flüchtigen Einfälle mitteilt, die absurd und lächerlich erscheinen, und wo er sich verpflichtet, auch alle jene Dinge zu sagen, die er jetzt noch garnicht weiss, die ihm aber noch einfallen könnten, ja, wo er dem andern auch alle Meinungen und Gefühle, die er über ihn hat, unverfälscht mitteilt und zum Gegenstand leidenschaftsloser Untersuchung macht. Diese Situation radikaler Offenheit und Wahrhaftigkeit geschaffen zu haben, ist sicher eine der grossartigsten Leistungen von Freud. In seinen eigenen Äusserungen schimmert aber wenig von dem Bewusstsein der Ungewöhnlichkeit dieser Situation durch. Gewiss spricht er einmal davon, dass „die psychoanalytische Behandlung auf Wahrhaftigkeit aufgebaut sei" und dass darin „ein gutes Stück ihrer erzieherischen Wirkung und ihres ethischen Wertes liege"[1]). Im grossen und ganzen fasst er aber die Situation als eine medizinisch-therapeutische Prozedur auf, so wie sie sich ja auch tatsächlich aus der Hypnose entwickelt hatte. Was er über das Verhalten des Analytikers zum Patienten sagt, geht kaum über diesen technischen Aspekt hinaus und berührt selten die neuartige menschliche Seite der Situation. Der Analytiker soll von „gleichschwebender Aufmerksamkeit sein", soll sich dem Patienten gegenüber „Indifferenz" und „Gefühlskälte" erwerben[2]), er soll sich von „therapeutischem Ehrgeiz freihalten"[3]) und es unter allen Umständen vermeiden, dem Liebesverlangen des Patienten nachzugeben. Er soll für den Patienten „undurchsichtig" sein[4]), gleichsam glatt wie eine Spiegelfläche. Der Analytiker soll dem Patienten nicht sein „Ideal aufdrängen"[5]) sondern „tolerant" sein gegen die Schwäche des Kranken und „sich bescheiden, auch einem nicht Vollwertigen ein Stück Leistungs- und Genussfähigkeit wiedergegeben zu haben". Andere Ratschläge zur Technik beziehen sich auf Fragen des äusseren Arrangements der Situation. Der Patient soll auf einem Divan gelagert sein und der Analytiker so hinter

---

1) Freud, Bemerkungen über die Übertragungsliebe. Gesammelte Schriften. Bd. VI, S. 126.
2) a. a. O., S. 127.
3) Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung, a. a. O., S. 69.
4) a. a. O., S. 73.
5) a. a. O.

ihm sitzen, dass er vom Patienten nicht gesehen wird. Der Patient soll nicht ohne Honorar analysiert werden und seine Stunde auch dann bezahlen müssen, wenn er sie durch Krankheit oder aus einem andern Grunde versäumt. Alles in allem entspricht das, was Freud an Ratschlägen über das Verhalten zum Patienten gibt, weit mehr dem, was ein Chirurg über die Lagerung des Patienten, Sterilisierung der Instrumente usw. zu sagen hätte, als der grossartigen neuen menschlichen Situation, wie sie in dem Verhältnis Analytiker-Patient angelegt ist. Ja, Freud gibt ausdrücklich den Chirurgen als Vorbild an. „Ich kann", sagt er, „den Kollegen nicht dringend genug empfehlen, sich während der psychoanalytischen Behandlung den Chirurgen zum Vorbild zu nehmen, der alle seine Affekte und selbst sein menschliches Mitleid beiseite drängt und seinen geistigen Kräften ein einziges Ziel setzt : die Operation so kunstgerecht als möglich zu vollziehen"[1]). Nur in zwei Punkten geht Freud über das rein Technisch-Medizinische in positivem Sinn hinaus. Einmal darin, dass er, wenn auch nicht von Anfang an, gefordert hat, der Analytiker selbst solle analysiert sein, um so nicht nur die theoretisch bessere Einsicht in die Vorgänge im Unbewussten zu erhalten, sondern auch um sich seiner eigenen „blinden Flecke" bewusst zu sein und seine eigenen affektiven Reaktionen kontrollieren zu können. Die andere über das rein Technische hinausgehende Forderung Freuds ist die, dass der Analytiker allem gegenüber, was der Patient vorbringt, nicht werten, sondern eine objektiv vorurteilslose, neutrale, nachsichtige Haltung haben solle. Freud bezeichnet selbst wiederholt die hier gemeinte Haltung mit „Toleranz". So sagt er etwa : „Als Arzt muss man vor allem tolerant sein gegen die Schwäche des Kranken"[2]), oder „das grobsinnliche Verlangen des Patienten... ruft alle Toleranz auf, um es als natürliches Phänomen gelten zu lassen"[3]). Oder er spricht von der „Toleranz der Gesellschaft, die sich im Gefolge der psychoanalytischen Aufklärung unabwendbar einstellt"[4]). Toleranz gegenüber dem Patienten ist tatsächlich die einzig positive Empfehlung, die Freud für das Verhalten des Analytikers neben der negativen wie Gefühlskälte und Indifferenz gibt.

Ein besseres Verständnis für das, was bei Freud Toleranz bedeutet, gewinnt man bei einem auch nur flüchtigen Überblick über den geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergrund der Toleranzidee. Die Toleranz hat zwei Seiten, die etwa in folgenden

---

1) a. a. O., S. 68.
2) a. a. O., S. 73.
3) Bemerkungen über die Übertragungsliebe, a. a. O., S. 133.
4) Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie, a. a. O., S. 35.

Maximen ihren Ausdruck gefunden haben : „Tout comprendre c'est tout pardonner" und „Man soll jeden nach seiner Façon selig werden lassen". Die erste Maxime bezieht sich mehr auf die Milde des Urteils. Man soll nachsichtig sein, die Schwäche eines Menschen entschuldigen, nicht den Stab über ihn brechen, kurz gesagt, auch dem Schlimmsten gegenüber noch verzeihen. Die zweite Maxime drückt mehr jene Seite der Toleranz aus, bei der es darauf ankommt, alle Wertungen überhaupt zu vermeiden. Wertung selbst gilt schon als intolerant und einseitig. Ob jemand an Gott oder an Buddha glaubt, ob er für Diktatur oder Demokratie ist, oder was immer die verschiedensten Weltanschauungen und Wertsysteme sein mögen, alle sind nur Spielarten des menschlichen Denkens, und keine darf den Anspruch machen, der andern überlegen zu sein. Bis ins 18. Jahrhundert hinein hatte die Forderung der Toleranz einen kämpferischen Sinn. Sie war gegen Staat und Kirche gerichtet, die den Menschen verboten, gewisse Dinge zu glauben oder gar zu äussern. Der Kampf für Toleranz war ein Kampf gegen Unterdrückung und Knebelung des Menschen. Er wurde von den Vertretern des aufsteigenden Bürgertums geführt, das gegen die politischen und wirtschaftlichen Fesseln des absolutistischen Staates kämpfte. Mit dem Sieg des Bürgertums und seiner Etablierung als herrschender Klasse verschob sich die Bedeutung der Toleranz. Aus einem Kampfruf gegen die Unterdrückung und für die Freiheit wurde Toleranz mehr und mehr der Ausdruck eines intellektuellen und moralischen „laissez faire". Das Verhältnis von Menschen, die sich als Käufer und Verkäufer auf dem freien Markt treffen, setzte diese Art Toleranz voraus ; die Individuen mussten sich unabhängig von ihren subjektiven Meinungen und Wertmasstäben als abstrakt gleich wertvoll anerkennen, sie mussten Wertungen für etwas Privates und in die Beurteilung eines Menschen nicht Einzugehendes ansehen. Toleranz wurde ein Relativismus von Werten, die selbst zum privaten und niemand anderen etwas angehenden Besitz des Individuums erklärt wurden. Im Bewusstsein ging die Duldung unbegrenzt weit. In Wirklichkeit hatte sie ihre klaren, wenn auch unausgesprochenen Grenzen dort, wo die Grundlage der bestehenden Ordnung bedroht war. Dies gilt nicht nur für direkte Bedrohungen politischer oder sozialer Art, sondern auch für die Verletzung jener fundamentalen Tabus, die zum „Kitt" der Gesellschaft gehören und für den Bestand einer auf Klassengegensätzen aufgebauten Gesellschaft unerlässlich sind. Die unerbittliche Strenge gegen jeden Übertreter dieser Tabus kann in Zeiten, wo die Herrschaft des Bürgertums relativ gesichert und stabil ist, aus dem Bewusstsein weitgehend verschwinden. Sie bleibt aber nichtsdestoweniger im Unbewussten erhalten und

kommt sofort an die Oberfläche, wenn vitale persönliche oder gesellschaftliche Interessen ernsthaft in Frage stehen. Die liberalistische Toleranz, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hat, ist in sich widerspruchsvoll : im Bewusstsein der Menschen herrscht ein Relativismus gegenüber allen Werten überhaupt, im Unbewussten eine nicht minder strenge Verurteilung aller Tabuverletzungen.

Diese Problematik des Toleranzbegriffes zeigt sich bereits in klassischen Äusserungen zu Beginn der bürgerlichen Periode. Mirabeau wendet sich gegen den Begriff der Toleranz mit einer Polemik gegen den Artikel 10 der Erklärung der Menschenrechte von 1789, der die Toleranz proklamierte, indem er sagt : „Ich will keine Toleranz predigen. Die unbeschränkteste Religionsfreiheit ist in meinen Augen ein so heiliges Recht, dass das Wort Toleranz, mit dem sie ausgedrückt werden soll, mir in seiner Art selbst tyrannisch erscheint, denn das Vorhandensein einer Autorität, die die Macht zur Toleranz hat, ist ein Attentat auf die Denkfreiheit, da sie das, was sie duldet, auch ebensogut nicht dulden könnte“[1]).

Mirabeaus radikale Formulierung verdeckt noch den Tatbestand, dass sich die liberalistische Toleranz nur auf das Denken und Reden, nicht aber auf das Handeln bezieht, vielmehr hier sehr schnell ihre Grenze findet. Diese Grenze der bürgerlichen Toleranzidee kommt bei Kant deutlich zum Ausdruck. Was Kant als Freiheit in der Gesellschaft fordert, ist wesentlich die Freiheit des Gelehrten, als Gelehrter zu schreiben und zu sagen, was er denkt. Ihr entspricht die unbedingte Gehorsamspflicht des Bürgers gegen die gesetzgebende Obrigkeit. „Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanism notwendig, vermittelst dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich bloss passiv verhalten müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt zu räsonnieren ; sondern man muss gehorchen“[2]).

Den Wertrelativismus dieser Toleranzidee zeigt ein Erlass des Nationalkonvents von 1793 : „Der Nationalkonvent .. hindert Euch nicht in Euren Meinungen, stellt Euch keine Gewissensfragen, und das erste Gesetz, das er im Namen des Volkes erlassen hat, dessen Organ er ist, enthält in aller Form die Anerkennung der freien Übung aller Kulte. Übt also unbesorgt die Bräuche, die

---

[1]) Zitiert nach A. Aulard, Politische Geschichte der Französischen Revolution. Übersetzt von v. Oppeln-Bronikowski, München 1924. Bd. I, S. 36.

[2]) Kant, Werke, Ausgabe Cassirer, Berlin 1913, Bd. 4, S. 171. Beantwortung der Frage : Was ist Aufklärung ?

Ihr für gut haltet. Dienet dem Schöpfer der Natur auf Eure Weise. Juden, Christen, Mohammedaner, Schüler des Konfuzius oder Anbeter des grossen Lama, Ihr seid in den Augen eines freien Volkes alle gleich"[1]).

Den hervorragendsten Ausdruck fand die liberale Toleranz in den verschiedenen bürgerlichen Reformbestrebungen. In der Strafrechtsreform war sie bestrebt, den Kriminellen zu erklären, zu entschuldigen und seine Behandlung in den Strafanstalten zu verbessern. Man verstand manche der psychologischen und sozialen Bedingungen seines Handelns und betrachtete ihn als einen Menschen, der ja eigentlich „garnicht so schlimm" ist, dessen Handlungen man irgendwie verstehen kann und über den man deshalb nicht den Stab brechen soll. Aber bei aller Milde und Toleranz dem Verbrecher gegenüber kam die bürgerliche Strafrechtsreform doch nie dazu, den Begriff des Verbrechers prinzipiell aufzuheben. Auch der liberalste Strafrechtsreformer hätte — wenn auch unter allen möglichen Rationalisierungen — wollte seine Tochter einen Defraudanten heiraten, der im Gefängnis gesessen hat, abgelehnt, einen „Verbrecher" zum Schwiegersohn zu haben. Nicht wesentlich anders ist es mit der Schulreform. Man erlaubte den Kindern der bessergestellten gesellschaftlichen Schichten ein grösseres Mass an Freiheit, verzichtete auf Strafen oder spezielle religiöse Unterweisung, aber keineswegs darauf, ihren Charakter im Sinne der grundlegenden Erfordernisse ihrer Klasse zu formen. Streben nach Erfolg, Pflichterfüllung, Respekt vor den Tatsachen waren unabdingbare Erziehungsziele, auch wenn man in vielen einzelnen, aber nicht fundamentalen Dingen ein grosses Mass an Freiheit erlaubte.

Die psychoanalytische Situation ist ein anderer Ausdruck der bürgerlich-liberalistischen Toleranz. Hier soll ein Mensch einem andern gegenüber solche Gedanken und Impulse zum Ausdruck bringen, die im schroffsten Gegensatz zu den gesellschaftlichen Tabus stehen, und der andere soll nicht entrüstet auffahren, keinen moralisierenden Standpunkt einnehmen, sondern objektiv und freundlich bleiben, kurz auf jede beurteilende Einstellung verzichten. Diese Haltung ist nur denkbar auf dem Boden jener allgemeinen Toleranz, wie sie sich im wachsenden Masse im grossstädtischen Bürgertum ausgebildet hat, und tatsächlich sind die Psychoanalytiker fast ausschliesslich Angehörige des grossstädtisch-liberalen Bürgertums, dessen Vertreter wir auch in allen Reformbewegungen treffen. Auch die Toleranz des Psychoana-

---

1) a. a. O., S. 390.

lytikers hat die zwei Seiten, von denen oben gesprochen wurde : einerseits wertet er nicht, steht allen Erscheinungen objektiv und neutral gegenüber, andererseits aber teilt er, wie jedes andere Mitglied seiner Klasse, den Repekt vor den fundamentalen gesellschaftlichen Tabus und empfindet dieselbe Abneigung gegen jeden, der sie verletzt. Es wird ihm gewiss besonders leicht, diese Abneigung aus seinem Bewusstsein zu bannen. Zunächst einmal deshalb, weil ihm garnichts anderes übrig bleibt, wenn er überhaupt eine Praxis ausüben will. Dann aber, weil ein kranker, leidender Mensch zu ihm kommt, der gleichsam mit seiner Neurose die Strafe für seine unsozialen Tendenzen schon erlitten hat. Da nun die verurteilende Einstellung, die auch bei Freud keineswegs fehlt, im wesentlichen unbewusst ist, so ist es schwierig, ihr Vorhandensein nachzuweisen. Die wichtigste Quelle für diesen Nachweis ist das Studium der Persönlichkeit des Analytikers selbst. Ein solcher Versuch ist an dieser Stelle nicht möglich. Immerhin aber erlauben auch die Schriften Freuds eine gewisse Einsicht in den hinter der Toleranz versteckten Respekt vor den gesellschaftlichen Tabus des Bürgertums.

Da Freud in der Verdrängung sexueller Impulse die wichtigste Ursache der neurotischen Erkrankung gesehen hat, ist es der beste Ausgangspunkt, seine Stellung zur bürgerlichen Sexualmoral bzw. zu ihrer Verletzung zu studieren. Gewiss hat Freud eine kritische Stellung zur bürgerlichen Sexualmoral eingenommen. Er hat ferner den Mut gehabt nachzuweisen, dass sexuelle Impulse auch da eine Rolle spielen, wo man bisher ganz andere, „ideale“ Motive gesehen hatte, und selbst da wo, wie beim kleinen Kinde, die Annahme sexueller Motive geradezu ein Sakrileg bedeutete. Seine nichtliberalen Gegner haben ihm dieser Haltung wegen den Vorwurf der Pansexualität gemacht, ja man hat gesagt, er sei der typische Vertreter einer libertinistischen dekadenten Gesellschaftsschicht. Wie steht es aber in Wirklichkeit mit Freuds Haltung zur Sexualmoral ? Gewiss ist er tolerant, und gewiss hat er an der bürgerlichen Sexualmoral die Kritik geübt, dass ihre allzugrosse Strenge häufig zu neurotischen Erkrankungen führt. Aber selbst wo die Kritik an der bürgerlichen Sexualmoral zum Gegenstand wird, in der Arbeit über „Die kulturelle Sexualmoral“[1]), kommt zum Ausdruck, dass seine Haltung kritisch, aber keineswegs prinzipiell von derjenigen seiner Klasse verschieden ist. Freud unterscheidet in diesem Aufsatz drei Kulturstufen : „eine erste, auf welcher die Betätigung des Sexualtriebes auch über die Ziele der

1) Freud, Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität, a. a. O., Bd. V, S. 143 ff. (1908 zuerst veröffentlicht.)

Fortpflanzung hinaus frei ist, eine zweite, in welcher alles im Sexualtrieb unterdrückt ist, bis auf das, was der Fortpflanzung dient, und eine dritte, auf welcher nur die legitime Fortpflanzung zugelassen wird. Dieser dritten Stufe entspricht unsere gegenwärtige ‚kulturelle' Sexualmoral"[1]). Er stellt die Frage : „Erstens, welche Aufgabe die Kulturforderung der dritten Stufe an den Einzelnen stellt, zweitens, ob die zugelassene legitime Sexualbefriedigung eine annehmbare Entschädigung für den sonstigen Verzicht zu bieten vermag, drittens, in welchem Verhältnis die etwaigen Entschädigungen durch diesen Verzicht zu dessen kulturellen Äusserungen stehen"[2]). Auf die erste Frage antwortet Freud : „Was unsere dritte Kulturstufe von dem Einzelnen fordert, ist die Abstinenz bis zur Ehe für beide Geschlechter, die lebenslange Abstinenz für alle solche, die keine legitime Ehe eingehen"[3]). „Die Mehrzahl der unsere Gesellschaft zusammensetzenden Personen" sei „der Aufgabe der Abstinenz konstitutionell nicht gewachsen", den meisten gelingt die Sublimierung ihrer Sexualität nicht; sie „werden neurotisch oder kommen sonst zu Schaden"[4]).

Auf die Frage, ob der Sexualverkehr in legitimer Ehe eine volle Entschädigung für die Einschränkung vor der Ehe bieten kann, gibt Freud eine verneinende, aber recht merkwürdige Antwort. Er weist darauf hin, dass unsere kulturelle Sexualmoral „auch den sexuellen Verkehr in der Ehe selbst beschränkt, indem sie den Eheleuten den Zwang auferlegt, sich mit einer meist sehr geringen Anzahl von Kindererzeugungen zu begnügen. Infolge dieser Rücksicht gibt es befriedigenden sexuellen Verkehr in der Ehe nur durch einige Jahre, natürlich noch mit Abzug der zur Schonung der Frau aus hygienischen Gründen erforderten Zeiten. Nach diesen 3, 4, oder 5 Jahren versagt die Ehe, insofern sie die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse versprochen hat,.. denn alle Mittel, die sich bisher zur Verhütung der Konzeption ergeben haben, verkümmern den sexuellen Genuss, stören die feinere Empfindlichkeit beider Teile oder wirken selbst direkt krankmachend..."[5]). Freud geht hier weit über das hinaus, was er eigentlich sagen will. Seine Absicht ist ja nach seinen eigenen Worten bloss die Kritik an der Sexualmoral der dritten Stufe, der Monogamie. Er will zeigen, dass die Monogamie keine genügende Sexualbefriedigung zulässt, die Nervosität steigert und dass deshalb Grund vorliegt,

---

[1]) a. a. O., S. 152.
[2]) a. a. O., S. 155.
[3]) a. a. O., S. 156.
[4]) a. a. O., S. 156.
[5]) a. a. O., S. 157.

eine Milderung unserer Sexualmoral ins Auge zu fassen. Er begründet aber die Kritik an der Monogamie mit Argumenten, — nämlich der Schädlichkeit der konzeptionsverhütenden Mittel und der Unmöglichkeit unbeschränkter Kinderzahl — die ganz in der gleichen Weise auch für eine von der heutigen abweichende „reformierte" Sexualmoral gelten würde, also speziell für eine Moral, die den vor- und ausserehelichen Sexualverkehr erlaubt. Diese „Fehlleistung" darf man wohl so interpretieren, dass darin jene unbewusste, tief skeptische Haltung zum Ausdruck kommt, die er zur Möglichkeit eines befriedigenden Sexuallebens überhaupt hat. Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man berücksichtigt, dass, wäre ihm entscheidend an der Schaffung von Verhältnissen gelegen, die volle Sexualbefriedigung zulassen, er im Rahmen seiner Argumentation den grössten Nachdruck auf die Möglichkeit der Verbesserung der Methoden zur Konzeptionsverhütung gelegt hätte, statt sich mit der blossen Feststellung ihres bisherigen Versagens zu begnügen. Die gleiche skeptische Haltung drückt sich in seiner Beantwortung der dritten Frage aus. Er erklärt sich „für unfähig, Gewinn und Verlust hier richtig gegeneinander abzuwägen"[1]), gibt aber immerhin zu bedenken, dass die Abstinenz im allgemeinen der Entwicklung eines energischen aktiven Charakters hinderlich ist und leicht zur Ausbildung sexueller Anomalitäten führt. „Man darf wohl die Frage aufwerfen", so schliesst er diesen Aufsatz, „ob unsere ‚kulturelle' Sexualmoral der Opfer wert ist, welche sie uns auferlegt, zumal wenn man sich vom Hedonismus nicht genug freigemacht hat, um nicht ein gewisses Mass von individueller Befriedigung unter die Ziele unserer Kulturentwicklung aufzunehmen. Es ist gewiss nicht Sache des Arztes, selbst mit Reformvorschlägen hervorzutreten; ich meine aber, ich könnte die Dringlichkeit solcher unterstützen, wenn ich die v. Ehrenfels'sche Darstellung der Schädigungen durch unsere ‚kulturelle' Sexualmoral mit dem Hinweis auf deren Bedeutung für die Ausbreitung der modernen Nervosität erweitere"[2]).

Selbst in diesem Aufsatz, der die für Freud radikalste Kritik an der bürgerlichen Sexualmoral darstellt, ist er ein typischer Reformer. Er weist auf die Gefahren hin, die die strikte Sexualmoral mit sich bringt, plädiert für gewisse Erleichterungen, zeigt aber in der tief skeptischen Haltung gegenüber der Möglichkeit adäquater Sexualbefriedigung überhaupt, dass seine Kritik in keiner Weise prinzipiell ist. Zeigt er in diesem Aufsatz immerhin noch Züge eines Kritikers, so nimmt er in einem 4 Jahre später

---

[1]) a. a. O., S. 159.
[2]) a. a. O., S. 167.

geschriebenen Aufsatz, „Über die allgemeinsten Erniedrigungen des Liebeslebens“[1]), eindeutig eine Stellung zugunsten der von ihm sogenannten „kulturellen“ Sexualmoral ein. Er sagt : „Angesichts der in der heutigen Kulturwelt so lebhaften Bestrebungen nach einer Reform des Sexuallebens, ist es nicht überflüssig, daran zu erinnern, dass die psychoanalytische Forschung Tendenzen so wenig kennt wie irgendeine andere. Sie will nichts anderes als Zusammenhänge aufdecken, indem sie Offenkundiges auf Verborgenes zurückführt. Es soll ihr dann recht sein, wenn die Reformen sich ihrer Ermittlungen bedienen, um Vorteilhafteres an Stelle des Schädlichen zu setzen. Sie kann aber nicht vorhersagen, ob andere Institutionen nicht andere, vielleicht schwerere Opfer zur Folge haben müssten.

Die Tatsache, dass die kulturelle Zügelung des Liebeslebens eine allgemeinste Erniedrigung der Sexualobjekte mit sich bringt, mag uns veranlassen, unseren Blick von den Objekten weg auf die Triebe selbst zu lenken. Der Schaden der anfänglichen Versagung des Sexualgenusses äussert sich darin, dass dessen spätere Freigebung in der Ehe nicht mehr voll befriedigend wirkt. Aber auch die uneingeschränkte Sexualfreiheit von Anfang an führt zu keinem besseren Ergebnis. Es ist leicht festzustellen, dass der psychische Wert des Liebesbedürfnisses sofort sinkt, sobald ihm die Befriedigung bequem gemacht wird. Es bedarf eines Hindernisses, um die Libido in die Höhe zu treiben, und wo die natürlichen Widerstände gegen die Befriedigung nicht ausreichen, haben die Menschen zu allen Zeiten konventionelle eingeschaltet, um die Liebe geniessen zu können. Dies gilt für Individuen wie für Völker. In Zeiten, in denen die Liebesbefriedigung keine Schwierigkeiten fand, wie etwa während des Niederganges der antiken Kultur, wurde die Liebe wertlos, das Leben leer, und es bedurfte starker Reaktionsbildungen, um die unentbehrlichen Affektwerte wieder herzustellen. In diesem Zusammenhang kann man behaupten, dass die asketische Strömung des Christentums für die Liebe psychische Wertungen geschaffen hat, die ihr das heidnische Altertum nie verleihen konnte. Zur höchsten Bedeutung gelangte sie bei den asketischen Mönchen, deren Leben fast allein von dem Kampfe gegen die libidinöse Versuchung angefüllt war...“[2]).

Hier wird ein Freud deutlich, der die konventionellen Anschauungen über die Sexualmoral in vollem Masse teilt. Was in dem vorher erwähnten Aufsatz nur zwischen den Zeilen und unbeabsichtigt zum Ausdruck kam, wird hier offen und explizit ausgedrückt.

---

[1]) a. a. O., S. 198 ff.
[2]) a. a. O., S. 207 f.

Dass Freud im Grunde die herrschenden Anschauungen über die Sexualmoral teilt, kommt auch in seinen Theorien über die Entwicklung der Kultur und über die Sublimierung zum Ausdruck. Für ihn ist die Kulturentwicklung der Menschheit bedingt durch einen fortschreitenden Prozess der Triebunterdrückung und Verdrängung. Nicht nur die sogenannten prägenitalen Triebe müssen unterdrückt werden, sondern auch ein Teil der genitalen Sexualität muss den verdrängenden Kräften zum Opfer fallen, damit kulturelle Leistungen möglich sind. Freud kommt zu folgendem, wenn auch mit Einschränkungen versehenen Schlusse : „... So müsste man sich denn vielleicht mit dem Gedanken befreunden, dass eine Ausgleichung der Ansprüche des Sexualtriebes mit den Anforderungen der Kultur überhaupt nicht möglich ist, dass Verzicht und Leiden sowie in weitester Ferne die Gefahr des Erlöschens des Menschengeschlechts infolge seiner Kulturentwicklung nicht abgewendet werden können. Diese trübe Prognose ruht allerdings auf der einzigen Vermutung, dass die kulturelle Unbefriedigung die notwendige Folge gewisser Besonderheiten ist, welche der Sexualtrieb unter dem Drucke der Kultur angenommen hat. Die nämliche Unfähigkeit des Sexualtriebes, völlige Befriedigung zu ergeben, sobald er den ersten Anforderungen der Kultur unterlegen ist, wird aber zur Quelle der grossartigsten Kulturleistungen, welche durch immer weitergehende Sublimierung seiner Triebkomponenten bewerkstelligt werden. Denn welches Motiv hätten die Menschen, sexuelle Triebkräfte anderen Verwendungen zuzuführen, wenn sich aus denselben bei irgendeiner Verteilung volle Lustbefriedigung ergeben hätte ? Sie kämen von dieser Lust nicht wieder los und brächten keinen weiteren Fortschritt zustande. So scheint es, dass sie durch die unausgleichbare Differenz zwischen den Anforderungen der beiden Triebe — des sexuellen und des egoistischen — zu immer höheren Leistungen befähigt werden, allerdings unter einer beständigen Gefährdung, welcher die Schwächeren gegenwärtig in der Form der Neurose unterliegen"[1]).

Die Alternative, die Freud für die Entwicklung der Menschheit stellt, ist, etwas zugespitzt ausgedrückt, die zwischen Kultur und Sexualbefriedigung. Je weiter die Kultur fortschreitet, je höher sie sich entwickelt, desto mehr müssen die Menschen ihre Sexualität unterdrücken, bis, wie Freud einmal meint, die Kulturentwicklung mit Notwendigkeit zum Aussterben der Menschheit führt. Es soll hier nicht die Richtigkeit dieser Theorie einer Prüfung unterzogen werden. Es ist aber klar, dass angesichts der selbst-

[1]) a. a. O., S. 211.

verständlich positiven Bewertung der Kultur eine solche Alternative der Sexualität das Stigma des Kulturfeindlichen und damit Negativen verleiht.

Die Freudsche Theorie von der Sublimierung enthält im Grunde dieselbe skeptische, wenn nicht negative Haltung zur sexuellen Befriedigung. Freud versteht unter Sublimierung die Umwandlung sexueller Energien in solche für kulturelle Leistungen, und für ihn bedeutet Sublimierung eine „Gabe“, welche die, denen sie eigen ist, davor schützt, unter der Verdrängung ihrer Sexualität neurotisch zu erkranken. Er spricht davon, zur Sublimierung bedürfe es des „Talents“[1]). Frauen hätten dieses Talent seltener als Männer, und von vielen Neurotikern könnte man sagen, „dass sie überhaupt nicht erkrankt wären, wenn sie die Kunst, ihre Triebe zu sublimieren, besessen hätten“[2]). Man soll aber in dieser Hinsicht keinen „erzieherischen Ehrgeiz“ haben, der so wenig zweckmässig sei wie der therapeutische. „Das Bestreben, die analytische Behandlung regelmässig zur Triebsublimierung zu verwenden, ist zwar immer lobenswert, aber keineswegs in allen Fällen empfehlenswert“[3]). Auch hier wieder finden wir eine ähnliche Alternative wie die soeben angedeutete zwischen Kultur und Sexualbefriedigung. Der Mensch, der das Talent zur Sublimierung nicht in genügender Weise besitzt, muss sich entscheiden zwischen einer genügenden Sexualbefriedigung und der Neurose, und Freud ist geneigt, unter diesen Umständen die sexuelle Befriedigung vorzuziehen. Aber die Sublimierung wie die Kultur stehen in einem starren Gegensatz zur Sexualität und, wertmässig gesehen, sind sie für Freud zweifellos das Höhere und Überlegene. Freud zeigt hier eine Toleranz, die in manchem an die der katholischen Kirche erinnert. Da so viele Menschen die Gabe zur Sublimierung nicht besitzen und an der Verdrängung ihrer Sexualität erkranken, so soll man ihnen eben ein etwas grösseres Mass an sexueller Freiheit geben. Damit schränkt man allerdings die kulturelle Möglichkeit ein, aber im Gegensatz zwischen Kultur und Neurose gibt es keine befriedigende Lösung, und die Einsicht in die menschliche Schwäche muss zu einer nachsichtigen und verzeihenden Haltung führen. Gerade diese Skepsis gibt Freuds Toleranz eine besondere Note. Man verzichtet auf Wertungen, weil man im Grunde an den Menschen und dem Unglück ihrer Verhältnisse doch nichts ändern kann und man sich begnügen muss, die schlimmsten Schäden wieder gut zu machen. Hier liegt auch ein Grund, warum

[1]) a. a. O., S. 133.
[2]) a. a. O., Bd. V, S. 154.
[3]) a. a. O., S. 66.

Freud und manche seiner Schüler der Analyse eine übertriebene Bedeutung für die Gesellschaft zusprechen. Sie glauben, die Neurose sei bedingt durch den grundsätzlichen Konflikt zwischen der Kultur und den Ansprüchen des Trieblebens, und da man durch keine mögliche Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse diesen Konflikt beseitigen könne, sei das Einzige und Beste, was übrig bliebe, die Opfer der Kultur analytisch zu heilen.

Freuds Haltung äussert sich auch in einer Reihe von Redewendungen deutlich viktorianischer Art. So nennt er das grobsinnliche Verlangen einer Patientin dem Analytiker gegenüber „abstossend" und muss alle Toleranz aufrufen, „um es als natürliches Phänomen gelten zu lassen"[1]). Oder er spricht in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" von den „abscheulichsten Perversionen" und dem „greulichen Erfolg" der zur Perversion führenden Triebregungen. Manche der Perversionen nennt er „unmoralisch"[2]), und das „unkultivierte Durchschnittsweib" bezeichnet er voller Abscheu als zur Perversität neigend, eine Anlage, „die von der prostituierten Dirne berufsmässig ausgebeutet" werde[3]). Allerdings fügt er an dieser Stelle hinzu, die Anlage zur Perversion sei das allgemein „Menschliche und Ursprüngliche", aber dies scheint im Grunde nur wieder ein Zeichen von Menschenverachtung, eine Art psychologischen rationalisierten Dogmas von der Erbsünde zu sein. Die eben zitierte Äusserung über die Frau führt uns zu Freuds entwertender, feindseliger Haltung zur Frau, die nur ein anderer Ausdruck seiner genuss- und sexualfeindlichen Einstellung ist. Die Frau sei weniger zur Sublimierung fähig, habe kein so starkes Über-Ich wie der Mann, neige zur Perversion und sei intellektuell minderwertig, und dies alles in erster Linie nicht aus gesellschaftlichen Gründen, sondern aus anatomisch-biologischen, dem Mangel des männlichen Geschlechtsorgans, das sie ihr ganzes Leben in den verschiedensten Gestalten als Mann, Kind oder Besitz ersatzweise sich anzueignen versuche[4]).

Wir haben aus zwei Gründen die Haltung Freuds zur Sexualität als Beispiel seiner „Toleranz" herausgegriffen. Einmal weil nach seiner eigenen Auffassung die verdrängten sexuellen Regungen zum wichtigsten Verdrängungsmaterial gehören und zweitens weil über die Haltung Freuds zur Sexualmoral noch die ausführlichsten Äusserungen vorliegen. Wie sehr er die konventionellen gesellschaftlichen Tabus, die er selbst bewusst in so entschiedener und

---

[1]) Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung, a. a. O., Bd. VI, S. 73.
[2]) a. a. O.
[3]) a. a. O.
[4]) a. a. O., Bd. VI, S. 89.

theoretisch fruchtbarer Weise kritisiert hat, unbewusst anerkennt, tritt jedoch auch an andern Seiten der psychoanalytischen Technik in Erscheinung. Freud setzt als Ziel der analytischen Theorie die Herstellung der „Arbeits- und Genussfähigkeit“ eines Menschen. Diese Arbeits- und Genussfähigkeit wird im wesentlichen als eine biologische Grösse gesehen, vergleichbar etwa der Gehfähigkeit eines Menschen, dessen verletztes Bein der Arzt wieder herzustellen hat. In Wirklichkeit aber verbirgt sich hinter dieser biologischen Kategorie ein klarer gesellschaftlicher Inhalt. Arbeits- und genussfähig sein, heisst sich verhalten, wie es der bürgerlichen Norm entspricht, heisst, die Ideale der herrschenden Gesellschaft erfüllen und ihre Tabus respektieren. Der Analytiker selbst stellt in diesem Sinn ein Vorbild dar. Er ist der erfolgreiche berufstätige Bürger, und als solcher tritt er dem Patienten gegenüber. Wie sehr Freud bis in jede Einzelheit das kapitalistische Verhalten als das natürliche, gesunde, vom Analytiker zu fordernde ansieht, zeigt eine kleine, aber sehr bezeichnende Einzelheit aus seinen Ratschlägen zur Technik. Wie oben angedeutet, rät er dem Analytiker, zu verlangen, dass der Patient auch dann die ihm verabredungsgemäss gehörenden Stunden bezahle, wenn er durch Krankheit oder andere Dinge daran gehindert sei, zur Analyse zu kommen. Er begründet dies zum Teil damit, dass sich der Widerstand häufig in vorübergehenden Erkrankungen oder andern zufälligen Verhinderungen äussere und dass bei diesem Arrangement solche „Schulkrankheiten“ seltener vorkommen. Dies ist sicher richtig, aber es ist nicht die einzige Begründung, die er gibt. Die andere lautet, dass, wenn der Patient die ausfallende Stunde nicht bezahle, die materielle Existenz des Analytikers durch eine Häufung solcher Ausfälle gefährdet werde. Dass der Analytiker durch das Ausbleiben des Patienten freie Zeit für sich gewinnt, rechnet nicht. Hätte man durch das Ausbleiben eines Patienten freie Zeit, so wäre dies eine Musse, sagt Freud, „deren man sich als Erwerbender zu schämen hätte“[1]). Das Gefühl, dass es eine Schande bedeutet, freie, nicht erwerblich ausgenutzte Zeit zu besitzen, und dass die maximale Ausnutzung der Zeit zum Gelderwerb eine selbstverständliche Forderung sei, ist kennzeichnend für den kapitalistischen Charakter in seiner ausgeprägtesten Form. Freud sieht diese Haltung als eine menschlich natürliche an, die auch für den Analytiker zu fordern sei. Alle Abweichungen von dieser Norm gelten als „neurotisch“. Wenn etwa jemand einer radikalen Partei angehört, gleichviel welcher, so beweist er damit, dass er seinen aus dem

---

[1]) a. a. O., Bd. VI, S. 89.

Oedipuskomplex stammenden Vaterhass noch nicht überwunden hat, wenn jemand eine nach Alter oder sozialer Schicht der bürgerlichen Norm nicht entsprechende Ehe eingeht, oder sich mit Bezug auf Beruf und Karriere nicht in der gesellschaftlich üblichen Weise verhält, ja sogar wenn er der Freudschen Theorie widerspricht, so beweist er eben damit, dass er unanalysierte Komplexe hat und „Widerstände", wenn er dieser Diagnose des Analytikers widerspricht. Es wird hier gewiss nicht bestritten, dass das von der Norm abweichende Verhalten triebhafte und oft unbewusste Quellen haben kann, aber das Gleiche gilt auch für das „normale" Verhalten. Häufig liegen gewiss auch hinter diesen Verhaltungsweisen neurotische Wurzeln, aber das Wesentliche ist, dass es für Freud von vorneherein feststeht, dass das, was der bürgerlichen Norm widerspricht, „neurotisch" ist. Freud und ein Teil seiner Schüler verwenden da psychologische Fachausdrücke, wo andere Mitglieder der gleichen Gesellschaftsschicht ungeschminkt werten. „Neurotisch", „infantil", „unanalysiert" heisst in dieser Sprache schlecht und minderwertig, „Widerstand" heisst hartnäckige Verstocktheit, „Genesungswille" heisst Reue und Wunsch, sich zu bessern. Es ist nur ein besonders prägnantes Beispiel für den eben geschilderten Tatbestand, wenn vor einigen Jahren ein Wiener Analytiker, Eduard Hitschmann, Leiter des Ambulatoriums der Wiener Psychologischen Vereinigung, seinen Ansichten über die Ehe dahingehend Ausdruck gab, dass ein Junggeselle ein gesellschaftlicher Schädling sei, ein Mensch, der pflichtvergessen ein ständiger Bedroher fremder Ehen und damit der ganzen Gesellschaft sei. Diese von Kanzeln und Rednerpulten häufig zu hörenden Ansichten waren aber nicht als moralische Wertungen vorgetragen, sondern als wissenschaftliche Feststellungen, und der erwähnte Aufsatz trug den Titel „Der unbekannte Neurotiker".

Nicht anders verhält es sich mit dem in den letzten Jahren in der analytischen Theorie und Praxis populär gewordenen „Strafbedürfnis". Die Annahme, dass es ein den Triebbedürfnissen analoges biologisch bedingtes Strafbedürfnis gebe, ist nur ein anderer Ausdruck dafür, die Tabus der jeweiligen Gesellschaft für ewige und ihre Verletzungen für notwendig zu sühnende zu halten. Indem Freud die moralischen Forderungen im Über-Ich repräsentiert sein lässt, das er aus dem von ihm für biologisch gegebenen „Oedipuskomplex" ableitet, hat er eine neue psychologische Rationalisierung für eine absolut gedachte Moral geliefert.

Zu dieser allgemeinen Identifizierung mit den Tabus der bürgerlichen Gesellschaft kommt noch ein besonderes Moment. Die bürgerliche Gesellschaft ist durch ihren patriarchalischen oder

patrizentrischen Charakter gekennzeichnet[1]). Die patrizentrische Einstellung sieht als Sinn des Lebens nicht das Glück des Menschen, sondern Pflichterfüllung und Unterordnung unter eine Autorität. Der Anspruch auf Glück und Liebe ist nicht unbedingt; er ist bedingt vom Mass der Pflichterfüllung und Unterwerfung und bedarf auch in dem geringen zugelassenen Mass einer Rechtfertigung durch Leistung und Erfolg. Freud ist ein klassischer Vertreter des patrizentrischen Charaktertyps. Ohne dass wir an diesem Ort darauf im einzelnen eingehen können, sei nur auf folgende Punkte hingewiesen. Einen Ausdruck dieser Haltung sehen wir in dem Umstand, dass die meisten seiner kulturtheoretischen Lehren in einseitiger Weise von dem Konflikt zwischen Vater und Sohn aus konstruiert sind; ein anderer seine versteckte Glücks- und Genussfeindlichkeit, von der oben ausführlicher die Rede war; ein anderer die Tatsache, dass in seiner ganzen Theorie Liebe und Zärtlichkeit nur als den sexuellen Genuss begleitende Gefühle, bzw. als gehemmte Sexualität vorkommen, dass aber eine unabhängig von sexuellen Interessen existierende Menschenliebe nicht Gegenstand seiner Psychologie ist; endlich sein persönliches Verhalten zu seinen Schülern, denen nur die Wahl zwischen völliger Unterordnung oder die Erwartung rücksichtsloser Bekämpfung durch den Lehrer bleibt, was auch seine materiellen Konsequenzen hat.

Das Problem des patrizentrischen Charakters des Analytikers ist von entscheidender Bedeutung für die analytische Therapie. Der Patient braucht vielleicht nichts nötiger für seine Genesung als eine unbedingte Bejahung seiner Ansprüche auf Lebensglück. Er muss bei seiner Behandlung fühlen, dass der Analytiker die menschliche Forderung auf Glück als unabdingbar und unbedingt bejaht. Gerade der in der bürgerlichen Familie durchschnittlich herrschende Mangel einer solchen unbedingten Bejahung, die Grausamkeit, mit der „Feinde" oder „Misserfolg" gleichgesetzt werden und beide als gerechte Strafe auch nur eines Fehltritts angesehen werden, gehören wohl zu den wichtigsten Bedingungen der neurotischen Erkrankungen. Soll einem in dieser Atmosphäre erkrankten Menschen geholfen werden, in dem unbewussten Sektor seiner Triebwelt Klarheit zu schaffen, so bedarf es einer Umgebung, in welcher er der unbedingten, durch nichts zu erschütternden Bejahung seiner Glücksansprüche sicher ist, ja, da der Neurotiker meistens garnicht wagt, sie zu stellen, einer Haltung des Analytikers, die ihn dazu ermutigt. Die patrizentrische Haltung lässt eine solche Atmosphäre nicht aufkommen. Aus ihr ergibt sich eine

[1]) Vgl. zum Folgenden „Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie" in Zeitschrift für Sozialforschung. Jg. III (1934), S. 196 ff.

analytische Situation, deren unausgesprochenen oder zum Teil unbewussten Kern man karikierend etwa folgendermassen ausdrücken kann: „Hier kommst du, Patient, mit allen deinen Sünden. Du bist schlecht gewesen, und deshalb leidest du. Aber man kann dich entschuldigen. Die wichtigsten Gründe für deine Verfehlungen liegen in Ereignissen deiner Kindheit, für die du nicht verantwortlich zu machen bist. Zudem willst du dich ja bessern und zeigst es, indem du zur Analyse kommst und dich meinen Anordnungen fügst. Wenn du dich aber nicht fügst, nicht einsiehst, dass ich mit dem, was ich von dir verlange oder über dich sage, recht habe, dann ist dir nicht zu helfen, und der letzte Ausweg aus deinem Leiden versperrt". Es lässt sich nicht leugnen, dass nicht selten der Mangel an Unterwerfung im Analytiker des patrizentrischen Charaktertyps eine, wenn auch oft unbewusste, Feindseligkeit gegen den Patienten erweckt und dass diese Feindseligkeit nicht nur jeden therapeutischen Erfolg unmöglich macht, sondern eine ernsthafte Gefahr für die seelische Gesundheit des Patienten darstellt. Die eben skizzierte patrizentrisch autoritäre Haltung des Analytikers ist auch bei Freud als solche nicht bewusst; sie ist vielmehr verdeckt durch die typisch liberalistische Tendenz, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen. Wir finden Äusserungen von Freud wie die, „man soll den Patienten nicht zu seinem Leibgut machen". Für die Wirkung aber, die die Haltung des Analytikers auf den Patienten hat, ist nicht die bewusste Einstellung des Analytikers das Entscheidende, sondern die unbewusst autoritäre patrizentrische Haltung, die gewöhnlich hinter der „Toleranz" versteckt ist[1]).

Neben dem von uns bisher beschrittenen Weg, aus den Äusserungen Freuds unmittelbar einen gewissen Einblick in seine Haltung dem Patienten gegenüber zu gewinnen, gibt es noch einen indirekten, nämlich das Studium der zum Teil verstärkten Gegensätze innerhalb der psychoanalytischen Bewegung zwischen Freud und seinem engsten Kreis einerseits und den „oppositionellen" Analytikern andererseits[2]).

---

[1]) Ein besonderes Problem bilden die Fälle, in denen Patienten mit masochistischem Charakter von dem autoritär-patrizentrischen Analytiker analysiert werden. Natürlich sind solche Patienten häufig besonders „gute" Analysanden, deren Triebbedürfnisse gerade durch das autoritäre Verhalten des Analytikers befriedigt werden. Erfolge auf der Basis der masochistischen Ansprüche des Patienten stellen sich zunächst leicht ein. Eine endgültige Heilung und Veränderung der Charakterstruktur ist aber gerade in diesen Fällen umso schwerer.

[2]) Unter „oppositionellen" Analytikern verstehen wir hier solche, welche wie Adler, Jung, Rank und Reich entscheidende Züge der Pyschoanalyse zugunsten der Bildung einer eigenen Schule aufgeben und um eine Fortentwicklung der Theorie bemüht sind.

Typische Repräsentanten dieser oppositionellen Haltung sind zwei kürzlich verstorbene Analytiker, die trotz aller sonstigen Verschiedenheit in den hier zur Diskussion stehenden Punkten viel Gemeinsames aufweisen: Georg Groddeck und Sandor Ferenczi.

Groddeck, eine Persönlichkeit von genialer psychologischer Intuition, war ein Verächter der Wissenschaft. Er gehört seiner Denkart nach zu den romantischen Vorläufern der Psychoanalyse wie Carus und Bachofen, mit denen er auch die rückschrittliche Haltung in gesellschaftlichen Fragen teilt. Über die hier zur Rede stehenden Fragen hat er sich in systematisch theoretischer Form kaum geäussert. Man ist gezwungen, sich an seine halb wissenschaftlichen, halb novellistischen Bücher und an persönliche Eindrücke zu halten. Man erkennt sofort die völlig andere Haltung, die hier zur Sexualmoral und zu allen andern Tabus der bürgerlichen Gesellschaft herrscht, eine Haltung, die bei ihm, ähnlich wie die Kritik der französischen Gegenrevolutionäre an einzelnen Seiten des Bürgertums, aus einer feudalen Einstellung hervorging. Hier spricht ein Mann, der in jedem Satz zeigt, dass für ihn die Sexualität wie alles Triebhafte überhaupt keine Spur des Sündhaften oder Verbotenen an sich hat. Bei ihm fehlt die versteckte Prüderie, die für Freud so typisch ist. Seine Haltung zum Patienten war nicht weich, aber voller Humanität und echter Freundlichkeit. Für ihn war der Patient der Mittelpunkt, und der Analytiker hatte ihm zu dienen. Infolge des Mangels an rationaler und wissenschaftlicher Neigung und Disziplin gibt es keine, die Bedeutung seiner Persönlichkeit auch nur annähernd wiedergebende literarische Hinterlassenschaft. Seine Wirksamkeit war vor allem eine persönliche, und die Entwicklung von Ferenczi, auf dessen Kontroverse mit Freud wir jetzt ausführlicher eingehen, ist nur durch den starken Einfluss, den Groddeck auf ihn ausgeübt hat, zu verstehen.

Ferenczi war voll produktiver Phantasie, gütig, dabei aber im Gegensatz zu Groddeck weich und ängstlich. Sein Leben stand unter dem Einfluss Freuds und Groddecks, und es fehlte ihm die Kraft, zwischen beiden zu wählen. In den letzten Jahren seines Lebens entfernte er sich mehr und mehr von Freud, dessen Eigenart diese theoretische Differenz für einen Menschen wie Ferenczi zur persönlichen Tragödie werden liess. Er wagte nie, sich in offenen Gegensatz zu Freud zu stellen, und je mehr er erkannte, dass ihn seine Anschauung über die Mängel der Freudschen Technik in einen persönlichen Gegensatz zu diesem führen müsste, desto schwieriger wurde seine persönliche Situation. Gerade die Ängstlichkeit Ferenczis, Freud offen entgegenzutreten, bewirkte es, dass er den Gegensatz zwischen Versicherungen der Loyalität versteckt

hat. Demjenigen, der mit der analytischen Literatur nicht näher vertraut ist, mag es bei der Lektüre der Ferenczischen Arbeiten kaum verständlich erscheinen, dass die winzigen Nüancen, in denen Ferenczi seine Abweichung von Freud ausdrückte, den Inhalt eines Konfliktes bilden könnten. Es scheint auch merkwürdig, dass Dinge wie die Forderung, man solle dem Patienten gegenüber ein gewisses Mass an Liebe zeigen, die beinahe selbstverständlich klingen, den Grund zu einem Gegensatz gebildet haben sollen. Aber gerade die Selbstverständlichkeit der Ferenczischen Forderungen und die Geringfügigkeit der in der Diskussion zum Ausdruck gekommenen Differenzen ist geeignet, die Eigenart der Freudschen Position besonders deutlich zum Ausdruck kommen zu lassen.

In einem Vortrag auf dem 10. Internationalen Psychoanalytischen Kongress 1917[1]) wies Ferenczi darauf hin, wie entscheidend wichtig es sei, dass der Patient sich der unbedingten Sympathie des Analytikers sicher fühle. Er sagt : „Eine recht schwierige, allerdings interessante Aufgabe, die meines Erachtens in jedem einzelnen Falle zu bewältigen ist, ist die stufenweise Abtragung jener Widerstände, die in dem mehr oder minder bewussten Zweifel an der Verlässlichkeit des Analytikers bestehen. Unter Verlässlichkeit muss man aber eine Vertrauenswürdigkeit unter allen Umständen verstehen, insbesondere das unerschütterliche Wohlwollen des Analytikers dem Patienten gegenüber, mag sich letzterer in seinem Benehmen und in seinen Äusserungen noch so ungebührlich gebärden. Man könnte tatsächlich von einem unbewussten Versuch des Patienten reden, die Tragfestigkeit der Geduld des Analytikers bezüglich dieses Punktes konsequent und auf die verschiedenste Art auf die Probe zu stellen, und dies nicht nur einmal, sondern zu ungezählten Malen. Die Patienten beobachten dabei die Reaktionsweise des Arztes, mag sie sich in Rede, Geste oder in Stillschweigen manifestieren, aufs scharfsinnigste. Sie analysieren ihn oft mit grossem Geschick. Sie entdecken die leisesten Anzeichen unbewusster Regungen im Analytiker, der diese Analysenversuche mit unerschütterlicher Geduld zu ertragen hat ; eine oft fast übermenschliche Leistung, die aber die Mühe in jedem Falle lohnt. Denn : ist es dem Patienten nicht gelungen, den Analytiker bei irgend einer Unwahrheit oder Entstellung zu ertappen, und kommt der Patient allmählich zur Erkenntnis, dass es wirklich möglich ist, die Objektivität auch dem schlimmsten Kinde gegenüber zu bewahren, lässt sich also beim Arzt keine Tendenz zur Selbstüberhebung feststellen (bei aller Anstrengung, Anzeichen davon zu provozieren),

---

[1]) Veröffentlicht in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. 14, 1928. S. 1 ff.

und muss der Patient zugeben, dass der Arzt willig auch Irrtümer und Unbedachtsamkeiten seinerseits einbekennt, die er gelegentlich begeht, so kann man nicht selten eine mehr oder minder rasche Veränderung im Verhalten des Kranken als Lohn für die nicht geringe Mühe einheimsen"[1]).

In unserem Zusammenhang wichtig ist eine weitere Äusserung Ferenczis in diesem Vortrag. Er sagt, dass nur dann eine Analyse erfolgreich beendet werden kann, wenn der Patient seine Angst vor dem Analytiker verloren hat und ihm gegenüber „Gefühle der Gleichberechtigung" erlangt hat[2]). Aus der gleichen Haltung stammt seine Forderung, den Weisungen des Analytikers an einen Patienten müsse „der Charakter des Befehls"[3]) genommen werden, und seine Ansicht, die Beendigung der Analyse dürfe dem Patienten nicht vom Analytiker gegen dessen Willen aufgezwungen werden.

In einem im gleichen Jahre veröffentlichten anderen Vortrag führt Ferenczi diesen Gedanken fort, wenn er über die Haltung des Analytikers folgendes sagt: „Nichts ist schädlicher in der Analyse als das schulmeisterliche oder auch nur autoritative Auftreten des Arztes. Alle unsere Deutungen müssen eher den Charakter eines Vorschlages denn einer sicheren Behauptung haben, und dies nicht nur, um den Patienten nicht zu reizen, sondern weil wir uns tatsächlich auch irren können... Die Bescheidenheit des Analytikers sei also nicht eine eingelernte Pose, sondern der Ausdruck der Einsicht in die Begrenztheit unseres Wissens"[4]). Im Verfolg dieses Gedankenganges fordert er „mehr als christliche Demut" dem Patienten gegenüber und meint, dass diese zu den schwierigsten Aufgaben der psychoanalytischen Praxis gehöre. „Bringen wir sie aber zustande, so mag uns die Korrektur auch in den verzweifeltsten Fällen gelingen. Ich muss nochmals betonen, dass auch hier nur die wirkliche Gefühlseinstellung hilft; eine nur gemachte Pose wird vom scharfsinnigen Patienten mit Leichtigkeit entlarvt"[5]). Wichtig für Ferenczis Gegensatz zu Freud und allen seinen Versuchen, „das Über-Ich" zu einer dem „Es" ebenbürtigen, biologisch bedingten Instanz zu machen, ist die im gleichen Aufsatz vorgetragene Ansicht über das Schicksal des „Über-Ichs" in der Analyse. „An vielen Orten wurde, unter anderem auch von mir, darauf hingewiesen, dass der Heilungsvorgang zu einem grossen Teil darin besteht, dass der Patient den Analytiker (den neuen Vater) an die

---

1) a. a. O., S. 6 ff.
2) a. a. O., S. 8.
3) a. a. O., S. 8.
4) a. a. O., S. 203.
5) a. a. O., S. 205.

Stelle des in seinem Über-Ich so breiten Raum einnehmenden wirklichen Vaters setzt und nunmehr mit diesem analytischen Über-Ich weiterlebt. Ich leugne nun nicht, dass dieser Prozess in allen Fällen wirklich vor sich geht, gebe auch zu, dass diese Substitution bedeutende therapeutische Erfolge mit sich bringen kann, möchte aber hinzufügen, dass eine wirkliche Charakteranalyse, wenigstens vorübergehend, mit jeder Art von Über-Ich, also auch mit dem des Analytikers, aufzuräumen hat. Schliesslich muss ja der Patient von aller gefühlsmässigen Bindung, soweit sie über die Vernunft und die eigenen libidinösen Tendenzen hinausgeht, frei werden. Nur diese Art Abbau des Über-Ichs überhaupt kann eine radikale Heilung herbeiführen ; Erfolge, die nur in der Substitution des einen Über-Ich durch ein anderes bestehen, müssen noch als Übertragungserfolge bezeichnet werden ; dem Endzweck der Therapie, auch die Übertragung loszuwerden, werden sie gewiss nicht gerecht"[1]). Seine Ängstlichkeit hat Ferenczi verhindert, das Problem in prinzipieller Weise weiter zu verfolgen, und ihn bei einer Kompromissphrase wie „wenigstens vorübergehend" Halt machen lassen. Trotzdem ist der Gegensatz zur Freudschen Position deutlich genug. Als positive Eigenschaft des Analytikers fordert er in diesem Aufsatz „Takt" und „Güte", und er nennt als Beispiel dafür, wie diese Eigenschaft zum Ausdruck kommen müsse, die Fähigkeit zu erkennen, „wann das Schweigen (des Analytikers) ein unnützes Quälen des Patienten ist"[2]).

Zwei Jahre später verfolgt Ferenczi den gleichen Gedankengang in einem auf dem 11. Internationalen Psychoanalytischen Kongress gehaltenen Vortrag über „Fortschritte der psychoanalytischen Technik"[3]).

Hier wagt er schon eine direktere, wenn auch immer noch vorsichtige Kritik an Freuds Technik. Er schildert seine eigene Entwicklung als Psychoanalytiker. Ich konnte mich, sagt er, „des Eindruckes nicht erwehren, dass das Verhältnis zwischen Arzt und Patienten gar zu sehr einem Schüler-Lehrer-Verhältnis ähnlich wurde. Ich kam auch zur Überzeugung, dass die Patienten mit mir höchst unzufrieden waren und sich nur nicht getrauen, sich gegen dieses Lehrhafte und Pedantische in uns offen zu empören. In einer meiner technischen Arbeiten forderte ich denn auch die Kollegen auf, ihre Analysanden zu grösserer Freiheit und freierem Auslebenlassen der Aggressivität dem Arzte gegenüber zu erziehen,

---

[1]) a. a. O., S. 207.
[2]) a. a. O., S. 199.
[3]) Veröffentlicht in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse Bd. 16, 1930, S. 149 ff.

zugleich mahnte ich sie zu etwas grösserer Demut den Patienten gegenüber, zum Einbekennen eventuell begangener Fehler, plädierte für grössere Elastizität, eventuell auch auf Kosten unserer Theorien (die ja doch nicht unwandelbare, wenn auch vorläufig brauchbare Instrumente sind), und konnte schliesslich auch davon berichten, dass die den Patienten gewährte grössere Freiheit der Analyse nicht nur nicht schadet, sondern nach Austobenlassen aller Aggressionen, positive Übertragung und auch positivere Erfolge zeitigt"[1]).

Er schildert dann, wie er im Laufe seiner vieljährigen praktischen analytischen Tätigkeit immer wieder die von Freud gegebenen Ratschläge zur Technik verletzte. Er zwang den Patienten nicht, während der Analyse zu liegen und den Analytiker unsichtbar hinter sich zu haben. Er analysierte auch im Falle, wo der Patient nicht bezahlen konnte. Er verlängerte nicht selten die Stunde um die chokartige Wirkung des plötzlichen Abbrechens zu vermeiden, oder analysierte einen Patienten, wenn nötig, zwei oder mehr Stunden am gleichen Tag. An Stelle des „Prinzips der Versagung", das „manche meiner Kollegen und seinerzeit auch ich mit übermässiger Strenge anwandten"[2]), stellte er nun das „Prinzip der Gewährung" auf, das neben jenem Anwendung finden müsse. Er kritisiert die von Freud geforderte „kühle Objektivität dem Patienten gegenüber", die Formen annehmen könne, welche „dem Patienten unnötige und vermeidbare Schwierigkeiten bereite"[3]); er verlangt, Mittel und Wege zu finden, „freundlich-wohlwollende Haltung während der Analyse dem Patienten begreiflich zu machen". Noch einmal weist er, wenn auch wiederum vorsichtig darauf hin, dass die orthodoxe Technik die Gefahr in sich berge, den Patienten „mehr als unbedingt nötig leiden zu lassen"[4]). Die gleichen Gedanken wiederholt er in dem Festvortrag anlässlich des 75. Geburtstags von Freud 1931 in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung[5]), eingeleitet durch eine Verteidigung Freuds gegen den Vorwurf, „er dränge alle selbständigen Talente aus diesem Kreis heraus, um tyrannisch seinen wissenschaftlichen Willen durchzusetzen"[6]).

Freud hat dem entscheidenden Gegensatz zwischen sich und Ferenczi, allerdings ebenfalls unter einer feinen Nüancierung ver-

---

[1]) Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. 16, 1930, S. 153.
[2]) a. a. O., S. 154.
[3]) a. a. O., S. 156.
[4]) a. a. O., S. 157/158.
[5]) Veröffentlicht in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse. Bd. 17, 1931, S. 161.
[6]) a. a. O., S. 161.

steckt, in seinem Nachruf auf Ferenczi Ausdruck gegeben. Er spricht zunächst von den langen Jahren der „sicheren Zusammengehörigkeit" und gemeinsamen Arbeit und fährt dann fort : „Nach dieser Höhenleistung (der Veröffentlichung des „Versuch einer Genitaltheorie") ereignete es sich, dass der Freund uns langsam entglitt. Von einer Arbeitssaison in Amerika zurückgekehrt, schien er sich immer mehr in einsame Arbeit zurückzuziehen, der doch vorher an allem, was in analytischen Kreisen vorfiel, den lebhaftesten Anteil genommen hatte. Man erfuhr, dass ein einziges Problem sein Interesse mit Beschlag belegt hatte. Das Bedürfnis zu heilen und zu helfen war in ihm übermächtig geworden. Wahrscheinlich hatte er sich Ziele gesteckt, die mit unseren therapeutischen Mitteln heute überhaupt nicht zu erreichen sind. Aus unversiegten affektiven Quellen floss ihm die Überzeugung, dass man bei den Kranken weit mehr ausrichten könnte, wenn man ihnen genug von der Liebe gäbe, nach der sie sich als Kinder gesehnt hatten. Wie das im Rahmen der psychoanalytischen Situation durchführbar sei, wollte er herausfinden, und solange er damit nicht zum Erfolg gekommen war, hielt er sich abseits, wohl auch der Übereinstimmung mit den Freunden nicht mehr sicher. Wohin immer der von ihm eingeschlagene Weg geführt hätte, er konnte ihn nicht mehr zu Ende gehen"[1]).

Freud hat in diesem Nachruf selbst auf den Kern des Gegensatzes hingewiesen. Wie charakteristisch sind seine Formulierungen. Das Bedürfnis zu heilen und zu helfen sei „übermächtig geworden" und aus „unversiegten affektiven Quellen" sei Ferenczi die Überzeugung von der Notwendigkeit der Liebe zum Kranken geflossen. Freud sagt nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, „unversiegbare", und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass Freud mit dem Ausdruck „unversiegte" meint, hier lägen bei Ferenczi infantile, durch die Analyse nicht beseitigte Triebregungen vor.

Der frühe Tod Ferenczis ist ein tragischer Abschluss seines Lebens. Zerrissen von der Angst vor einem Bruch mit Freud und der Einsicht in die Notwendigkeit einer von der Freudschen abweichenden Technik hatte er nicht die innere Kraft, den Weg zu Ende zu gehen. Sein Gegensatz zu Freud ist prinzipiell : der Gegensatz zwischen einer humanen, menschenfreundlichen, das Glück des Analysanden in unbedingter Weise bejahenden Haltung und einer patrizentrisch-autoritären, in der Tiefe menschenfeindlichen „Toleranz".

---

[1]) Gesammelte Werke. Bd. XII, S. 399.

Wir haben versucht, unmittelbar aus den Äusserungen von Freud und mittelbar aus der vorsichtigen Polemik Ferenczis gegen ihn die Eigenart der Freudschen Toleranz darzustellen. Wir wollten zeigen, dass sich hinter der Wertfreiheit und Liberalität eine Haltung verbirgt, die die Tabus der bürgerlichen Moral nicht weniger respektiert und ihre Verletzung nicht weniger verabscheut als die konservativen Mitglieder der gleichen Gesellschaftsschicht. Bietet diese Toleranz eine optimale Bedingung dafür, dass der Patient seinen eigenen Widerstand durchstossen und das verdrängte Material in sein Bewusstsein heben kann? Sicherlich nicht. Mag der Analytiker nach aussen eine noch so freundliche Haltung einnehmen, dabei aber, wenn auch ihm selbst garnicht bewusst, den Patienten verurteilen und ablehnen, das Unbewusste des Patienten wird diese Verurteilung fühlen, und zur mitgebrachten Angst wird sich die in der analytischen Situation produzierte addieren und die Analyse in die Länge ziehen oder gar zum Scheitern verurteilen.

Aber auch die andere Seite der Toleranz, der Relativismus mit Bezug auf alle bewussten Wertungen, ist häufig ein Hindernis für die Analyse. Es gibt neurotische Konflikte, die bis zu einem gewissen Grade moralische Konflikte sind. Häufig verdrängt der Patient aus Angst seine Wahrnehmung, dass es sich um einen moralischen Konflikt handelt, und die psychologische Fachsprache ist sehr geeignet, ihm diese Verdrängung zu erleichtern. Aber ob ihm dieser Charakter des Konflikts bewusst ist oder nicht, ändert wenig. Er hat eine Wahrnehmung davon, dass er etwas tut, was er moralisch verurteilt, und ebenso davon, dass der Analytiker es verurteilt. Wenn der Analytiker betont, dass er nicht wertet, sondern allen Wertfragen neutral gegenübersteht, so unterstützt er nur den Verdrängungsprozess, der die Lösung des Konfliktes erschwert. Wenn er aber umgekehrt dem Patienten sagt: „Sie fühlen, dass dieses Verhalten gemein ist, und ich meine auch, Sie haben damit Recht", so bedeutet dies häufig einen grossen Fortschritt für den Patienten. Man wird hier vielleicht einwenden, dass dieser Gedankengang dem früher Gesagten widerspreche, weil ein solches Werten doch die Angst des Patienten steigern müsse. Dieser Einwand vergisst aber ein Doppeltes: Erstens war die Angst des Freudschen Patienten nicht so sehr dadurch bedingt, dass der Analytiker überhaupt wertete, sondern dass er unbewusst und im Sinn der konventionellen Tabus wertete[1]). Zweitens besteht ein Unterschied zwischen der Verurteilung einer Handlung und der Verurtei-

[1]) Über den Zusammenhang von Wertdogmatismus und Relativismus in der gegenwärtigen Kultur vgl. den Aufsatz „Zum Problem der Wahrheit" in diesem Heft.

lung eines Menschen. Der Patient weiss sehr wohl, gleichviel ob man es ihm sagt oder nicht, dass der Analytiker bestimmte Handlungen verurteilt; doch nicht dies ist es, worauf es ankommt und was er fürchtet. Seine Angst gilt vielmehr der Frage, ob der Analytiker ihn verurteilt, ob er ihn als Person verwirft, ob er seine Sympathie und Hilfe davon abhängig macht, dass der Analysand dieses oder jenes tut oder nicht tut.

Wir haben zu zeigen versucht, dass Freuds „Toleranz" mit der für das grosstädtische liberale Bürgertum typischen Toleranz identisch ist. Es erhebt sich die Frage, welches die Bedingungen sind, die eine andere, eine optimale Wirksamkeit der analytischen Technik begründende Einstellung bewirken. Ferenczi hat gemeint, die gründliche Analyse des Analytikers sei die entscheidende Bedingung für die von ihm geforderte Haltung. „Nichts ist leichter", sagt er, „als unter dem Deckmantel der Versagungsforderung an Patienten und Kinder den eignen uneingestandenen sadistischen Neigungen zu frönen... Meine oft und eindringlich geäusserte Ansicht über die Notwendigkeit einer bis in die tiefsten Tiefen reichenden, zu Beherrschung der eigenen Charaktereigenschaften befähigenden Analyse des Analytikers gewinnt unter diesen neuen schwierigen Verhältnissen eine womöglich noch triftigere Begründung"[1]. So wichtig gewiss die gründliche Analyse des Analytikers aus einer ganzen Reihe von hier nicht näher zu erörternden Gründen ist, so ist sie offensichtlich unzureichend für die Herausbildung jener von Ferenczi geforderten menschenfreundlichen und bejahenden Haltung zum Patienten. Die Tatsache ist unbestreitbar angesichts der grossen Anzahl von Fällen, in denen eine gründliche Analyse eine solche Haltung offenbar nicht geschaffen hat. Gewiss gibt die Analyse Einblick in die verdrängten Triebregungen und zeigt, welche individuellen Erlebnisse und speziell welche Ängste zur Herausbildung der aktuellen Charakterstruktur geführt haben. Sie zeigt auch, welche Ereignisse in der Kindheit zur Herausbildung der „Über-Ich"-Struktur geführt haben. Freud irrt aber, wenn er meint, dass in diesen Kindheitserlebnissen die letzte Ursache für den Inhalt und die Stärke des Über-Ichs zu finden sei. Die Tabus dieser Gesellschaft sind bedingt durch ihre spezifische Struktur und besonders durch die Notwendigkeit der Verinnerlichung der äusseren, über die Majorität der Gesellschaft ausgeübten Gewalt. Die Familie ist nur die „psychologische Agentur" der Gesellschaft. Sie vermittelt dem heranwachsenden Menschen die

---

[1]) Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. Bd. XVI, 1930, S. 163

Ängste, die auf Grund der Struktur der Gesellschaft für sein späteres Fortkommen und seine gesellschaftliche Tauglichkeit notwendig sind. Blosse Einsicht in die individuellen Kindheitsbedingungen der Entstehung der Angst vor der Verletzung der Tabus bedeutet also noch keine Einsicht in die wirklichen und wirksamen Motive. Dies ist nur möglich, wenn man den gesellschaftlichen Charakter der Tabus sieht und sie nicht, wie Freud es tut, für biologisch oder „natürlich" begründet hält. Dazu kommt noch ein weiteres. Der Analytiker hat in der Regel die gleichen Interessen wie die übrigen Mitglieder seiner Gesellschaftsschicht. Diese Interessen führen, psychologisch gesehen, zur Herausbildung der bürgerlich-autoritären Charakterstruktur, wie sie bei Freud vorhanden ist. Die Wirksamkeit der Analyse beruht aber nun gerade darauf, dass die Hemmungen beseitigt werden, die der Verfolgung der Interessen eines Menschen im Wege stehen. Im Durchschnitt wird also die Analyse des Analytikers keineswegs zur Behebung der bürgerlichen Charakterstruktur hinführen, sondern eher zu ihrer Verstärkung. Dies ganz besonders, wenn die Analyse im Sinne Freuds die moralischen Tabus und die Ängste vor ihrer Verletzung als biologisch bedingt und natürlich hinstellt, sei es in der Über-Ich-Theorie, sei es in der Theorie des Todestriebes.

Ein anderes Argument, das häufig angeführt wird, ist, dass man den Patienten nicht verurteilen könne, weil man ja verstehe, wie er zu jenen, an sich verurteilenswerten Regungen gekommen sei. Dieses Argument wurde mit Bezug auf die analytische Situation in ähnlicher Weise verwandt, wie es in der Strafrechtsreform mit Bezug auf die Haltung zum Verbrecher gebraucht wurde. Aber die theoretische Einsicht in die Ursache seines Verhaltens bewirkt noch nicht eine Änderung der eignen Bewertungen, weil diese eben von Interessen bedingt sind. Abgesehen davon aber gilt hierfür dasselbe, was wir mit Bezug auf die Einsicht in die Entstehung des Über-Ichs des Analytikers selbst sagten. Die wirklichen Ursachen für den Respekt des Patienten vor den Tabus und seiner Angst vor ihrer Verletzung liegen eben nicht in seinen individuellen Erlebnissen, sondern in der gesellschaftlichen Struktur. Das Verständnis des Analytikers für seine eigene Triebstruktur wie für die des Patienten hat also seine Grenzen in seinen gesellschaftlichen Interessen und in den von diesen bedingten Gefühlen und Einsichten. Freuds Persönlichkeit und die Eigenart seiner Theorie sind letzten Endes nicht aus individuellen, sondern aus den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen zu begreifen. Auch die Tatsache, dass eine Persönlichkeit wie Ferenczi im Kampf unterlag, hat ihren guten Sinn. Freuds Haltung ist, soziologisch gesehen, die logische. Ferenczi war ein Aussenseiter, im Widerspruch zur grundlegenden

Struktur seiner Klasse, und er war sich seines Widerspruches nicht bewusst.

Das Beispiel Ferenczis zeigt allerdings, dass die Freudsche Haltung nicht bei allen Analytikern gefunden werden muss. Die gesellschaftliche Charakterstruktur ist eine durchschnittliche, und es gibt immer eine Reihe von Individuen, die, wenn sie auch nicht radikal anders sind, so doch eine graduelle Verschiedenheit aufweisen. Die Ursachen für diese Verschiedenheit können mannigfaltige, im individuellen Schicksal des Betreffenden liegende sein. Jedenfalls finden sich unter den Analytikern nicht wenige, die von den oben angedeuteten Vorurteilen Freuds entfernt sind.

Immerhin ist es möglich, eine Haltung zu umreissen, welche das Ziel Freuds, Heilung des Neurotikers durch Aufdeckung des Unbewussten, optimal verwirklicht. Von einem Faktor wurde schon oben gesprochen, von der unbedingten Bejahung des Glücksanspruchs des Patienten. Ein anderer, damit eng verknüpfter, ist die Befreiung der Moral von ihrem tabuistischen Charakter. Dieser tabuistische Charakter ist es, der die Eigenart der bürgerlichen Moralvorschriften ausmacht. Er bewirkt, dass die Moralvorschriften abstrakt und starr sind, dass ihre Verletzung, wie auch immer der konkrete Fall gelagert sein mag, Abscheu und Verachtung hervorruft. Für den illusionslosen Analytiker verliert die Moral ihren fetischistischen Charakter, sie ist weder in Hinblick auf das Jenseits noch mit Bezug auf irdische Klugheit noch auf biologische Notwendigkeiten einer absoluten Begründung fähig. Sie ist vielmehr als eine Lebensäusserung bestimmter Menschen „aus den Bedingungen ihres Entstehens und Vergehens zu begreifen"[1]). Ohne Wertung gibt es überhaupt keine Theorie der Wirklichkeit, aber die Wertsetzungen brauchen nicht mit den Idolen der idealistischen Moral verknüpft zu sein. Das Ziel ist nicht die Erfüllung irgendwelcher ewiger Forderungen, sondern die Verwirklichung der menschlichen Ansprüche auf Glück in ihrer jeweiligen historischen Gestalt.

Welches sind die Konsequenzen dieser Einstellung für das Verhältnis des Analytikers zum Patienten? Der grösste Teil der gesellschaftlichen Tabus, unter deren, wenn auch nur phantasierten Verletzung der Patient leidet, verlieren überhaupt ihren moralischen Charakter und erscheinen als das, was sie sind, als durch die Erfordernisse der Aufrechterhaltung einer bestimmten gesellschaftlichen Struktur und bestimmter Klassenverhältnisse mit ihren

---

[1]) „Materialismus und Moral" in Jahrgang II dieser Zeitschrift, S. 180. Vgl. zum ganzen Problem die Ausführungen dieses Aufsatzes S. 162 ff.

Widersprüchen und mit Drohungen aller Art den Menschen eingebleuten Regeln, die keinen Anspruch auf irgendeine höhere Würde haben. Die illusionslose Anerkennung der historisch berechtigten moralischen Zielsetzungen bewirkt eine Veränderung der Einstellung zum Menschen. Die Affekte des Analytikers, die mit der Verletzung dieser Werte verknüpft sind, sind nicht automatisch und abstrakt. Ihre Existenz mag ihn vor oder während der Analyse zum Bewusstsein führen, dass er auf Grund der Handlungsweise des Patienten nicht jenes Mass an Sympathie und Bejahung für ihn aufbringt, welches die Bedingung zum Erfolg darstellt. Wenn der Analytiker aber einem Menschen gegenübersteht, der in erster Linie leidet und Hilfe sucht, so ist die konkrete Situation eine andere, und trotz der etwaigen Gegensätzlichkeit in Bezug auf bestimmte Werte kann der nichttabuistische Charakter der Moral dem wirklich illusionslosen Analytiker eine freundliche Einstellung ermöglichen.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen : Die Psychoanalyse als Theorie hat die Grundlage gelegt, von der nicht nur Einzelnes zu „übernehmen“ ist, sondern von der die weitere Forschung auf diesen Gebieten ausgehen muss. Als Therapie hat sie zum erstenmal die Möglichkeit tiefgreifender Veränderungen der Trieb- und Charakterstruktur geschaffen. Sie entstand auf der Basis der Toleranz, wie sie sich im grosstädtischen Bürgertum entwickelt hatte. Diese Toleranz mit ihrem Widerspruch von bewusstem Wertrelativismus und unbewusster Bejahung der Tabus der bürgerlichen Gesellschaft, wie wir sie bei Freud und einer Reihe seiner engsten Schüler finden, stellt aber gleichzeitig eine Grenze ihrer therapeutischen Wirksamkeit dar. Denn ein Analytiker, für den die Gebote und Verbote der Gesellschaft, in der er lebt, über deren bedingten Sinn hinaus einen absoluten, tabuistischen Charakter haben, ist nicht geeignet, einem Patienten die Angst vor der — meist nur phantasierten — Übertretung dieser Tabus zu nehmen, eine Angst, die seiner Neurose zugrunde liegt und ohne deren Überwindung keine Heilung möglich ist. Der Analytiker, der diese Freiheit und Offensinnigkeit nicht besitzt, lässt den Patienten trotz aller Objektivität die Erfahrung wiederholen, die er als Kind mit Eltern und Erziehern, und später mit andern ihn bedrängenden Mächten gemacht hat : die Erfahrung einer seine Entwicklung hemmenden Konstellation.

Psychoanalytic Therapy and Its Social Basis.

The result and the duration of an analysis depend on how quickly a patient succeeds in penetrating the resistance which prevents the unconscious data from becoming conscious. In addition to the fears that the patient brings with him into the analysis, the attitude of the analyst is a

factor strengthening or weakening the fears and, therefore, the resistance. It is not primarily relevant here what the analyst says or thinks consciously, but whether he unconsciously accepts the patient and his claim to happiness unconditionally. Freud's attitude towards the patient might be characterized fundamentally as „tolerance". He recommends facing the patient indifferently and coolly. The essay proceeds to demonstrate that this conscious liberalism involves unconsciously a strict repudiation and rejection of those impulses which are tabooed by bourgeois society, especially the sexual ones. Therefore, Freud in his authoritarian and patricentric character must be recognized as a typical representative of a society, which demands obedience and subjection. This attitude creates in the patient, despite its liberalism, new fears which make it more difficult to overcome the resistance and, therefore, blocks the success of the analysis.

The liberal tolerance represents at the same time a conscious relativism towards all values and an unconscious recognition of the taboos of bourgeois society. To utilize the Freudian therapy in the best possible way, it is necessary to connect it with an independent philosophy to accept unconditionally the patient's claim to happiness and eliminating from all valuations the taboos and abstract traits.

Les conditions sociales de la thérapeutique psychoanalytique.

Le succès et la durée de l'analyse dépendent de la rapidité avec laquelle le malade réussit à briser la résistance qui empêche les réalités inconscientes de parvenir à la conscience. Abstraction faite des angoisses avec lesquelles le malade arrive à l'analyse, l'attitude de l'analyste est elle-même un facteur susceptible de renforcer ou au contraire d'affaiblir les angoisses et, par suite, la résistance. Ce qui importe en première ligne ce n'est pas ce que l'analyste dit ou pense consciemment, l'essentiel est de savoir si, inconsciemment aussi, il prend une attitude entièrement favorable à l'égard du malade et de la prétention au bonheur de celui-ci. L'attitude de Freud à l'égard du malade peut être caractérisée d'abord par le mot de „tolérance". Il recommande de ne pas porter de jugements de valeur, d'être indifférent et froid à l'égard du malade. L'article montre que derrière ce libéralisme conscient se cache un refus brutal, une condamnation des désirs qui sont en opposition avec les tabous de la société, spécialement les tabous sexuels. En même temps Freud se révèle un représentant typique de la société actuelle par son caractère autoritaire „patrocentrique" qui réclame obéissance et soumission. Cette attitude, en dépit de son libéralisme conscient, crée au malade de nouvelles angoisses qui augmentent la difficulté de l'effort pour surmonter les résistances et ainsi rendent plus difficile le succès de l'analyse.

La tolérance libérale avec son double visage, relativisme conscient à l'égard de toutes les valeurs et respect inconscient des tabous bourgeois, marque les limites de la thérapeutique analytique. La mise en valeur maximum de la thérapeutique Freudienne ne serait assurée que si elle était liée à une philosophie indépendante. Accepter inconditionnellement l'exigence du bonheur du malade, dépouiller toutes les valeurs de leur caractère tabou et abstrait constitueraient les traits essentiels d'une telle mise en valeur.

Krisenpolitik und Planwirtschaft.

Von
Gerhard Meyer.

Die neueren Nachrichten über die Konjunkturbewegung vor allem in den Vereinigten Staaten geben trotz unzähliger noch nicht überwundener Krisenreste in vielen Ländern und trotz der Labilität der Gesamtlage dazu Anlass, die seit 1929 wütende Krise und Depression selbst als im wesentlichen abgeschlossen zu betrachten. Kein Zweifel, dass diese Krise, wo überhaupt man das moderne wirtschaftliche und gesellschaftliche Gesamtgeschehen als ein einheitliches historisch begreift, als Krise des kapitalistischen Systems selbst erlebt wurde; kein Zweifel auch, dass die wirtschaftliche und gesellschaftlich-politische Struktur aller Länder in starkem Masse durch diese Erschütterung verändert wurde und durch ihre Fernwirkungen noch weiter umgestaltet wird. Aber über Ausmass und „Sinn" dieser Krisen- und Transformationsprozesse herrscht immer noch grosser Streit und noch grössere Unklarheit. Unleugbar ist die theoretische und auch praktische Verwirrung durch das vielfältige Reden von „Planwirtschaft" mit dem charakteristischen Durcheinander von Forderung und Tatsachenfeststellung, mit den tausenderlei organisationstechnischen Rezepten und dem häufigen Mangel an ökonomischen und politischen Kenntnissen nicht unerheblich vermehrt worden. Demgegenüber ist eine saubere, systematische Trennung der Begriffe und Probleme notwendig, denn nach wie vor bergen sich hinter dem Schlagwort Planwirtschaft entscheidende gesellschaftliche Probleme unserer Zeit.

Die folgende Skizze versucht (ohne Vollständigkeit und abschliessende Antworten geben zu wollen), die in dieser Zeitschrift bisher gebrachten Analysen der Krisenwirklichkeit und der Planwirtschaftstheorie im Hinblick auf die speziellen Probleme der heutigen Krisenpolitik zu ergänzen[1]). Auf das reiche krisenge-

---

[1]) Grundlage und Rahmen dieser Betrachtungen werden durch den Aufsatz von Friedrich Pollock, Bemerkungen zur Wirtschaftskrise, Jg. II (1933) dieser Zeitschrift, S. 321 ff., gebildet. — Die begrifflichen Grundlagen finden sich vor allem in dem Beitrag von Kurt Mandelbaum und Gerhard Meyer, Zur Theorie der

schichtliche Material und die eigentliche konjunkturtheoretische Debatte konnte nicht in extenso eingegangen werden, wenngleich überall Hinweise auf die wichtigste Literatur eingefügt sind. Das Ziel der Arbeit ist, dem Betrachter der gegenwärtigen Entwicklungen und Massnahmen die wichtigsten Gesichtspunkte für ihr Verständnis und ihre Beurteilung zu geben. Im folgenden werden Krisenpolitik und „Planwirtschaft" streng geschieden. Die Begründung dafür findet sich in der angeführten früheren Arbeit. Die Darlegungen selbst werden zeigen, dass man sinnvollerweise heute nirgends in der kapitalistischen Welt von echter Planung reden kann. Was tatsächlich geschieht, ist zunächst nur Krisenpolitik : von den wirtschaftspolitischen zentralen Instanzen getroffene Notmassnahmen zur Milderung und Überwindung einer einmal eingetretenen Depression. Die Gründe, Formen und Wirkungen dieser Eingriffe werden im Hauptteil dieses Artikels erörtert. Erst im Schlussteil soll die Problematik der Wirtschaftsplanung im Kapitalismus aufgerollt werden, soweit es für diese bewusst nur einen Teilaspekt der gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation herausarbeitende Skizze erforderlich scheint.

I. Zur Fragestellung[1]).

Schon bei einem flüchtigen Überblick muss viererlei auffallen : es gab und gibt der Zahl und Breite nach viel mehr krisenpolitische Eingriffe als in früheren Krisen ; sie waren und sind in Qualität und Intensität vielfach neu ; sie weisen untereinander erhebliche Unterschiede, ja Gegensätze auf ; und schliesslich : fast alle sind Gegenstand einer weit über das Technisch-Fachliche hinausfüh-

---

Planwirtschaft, Jg. III (1934), S. 230 ff. dieser Zeitschrift. Meinem Freunde K. Mandelbaum habe ich auch für Hilfe bei der vorliegenden Arbeit zu danken.

[1]) Die geschichtlichen „Tatsachen" dieser Depression und insbesondere die krisenpolitischen Massnahmen in den verschiedenen Ländern dürfen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Obwohl ein näheres Eingehen auf Einzelheiten, besonders statistischer Natur, manche Streitfrage erst endgültig klären würde, so muss doch hier aus Raumgründen darauf verzichtet werden. Das wichtigste Material findet man in den Völkerbundsveröffentlichungen, den verschiedenen Berichten des Direktors des Internationalen Arbeitsamts, ferner laufend vor allem im „Economist" und den Wochenberichten des Instituts für Konjunkturforschung. Vgl. auch R. Lewinsohn, Geschichte der Krise, Leipzig-Wien 1934 ; ferner E. Varga, Die grosse Krise und ihre politischen Folgen, Moskau-Leningrad 1934. Verarbeitungen des krisenpolitischen Materials vor allem bei F. Machlup, Führer durch die Krisenpolitik, Wien 1934 (extrem liberal), auch Robbins, The Great Depression, London 1934 gehört hierher. Ferner (sozialistisch) André Philip, La crise et l'économie dirigée, Paris 1935, und schliesslich für Einzelanalysen, E. Wagemann, Zwischenbilanz der Krisenpolitik, Berlin 1935. Für die Vorkrisen- und anfängliche Krisenzeit vgl. insbesondere Salter, Hansen usw. — Die genannten Werke haben einen internationalen Aspekt.

renden politischen Auseinandersetzung geworden. Um sich in diesem — in der Situation selbst liegenden — Gewirr zurechtzufinden, muss man einige Typen bilden (im Grunde wäre eine vollständige Systematik aller denkbaren, nicht nur der historisch relevanten Massnahmen erforderlich, weil auch das Nichtauftreten eines „Eingriffes" belangreich und erklärenswert sein kann) und einige wenige Hauptfragen in den Vordergrund rücken. Je besser dies beides gelingt, desto leichter kann man die wirkliche Kompliziertheit der Antworten erblicken und voreilige Generalisierungen vermeiden.

Drei Fragen müssen möglichst geklärt werden : der Grad der Zwangsläufigkeit der einen oder der anderen Massnahme, ihre theoretisch hypothetischen Erfolgschancen und ihre tatsächlichen Wirkungen (einschliesslich der wahrscheinlichen Fernwirkungen). Besonders die erste Frage ist schwierig zu beantworten. Gar zu leicht neigt man z. B. dazu, eine eindeutig erfolglose oder — nach weithin akzeptierten rationalen Masstäben beurteilt — offen schädliche Politik auch als unnötig und vermeidlich anzusehen. Die Angriffe gegen alle Arten von Interventionismus, z. B. von liberaler Seite, ruhen ausdrücklich auf der Voraussetzung, dass alles Geschehene nur Folge von Uneinsichtigkeit und falschen Idealen sei, die durch eine kraftvolle liberalistische Lehre und Werbung hätten überwunden werden können und vielleicht auch noch überwindbar seien. Als ob nicht auch und gerade weitgehend die „actions non-logiques" aus der objektiven Situation her eine grosse Zwangsläufigkeit besässen — von der Fraglichkeit der These, die „interventionistischen" Zwischenziele und Methoden seien generell irrational, ganz abgesehen. Andererseits wird auch leicht der Zwangscharakter der einen oder anderen Methode übertrieben : in den meisten Ländern gab es einen gewissen Spielraum für die Krisenpolitik, und manche Eingriffe sind in ihrer speziellen Anwendung recht zufälliger Natur gewesen (besonders in U. S. A.). Eine entsprechende Reserve ist bei dem „Erfolgsindex" einer Krisenpolitik am Platz : die Tatsache, dass z. B. England mit vergleichsweise wenig krisenpolitischem Aktivismus die Krise einigermassen rasch und gut überwunden hat, beweist noch nicht, dass die englische Methode allein und immer anwendbar und erfolgreich ist. Diese Komplikation wird noch verstärkt, wenn man bedenkt, dass die in einer bestimmten Situation eingeschlagene oder geforderte Politik in ihrer Zielsetzung meist garnicht so eindeutig ist, wie man zunächst annehmen möchte. Ohne ein kritisches Verständnis der jeweiligen Zielsetzung ist aber eine Massnahme kaum je ausreichend zu kritisieren. Gewiss werden manche Zielsetzungen implizit schon dadurch als illusorisch erwiesen, dass man die

für sie angewandte Methode und alle für sie alternativ in Betracht kommenden als in sich falsch oder in einem bestimmten Milieu unanwendbar nachweist. (Viele Beispiele aus der Agrarpolitik gehören wohl hierher.) Auch in diesem Fall wäre immer noch festzustellen, ob das (an sich „unvernünftige") Ziel bzw. Teilziel, z. B. die Wiederherstellung der Relation von Agrar- und Industriepreisen von 1926 für U. S. A., nicht doch soziologisch-politisch „notwendig" war.

In den meisten Fällen aber liegen die Verhältnisse noch komplizierter : auch wenn wir die Massnahmen unter den Gesichtspunkten Krisenüberwindung, Beseitigung der Arbeitslosigkeit usw. diskutieren können, so darf man doch nicht übersehen, dass es eine in diesem Sinne absolut „neutrale" Krisenpolitik nie gegeben hat und im Kapitalismus (selbst in Notzeiten) nicht geben kann : stets sind mit dem krisenpolitischen Hauptziel systempolitische Nebenziele oder Bedingungen verbunden (bzw. mehr oder minder bewusst in Kauf genommen), die bei Alternativlösungen oft erst den Ausschlag geben. Je nach dem Grad, in dem eine Regierung von Unternehmern beherrscht wird oder Rücksicht auf andere Schichten nehmen muss, wird eine Krisenpolitik verschieden ausfallen ; selbst wo tatsächlich gemeinsame Interessen sich durchsetzen, hat das Ergebnis einen (für die Beurteilung wichtigen) Kompromisscharakter mit Widersprüchen und Halbheiten. Aber auch innerhalb einer eindeutig auf Besitzinteressen orientierten Krisenpolitik kann man sehr deutlich eine Differenz hinsichtlich der Forderungen feststellen, bzw. einen Konflikt zwischen zwei als gleich wichtig erachteten Zielsetzungen beobachten : den zwischen Nahziel und Fern- bzw. Dauerziel. Wenn man nicht nur unmittelbare „Tageskrisenpolitik" treibt, wird man meistens die Krisenpolitik mit einer „Struktur"politik verknüpfen. Den interessantesten Fall bildet wohl der Streit in U. S. A. über „Reform versus Recovery". Es ist schwierig, zu entscheiden, ob die jeweiligen Zielkonstellationen „notwendig" waren oder nicht. Meist muss man sie vorläufig als Datum hinnehmen und dann untersuchen : welche Methoden „adäquat" und „zweckmässig" gewesen wären, welche tatsächlich angewandt worden sind und welche Erfolge dieser oder jener Methode und diesem oder jenem Haupt- oder Nebenziel zuzurechnen sind. Die entscheidenden soziologischen Probleme beginnen erst nach der Lösung dieser Fragen, wenn man die jeweiligen Aufgabenstellungen und die Wahl der Methoden einer bestimmten Krisenpolitik auf objektive ökonomische und allgemein politisch-gesellschaftliche Faktoren zurückführt. In diesem Zusammenhang wäre dann auch die Frage zu prüfen, wie die Lasten der Krisenpolitik auf die verschiedenen sozialen Gruppen ver-

teilt sind und warum die Verteilung so und nicht anders zustandegekommen ist.

II. Die Prämissen der krisenpolitischen „Eingriffe".

Die Disposition zu krisenpolitischer Aktivität überhaupt und zu einzelnen der Intensität nach verschiedenen Spielarten wird bestimmt durch vier Faktoren : die Bedrohlichkeit der wirtschaftlichen Lage, die institutionelle Struktur des betreffenden Wirtschaftsgebiets, die Entschlossenheit und Kraft der verschiedenen Gesellschaftsschichten zur Durchsetzung ihrer Interessen mittels krisenpolitischer Massnahmen und schliesslich die politische Organisation eines Landes[1]).

1. Die Schärfe der Depression.

Sie ist der wichtigste und meist der entscheidende Anlass zu krisenpolitischen Eingriffen. Eine absolut passive Haltung muss, je schärfer die Krise in einem Lande ist oder wird, wie ein ökonomischer oder wenigstens politischer Selbstmord wirken. Man brauchte sich bei diesem Tatbestand und seinen Konsequenzen[2]) kaum aufzuhalten, wenn nicht gerade an diesem Punkt ein entscheidender liberaler Einwand einsetzte : die Schwere der Krise (ja vielleicht diese selber) sei nur eine Folge „politischer" Eingriffe in den kapitalistischen Mechanismus vor und während der Depression. Wenn also überhaupt jetzt politische Eingriffe „notwendig" seien, so nur liberale, die „freie Verkehrswirtschaft" und den „Krisenautomatismus" wiederherstellende. Demgegenüber ist ganz generell zuzugeben : die Krise ist durch „politische" Faktoren : Krieg, Nachkriegspolitik und Wirtschaftspolitik vor und während der Depression in manchen Fällen verschärft worden, die Krisenwiderstandsfähigkeit und die Selbstheilungskräfte sind geschwächt worden, in vielen anderen Hinsichten ist das Ergebnis der Krisenpolitik mindestens gleich null gewesen. Aber abgesehen davon, dass das nicht für alle Fälle gilt, abgesehen davon, dass auch der Anti-Interventionismus heute weithin institutionell eine Art von massivem „Interventionismus" darstellt und als solcher den „natürlichen" Verlauf seinerseits von neuem zu stören vermag —

---

[1]) Diese Unterscheidung schliesst nicht aus, dass die aufgezählten Faktoren untereinander eng verknüpft sind, gerade das ist mit ein thema probandum ; weiterhin handelt es sich nur um verschiedene Aspekte eines einheitlichen Prozesses : die Unterscheidung rechtfertigt sich aber, insofern doch gewisse Diskrepanzen denkbar und auch vorhanden sind und insofern ein allzu grosser „Nenner" häufig zu voreiligen Schlüssen verleitet.

[2]) Vgl. hierzu vor allem den zitierten Aufsatz von Pollock.

bleibt dennoch der Tatbestand, dass überall die Schärfe der Krise, wie auch immer verursacht, zu weiteren Eingriffen drängt und dass eine Umkehr auf diesem Wege, solange der Krisendruck nicht nachlässt, den Bestand der kapitalistischen Ordnung in Frage stellt.

Aber es handelt sich ja auch heute garnicht bloss um eine rein „politische“ (umkehrbare oder nicht umkehrbare) Krisenverschärfung. Vielmehr gibt es sehr wohl primär ökonomische Gründe; sie sind trotz allem sogar die entscheidenden[1]).

Worin besteht der „normale“ Krisenmechanismus, auf dessen Versagen sich jede aktive Krisenpolitik zu berufen pflegt? Ein ausführliches Eingehen auf die Theorie der Konjunkturen und speziell der Depression ist an dieser Stelle unnötig. Es mögen folgende Hinweise genügen. Wenn einmal eine Krise begonnen hat, so setzen unter Voraussetzung aller kapitalistischen Institutionen gleichzeitig, ineinander verschränkt, zwei Prozesse ein: ein Anpassungsprozess, der meist mit dem beschönigenden Namen „Reinigungskrise“ bezeichnet wird und der eine Vernichtung von unrentablen Betrieben, Kapitalherabsetzungen, Lohnsenkungen, erhöhte Arbeitsleistungen, schliesslich organ satorische technische Fortschritte in sich schliesst und am Ende durch eine Geldmarktfülle mit Leihzinssenkung, die allmählich auch auf den Kapitalmarkt übergreift, gekennzeichnet ist. Damit ist allerdings nie ein statisches Gleichgewicht erreicht, wohl aber die Disposition für neue Aufschwungkräfte „exogener“ Natur: technische Fortschritte und Erschliessung neuer Märkte. In einem etwas weiteren Sinne sind die exogenen Faktoren durchaus systemimmanent; die Depression massiert technische Fortschritte, insbesondere in der Form der stark kapitalintensiven Rationalisierung, und schafft damit nicht nur die Voraussetzung, sondern auch die Triebkräfte einer neuen Dynamik auf höherer Stufe. Je weiter aber der Kapitalismus fortschreitet, desto stärker macht sich gleichzeitig, sozusagen mit dem Anpassungsprozess um die Wette laufend, ihn hinauszögernd und gleichzeitig durch ihn gesteigert, ein kumulativer, lawinenartiger Auslösungsprozess geltend, der durch eine fortschreitende Kaufkraftschrumpfung und durch immer weitere Produktionseinstellungen und Arbeiterentlassungen gekennzeichnet ist. Auch in früheren Krisen war dieses Moment schon vorhanden, (ohne das oft eine sehr rasche Krisenerholung möglich gewesen wäre),

---

[1]) Die „politischen“ Momente, teils verschärfender, teils mildernder Natur sind eher Funktion als Ursache der wirtschaftlichen Entwicklung; zumindest hat man das Verhältnis beider Gruppen als das einer strukturellen Wechselwirkung aufzufassen, ohne einen gewissen Spielraum für Sonderentwicklungen und -gesetzlichkeiten der „ökonomischen“ und der „politischen“ Sphäre leugnen zu müssen.

dieses Mal war es weithin das beherrschende[1]). Es handelt sich darum, dass sich im Verlauf der Krise ein „lag" zwischen Produktionspreisen und Kosten herausbildet. Weitere drohende Verluste halten die Unternehmer von Reinvestition der Erlöse und Neuinvestition der etwa durch Lohnersparung gewonnenen Kaufkraft ab usw., bis schliesslich die „saving-investment"-Relation sich doch umkehrt. Es kommt darauf an, ob dieser „lag" der Kostenfaktoren abgeschwächt werden kann und ob neue Investitionstendenzen rasch angeregt werden — automatisch oder durch „Ankurbelung" (was beides ein ausreichendes, aber wiederum auch nicht übertriebenes Ausmass von „Reinigung" voraussetzt).

In diesem Punkt nun setzt der Hinweis auf die „Immobilität" des modernen Wirtschaftsmechanismus ein. Liberale Autoren denken dabei nur an Löhne und allenfalls an Kartellpreise, insbesondere von Rohstoffen. Es entsteht dann die Frage (faktisch das Dilemma), ob man die relative „Starrheit" dieser Kostenfaktoren brechen oder aber unter Anerkennung jener Starrheit andere Elemente des Kreislaufs attackieren soll. Wir verschieben die Diskussion der fraglichen Methoden ; es muss aber hinzugefügt werden, dass in manchen Ländern (z. B. U. S. A.) die relative Starrheit der nichtagrarischen Rohstoffpreise und vor allem der Kapitalverpflichtungen ein weit wichtigerer Faktor war als die Lohnstarre. Die Preispolitik der Kartelle (die zum Teil nicht einmal monopolistisch gesehen rationell war) hat die Krise erschwert, die Arbeitslosigkeit vermehrt und die Bereinigungskrise vielfach verfälscht. Aber nicht nur die eigentliche Kartellpolitik ist hier heranzuziehen : das Bestehen von Grossunternehmen mit beschränkter Konkurrenz allein erzeugt schon schwere, die Krisenüberwindung hemmende Friktionen. Damit stossen wir auf die grundlegende technisch-ökonomische Entwicklungstendenz, die ja auch wie oft ausgeführt die „ökonomische" Grundlage der

---

[1]) Eine theoretische Zusammenfassung beider Prozesse findet sich in der Anwendung der modernen „saving-investment"-Formulierung des Konjunkturproblems auf die Depression, die mit ihrer Herausarbeitung speziell der kumulativen Elemente der jeweiligen Konjunkturphase von nahezu allen Konjunkturtheorien übernommen werden kann. — Zur Theorie der „sekundären Deflation" sei vor allem auf die Arbeiten von Keynes und Ohlin hingewiesen. — Die terminologischen Schwierigkeiten, die sich insbesondere an Keynes neue Begriffsbildung angeschlossen haben, dürften jetzt überwunden sein. Die Durbinsche und auch die Robertsonsche Formulierung (gegen die D. letzthin wohl nicht ganz mit Recht eine Teilpolemik führte) dürften den Sachverhalt am besten fassen. Vgl. insbesondere E. F. M. Durbin, The Problem of Credit Policy, London 1935. Hayek verharmlost die kumulativen Tendenzen des Deflationsprozesses in der Depression (im Unterschied zu seiner Aufschwungstheorie) ganz auffällig, worauf schon viele Kritiker hingewiesen haben, teils aus berechtigter Abwehr gegen inflationistische Tendenzen, teils aus einer offen liberalistischen Voreingenommenheit heraus.

Monopole bildet : die Konzentrationstendenz, die kaum in nennenswertem Masse modifizierbar ist und insofern eine Grundtatsache darstellt, an der allein schon alle Versuche einer liberalistischen Wirtschaftspolitik immer wieder scheitern müssen. Mit der Tendenz zu grossen Einheiten, die sowohl eine Vermehrung der krisenauslösenden Momente wie auch eine Schwächung und Verlangsamung des Heilungsprozesses bedeutet, verknüpft sich die im engeren Sinne technische Immobilität des grossbetrieblichen Kapitals : insbesondere die stetig grössere physische Lebensdauer der Anlagen zwingt nicht nur zu den Methoden der Kapitalsicherung und Verlangsamung von notwendigen Umstellungen, sondern bedeutet auch eine Verstärkung der Intensität aller Konjunkturbewegungen. Die besonders starke neue Kapitalausrüstung in der letzten Aufschwungsperiode, zusammen mit der starken Dauerkonsumgüterproduktion (z. B. Automobile) verhindert, da der Ersatz aufschiebbar ist und der Kapitalwert normalerweise nur langsam amortisiert werden kann, längere Zeit den konjunkturell besonders wichtigen Aufschwung der Kapitalgüterindustrien[1]). Insofern die Aufschwungsdynamik durch ein „elastisches" Kreditsystem unterstützt oder erst ermöglicht wurde, ist auch dieses Element eine Voraussetzung der heutigen Krise (wobei die Frage offen bleiben muss, inwieweit es sich hierbei jeweils um notwendige Prozesse und Institutionen handelt). Auch die ausserordentliche aussen- (und teilweise auch innen-) politische Unsicherheit vor und während der Depression wirkt verschärfend auf diese zurück, ebenso wie umgekehrt die Krise die politische Unsicherheit erst recht offenbarte und verstärkte. Schliesslich ist als verstärkender Faktor noch das Zusammentreffen der internationalen Agrarkrise mit der industriellen Depression zu erwähnen[2]).

---

[1]) Vgl. hierzu vor allem John Maurice Clark, Strategic Factors in the Business Cycle, und D. H. Robertson, Industrial Fluctuations, London 1914, sowie desselben Beitrag zur Spiethoff-Festschrift : „Der Stand und die nächste Zukunft der Konjunkturforschung", München 1933, S. 238 ff.

[2]) Vielleicht spricht man heute besser von einer Ausbreitung der allgemeinen industriellen Krise auf die „Agrarindustrie" als von einer speziellen Agrarkrise. Die Besonderheit der „Agrarkrise" besteht dann nur in der Intensität der Überproduktion in einer technisch besonders revolutionierten Sphäre mit unelastischer Nachfrage und gleichzeitigen Tendenzen zur Absatzverengerung, in der Übersteigerung dieser Überproduktion durch Valorisationsversuche und schliesslich in der paradoxen Angebotsstruktur der halbkapitalistischen Farmer, die zwar auf Preisveränderungen einzelner Produkte „positiv" reagieren, hinsichtlich des Gesamtangebots aller Produkte aber, mindestens in Notzeiten, eher negativ reagieren, d. h. bei Einkommensverminderung Leistung und Produkt eher vermehren. Der „Agrarkrise" ist von vielen Autoren in der Erklärung dieser Krise eine übertriebene Bedeutung beigemessen worden, insbesondere von den sogen. „Agrarkaufkrafttheorien". Vgl. hierzu : Ohlin, Ungelöste Probleme der Weltwirtschaftskrise, Weltwirtschaftliches Archiv 1932. Richtig ist darin, abgesehen von den oben erwähnten Ungleichgewichtsmomenten, dass vermutlich

Diese Übersicht über die Faktoren, die der jetzigen Krise ihre besondere Intensität verliehen und dadurch mehr oder minder zwangsläufig zu Staatseingriffen führten, enthält schon gewisse Hinweise auf die Differenzierung dieser Dringlichkeit je nach den Phasen der Depression und je nach den einzelnen Ländern. Was das erste Element anlangt, so wird in der Anfangsphase der Depression, wenn überhaupt, so wohl im wesentlichen nur eine Ermutigungs- und allenfalls eine gewisse Stützungspolitik versucht werden, so als ob es sich eigentlich garnicht um eine ernsthafte Störung handele. In der folgenden Phase der offenbaren Krise wird vorwiegend eine Bereitschaft zu Bereinigungsmassnahmen und allenfalls zu Bankstützungen anzutreffen sein. In der folgenden, länger dauernden Phase der sekundären Deflation, in der auch die politischen Spannungen sich sehr verschärfen, werden die Tendenzen zu intensiven Eingriffen immer mehr anschwellen und sich immer mehr durchsetzen, um, je nach Erfolg, schliesslich wieder abzuebben. In den einzelnen Wirtschaftsgebieten hat aus einer ganzen Reihe von Gründen die Krise in Ausmass und Tempo sehr verschieden stark gewütet[1]).

---

heute Agrarkaufkraft etwas weniger „gehortet" worden wäre als eigentliche Unternehmererlöse und dass der Zusammenbruch von Agrarbanken und Währungssystemen von Agrarländern besondere Rückwirkungen auf den Kreditmechanismus hatte. Im übrigen aber ist die Landwirtschaft prinzipiell nicht anders als die Industrie ebenso Objekt wie Subjekt der Krise, nur beides intensiver als sonst. Insofern dieses neue Element, zumal es sich um ein Massenphänomen handelt, besonders eindringlich wirkte, musste es die Disposition zur Bekämpfung der Gesamtkrise und der landwirtschaftlichen Partialkrise nicht unerheblich verstärken.

[1]) Ceteris paribus musste die Notwendigkeit zu aktiver Krisenpolitik am grössten in den am heftigsten betroffenen hochkapitalistischen Ländern sein, in U. S. A. und Deutschland. Frankreich dagegen trat erst später und mit gewissen Reserven in die Krise ein. Erst seit 1934 verschärfte sich auch die Lage in Frankreich, teils in Auswirkung der Krisenpolitik anderer Länder, teils infolge der relativen Passivität, d. h. deflationistischen und protektionistischen Tendenz der französischen Wirtschaftspolitik, teils auch aus politischen Ursachen. Damit ist auch hier die Dringlichkeit radikaler Massnahmen in der einen oder anderen Richtung erheblich gestiegen. England endlich war weit weniger als andere Länder von dem Aufschwung vor 1929 erfasst, und infolgedessen wurde es auch weit weniger in den Absturz hineingezogen. Seine Krise ist (bezw. war) weit mehr eine „Strukturkrise" als eine konjunkturelle : primär eine Folge der zu hohen Pfundstabilisierung 1925 mit den darauf folgenden depressiven Tendenzen (angesichts der Starre der Kostenfaktoren), sekundär eine Folge von Strukturveränderungen der Weltwirtschaft (Industrialisierung der neukapitalistischen Länder), die speziell England trafen und zu Umstellungen und Rationalisierungen zwangen. Diese Strukturkrise wird auf der Grundlage einer durch die Gewerkschaftspolitik zweifellos noch verstärkten Dauerarbeitslosigkeit in einem allmählichen, durch die Pfundentwertung allerdings intensivierten Anpassungsprozess überwunden. Die dringliche Aufgabe einer Krisenpolitik war hier demgemäss, rein ökonomisch betrachtet, weit mehr eine Überwindung dieser langdauernden „Friktionen" als aktueller Krisennotstände, von der Bankkrise 1931 abgesehen. Damit erklärt sich zum guten Teil der relative (in vielen Darstellungen allerdings sehr übertriebene) Konservatismus der englischen Krisenmassnahmen.

2. Struktur und Grad der Organisiertheit der Wirtschaft.

Neben dem verschieden hohen Druck des Krisenprozesses im engeren Sinn, der sich in der Zahl der Arbeitslosen, der Dauer der individuellen Arbeitslosigkeit, der Bedrohung des Staatsbudgets und der Zahl der Konkurse manifestiert, wirkt auch die Struktur einer Wirtschaft, der Grad ihrer Organisiertheit und der Verflechtung von Staat und Wirtschaft als eine wesentliche Prämisse der heutigen Krisenpolitik. Wir haben dieses Moment schon als einen der Faktoren erwähnt, die dem Zweck nach ebenso sehr Krisen bekämpfen sollen, wie sie tatsächlich Krisen verursachen und verschärfen. Bis zu einem gewissen Grad handelt es sich aber auch hier um ein selbständiges Element. Selbst wenn z. B. die deutsche Krise nicht erheblich schärfer gewesen wäre als die französische, wäre vermutlich die Bereitschaft zum Kriseninterventionismus grösser gewesen, allein schon weil der dazu nötige Apparat und die entsprechende Mentalität stärker vorgebildet waren. Hierbei ist vor allem auf den Zusammenhang von Monopolen-Protektionismus-ökonomischem Nationalismus-Imperialismus hinzuweisen, wobei Interessen und ausserökonomische Triebkräfte unlösbar verschmelzen, so dass auch der klare Nachweis einer Schädlichkeit des Protektionismus für die eine oder andere oder die Mehrzahl aller Wirtschaftsgruppen nicht viel ändern kann. Mit der Verflechtung von Staat und organisierter Wirtschaft ist eine besondere Interessiertheit auch des Staatsapparates an der Krisenpolitik überhaupt begründet; als Verwaltungs- und Kontrollapparat, als Käufer und Fiskus wird er immer wieder zu konkreten Regulierungen und Eingriffen gezwungen. Wie der Merkantilismus für den Frühkapitalismus, so ist dieser (demokratisch ausserordentlich breit verwurzelte) Interventionismus geradezu *die* „natürliche" Wirtschaftspolitik in hochkapitalistischen Staaten. Eine liberale, insbesondere freihändlerische Verhaltensweise ist demgegenüber „anormal" und erklärungsbedürftig. Über den Grad des Interventionismus ist damit noch nichts gesagt: sicherlich ist seine heutige „strukturelle" Intensität übersteigert und ebenso rückbildungsbedürftig wie -fähig. Aber das ändert nichts an der Zwangsläufigkeit des besonders in Krisenzeiten gültigen Satzes: Wer da Interventionismus hat, dem wird Interventionismus gegeben — auch gegen sein „Interesse". Wie der eine Staatseingriff den anderen, die eine „Organisierung" die andere, der eine Protektionismus den anderen hochzüchtet, dafür liefert die Geschichte des Welthandels in der Krise und innenwirtschaftlich auch das Verhältnis von monopolisierter Industrie und Landwirtschaft in U. S. A. frappante Beispiele. Die Antinomie zwischen wirtschaft-

licher Dynamik und partiellen, aber zwangsläufig auch politisch mächtigen „vested interests“, die um Schutz und Vorsprung ringen, ist aus der Entwicklung des modernen Kapitalismus nicht fortzudenken. Die Krisen sind stets der Zeitpunkt, wo diese Tendenz vorstösst und wo sie Nahrung erhält. In solchen Zeiten wird daher, oft übermässig, auch stets bisher Versäumtes nachgeholt. In diesem Sinne muss man die Krisenpolitik nicht nur als Funktion eines schon bestehenden Interventionismus auffassen, sondern auch als Hebel zu dessen struktureller Weiterbildung. Ohne diesen Gesichtspunkt ist speziell die neuere Entwicklung in U. S. A. kaum zu verstehen.

3. Interessen- und Machtschichtung.

Eine noch weitergehende Determinierung der krisenpolitischen Methoden nach Mass und Richtung ergibt sich aus einer Betrachtung der speziellen Interessen- und Machtschichtungen und ihrer Veränderungen in der Krise, d. h. aus einer Konkretisierung einiger unter den ersten beiden Rubriken schon behandelten Momente. Die dafür nötige soziologische Analyse steckt noch in den Anfängen[1]). Auch das Folgende soll nur einige grobe Hinweise geben. Man wird annehmen dürfen, dass für eine aktivere, radikalere Politik mit charakteristischen Tempo- und Richtungsunterschieden die Industriearbeiter, alle von der Krise besonders betroffenen Mittelschichten, in beschränktem Masse auch die zivile und die militärische Bürokratie prädisponiert sind. Für die Arbeiterschaft muss man allerdings eine Modifikation berücksichtigen : während ein Teil der Arbeitslosen die Beseitigung des kapitalistischen Systems fordert, versinkt ein anderer in politische Indifferenz, und das Interesse vieler Arbeiterorganisationen bleibt lange Zeit auf eine Verteidigung bestehender Positionen beschränkt, so dass sich ein mit den Arbeitslosen gemeinsames Klasseninteresse, sei es an „Arbeitsbeschaffung“ im Rahmen des Kapitalismus, sei es an einer radikalen Änderung der Wirtschaftsordnung kaum durchsetzen kann. Mit wachsendem ökonomischem und politischem Druck wird allerdings der Drang zu aktiver Politik sehr steigen. Im besonderen bei der sozialistisch orientierten Arbeiterschaft ist noch ein Moment wichtig : teils aus der Gewöhnung und Erziehung in den eigenen Organisationen, teils aus Glauben an eine die Entwicklung zum Sozialismus manifestierende und fördernde Bedeutung

---

[1]) Allenfalls für U. S. A. liegt dafür Material vor, etwa bei Lewis Corey, The Decline of American Capitalism, New York 1935 und in einem Teil der New Deal Literatur. Vgl. etwa (allerdings nur bis Mitte 1934 reichend) L. M. Hacker, A Short History of the New Deal, New York 1934.

von Organisationen überhaupt (staatlichen und kartellmässigen), kurz aus „Formalsozialismus" haben die Sozialisten fast aller Länder eine besondere Vorliebe für „organisatorische" Krisenmassnahmen — und damit praktisch für Kartellpolitik und Protektionismus entwickelt und diese Tendenzen trotz aller Reserven gegenüber Staatskontrolle und privaten Nutzniessern nicht unerheblich gefördert[1]).

Unter den Mittelschichten muss man besonders die Techniker und Ingenieure herausheben, die wohl überall Träger wirtschaftlich aktivistischer Tendenzen gewesen sind. In U. S. A. hat die Aktivität der Farmer, die teilweise revolutionäre Formen angenommen hatte, Restriktionsmassnahmen erzwungen. Unter den Unternehmern gibt es im allgemeinen wenig Gegner des „Interventionismus", es seien denn Grosshändler und insbesondere Exportindustrielle[2]).

Die Unternehmer der neuen aufstrebenden Industrien sind am ehesten neutral zu nennen, alle anderen dagegen sind mehr oder minder offen für Protektionismus und Subventionen. Bei allen weitergehenden „aktiven" Eingriffen, insbesondere Arbeitsbeschaffung und überhaupt Massnahmen, welche die Stellung der öffentlichen Wirtschaft zu stärken drohen, sind freilich bei allen Unternehmern, insbesondere den Bankiers erhebliche Widerstände zu besiegen, nur bei einzelnen Wirtschaftszweigen werden erhoffte Absatzvorteile negative Momente leicht überkompensieren können. Dabei taucht ein Interessenkonflikt zwischen Industrie und Banken auf : in der jetzigen Epoche des Kapitalismus könnten eine Verstaatlichung des Bankwesens oder wenigstens weitgehende Kontrollbefugnisse und Garantieverpflichtungen des Staates für die Industriewirtschaft vorteilhaft oder gar notwendig sein, sofern damit die Macht der grossindustriellen Gruppen, ihr Einfluss auf den Staatsapparat und seine Entscheidungen eher stärker als schwächer wird. Eine einheitliche Kreditpolitik könnte viele Fehlinvestitionen vermeiden, konjunkturelle Schwankungen, wenn erwünscht, etwas abmildern und für den wirtschaftspolitischen Kampf nach aussen eine stärkere Rüstung bieten. Demgegenüber

---

[1]) Ein Spezialfall davon ist auch das Verhältniss der Arbeiterorganisationen gegenüber Agrarproblemen. Ihre obengeschilderte Einstellung hat fast überall die Sozialisten, zugleich im Interesse eines Bündnisses mit den Kleinbauern und Farmern, höchst zweifelhafte Massnahmen unterstützen lassen. In Deutschland hat diese Haltung (die zweifellos gegen die Konsumenten- und Produzenteninteressen der Arbeiterschaft verstiess) sogar zu einer bauernschädlichen, den Grossgrundbesitz stützenden Agrarpolitik geführt.

[2]) Letztere sind allerdings an Kostensenkung bezw. Devalvationen interessiert, am Protektionismus, soweit es erfolgreiche Dumpingpolitik erfordert.

sind die Banken an Selbständigkeit interessiert und wünschen nur eine Kontrolle, welche, die „Verluste sozialisiert“, im übrigen aber eher einen Einfluss der Banken auf die wirtschaftspolitische Bürokratie sichert als umgekehrt. Da die Banken auch von allen Planwirtschaftsbewegungen am meisten bedroht sind, sind sie am reserviertesten gegen alle Vorschläge und Aktionen, welche die Gefahr eines radikaleren Weitertreibens in sich bergen.

Die ökonomische und politische Macht der mehr oder minder organisierten Interessengruppen verschiebt sich in der Krise, doch ist darüber kaum Eindeutiges zu sagen. Weitgehend wird die Lage durch die Taktik der Arbeiterbewegungen entschieden. Im ganzen dürften, sei es mit, sei es gegen die Arbeiterorganisationen, je länger und je schwerer die Krisenlasten drücken, alle aktiveren Tendenzen zur Krisenpolitik eine Chance haben. Jedoch wird das Ergebnis durch die übrigen Prämissen mitbestimmt, sowohl die schon behandelten als auch den letzten Faktor.

4. Die politische Verfassung.

Mit der nötigen Vorsicht darf man wohl behaupten, dass Diktaturen mit einer Massenbasis zu grösserem Aktivismus in der Krisenpolitik geneigt sein werden als demokratische Regimes, sofern in diesen nicht Arbeiterparteien an der Macht sind, die durch Aktivität ihre Machtbasis sichern müssen (wie etwa in Schweden). In den normalen Demokratien tendieren die partiellen Interessen, sich wechselseitig auszuschalten bezw. zu sichern : von einmaligen Notakten, die die Gesamtwirtschaft betreffen (Devalvationen z. B.), abgesehen, werden Partialmassnahmen gegenseitig fallweise konzediert : ihrer Natur nach werden sie mehr restriktiv sein. In Demokratien mit breiterer Besitzbasis (die eine effektive Finanzoligarchie nicht ausschliesst, sondern stützt) werden alle Eingriffe, die an die Kreditwirtschaft rühren, schwieriger sein als anderswo, da ihnen jedenfalls in den Augen aller Sparer ein gewisses Odium anhaftet. In totalitären Regimen dagegen ist (ceteris paribus) die aktivere Politik erstens wegen stärkerer Machtkonzentration und grösseren Einflusses der Bürokratie leichter möglich, und zweitens innen- und aussen-politisch auch nötig[1]).

Durch alle diese Momente wird erklärt, dass überhaupt in dieser Krise so sehr viel mehr krisenpolitische Eingriffe zu beobachten waren und warum sie in Richtung und Aussmass zugleich auch erheblich differenzieren. Mehrfach wurde dabei eine Zwangsläu-

[1]) Damit hätten auch jene Liberalen zu rechnen, die heute eine Diktatur als die einzige Chance für eine liberale Wirtschaftspolitik erhoffen bzw. in Kauf nehmen möchten.

figkeit dieser Erscheinung behauptet, ganz unabhängig von ihrer nach irgendeinem Masstab beweisbaren gesamtwirtschaftlichen Zweckmässigkeit oder Misslichkeit[1]).

Worauf es dabei ankommt ist, dass in der heutigen Struktur der kapitalistischen Länder bei allen Differenzen im einzelnen fast überall krisenpolitische Eingriffe erforderlich sind, die aus ökonomischen und politischen Gründen einen widerspruchsvollen, teils hemmenden, teils fördernden Charakter haben, wobei die im Saldo momentan eher hemmenden Eingriffe systempolitisch gesehen oft günstiger wirken bzw. so erscheinen als andere Methoden, die zunächst die Krisenüberwindung stärker fördern, also ein objektives Dilemma der heutigen Situation.

III. Die Methoden der Krisenbekämpfung[2]).

Ziel (und Kriterium) der Krisenpolitik ist eine Förderung der Beschäftigung von Kapitalien und Arbeitern und eine

---

[1]) Damit soll nicht gesagt werden, dass nirgends in Anpassung an die gegebenen ökonomischen und politischen Prämissen sorgfältig die optimalen Methoden ausgewählt worden seien, und ebensowenig, dass politische und ökonomische „Notwendigkeiten" (ökonomisch hier in dem engeren Sinne der möglichst raschen und nachhaltigen Belebung der Gesamtwirtschaft genommen) stets in Spannung stehen müssten und standen.

[2]) Die Aufgabe, die verschiedenen krisenpolitischen Methoden zu ordnen und zu beurteilen, würde zweifellos sehr erleichtert, wenn es möglich wäre, aus einer eindeutigen Theorie der Krisenverursachung auch objektive Kriterien für die Krisentherapie zu gewinnen. Das erscheint aber, wenigstens in der gegenwärtigen Phase der Entwicklung, aus einem doppelten Grunde nicht möglich, sofern wir an der Voraussetzung einer kapitalistischen Aufgabenstellung : Ermöglichung neuer Profite und neuer Expansion, festhalten. Erstens hat die jüngere krisentheoretische Diskussion immer klarer zur Verwerfung einseitiger Krisenerklärungen geführt. Monetäre, Unterkonsumtions- und Überinvestitionstheorie formulieren bestenfalls Sonderausprägungen einer allgemeinen Krisengesetzlichkeit der wesensmässig dynamischen hochkapitalistischen Wirtschaft, die jeweils auf Grund besonderer Voraussetzungen aktuell werden. Man hat sozusagen nur die Wahl zwischen der einen oder der anderen Form der Krise ; eine an einer Ursache orientierte Krisenpolitik läuft stets Gefahr, die Voraussetzungen für einen der anderen Krisentypen zu schaffen bzw. zu verstärken. In zunehmendem Masse wird anscheinend eine paradoxe Kausalkonstellation typisch, in der, unter Mitwirkung gewisser kreditärer Faktoren sowohl dynamische Unterkonsumtions- als auch Überinvestitionsmomente zusammenwirken. Für den Bereich des Arbeitsmarkts bedeutet das eine Situation, wo gleichzeitig die Löhne kostenmässig zu hoch und kaufkraftmässig zu niedrig sind. Welche Lohn- und Kapitalpolitik in der Depression ist unter diesen Umständen aus der Theorie der Krisenverursachung abzuleiten ? Hierzu kommt der zweite schon früher gestreifte Faktor : die Krise selbst schafft neue Tatsachen. Wenn einmal der Umschlag erfolgt ist, so wird bei Voraussetzung einer elastischen Kreditstruktur, gewisser lags und vor allem eines erheblichen Stocks von fixem Kapital notwendig auch ein kumulativer Schrumpfungsprozess beginnen, und dann wird keine der nach dem unmittelbaren Krisengrund jeweils plausiblen Methoden der Krisenbekämpfung mehr absolut richtig sein, sondern nur höchstens per Saldo günstig wirken können. Hier ergibt sich die paradoxe Situation, dass alle Momente des Reinigungsprozesses den kumulativen Schrumpfungsprozess mindestens zunächst noch weitertreiben, während die meisten Methoden, mit denen man sich dem Lawi-

Wiederherstellung der privatwirtschaftlichen Rentabilität — sei es, dass das erste Moment als Mittel für das zweite gilt, wobei vorübergehend Spannungen in Kauf genommen werden, sei es, dass die umgekehrte Beziehung vorwaltet oder sei es, dass beide Momente uno acto verwirklicht werden sollen. In jedem der Fälle ist zwischen unmittelbaren und mittelbaren (strukturpolitischen) Massnahmen der Arbeitsbeschaffung zu unterscheiden. Aus den Theorien über die allgemeine Struktur der Depression ergibt sich eine Einteilung der Methoden : in Eingriffe, die den „Reinigungsprozess" vorantreiben sollen, und solche, die sich den Auswirkungen eines kumulativen Schrumpfungsprozesses „entgegenstemmen". Indessen verdeckt der Terminus „entgegenstemmen" doch systematisch gesehen allzu verschiedene Dinge — von den Wirkungen ganz abgesehen : nämlich einerseits alle jene restriktiven Massnahmen, an die man heute bei „Interventionismus" und „Planwirtschaft" vor allem denkt, andererseits alle jene expansiven Tendenzen, wie mit Kredit finanzierte öffentliche Arbeiten usw. Der Unterschied besteht zunächst darin, dass die ersteren sich (mit Recht oder Unrecht, jedenfalls bewusst) auch den Konsequenzen des „Reinigunsprozesses" i. e. S. (Beseitigung von „ungesunden" Unternehmungen und von Disproportionalitäten zwischen den verschiedenen vertikal oder horizontal zu einander gelagerten Märkten) widersetzen, die zweiten diesen Prozess aber meist als vollzogen voraussetzen, nicht behindern oder allenfalls nur mildern sollen. Man kann die Differenz auch so formulieren : die älteren, aus der bisherigen Krisengeschichte her betrachtet „normaleren" Methoden wollen die Friktionen beseitigen, die einer Anpassung der Kosten an die Erlöse entgegenstehen. Die eben als restriktiv bezeichneten Methoden dagegen scheuen diese Eingriffe und suchen unter Anerkennung, ja Verstärkung dieser Friktionen (mittelbar oder direkt) durch Preiserhöhung einen Ausgleich zu finden. In beiden Fällen handelt es sich also um An- und Ein-

---

nenprozess entgegenzustemmen versucht, den notwendigen Bereinigungsprozess nur verlangsamen, bzw. nach einer relativ kurzen Unterbrechung einen neuen Reinigungs- und Schrumpfungsprozess nach sich ziehen. In einer solchen komplizierten Situation kommt also alles darauf an, den Saldo der positiven und negativen Wirkungen einer bestimmten Massnahme zu bestimmen, wobei das Tempo der Prozesse sowie Zeitpunkt und Dosierung der Eingriffe von grosser Bedeutung sein werden. Anstelle einer an der Krisenerklärung orientierten allgemeinen Einteilung der Massnahmen zur Krisenbekämpfung in kapitalistisch richtige und unrichtige sind daher vorsichtigere Einzelanalysen erforderlich, auf Grund deren dann bestenfalls unter bestimmten Voraussetzungen richtigere oder falschere Methoden zusammengefasst werden können.

Auch für diese Behandlungsweise ist aber ein Klassifikationsschema nötig, das sich an den soeben angedeuteten Grundproblemen der Depression ausrichtet, eine Beurteilung aber zunächst noch offenlässt. Im Bewusstsein ihrer Mängel schlagen wir die nachfolgende Einteilung vor.

passungsmethoden. Bestenfalls hofft man, dadurch dem kumulativen Prozess von Kaufkraft- und Beschäftigungsschrumpfung sozusagen vorauszueilen und ihn aufzuhalten, in der Erwartung, dass durch die Krise erzwungene exogene Faktoren wie technische Fortschritte, neue Absatzgebiete (oder Krieg) inzwischen einen neuen Auftrieb verursacht haben. Demgegenüber bedeutet es etwas anderes, wenn versucht wird, nicht einen konvergierenden Prozess, sondern einen kumulativen Konträrprozess einzuleiten, der, den „natürlichen" Auftriebskräften vorauseilend, die Entwicklung des Gesamtsystems sozusagen von der Nachfrageseite her umkehrt. Damit ist nicht gesagt, dass das gelingen muss. Primär ist unsere Einteilung an der beabsichtigten Wirkung orientiert. Die theoretisch wahrscheinliche und bei günstigen Isolierungsbedingungen empirisch beobachtbare Wirkung ist davon oft weit verschieden. Das derart motivierte Schema[1]), in dem wir die älteren Methoden voranstellen, sieht dann so aus:

Direkte oder indirekte Massnahmen zur Verlustbereinigung und Profitsteigerung.

A. Anpassungsmethoden		B. Einleitung von Gegenprozessen gegen den kumulativen Deflationsprozess	
1. Liberale Anpassungspolitik: Verstärkung des Automatismus durch Kostenanpassung.	2. Interventionistische Anpassungspolitik: restriktive Massnahmen zur Anpassung der Erlöse an die Kosten.	1. Indirekte „Ankurbelung" durch blosse kreditär-monetäre Massnahmen.	2. Öffentliche Arbeiten.

A. 1. Liberale Anpassungspolitik.

Unter diese Rubrik sind vor allem staatlich geförderte Lohnsenkungen zu rechnen, es gehören aber auch Massnahmen zur Herabsetzung der Zinssätze, der Kapitalschulden, Mieten und der Kartellgrundstoffpreise, Verkehrstarife, schliesslich Steuersenkun-

[1]) Die folgende Einteilung ist (wie alle) etwas willkürlich und unscharf. Eine Reihe von Massnahmen gehören, weil sie Doppelfunktionen haben, unter mehrere Rubriken, obwohl sie zusammenhängend nur an einer Stelle behandelt werden. Eine andere Einteilung (nach dem Schema Privatwirtschaft — Staatswirtschaft) gibt Wagemann a. a. O. Unter privatwirtschaftlichen Methoden behandelt er alle Probleme der Kostensenkung (von der Lohnpolitik über Währungsabwertung bis zur Zinssenkung und Steuerpolitik). Unter staatswirtschaftlichen Methoden werden rubriziert: Arbeitsbeschaffung, Agrarpolitik und Handelspolitik. Gerade der „staatswirtschaftliche" Charakter der letzten Gruppe wird aber kaum geklärt. Andererseits interessieren uns als krisenpolitische Massnahmen nicht primär die Handlungen der Unternehmer, sondern ihre Beeinflussung durch staatliche Intervention.

gen (und damit Verminderung der Staatsausgaben) hierher. (Ergänzend sind wohl auch Eingriffe zur Herabdrückung von Zwischenhandelsspannen hierherzurechnen, insofern sie die Lasten der Lohnsenkung erleichtern und die Einnahmen der Vorproduzenten erhöhen). In allen diesen Punkten muss man unterscheiden zwischen schematisch-generellen Eingriffen und indirektem Druck auf die „starren" Kostenelemente. Letzterer findet z. B. statt, wenn man den Arbeitsmarkt nicht direkt angreift und statt dessen die Spannen zwischen Arbeitslosenversicherung bzw. -unterstützung und Löhnen vergrössert, sowie mit der Entziehung der Unterstützung droht, wenn die Annahme einer um einen gewissen Prozentsatz unter dem Normaltarif bezahlten Arbeit verweigert wird[1]). Die wahrscheinlichen Wirkungen der Lohnpolitik und aller anderen Kostensenkungsmassnahmen sind in den verschiedenen Phasen der Depression sicher nicht die gleichen. In dem Prinzip dieser Art von Anpassungspolitik liegt es begründet, dass die jeweils ökonomisch und politisch Schwächsten, also in der Regel die Arbeiter, am stärksten leiden müssen. Je weniger z. B. die Kapitallasten bereinigt werden, desto grösser muss der Druck auf die Löhne werden usw. Es ist verständlich, dass von den Unternehmerinteressen her gesehen die Lohnstarre am stärksten betont wurde. Abgesehen aber von der Gunst oder Ungunst einer gewissen Lohnstarre ist zunächst zu betonen, dass diese innerhalb der einzelnen Länder, vor allem aber zwischen den Ländern sehr verschieden ist. Was für England und Schweden (und relativ auch Frankreich) gilt, gilt kaum für die Vereinigten Staaten und Deutschland. Trotzdem ging der Kampf überall hauptsächlich um die Lohnpolitik.

Bei der Behandlung der ökonomischen Folgen von Lohnsenkungen, -hochhaltungen oder gar -erhöhungen sehen wir zunächst von zusätzlichen Wirkungen schematischer Kostenherabsetzungen ab. Das Problem ist dann vorerst das gleiche für staatlich erzwungene Lohnherabsetzungen und die von Unternehmern selbst vorgenommenen Lohnkürzungen, mit der generellen Einschränkung, dass die Wirkungen von mässigen und langsamen, industrieweise differenzierten Senkungen andere sein können als die von grossen und massierten, stossweisen. Für Lohnherabsetzungen spricht zunächst einmal alle Logik der „euklidischen" Ökonomie : Arbeitslosigkeit wird als eine Diskrepanz von Angebot und Nachfrage betrachtet, die nur durch Preissenkung gemildert werden kann — zumal wenn die Konsumgüterpreise schon zu sinken beginnen, also

[1]) Dies ein Vorschlag von Paul H. Douglas, Controlling Depressions, London 1935, p. 266.

die Reallöhne der Beschäftigten zu steigen tendieren. Wie besonders Pigou plausibel gemacht hat[1]), ist in der Depression mit unbeschäftigtem Sachkapital und Lagern die Elastizität der Nachfrage nach Arbeit im allgemeinen erheblich grösser als 1, d. h. schon relativ geringe Lohnsenkungen müssten danach ceteris paribus einen grösseren Teil von Arbeitern (mit Lohnsummeerhöhung) in die Betriebe saugen. Aber wird ein Unternehmer, der weitere Verluste erwartet, die ihm durch Lohnsenkung zugewachsene Kaufkraft ausgeben ? Die Nachfrage nach fixem Kapital ist aufschiebbar und in der Krise zunächst kaum anzuregen. Eine Ausweitung der Produktion und Beschäftigung wäre also vorerst nur in der Konsumgüterindustrie zu erwarten. Hier aber macht sich gleichzeitig infolge der ursprünglichen Lohnsenkung ein Nachfragerückgang geltend, der die Kostensenkung sehr leicht überkompensieren kann. Das Elastizitätsargument wäre demnach durch das Argument der Nachfrageniveausenkung geschlagen. Die Wirkung der Lohnsenkung sind dann neue Verluste, neue Arbeitslosigkeit, neue Kaufkraftstillegung (d. h. Kreditzurückzahlung, Einlage auf Spardepositen usw.). Demnach wäre, wie oben schon angedeutet, die natürliche Depression in den kumulativen Schrumpfungsprozess als aktive Kraft einbezogen. Natürlich ist diese negative Wirkung an Voraussetzungen gebunden, die oft übersehen werden ; auch wird das Argument häufig in einer falschen Form vertreten, so, als sei Lohnkaufkraft (und Agrarkaufkraft) die Kaufkraft schlechthin. Richtig ist daran, dass Löhne unvergleichlich weniger gespart werden als Unternehmergewinne. Aber ohne schlechte Marktperspektiven, d. h. ohne Verlusterwartungen würde die gesamte Kaufkraft investiert werden; bzw. die Banken würden die an sie zurückgeflossenen Beträge weiter ausleihen, wenn sie nicht wegen schlechter Liquidität und grossem Risiko, vor allem aber aus Mangel an Kredit nachfrage infolge der Krise daran gehindert würden. Mit Zunahme der „Bereinigung" i. e. S., dringlicherem Ersatzbedarf für Kapitalgüter usw. müssen also Lohnsenkungen gesamtwirtschaftlich „harmloser" werden. Das ist aber auch gerade die Zeit, wo sie am wenigsten mehr nötig sind (und wo sie auch sozial am drückendsten wären). Je höher und starrer die Preise wichtiger Kostengüter, Zinslasten, Kartellpreise usw. sind, desto geringer wird die etwaige positive Wirkung von Lohnsenkungen sein, desto stärker wird also der deflationistische Druck sich weiter entwickeln. Gelingt es ausnahmsweise, gleichzeitig die Kartellpreise zu brechen, so werden Kaufkraftausfall und zusätzliche Arbeitslosigkeit am geringsten

---

[1]) Pigou, Theory of Unemployment, Part II, Chapter IX, London 1934.

sein. Weiter werden Lohnsenkungen in jenem (schwer abzuschätzenden) Moment weniger krisenverschärfend wirken, wo die vor und gerade auch noch während der Krise angesammelten Guthaben von Kleinsparern ausgegeben werden müssen. Schliesslich muss man noch berücksichtigen, dass Lohnsenkungen partiell Exportindustrien begünstigen — wenn diese Vorteile nicht sofort durch Gegenmassnahmen anderer Länder beseitigt werden[1]). Im Saldo wird man bei der allgemeinen Struktur hochkapitalistischer Länder, wenn einmal der Deflationsprozess in Gang gekommen ist, eher mit ungünstigen als mit günstigen krisenpolitischen Folgen rechnen müssen. Jene werden noch verstärkt werden, wenn durch schematische Lohnkürzungen die relative Rentabilität kapitalintensiver, meist fortgeschrittener Betriebe zugunsten von Grenzproduzenten verschlechtert wird und nun sekundäre Umstellungsprozesse erforderlich werden. Andererseits ist es ganz klar, dass Lohnhochhaltung und gar Lohnerhöhung für den Einzelkapitalisten, der Fernwirkungen der Lohnpolitik auf seine Absatzlage nicht einkalkulieren kann, in einer Verlustsituation unmöglich sind und ebenfalls „deflationistisch" wirken müssen, wie auch das Hooverexperiment 1929/30 gezeigt hat. Hier ergibt sich also ein Dilemma : keine lohnpolitische Handlung oder Unterlassung ist zureichend, um alle drohenden kumulativen Niedergangskräfte zu unterbinden. Die Krise selbst schafft neue Tatsachen, weswegen eine eindeutige Orientierung an den Vorkrisenlohnproblemen niemals ausreicht. Das wäre nun anders, wenn es gar keine technischen, institutionellen, psychologischen und politischen Friktionen — d. h. aber, wenn es nur die kleinkapitalistische „liberale" Wirtschaft gäbe[2]).

Diese Überlegungen werden durch die Entwicklung in U. S. A. und Deutschland (Brüningperiode) hinreichend bestätigt. Es ist in beiden Fällen nicht anzunehmen, dass etwaige positive Wirkungen der Lohnsenkung und der Reinigungspolitik überhaupt bloss durch andere negative Tendenzen, die mit der Lohnpolitik in keinem Zusammenhang stehen, überkompensiert worden seien. Andererseits kann man die Beispiele anderer Länder mit relativer Lohnhochhaltung (wie England) kaum eindeutig als positives Argument verwenden, da hier der eigentliche Krisenabsturz von vorneherein geringere Intensität hatte und zudem andere Faktoren sehr wohl

---

[1]) In der Regel wurden in den Goldwährungsländern durch den Mechanismus der Zahlungsbilanz Lohnsenkungen erzwungen, die ihrerseits dann die Deflationstendenzen verstärkten usw.

[2]) Zum Lohnproblem vgl. ausser Robbins, a. a. O., Machlup und auch Isles, Wages Policy and the Price Level, London 1934, ferner Ohlin, Ungelöste Probleme..., a. a. O., Wagemann, a. a. O., S. 14 ff.

negative Wirkungen der Lohnpolitik ausgeglichen haben können.

Was für die Lohnpolitik ausgeführt wurde, gilt für die anderen Kostenfaktoren entsprechend, aber sicherlich in erheblich geringerem Grade; d. h. diese Senkungen würden wohl weniger Kaufkraftausfall bewirken, also im Saldo eher günstig wirken. Für Steuern kommen Herabsetzungen allerdings kaum in Frage. In der Regel steigen die Steuern in der Krise, mindestens relativ zu den Erlösen. Das hat verheerende Konsequenzen für die Produktion. Eine Ausgleichung des Budgets aber durch Gehaltskürzungen usw. hat wieder Rückwirkungen auf die Konsumgüternachfrage usw. Hier hilft nur eine offene Defizitwirtschaft des Staates[1]).

Konjunkturell eindeutig günstige Kostenherabsetzungsmassnahmen dürfte es nur zweierlei geben: erstens alle Massnahmen, die eine Konzentration der Produktion in nur vollbeschäftigte Betriebe fördern und die nötigen Abschreibungen der stillgelegten Kapitale rasch erzwingen; das ist aber bei beschränkter Konkurrenz kaum möglich. Zweitens gehören hierher alle Methoden, die ohne Raubbau eine Leistungssteigerung fördern, weil dann die Stückkosten sinken. Das aber ist ein Bereich, der durch Eingriffe des Staates kaum erreicht werden kann, es sei denn durch solche langfristige „Strukturpolitik" wie Schulung, Sozialpolitik usw.

Diese Erwägungen leiten über zu der Frage, ob und wieweit man durch eine Änderung der „Institutionen" die Bereinigungsprozesse beschleunigen, Friktionen beseitigen kann. Auf dem Gebiet der Lohnpolitik sind die eigentlichen Änderungen vielerorts wohl erst nach der Krise zu erwarten. In den autoritär regierten Ländern sind die Gewerkschaften vernichtet und insofern die Voraussetzungen grösserer Lohnsenkungen geschaffen worden, sicherlich mit eindeutigen systempolitischen Konsequenzen, aber mit umso zweifelhafteren konjunkturpolitischen. Soweit die Kartell- und Monopolproblematik hierher gehört, haben alle Reformen die Monopolwirtschaft und damit vermutlich auch die Starrheit wichtiger Kostenpreise gestärkt — woran auch das schliessliche Schicksal der amerikanischen Code-Gesetzgebung kaum etwas ändern wird. Diejenigen, die eine Brechung der Monopole gerade wegen ihrer konjunkturellen gesamtwirtschaftlichen Wirkungen für notwendig halten, sind daher zu der Konsequenz gedrängt

---

[1]) Diese kann einerseits von den Unternehmern im Vergleich zu den sonst nötigen Steuerbelastungen als relative Kostenherabsetzung betrachtet werden. Andererseits hat sie häufig durch eine Versteifung der Geldmarktsätze ungünstige Rückwirkungen. Ähnliche zwiespältige Wirkungen hat die spezielle Methode der Kostenherabsetzung durch Währungsentwertung. Doch gehören diese beiden Methoden primär schon in eine spätere Rubrik.

worden, die einzige Methode, grössere Beweglichkeit aller Preise (und dadurch eine Verminderung des Drucks auf alle freien Preise und auf die Beschäftigungszahlen) zu erreichen, sei eine Verstaatlichung der monopolistisch oder quasimonopolistisch organisierten Industrien[1]).

Andere dagegen sehen in der üblichen monopolistischen Preishochhaltung, der sie freilich meist schöner klingende Namen geben, ein Positivum. Prüfen wir kurz deren krisenpolitische Argumente und die tatsächliche Gestaltung der Dinge!

A. 2. Interventionistische Anpassungspolitik.

Nach allem Gesagten ist schon klar, welche Massnahmen in das Gebiet der restriktiven Krisenpolitik zu rechnen sind. Sie bilden nach Zahl und Umfang wohl die grösste Gruppe. Hieran vor allem denkt man, wenn heute von Planwirtschaft geredet wird, obschon sie in Wirklichkeit eher „Pseudoplanwirtschaft“ genannt werden sollten. Bei Anwendung nahezu aller „ökonomischen“ Masstäbe, die überhaupt denkbar sind, wird man gezwungen, fast überall der Kritik der liberalen Kritiker zuzustimmen. Vor allem ist mit ziemlicher Sicherheit festzustellen, dass die restriktiven Massnahmen die eigentlichen notwendigen Disproportionalitätsbereinigungen nur gehemmt (d. h. verschoben) und damit erschwert, sowie durch neue Disproportionalität kompliziert und jedenfalls die Weltwirtschaftskrise im ganzen noch mehr verschärft haben als alle „deflationistischen“ Methoden zusammengenommen. Diese Feststellung darf indessen nicht die Einsicht in ihre gesellschaftliche (und partiell ökonomische) Notwendigkeit trüben. „Notwendigkeit“ gewiss nur in relativem Sinn: bessere ökonomische Kenntnisse der Wirkungen hätten einen grossen Teil dieser Eingriffe verhindern können, und auch im Hinblick auf die Dauerhaftigkeit derart extensiver Restriktionsmethoden kann nur von einer relativen Notwendigkeit gesprochen werden. Aber man muss berücksichtigen, dass, die Mentalität des „dynamischen“ Kapitalismus mit Interessenzusammenballungen einmal gegeben, eine besondere Disposition zu Irrtümern und Übertreibungen vorhanden sein muss. An manchen Stellen, binnenwirtschaftlich und international gesehen, waren restriktive oder restriktiv wirkende Schutzmassnahmen gegen die Härten anderer Restriktionstendenzen, aber gerade auch gegen die Härten des in der Vorkrisenzeit schon verfälschten „liberalen“ Mechanismus und seine

---

[1]) Vor allem Douglas, a. a. O., S. 230 ff. Ein Flügel der „planwirtschaftlichen“ Agitation, z. B. de Man, begründet seine Nationalisierungsforderungen ganz ähnlich.

deflationistischen Konsequenzen aufgezwungen, wenn man nicht die Währung und (oder) grosse Mengen investierten Kapitals vernichten wollte. Diese Verteidigungsmassnahmen haben dann zuweilen auch günstig gewirkt für die direkt interessierten Gruppen — zugleich aber diese Vorteile durch die Wirkungen auf andere Wirtschaftsteile mehr als kompensiert; oft haben sie auch nachweislich die angeblich geschützten Interessen selber geschädigt, worauf dann nur mit mehr Interventionismus geantwortet wurde. Das Schutzprinzip einmal akzeptiert, muss und will jede politische Interessenorganisation der anderen konzedieren, was sie selbst schon erhalten hat oder in absehbarer Zeit selber gebrauchen könnte.

Alle diese Massnahmen sind prinzipiell nur sekundär gesamtwirtschaftlich, primär am Ergehen des einzelnen Betriebes und vor allem eines Industriezweiges orientiert und hier an der Preiserhöhung bzw. -hochhaltung, was man gewöhnlich als „Anpassung des Angebots an die Nachfrage" bezeichnet — ohne zu bedenken, dass die Regulierung des Angebots ihrerseits wieder die Nachfrage beeinflussen muss u. s. w. Man kann dann unterscheiden zwischen direkten Methoden des „price-pegging" und indirekten, d. h. Restriktionen des Mengenangebots. Die Mengenregulierung wieder kann direkt (durch Vernichtung produzierter Vorräte und Methoden der Produktionseinschränkung) und indirekt (vor allem durch Protektionismus) gefördert werden. Es genügt, auf die Beispiele aus der süd- und nordamerikanischen sowie der deutschen und französischen Agrarwirtschaft hinzuweisen[1]). Man kann auch manche Subventionen, die bestimmten Wirtschaftszweigen und Betrieben auf Kosten anderer gegeben werden, hierher rechnen, obwohl die Zusammenhänge etwas komplizierter sind. Alle diese Massnahmen unterscheiden sich von echter Planwirtschaft dadurch, dass sie nicht zentral eingreifen und nicht systematisch koordiniert sind. Sie sind deshalb notwendigerweise Flickwerk und untereinander widerspruchsvoll. Manche Vertreter dieser Politik — und ihrer Voraussetzungen (Protektionismus, Kartelle usw.) — meinen aber offenbar, das seien nur Anfangsschwierigkeiten und ungünstige Krisennebenwirkungen — im ganzen würde sich schon

---

[1]) Vgl. die Abschnitte über Agrarpolitik in der New Deal-Literatur, ferner Pirou, La crise du capitalisme; Bodin, L'économie dirigée — l'économie scientifique, Paris 1933 (dessen beste Abschnitte gerade über dieses Gebiet handeln), Wagemann, a. a. O., S. 33 ff., und Viscount Astor and Murray, The Planning of Agriculture, London 1934. Die Handelspolitik ist vor allem in den Völkerbundsveröffentlichungen (Ohlin, Condliffe) behandelt. Ferner Lautman, Les aspects nouveaux du protectionnisme, Paris 1933; Haight, French Import Quotas, London 1935. Für eine grundsätzliche Kritik des restriktiven Interventionismus siehe ferner Kurt Baumann, Autarkie und Planwirtschaft, im zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift.

ein System des Angebot-Nachfrageinterventionismus herausbilden, und daher seien jetzt auch ungünstige Folgen in Kauf zu nehmen. Wie weit diese Hoffnung berechtigt ist, wird hier nicht diskutiert; es genügt das Zugeständnis der Wirkungen unter den heutigen Bedingungen.

Damit sind die Probleme der „strukturellen" Ziele und Wirkungen schon angeschnitten — wie überhaupt in dieser Gruppe die Scheidung in spezielle Reform- und Recovery-Politik am schwierigsten ist. Die amerikanische Codepolitik hat ganz offen monopolistische Organisationen zum Zwecke der Preishochhaltung und Restriktion gefördert. Dabei hat man sich vor allem auf die Beseitigung von „Excess capacities" und „cut throat competition" berufen, ohne genügend zu bedenken, ob diese Überkapazitäten wirklich vorlagen oder nur Krisenfolgen sind, ob sie nur und am zweckmässigsten auf diese Weise zu beseitigen seien und ob die restriktive „Organisierung" des Kapitalismus nicht auch ungünstige Nebenwirkungen auf die Gesamtbeschäftigung hätte, selbst wenn sie die Gewinne der von solchen Organisationen begünstigten Grossunternehmungen steigert.

Es bleibt noch übrig, das Sonderproblem des Protektionismus (incl. Kontingentierungssystem, Devisenzwangswirtschaft mit Importdrosselung usw.) unter dem Gesichtspunkt der „Strukturpolitik" und der allgemeinen Tendenzen der Entwicklung zu betrachten. Dieser Protektionismus steht mit der Zerrüttung des Goldwährungssystems in merkwürdigem Zusammenhang: einerseits ist er eine ihrer Hauptursachen[1]) (speziell die amerikanischen Hochschutztarife haben im Verein mit der aus dem Kriege folgenden internationalen Kapitalverschuldung das Funktionieren des Goldmechanismus sehr erschwert), andererseits ist er eine der möglichen Formen der Abwehr einer Währungsbedrohung[2]). Es scheint fast, als habe man heute nur die Wahl zwischen währungspolitischem und handelspolitischem Nationalismus (oder einer Synthese beider, wie sie in der Devisenzwangswirtschaft vorliegt). Diese Situation ist ihrerseits Symptom (und Zwischenursache) einer tieferliegenden Tendenz, ohne deren Beachtung das Bild dieses Systems

---

[1]) Robbins betont gelegentlich, nicht die Existenz des Protektionismus an sich gefährde den Goldwährungsmechanismus, wohl aber jeweils die Einführung neuer Hemmnisse des internationalen Handels und die Ungewissheit weiterer Eingriffe. Indessen hat auch das Bestehen des Protektionismus allein schon eine kumulative, verschärfende Wirkung, wenn einmal aus anderen Gründen eine Störung des Zahlungsmechanismus eingetreten ist.

[2]) Man kann allerdings kaum sagen, dass die radikale Wendung der französischen Handelspolitik zum Kontingentierungssystem von 1931 (mit ihren ausserordentlich grossen Rückwirkungen auf die Weltwirtschaft und Frankreich selbst) in irgendeinem relevanten Sinne gesamtwirtschaftlich notwendig gewesen wäre.

von Krisenpolitik sehr unvollständig bliebe : der ökonomische Nationalismus, der zu Interventionen führt und mit dem modernen Monopolismus in engster Wechselwirkung steht, ist zwar durch eine Krisenüberwindung abzuschwächen, aber im Kern nicht zu beseitigen — damit ist die politische und ökonomische Labilität des Gesamtsystems gesteigert, die wieder die Krisen- und Kriegschancen sehr erhöht. In diesem Zusammenhang bekommt die interventionistische Krisenpolitik erst ihren eigentlichen Sinn : fast überall ist sie (speziell in Europa) im weiteren Sinne des Wortes Rüstungspolitik und der Versuch, im Hinblick auf einen bevorstehenden Krieg aus internationalen Abhängigkeiten herauszukommen.

B. 1. Indirekte Ankurbelung durch monetäre Massnahmen.

Die Versuche monetär-kreditärer „Gegenprozesse" (zunächst ohne öffentliche Arbeiten) sind in eigentlich währungspolitische und kreditpolitische Massnahmen einzuteilen. Wir behandeln zuerst die Problematik der Währungsentwertung und Devalvation[1]) als Mittel der Krisenpolitik. Ein Abgehen vom Goldstandard kann mehr oder minder freiwillig erfolgen : der Grad des Zwanges ist z. B. bei England und U. S. A. sehr verschieden gewesen. Auf dem einen Pol würde die Überlegung stehen, dass Festhalten an einer Goldwährung in einer bestimmten Situation mit einer „aktiven" Kreditpolitik unvereinbar sei und eine Währungsabwertung eine Anstosswirkung hätte, die man mit anderen Mitteln weitertreiben könne. Auf dem anderen Pol steht das mehr passive Nachgeben gegenüber einem Druck auf die Währung, speziell in einer Periode der akuten externen und internen Gold- und Bankkontoabziehungen. Natürlich gibt es stets andere Methoden, eine Währung zu verteidigen, als die Devalvation, mindestens für ein grosses, von der Krise nicht übermässig betroffenes Land. Es fragt sich dann nur, ob die „Devalvation" das zweckmässigste Mittel war. Das hängt von einer Reihe Faktoren ab und kann nie generell beantwortet werden. Die Wirkung der Devalvation

[1]) Wir gebrauchen im folgenden beide Ausdrücke gelegentlich als Synonyme. Jedes Abgehen von der Goldwährung wird mit einem Fall der Wechselkurse verbunden sein — das ist ja teils Ursache teils Zweck der Massnahme. Von Devalvation im technischen Sinn sollte man aber wohl nur sprechen, wenn nach einer kürzeren oder längeren Periode der Kursschwankungen zu einer Stabilisierung auf einem niedrigeren Kurs und einer neuen Goldparität übergegangen wird. Vgl. hierzu J. K. L. Gifford, Preisniveau und Devalvation, WWA, 1933 ; derselbe, The Devaluation of the Pound, London 1934. Philip, a. a. O., S. 186 ff., Garizon-Lagrange, Le Problème du Franc, Bordeaux 1935 ; vor allem Arthur D. Gayer, Monetary Policy and Economic Stabilisation, und fortlaufende Artikel des Economist, z. B. von Sir Arthur Salter, 6. u. 13. Juli 1935 sowie den Bericht über die Antwerpener Konferenz von Nationalökonomen in der Nummer vom 20. Juli 1935

wird eine relative Belebung (nicht notwendig bei weiteren Schrumpfungstendenzen eine absolute) der Exportindustrien sein und möglicherweise dadurch ein Anreiz zu Neuinvestitionen mit kumulativer Wirkung. Aber das ist nicht das ganze Bild der Sache. Ein Gläubigerland wird Realverluste hinsichtlich des Zinsen-Tilgungsdienstes auswärtiger Anleihen in Kauf nehmen müssen — ein Schuldnerland umgekehrt, wenn es nicht (wie Deutschland) einen grossen Teil seiner Verpflichtung in fremder Valuta hat abschliessen müssen. Wichtiger sind folgende negative Wirkungen : erstens wird die mit der Abkehrung von der Goldwährung stets verbundene Befürchtung einer erheblichen Inflation einerseits einen gewissen Warenrun, andererseits Kapitalflucht und verstärkte Goldhortungen zur Folge haben. Zweitens steht den günstigen Exportwirkungen für das betreffende Land die Rückwirkung auf den Aussenhandel und die Handelspolitik anderer Länder gegenüber. Es kann kein Zweifel sein, dass vor allem die englische, in geringerem Grad auch die amerikanische Devalvation den Deflationszwang in den Goldwährungsländern erheblich verstärkt hat — mit den entsprechenden Rückwirkungen auf die Beschäftigung. Das bedeutete in den meisten Fällen Zwang zu Gegenmassnahmen : Protektionismus, Devisenzwangswirtschaft, schliesslich Währungsentwertung[1]), absolute oder relative Schrumpfung des Welthandels und der Exportindustrien insgesamt. Trotz allem waren die Wirkungen der Währungsentwertung wenigstens für England und einen Teil der ihm folgenden Länder (wie z. B. Schweden) im Saldo wohl noch günstig, aber das Plus der Devalvation ist schwerlich sehr gross. Die Diskussion muss daher auf das Gebiet der innerwirtschaftlichen Folgen beziehungsweise Chancen übertragen werden, d. h. auf die Probleme der Kreditpolitik und speziell der „Reflation“[2]).

---

[1]) Je mehr Länder von der Goldwährung „abspringen“, desto mehr wächst der Druck zur Währungsabwertung in den Restländern, schon durch den Mechanismus der internationalen Spekulation, aber auch infolge deflationistischer Wirkungen auf das Staatsbudget usw. Das Erlebnis einer Inflation oder das Interesse der Sparer bilden einen mächtigen Gegendruck, so dass die Wirtschaftspolitik solcher Länder in ein erhebliches Dilemma gerät.

[2]) Die Diskussion der Vorteile und Nachteile einer aktiven reflationistischen Kreditpolitik in Zeiten einer schweren Deflationskrise litt lange Zeit und leidet zum Teil immer noch am Mangel einer Unterscheidung nach dem Ausmass der erstrebten Kreditausweitung, d. h. zwischen offenen Inflationisten und gemässigten „Reflationisten“, was wiederum mit einem sehr verschiedenen Gebrauch des Terminus „Inflation“ zusammenhängt. Nennt man schon jede Vermehrung des effektiven Geldes Inflation, dann sind alle „Reflationisten“ auch Inflationisten. Andererseits ist gewiss ein Sprachgebrauch gefährlich, der nur diejenige Kreditpolitik inflationistisch nennt, die irgendein Preisniveau mehr oder minder steigert. Vielleicht ist es zweckmässig zu unterscheiden : 1. Hyperinflation, 2. Inflation : Kreditausweitung über denjenigen Punkt hinaus, wo gesamtwirtschaftlich gesehen Preissummen und

Wir lassen im folgenden die Hyperinflationisten bei Seite, obschon sie in U. S. A. eine zeitlang eine ernsthafte Gefahr bedeuteten (vor allem unter dem Einfluss von Farmerinteressen), und wenden uns den Problemen der massvollen Kreditausweitung zu. Hier muss man die Frage trennen : ist eine Kreditausweitung in der Krise nötig bzw. wünschenswert, und die andere, ist sie überhaupt möglich und unter welchen Bedingungen ? Auf die erste Frage geben Anhänger einer monetären Kaufkrafttheorie oft eine unrichtige Antwort, indem sie die Krise bzw. die mit ihr verflochtene sekundäre Krise auf Kaufkraftmangel im Sinne einer aktiven Kreditrestriktion seitens der Banken zurückführen[1]). Das gilt allenfalls, und mit den nötigen Zusätzen für den Beginn der Depression, wo der „Reinigungsprozess“ noch nicht fortgeschritten ist und die Banken grossen Liquiditätsschwierigkeiten durch den Zusammenbruch von Kunden usw. zu begegnen haben. Zu diesem Zeitpunkt Kaufkraft in die Wirtschaft hineinzupumpen, hat ganz sicher (von momentanen, rasch überwindbaren runs abgesehen) böse Folgen, verstärkt nur die Illiquidität der Banken und die bestehenden Disproportionalitäten. Das eigentliche Problem der Kreditausweitung entsteht also erst in einer etwas späteren Phase des Deflationsprozesses. Wäre hier eine Ausweitung wünschenswert ? Unter der Voraussetzung eines lags der Kosten hinter den Preisen und bei der Erwartung, dass der Deflationsprozess sich trotz (oder infolge) aller sonstigen Eingriffe noch länger hinziehen würde, ist der Versuch, durch Kreditausweitung von der Absatzseite her den Kosten entgegenzutreten, sicherlich nicht von vorneherein zu verwerfen. Es genügt nicht, zu sagen, das Krisenproblem sei rein ein Relationsproblem zwischen verschiedenen Abteilungen der Wirtschaft und damit eine Vermehrung der effektiven Geldmenge, als eine die eigentliche Aufgabe verfehlende Lösung zu bekämpfen, da ja eine Kreditausweitung zweifellos, je nach dem Ort des Hineinpumpens und anderen Voraussetzungen, auf die verschiedenen Teile der Wirtschaft sehr verschieden wirkt. Man müsste also nachweisen, dass eine Kreditausweitung Disproportionalitäten verstärken würde. Hier antworten Antireflationisten entweder mit dem Argument, die Kaufkraft würde sich auf Konsumgüter richten und die Kapitalgüterindustrien nicht erreichen,

---

Kostensummen (incl. jeweils „normale“ Profite) sich decken und kein kumulativer Saving-Investment-Prozess ausgelöst wird — eine solche Inflation kann auch (als sogen. „relative“ Inflation) bei Senkung des Warenpreisniveaus stattfinden —, und 3. Reflation: Ausweitung des effektiven Geldvolumens nach einer kumulativen Schrumpfung bis zu diesem Punkte, sei es mit oder ohne Erhöhung der Preise.

[1]) Vgl. hierzu Amon, Zur gegenwärtigen Krisenlage und inflationistischen Krisenbekämpfungspolitik. Zeitschrift für Nationalökonomie 1934, V, S. 1.

ja deren relative Überkapazität verstärken helfen (was die komplementären Zusammenhänge von Konsumgüter- und Kapitalgüterproduktion allzu einfach betrachten heisst) — oder aber mit dem Einwand, der zugleich ein gewisses Zugeständnis ist : eine überhaupt effektive Kreditausweitung würde von vorneherein kumulative Tendenzen zu einem neuen boom und einer neuen Krise entwickeln. In diesem Argument ist etwas Richtiges und etwas Schiefes enthalten. Richtig ist : wenn und da einmal die kapitalistische Konjunkturdynamik besteht mit all den kumulativen Wirkungen, die sich aus dem Bestand und der Produktion langlebigen Realkapitals ergeben, wird eine blosse Reflation und der normale Akkumulationsprozess niemals eine ausreichende Beschäftigung des bestehenden Sachkapitals der Produktionsmittelindustrie garantieren, und nahezu zwangsläufig wird die Reflation in eine „Inflation" (im obigen Sinne) übergehen müssen[1]), verstärkt durch die zusätzliche Kreditausweitung, welche die inzwischen begonnenen grösseren technischen Fortschritte und die durch sie erweckten zusätzlichen Profiterwartungen normalerweise auszulösen vermögen. Machte man an jenem kritischen Punkt halt, so haben sich schon Disproportionalitäten entwickelt, da der „Aufstieg" nie von einer Gleichgewichtssituation aus startet. Man hat dann nur die Wahl zwischen sofortiger Krise oder aber Inflation mit Kumulationswirkungen und späterer stärkerer Krise. Im ersten Fall fehlen die „Übertreibungen", dafür gewinnt das Argument der Nichtvollendung von Anlagen an Kraft. So führt auch die „Reflation" schliesslich zur Krise, aber es ist erstens nicht ganz richtig, den dazwischen möglichen Aufschwung zu verharmlosen, und zweitens muss man antworten : ohne „antizipatorische" Kreditausweitung wird zwar der folgende boom mehr oder minder gebremst und hinausgeschoben — aber auch die jetzige Depression entweder verlängert oder in ihren sozialen Konsequenzen in bedrohlicher Weise verschärft. Auch hier also wieder ein objektives Dilemma der kapitalistischen Krisenpolitik.

Soweit haben wir vorausgesetzt, dass eine „Reflationspolitik" in der Krise überhaupt effektiv möglich sei. Hier setzt der zweite Einwand der Gegner einer solchen Politik ein (seltsamerweise oft im gleichen Atemzuge mit dem ersten) : ein Hineinpumpen von Kredit mit Mitteln der Diskontsenkung, der Openmarket-Politik, ja auch massierter Subventionen und Auszahlungen an Arbeitslose

---

[1]) Vgl. hierzu vor allem die Ausführungen von Durbin, The Problem of Credit Policy (London 1935), S. 223 f., aber auch schon : Purchasing Power and Trade Depression, S. 167 ff., ferner D. H. Robertson, Industrial Fluctuations and the Natural Rate of Interest, in : Economic Journal, Dezember 1934, S. 655.

(mit oder ohne öffentliche Arbeiten) sei vergeblich, solange infolge schlechter Profitchancen kein Bedarf an Kredit sei. Soweit das neue Geld überhaupt in den Kreislauf komme, werde es sofort in die Banken zurückkehren, d. h. entweder auf Sparkonto gelegt oder zur Zurückzahlung von Bankschulden verwendet werden, also möglicherweise später gefährliche Horte schaffen. Lassen wir zunächst einmal die Problematik von eigentlichen Konsumkrediten und öffentlichen Arbeiten beiseite, so muss man zugestehen, dass dieser Einwand im wesentlichen richtig ist. In Ländern mit Goldwährung bedeutete zudem eine laxe Kreditpolitik eine gewisse Gefährdung der Währung und müsste entweder bald an Grenzen stossen oder aber Devalvation oder Devisenzwangswirtschaft usw. nach sich ziehen — ohne der Produktion viel genützt zu haben. Die Skepsis wird bestätigt durch die Erfahrungen der cheap money-Politik in U. S. A. unter Hoover (sie ist, obwohl nicht so sichtbar, weithin auch noch für die New Deal-Massnahmen stichhaltig) und ebenso in Deutschland (Brüning-Papen-Periode) und auch in Frankreich. Am interessantesten ist in dieser Beziehung wohl die Geschichte des Papenplans (Sommer 1932), die Colm analysiert hat[1]). Der Papenplan suchte auf indirekte Weise, durch Einräumung von Steuergutscheinen, die als Kreditunterlage dienen konnten und zu einem Teil mit der Verpflichtung, zusätzliche Arbeiter zu gesenkten Löhnen zu beschäftigen, verknüpft waren, eine Produktionsfinanzierung und damit eine Produktionsausweitung zu stimulieren — ähnlich wie eine grosszügige Subvention. Aber der Erfolg war sehr gering[2]). Ebenso instruktiv dürfte der Ausnahmefall sein, wo es (ohne öffentliche Arbeiten erheblicheren Umfangs) gelang, die durch die Devalvation ermöglichte cheap money-Politik effektiv zu machen, d. h. von der Sparerseite her gesehen die Schleuse vom Geldmarkt zum Kapitalmarkt zu verbreitern, vom Produzenten her gesehen Produktivkredite in die Wirtschaft zu pumpen : England. Hier trafen tatsächlich früher als anderswo Angebot und Nachfrage auf dem Kreditmarkte zusammen : der lange hinausgeschobene Zwang zu einer grosszügigen Reorganisation des englischen Industriekörpers bot weit erheblichere Investitionsmöglichkeiten, als es (ohne Anstoss von aussen) in den Ländern denkbar gewesen wäre, die eher

---

1) Social Research, 1934, S. 83 ff.

2) Colm, a. a. O., zeigt sehr schön, warum : die Kostenvorteile, die der Plan den Unternehmern gewährte, reichten nicht aus, das Absatzrisiko einer vergrösserten Produktion zu kompensieren, und die Unternehmer wurden marktmässig nicht gezwungen, von den staatlichen Vergünstigungen Gebrauch zu machen, da die Voraussetzung dazu, freie Konkurrenz, in Deutschland fehlte.

an zuviel Rationalisierung leiden. Entsprechendes gilt für die japanische Expansions- und Rüstungskonjunktur.

Bevor wir die Problematik der kreditfinanzierten öffentlichen Arbeiten anschneiden, ist noch ein kurzes Eingehen auf die „strukturpolitischen“ Eingriffe in das Währungs- und Kreditwesen erforderlich, soweit sie als indirekte Krisenpolitik betrachtet werden können. Die Frage der Goldwährung wurde schon gestreift. Effektive Kreditpolitik eines einzelnen Landes ist sicherlich mit einem entsprechend effektiven Funktionieren des internationalen Goldstandards kaum vereinbar[1]). Auf dem Gebiete des Bankwesens sei auf die Tendenzen zur Verstaatlichung hingewiesen : teils objektive Prozesse, die sich ungewollt, oft wider Willen der Beteiligten aus der Krise ergaben (Deutschland[2]), partiell U. S. A., bewusster Italien und vor allem Türkei) ; teils politische Bestrebungen, die in der Verstaatlichung oder der Schaffung einer öffentlichen Kontrolle des Bankwesens die notwendige (oft auch die hinreichende) Voraussetzung einer erfolgreichen Krisenbekämpfung und -verhinderung erblicken[3]). Es werden sich diese Tendenzen jedenfalls in dieser Krise nicht mehr durchsetzen — wohl aber wird überall der Versuch gemacht, die Macht der Zentralbank zu stärken[4]). Die neue Bankgesetzgebung schafft fast überall günstigere Voraussetzungen für eine effektivere Geldpolitik ; doch dürften die Kritiker einer Beschränkung der Kredit-Kontrolle auf

---

[1]) Vgl. hierzu Durbin, Credit Policy, a. a. O., S. 206 ff., Paul H. Douglas, Controlling Depressions, S. 193 ff., F. Lutz, Wirtschaftsordnung und Goldwährung, WWA 1935, sowie Robbins und seine Kritiker, darunter in diesem Punkt besonders J. Stafford, in : Manchester School, 1935. Gewiss ist es auch „gesamtkapitalistisch“ vertretbar, dass ein wichtiges Land sich zeitweilig auf diese oder jene Weise aus der Weltwirtschaft herauslöst (oder sich in ihr eine Sonderposition verschafft), selbst wenn andere Länder darunter zunächst zu leiden haben, sofern dieser Nationalismus eine beschleunigte Überwindung der Krise in jenem Lande und damit vielleicht auch der Weltkrise ermöglicht. Dies Argument wird immer wieder als Rechtfertigung für die englische und amerikanische Währungspolitik verwendet. Indessen sind unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen die Grenzen zwischen „bloss konjunkturpolitischem“ und restriktivem Nationalismus sehr fliessend ; auch mit der ersteren „harmloseren“ Art der Isolierung werden, im Inland wie im Ausland, „vested interests“ und eine entsprechende Mentalität mit allen ihren Folgen geschaffen. Man hat also in einer Bilanz der Krisenpolitik auch an diesem Punkte negative Fernwirkungen in Rechnung zu stellen, und also ein gewisses Dilemma zu konstatieren.

[2]) Neuerdings hat man auch in Deutschland aus der Not eine Tugend gemacht : der faktische Einfluss des Staates auf die Banken ist erheblich gesteigert worden. Vgl. dazu Marie Dessauer, in : Review of Economic Studies, II, 3, S. 214.

[3]) Die neueste und in mancher Hinsicht vielleicht eindringlichste Begründung jetzt Douglas, a. a. O. Noch vorsichtiger bei Durbin, a. a. O. Vgl. aber auch die Bestrebungen de Mans in Belgien (und ihre Folgen).

[4]) Vgl. aber die neue Eccles-Act in U. S. A. : Arthur D. Gayer, in : Economic Journal, Juni 1935, S. 286 ff., sowie Herm. A. Lufft, Die Banken im „demokratischen“ Kapitalismus, in : Der deutsche Ökonomist, 1935, Nr. 33 f.

Diskont- und Offen-Marktpolitik mit ihrer Skepsis wohl im Recht bleiben, ganz abgesehen von Zweifeln, ob überhaupt der Wille zu einer kreditmässigen Regulierung der Wirtschaft sich auf die Dauer durchsetzen kann.

B. 2. Öffentliche Arbeiten.

Die Politik der öffentlichen Arbeiten ist in dem obigen Schema als letzter Typ einer „kapitalistischen" Krisenbekämpfung aufgeführt. Obwohl der Streit um die öffentlichen Arbeiten gerade darum so heftig ist, weil sie als un- oder antikapitalistische „sozialistische" Massnahme gelten, so sind in Wirklichkeit solche (noch dazu vorübergehende) „gemeinwirtschaftlichen" Einbauten eine gesamtkapitalistische Notwendigkeit. Sie wirken als Stütze und nicht als Hemmung der Privatwirtschaft. Das Argument des „sozialistischen" Charakters der öffentlichen Arbeiten ist wesentlich für eine Betrachtung der Erfolgschancen. Hier genügt es, auf den prinzipiell instrumentalen Charakter dieser Gegenschaltungsmassnahme als Mittel zur Paralysierung der Schrumpfungstendenzen und zur „Ankurbelung" des kapitalistischen Kreislaufes hinzuweisen. Ökonomisch sind nicht so sehr die Resultate der öffentlichen Arbeiten selbst und die Beschäftigung an ihnen, als die Fernwirkungen wichtig : die Schaffung einer weiterrollenden Profitwelle.

Dieses Grundprinzip ist insbesondere von R. Kahn und Keynes entwickelt worden[1]). Gerade die Klippe, an der der Papenplan scheiterte, soll hier vermieden werden : Die Belebung der Wirtschaft wird nicht von der Produktionsseite, sondern von der Nachfrage her versucht. Der einzelne Produzent produziert also nicht aufs Ungewisse hin, sondern kann einen zusätzlichen Absatz einkalkulieren. So muss der Prozess grundsätzlich die Produktionsstufenleiter zunächst der Konsumgüterabteilung und schliesslich auch der Kapitalgüterindustrien hinanklimmen. Der einzelne Produzent nimmt wieder Betriebskredite und schliesslich Anlagekredite auf und stellt neue Arbeiter ein[2]). Wirklich freie

---

[1]) Arthur D. Gayer, Artikel : „Public Works", in Encyclopaedia of Social Sciences ; R. Kahn, The Relation of Home Investment to Unemployment, in The Economic Journal, June 1931 ; J. M. Keynes, Means to Prosperity, 1933. Ferner die Beiträge von H. Neisser und A. H. Hansen in Economic Essays in Honour of Gustaf Cassel, London 1933. Zahlreiche Aufsätze in amerikanischen Zeitschriften seit 1933.

[2]) Kahn, Mitnitzky u. a. haben unter Annahme realistischer Voraussetzungen für verschiedene Länder berechnet, wieviel Arbeiter etwa zusätzlich zu der primären Mehrbeschäftigung eingestellt werden könnten. Das Verhältnis sekundärer zur primären Neubeschäftigung wurde je nach den Voraussetzungen auf ungefähr 0.8 — 2 geschätzt. Dabei ist angenommen, dass sich die kumulative Wirkung eines Anstosses allmählich abschwächt. Die Untersuchung dieser Hemmungen betrifft zugleich die eigentlichen Voraussetzungen der ganzen Ableitung. Diese stimmt nur (oder nur in relevantem Grade), wenn am Anfang des Prozesses ausser Arbeitslosen auch fertige

Konkurrenz angenommen, müssten die freien Arbeitsplätze auf die Grenzbetriebe konzentriert sein; eine Produktionsausdehnung müsste daher bald die Kosten und Preise erhöhen. Nicht aber, wenn wir beschränkte Konkurrenz annehmen mit überall unausgenützten Kapazitäten. Hier könnten mit Ausdehnung zunächst sogar die Stückkosten sinken. Die Theorie setzt ferner ein elastisches Kreditsystem voraus. Damit sind dieser Arbeitsbeschaffung in einem Goldwährungslande ohne grosse Reserven schon Grenzen gesteckt. Diese werden noch verstärkt, wenn ein erheblicher Teil der Rohstoffe aus dem Auslande bezogen werden muss, weil damit ein Druck auf die Zahlungsbilanz verbunden sein kann. Auch in Ländern mit freier Währung schwächt der Rohstoffbezug aus dem Ausland die kumulative Wirkung des Anstosses im Inland ab (weswegen z. B. Kahn die Wirkung der Arbeitsbeschaffung für England kleiner ansetzt als für U. S. A.). Endlich müssen alle Produzenten höherer Stufenordnung den Anstoss auch weitertragen, also die zusätzlichen Erlöse nicht horten, zur Kreditrückzahlung benutzen usw. Hier liegen zweifellos Gefahren des ganzen Systems, besonders im Anfang, aber doch kaum mehr als Gefahren. Vom Mechanismus des Konträrprozesses aus gesehen sind sie wohl gering, wichtiger ist die oben erwähnte Befürchtung mancher Unternehmer, es handle sich um „sozialistische" Experimente. Das mag manche abhalten, Ersatz- oder gar Neuinvestitionen vorzunehmen — eine ernsthafte Hemmung gerade am entscheidenden Punkt der Kette. Der Grad dieser Hemmung, die von Alvin H. Hansen betont worden ist[1]), dürfte je nach der Struktur des Landes, der Depressionsphase, je nach Ausmass, Richtung, Finanzierung und Verwaltung der ursprünglichen öffentlichen Arbeiten sehr verschieden sein.

An sich wäre eine Nachfrageankurbelung auch ohne den Hebel der öffentlichen Arbeiten denkbar. Man könnte sich ein System von Lohnsubventionen oder von Steuernachlässen an Unternehmer vorstellen, aber in diesen Fällen wäre die primäre Mehrbeschäftigung und Weiterwälzung von Kaufkraft kaum gesichert.

Das theoretisch ebenfalls mögliche Verschenken von Zuschüssen an Arbeiter und Arbeitslose dagegen würde die von Hansen erwähnten Reaktionen sehr verstärken. Auch die Finanzierung von

---

Arbeitsplätze in allen Sparten und möglichst grosse Lager an (inländischen) Rohstoffen und Halbfabrikaten vorhanden sind — eine Voraussetzung, die von Kritikern oft übersehen wird, aber in der heutigen Krise durchaus realistisch ist.

[1]) A. H. Hansen und H. Tout in Econometrica, I, sowie Hansens Beitrag in der Festschrift für Gustaf Cassel, aber auch schon in : Economic Stabilization in an Unbalanced World, New York 1932, S. 186 ff.

öffentlichen Arbeiten muss sorgfältig bedacht sein. Einerseits darf man nicht durch langfristige Anleihen den Markt belasten oder gar eine Finanzierung durch Steuern versuchen — dann sind die Gesamtwirkungen sicher schädlich —, andererseits auch nicht mit allzu starker Grosszügigkeit das Budgetdefizit durch Kreditschöpfung überbrücken. Grundsätzlich kommt also nur eine Finanzierung durch eine Art von Staatsschuldscheinen in Frage, die von der Zentralbank allein kreditiert und im Aufschwung vorsichtig zurückgezogen werden.

Die Auswahl der öffentlichen Arbeiten ist nicht immer leicht und oft nicht sehr zweckmässig und planmässig gewesen. Wenn man z. B. mit öffentlichen Arbeiten direkt oder indirekt die landwirtschaftliche Produktivität in einer Zeit steigert, wo Überproduktion schon in an sich günstigeren Gebieten herrscht (U. S. A.), oder Eisenbahnen und Kanäle während einer Revolutionierung des Verkehrswesens durch das Auto baut, so ist dies Kapitalverzehr zu nennen. Aber das ist keineswegs die Mehrzahl aller Möglichkeiten. Zuzugeben ist, dass in einzelnen Ländern (wie wohl jetzt Australien) wenig Bedarf an gesamtkapitalistisch nützlichen „Bauten" bestehen kann. In gewissem Sinne wird man öffentliche Arbeiten heute als einen Ersatz für jene in normalen Krisen der allgemeinen Wiederbelebung stets vorauseilende private Bautätigkeit ansehen können, die durch den gegenwärtigen Rückgang des Bevölkerungswachstums sehr erschlafft ist. Bauarbeiten müssen ihrer Natur nach auf Zeiten billiger Einsätze und Arbeitskräfte, d. h. auf das Ende der Depression konzentriert sein. Gegenwärtig kommt dafür wohl besonders die Beseitigung von slums in Frage. Wichtig ist aber vor allem der Zusammenhang von öffentlichen Arbeiten und Rüstungsvorbereitung (Deutschland)[1]). Je mehr in einem Land die staatliche Bürokratie für derartige Arbeiten, ihre Planung und Durchführung, geschult ist, desto wahrscheinlicher ist eine erfolgreichere Arbeitsbeschaffung; also wohl weniger z. B. in Frankreich und U. S. A. als in Deutschland[2]).

---

[1]) Nur ein Teil der „öffentlichen Arbeiten" in Deutschland darf im Sinne unserer bisherigen Ausführungen als Hebel eines Konträrprozesses gerechnet werden. Zumeist handelt es sich um Arbeitsstreckung oder um gering bezahlte Zwangsarbeit mit geringer Wirkung auf die Konsumgüternachfrage. Statt des echten zusätzlichen Konsumbedarfs, der erst allmählich zu der Kapitalgüterindustrie vorstösst, gibt es in Deutschland hauptsächlich einen Staatskonsumbedarf, der gütermässig als Produktionsmittelbedarf gerechnet werden kann. Die kumulative Wirkung beschränkt sich im wesentlichen nur auf diese speziellen Industrien.

[2]) Hier zeigt sich abermals die Bedeutung des Nationalismus auch für diese Methode kapitalistischer Krisenpolitik. Eine grosse einheitliche Aufgabenstellung ist für die politische Durchsetzung öffentlicher Arbeiten, die Intensität ihrer Ausführung und für ihre ökonomische Koordinierung von erheblichem Belang. Eine neutrale, rein wirt-

Die vorstehenden Erörterungen haben neben den prinzipiellen Möglichkeiten auch schon die Grenzen der öffentlichen Arbeiten als Mittel der Krisenpolitik betont. Bei einem Gesamturteil wird man vor allem die richtige zeitliche Verteilung der öffentlichen Arbeiten berücksichtigen müssen : sie dürfen nie unmittelbar nach einer einmal ausgebrochenen Krise einsetzen und müssen bei Zeichen sicheren, anhaltenden Aufschwungs etappenweise abgebaut werden. In der Zwischenepoche aber dürften sie im Saldo doch günstige Wirkungen auf die Beschäftigung und die Profitlage in den meisten Industriezweigen ausüben. Einen eigentlichen Aufschwung wird man von ihnen nur in sehr seltenen Ausnahmefällen erwarten können ; aber sie sind fähig, objektive Situationen schaffen zu helfen, in denen die unter dem Druck der Krise vorbereiteten grösseren technischen Erneuerungen rascher zur Verwirklichung gebracht werden.

Über die Wirkungen der öffentlichen Arbeiten in den verschiedenen Ländern ist kaum exaktes Material zu gewinnen. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man einen grösseren Teil des überhaupt erreichten Aufschwungs in U. S. A. und auch in Deutschland der öffentlichen Arbeitsbeschaffung zuschreibt, einen besonders grossen aber in Schweden.

Massnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, die über die Grenzen der kapitalistischen Wirtschaft hinausgehen, hat es in der Praxis kaum gegeben. Wohl aber sind eine Reihe von theoretischen Schemata ausgearbeitet worden[1]), die nichtkapitalistische Inseln vorsehen : Arbeiter produzieren in dafür bereitgestellten und eventuell vom Staat verzinsten Anlagen für einander die von allen bedurften Konsumgüter und möglichst ihre Rohstoffe, sei es mit, sei es ohne eine besondere, vom allgemeinen Kreislauf abgetrennte Geldrechnung. Die Vorschläge — deren grosse technische Schwierigkeiten offenliegen — sind meist nur als Notmassnahme gedacht ; mit zunehmender Belebung (die u. a. auch von der Entlastung des Budgets für Arbeitslosenunterstützung erwartet wird) sollen die Betriebe grundsätzlich wieder in den kapitalistischen Nexus verflochten werden.

---

schaftliche Bestimmung der Arbeiten ist kaum vorstellbar ; die Gesamtrichtung der Politik eines Staates wird stets den Ausschlag geben.

[1]) Emil Lederer, „Planwirtschaft", Tübingen 1933, Frank D. Graham, „The Abolition of Unemployment", Princeton 1932 (vgl. auch Grahams Beitrag zur Cassel-Festschrift a. a. O., S. 221 ff.), Ragnar Frisch, „Circulation Planning : A Proposal for a National Organization of a Commodity and Service Exchange", Econometrica, vol. II (1934) S. 258 ff. vgl. auch Paul H. Douglas, a. a. O., S. 267 ff.

IV. Die Gesamtwirkungen der Krisenpolitik in einigen Ländern.

Eine Beurteilung der ökonomischen Erfolge, die mit den Eingriffen erzielt worden sind, ist im vorhergehenden teilweise zu Illustrationszwecken schon vorweggenommen worden. Den jetzt folgenden kurzen Ergänzungen für drei charakteristische Länder muss ein Hinweis auf das bloss Skizzenhafte und Vorläufige dieses Versuches und auf die tatsächlich grossen Schwierigkeiten eines wirklich fundierten Urteils vorausgeschickt werden. Das statistische Material ist teilweise unexakt bzw. unvollständig. Überall aber ist die Interpretation von Zahlen und Berichten mehrdeutig. Hat sich die Wirtschaft einzelner Länder trotz oder wegen der Eingriffe erholt oder : teils wegen, teils trotz ? Wie weit geht die Erholung ? Haben die günstigen Eingriffe ungünstige Fernwirkungen und die unglücklichen günstigere ? Wie steht es mit der zukünftigen Kraft und Wirkung der spontanen Auftriebskräfte, die ganz zweifellos auch in dieser Depression sich entfaltet haben ? Ist die Tatsache von derartig vielen und starken krisenpolitischen Eingriffen eine Verheissung oder Drohung für die Zukunft oder beides zugleich ? Wie haben die krisenpolitischen Eingriffe, selber Ausfluss einer bestimmten sozialpsychologischen Mentalität, diese weiter verändern helfen und mit welchen Zukunftsperspektiven ? Auf all das ist eine klare Antwort heute nicht möglich.

Wenn wir die wichtigen kapitalistischen Länder nach der Intensität der krisenpolitischen Eingriffe zu ordnen versuchen, so wird man etwa folgende Reihe erhalten : England, Frankreich, U. S. A., Schweden, Italien, Deutschland und schliesslich die Türkei, welche die Politik eines planmässigen Staatskapitalismus verfolgt.

In der Mehrzahl der Länder hat sich seit geraumer Zeit die wirtschaftliche Lage verbessert, vor allem in der Türkei, Schweden und auch in England, obschon in den beiden letzten Ländern noch ein nicht unerhebliches Niveau von Dauerarbeitslosigkeit besteht. Die wichtigste Ausnahme von der allgemeinen Entwicklung bildet Frankreich. Die weiteren Perspektiven für die englische Entwicklung sind unklar. Optimistischen Erwartungen steht etwa die skeptische Meinung D. H. Robertsons und der Gruppe um Lloyd George, die nach wie vor die Aktualität eines grosszügigen Arbeitsbeschaffungsprogramms betonen, gegenüber. Man wird aber annehmen dürfen, dass die englische Lage mit einigen Schwankungen sich noch längere Zeit, wenn auch in langsamem Tempo, verbessern wird, unter weiterer Bremsung des Kapitalexports. Bei England und mehr noch bei Schweden wird man, abgesehen wohl

von der englischen Agrarpolitik, die Wirkungen der Eingriffe im ganzen positiv beurteilen, wenn man als Kriterium eine nicht allzu labile und kurzfristige Konjunkturankurbelung annimmt[1]). Auch für Deutschland weisen die Berichte und Zahlen einen Aufschwung nach, aber besonders bei Deutschland ist die Erholung in der Hauptsache auf die Rüstungskonjunktur im weiteren Sinn, also öffentliche Arbeiten grössten Stils zurückzuführen. Neuerdings werden die Finanzierungsschwierigkeiten des weiteren Aufschwungs stark betont. Die Grundlagen für eine ernsthaftere Krisis sind in Deutschland auch schon erkennbar. Bei den Machtmitteln der Zentralgewalt dürften allerdings die Schranken der Kreditausweitung relativ weit hinauszuschieben sein, jedoch unter starker Überentwicklung bestimmter Rüstungs- und Produktionsmittelindustrien, die mit deren Vorproduktionen bei einem Rückgang der Staatsaufträge oder bei Mangel an Rohstoffen in eine scharfe Krise stürzen müssen. Der neuerliche Rückgang der Konsumgüter ist nicht unterkonsumtheoretisch als Anfang einer generellen Krise zu deuten. Was vorliegt, ist eine bewusste Einschränkung des privaten Konsums (mittels Lohnsenkung) zugunsten einer Vermehrung des „Staatskonsums“. Durch scharfe Kontrolle der Kapitalbildung werden alle Reserven auf bestimmte Investitionen konzentriert; auch die bisherigen Gewinne und Abschreibungsquoten in den im Moment weniger wichtigen Industrien werden angegriffen. Ein Übergreifen der zusätzlichen Kredite auf die Konsumsphäre wird vorläufig steuer- und lohnpolitisch verhindert. Arbeitsplätze für einen Teil der Wiederbeschäftigten und der Arbeiter aus den jetzt wieder darniederliegenden Industrien werden mit ziemlich grob durchgreifenden Methoden in stark arbeitsintensiven Ergänzungsbereichen der Rüstungswirtschaft geschaffen. Die Grenzen dieser Art „Kriegswirtschaft im Frieden“ liegen ausser in dem Rohstoffimportproblem in einem möglichen Widerstand der Unternehmer und der hauptsächlich betroffenen Arbeiter- und Mittelstandsschichten. Unter Umständen ist ein rechtzeitiger Anschluss an eine Konjunktur anderer Länder möglich. Das könnte jedoch niemals durch einen automatischen Prozess erfolgen. Ohne wirkliche Glücksfälle muss diese Art von Wirtschaftsbelebung schliesslich zu einer scharfen Krise führen. Während in allen anderen Ländern zwischen der Periode staatlicher Wirtschaftsbelebung und der nächsten Krise ein mehr oder minder langer, aber jedenfalls in der Hauptsache kapitalistisch „natürlicher“ Aufschwungsprozess

---

[1]) Allerdings beruht die englische Besserung zu einem erheblichen Teil auf einer Abwälzung der Krisenlasten auf andere Länder.

liegen wird, kann man für Deutschland wohl heute schon die Struktur der kommenden Krise direkt aus den Methoden der diesmaligen Krisenbekämpfung erschliessen.

Der heftigste Streit herrscht wohl über die Bewertung des New Deals in den Vereinigten Staaten. Der Streit ist besonders aktuell, seitdem eine fühlbare Belebung bald nach der Erschütterung der NRA-Gesetzgebung durch das Urteil des obersten Gerichtshofs eingetreten ist. Ist es aber richtig zu sagen : post hoc, ergo propter hoc ? Sicher ist wohl nur, dass in dem New Deal-Experiment schwere Unzulänglichkeiten steckten. Sie sind fast auf allen Gebieten festzustellen. Manche Widersprüche und Fehler, Misserfolge, gemessen an den selbstgesteckten Zielen, wurden nur durch zufällige Umstände, z. B. die Dürrekatastrophe des Jahres 1934 verdeckt, in vieler Hinsicht kann man von einem „Ritt über den Bodensee" sprechen. Man könnte versucht sein, eine Kombination von Überproduktions- und Kaufkrafttheorie als Grundlage der ganzen Politik anzunehmen, und daraus die Politik, „ableiten", sowohl die Überproduktion durch Restriktionen einzuschränken als auch die Kaufkraft zu heben. Eine Zusammenfassung der beiden vielfach antinomischen Rezepte würde dann in der Zielsetzung des „Preisniveaus von 1926" zu erblicken sein. Etwas an dieser Interpretation ist gewiss richtig. Aber es ist doch nicht die ganze Wahrheit : die Lage der Dinge war so, dass auch eine an einer zu einfachen Theorie geleitete Praxis der Kreditschöpfung und der öffentlichen Arbeiten günstig wirken musste. Diese Politik selbst hatte auch nur wenig abschreckende Wirkung auf das private Unternehmertum. Der Widerstand wurde auch nicht durch die Begünstigung der industriellen Verbandsbildung in den Codes wachgerufen. Mindestens die entscheidenden Gruppen wurden dadurch ja begünstigt ; nur die kleinen Unternehmungen fühlten sich allmählich benachteiligt. Die Hauptwiderstände setzten erst ein mit der Oktroyierung von Lohnminima, der Begünstigung der Gewerkschaftsbildung, die als integrierender Bestandteil der Krisen- und Konjunkturpolitik angesehen wurde, und der Inangriffnahme eines umfangreichen sozialpolitischen Programmes. Dazu kam die Unsicherheit über die Richtung der ganzen Wirtschaftspolitik, die das Risiko von Investitionen sehr erhöhen musste. Längere Zeit war es zweifelhaft, ob die eingeschlagene Politik nicht in eine erhebliche Inflation münden müsse. Auch mit schärferen lohnpolitischen Eingriffen konnte noch gerechnet werden. Alle diese Momente vermochten die im New Deal durchaus enthaltenen positiven Anstösse weitgehend zu kompensieren. Aber man darf wohl eine zunehmende Konsolidierung der New Deal-Methoden, damit eine Abnahme des erwähnten

Risikofaktors und langsam günstiger werdende Chancen der Ankurbelungsversuche feststellen. Allerdings dürfte die nächste Krise die durch das New Deal-Experiment offenbarten vielseitigen Antinomien des amerikanischen Sozialprozesses wohl erneut verschärfen.

V. Ergebnisse.

Krisenpolitik ist in der heutigen Epoche des Kapitalismus „notwendig", wenn auch nicht überall und in allen ihren Ausprägungen im gleichen Masse. Ihrer Notwendigkeit widerspricht nicht, dass durch alle ihre Formen zahlreiche Einzelinteressen geschädigt oder bedroht werden. Hineingefügt in eine immer widerspruchsvollere Struktur des Wirtschaftssystems und eine immer paradoxer werdende konjunkturelle Problematik, muss die Krisenpolitik in ihren konkreten Aufgaben und Methoden notwendig widerspruchsvoll sein. Sie hat darum mit Rückschlägen zu rechnen und ist, wenn überhaupt, nur begrenzt erfolgreich. Soweit sie es tatsächlich ist, wirkt sie als eine Art Kriegswirtschaft oder als blosse Hilfsmassnahme für spontane Aufschwungsprozesse. Dies kommt darin zum Ausdruck, dass alle Methoden letzten Endes an der Wiederherstellung von (mehr oder minder generellen) Profitchancen orientiert sind. Das bedeutet aber : Je wirksamer eine Krisenpolitik ist, desto stärker führt sie in eine neue Dynamik und nicht zu einem Gleichgewicht, das man dann festhalten könnte. Das entscheidende planwirtschaftliche Problem, wie man aus einer dynamischen Gesetzlichkeit des Wirtschaftsablaufs in eine gleichgewichtige, aus der Krisenüberwindungs-Politik in ein wirksames System der Krisenvermeidung hinüberkommt, ist trotz aller Debatten über kapitalistische Planwirtschaft und über "neutrales Geld" von niemandem beantwortet worden. Es kann unter Voraussetzung der heutigen Grundstruktur von Wirtschaft und Gesellschaft auch nicht positiv gelöst werden.

Dies schliesst nicht aus, dass einige der krisenpolitischen Massnahmen eine gewisse Milderung künftiger konjunktureller Ausschläge erlauben, z. B. auf kreditpolitischem Gebiet. Man darf aber nicht übersehen, dass dem andere, in ihrer Fernwirkung verschärfende Eingriffe gegenüber stehen, und dass die immanenten Entwicklungstendenzen eine Verstärkung der Krisenempfindlichkeit und der Krisen erwarten lassen.

Die strukturpolitische Bedeutung der bis jetzt verwirklichten und in ihrem Gefolge noch zu erwartenden Massnahmen beschränkt sich hierauf : sie sind, ob nun in ihrer kurzfristigen Aufgabe erfolgreich oder nicht, fast überall ein wichtiger Hebel einer nur sehr

begrenzt umkehrbaren oder aufzuhaltenden Entwicklung zu einem nationalstaatlich gestützten Monopolkapitalismus. Diese Tendenz wird in der heute überhaupt übersehbaren Zukunft die ökonomische und politische Dynamik nur noch mehr zusammenballen.

Solange die gegenwärtige Besserung der Wirtschaftslage in vielen Ländern andauert, wird der Wille zu echter Planwirtschaft überall nachlassen, und erst die neue Krise wird die Gesellschaft wieder zu der Schärfe und Geladenheit der Krisen-Problematik und vielleicht darüber hinaus bringen. Man wird dann davon auszugehen haben, dass alle heutigen Krisenmassnahmen keine planwirtschaftliche Konjunkturpolitik, sondern schlecht und recht Krisenpolitik waren und infolge des Fehlens zureichender gesellschaftlicher Voraussetzungen auch nur Krisenpolitik mit all ihren objektiv bedingten Antinomien sein konnten.

Emergency Policies and Planned Economy.

The body of measures promulgated to deal with the emergency of the depression is frequently linked up with the idea of a planned economy. That emergency measures have little or no essential connection with planning is the central thesis of this essay.

The author discusses the four most important premises of the emergency measures : the intensity of the depression, the degree of organization reached by the country in depression, its social stratification, and its political set-up. Two emergency methods are distinguished. On the one hand, an attempt is made to set the price mechanism in operation by lowering production costs, principally wages but also interest rates, rents, etc. The same adaption is aimed at by measures of state intervention which try to boost prices particularly by restriction of production and of imports. The second method, which has been used in an unprecedented manner during the present depression, attempts to stop the cumulative deflationary process by credit and monetary measures, as well as by public works.

The effects of the emergency measures in some of the more important countries are discussed briefly. The author believes that a major part of these measures was necessitated by the course of events, but that their effect will be conflicting and of only short duration.

Politique de crise et Economie „planée".

Le but du travail est d'indiquer les idées les plus importantes pour comprendre et juger la politique de crise et de montrer qu'il ne saurait être question de considérer aucune des mesures prises comme un véritable plan. Par politique de crise, on entend les mesures destinées à atténuer ou surmonter une crise économique existante, par opposition à une „politique de conjoncture" qui tend à une économie sans crise.

L'auteur analyse les quatre prémisses fondamentales d'une politique de

crise : profondeur de la dépression, degré d'organisation économique, structure sociale et organisation politique du pays atteint par la crise. On distingue deux méthodes employées pour combattre la crise. La politique d'adaptation, sous sa forme libérale, cherche à renforcer l'automatisme du marché, en diminuant les frais de production, etc. Les procédés d'intervention, dans la politique d'adaptation, ont pour objet l'augmentation des prix, avant tout à l'aide de restrictions de production et d'importation. La deuxième méthode, appliquée dans la crise actuelle avec une ampleur jamais encore connue, tâche d'arrêter le processus de déflation par des mouvements contraires. Les moyens principaux sont des mesures qui concernent le crédit et la monnaie, et des travaux publics. L'action d'ensemble de la politique de crise dans quelques pays importants est rapidement étudiée, à la fin de l'article. Encore que l'auteur considère une grande partie des mesures prises contre la crise comme inévitables, il tient leur action pour contradictoire et à courte échéance.

Besprechungen.

Philosophie.

Kuhn, Helmut, *Sokrates. Ein Versuch über den Ursprung der Metaphysik. Die Runde. Berlin* 1934. *(*161 *S.; RM.* 6.—*)*

Bannes, Joachim, *Platon. Die Philosophie des heroischen Vorbildes. Walter de Gruyter & Co. Berlin* 1935. *(*145 *S.; RM.* 5.60*)*

Drechsler, Julius, *Die erkenntnistheoretischen Grundlagen und Prinzipien der Aristotelischen Didaktik. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(*172 *S.; RM.* 6.—*)*

Przywara, Erich, *Augustinus. Die Gestalt als Gefüge. Jakob Hegener. Leipzig* 1934. *(*647 *S.; RM.* 9.50*)*

Dinkler, Erich, *Die Anthropologie Augustins. Kohlhammer. Stuttgart* 1934. *(XI und* 286 *S.; RM.* 18.—*)*

Verwiebe, Walter, *Welt und Zeit bei Augustin. Felix Meiner. Leipzig* 1933. *(*86 *S.; RM.* 5.—*)*

Betcke, Werner, *Luthers Sozialethik. C. Bertelsmann. Gütersloh* 1934. *(*175 *S.; RM.* 4.—*)*

Engelland, Hans, *Gott und Mensch bei Calvin. Chr. Kaiser. München* 1934. *(*155 *S.; RM.* 4.50*)*

Laird, John, *Hobbes. Ernest Benn, Ltd. London* 1934. *(XI und* 324 *S.;* 6 *s.)*

Pfeil, Hans, *Der Psychologismus im englischen Empirismus. Ferdinand Schöningh. Paderborn* 1934. *(*180 *S.; RM.* 4.80*)*

Bischoff, Dietrich, *Wilhelm Diltheys geschichtliche Lebensphilosophie. B. G. Teubner. Leipzig* 1935. *(*63 *S.; RM.* 2.80*)*

Mettler, Artur, *Max Weber und die philosophische Problematik in unserer Zeit. S. Hirzel. Leipzig* 1934. *(*162 *S.; RM.* 4.50*)*

Kuhns Sokrates-Deutung steht unter der Absicht, die platonische Ontologie als Antwort auf die „sokratische Frage“ erscheinen zu lassen, derart, dass der Übergang von der sokratischen Existenz zur platonischen Lehre vom Sein nicht als unproblematisch, sondern als ein „Sprung“ sich darstellt. „Die sokratische Frage ging auf das Gute, um kraft des Wissens darum ein wahrhaft lebenswertes Leben herzustellen. Platos Philosophie antwortet auf diese Frage mit einer Ontologie, d. i. einer Lehre vom Sein im Ganzen.“ Die Ursprungsrichtung des sokratischen Fragens wird „aufgefangen und überhöht durch eine ihr fremde reflexio“, die das schon vollendete Leben und Sterben des Sokrates zu ihrer Voraussetzung hat. — Diese These wird nur durch wenige Bemerkungen auszuweisen versucht. Den Hauptteil des Buches füllt eine ausführliche, aber über eine gute

Anordnung des schon oft vorgelegten Materials kaum hinauskommende Analyse der sokratischen Existenz.

Bannes' Versuch einer Deutung Platos im Sinne des „heroischen Vorbildes" bringt gegenüber der Fülle schon vorhandener ähnlicher Deutungen nichts Neues. An die Stelle exakter Textinterpretation tritt die kündende Schau. Die philosophische Begrifflichkeit Platos wird vernebelt: „die Idee ist das nicht sichtbare, aber dafür erkennbare, d. h. erkühnbare und darum menschliche Mass der Dinge, stellt diese in kosmische Zusammenhänge und verleiht ihnen dadurch erst Leben und Bedeutung." Die Staatsschriften Platos gelten als Vorläufer der organischen Staatslehre Othmar Spanns. Die Vorbemerkung des Verf. sei hier wiedergegeben: „Das vorliegende Buch ist in den Jahren 1930 bis 1932 entstanden und wurde noch vor dem Durchbruch der nationalen Revolution mehreren Verlagen angeboten. Ein ursprünglich hier beigefügter Anhang ist inzwischen bei de Gruyter besonders erschienen (1933) unter dem Titel: „Platons Staat und Hitlers Kampf."

Drechsler will die Bildungs- und Erziehungslehre des Aristoteles im Zusammenhang des Ganzen seiner Philosophie darlegen. Die Prinzipien der Didaktik sollen aus den Prinzipien der aristotelischen „Erkenntnistheorie und damit von dem zentralen Ansatzpunkt seiner Philosophie" abgeleitet werden. Der erste Teil untersucht Bildungsaufgabe, Funktion und Gegenstand der Erkenntnis bei Aristoteles durch eine Klärung seiner philosophischen Grundbegriffe; der zweite Teil weist dann die Wirksamkeit dieser Grundbegriffe und der durch sie getragenen Theorie in der Didaktik nach. „So eng ist dieser Zusammenhang, dass wir seine Didaktik geradezu als Fundament seiner Erkenntnis- und Wissenschaftslehre bezeichnen können". Die aristotelische Didaktik wird nach Sinn und Ziel von der „dialektischen Methodik" Platos abgehoben.

Przywara gibt in einer guten, oft allerdings etwas gekünstelten Übersetzung die entscheidenden Stellen aus den Werken Augustins nach einer sachlichen Gliederung unter folgenden Titeln: Wahrheit, Glauben-Einsicht-Schau, Werden-Sein, Geist-Gott, usw. Besonders ausgiebig sind die eigentlich philosophischen Hauptwerke De Trinitate, De libero arbitrio, die Psalmenkommentare und die Sermones herangezogen. Eine umfangreiche Einleitung versucht die geistesgeschichtliche Stellung Augustins, sein Verhältnis zu Thomas, Descartes, Kierkegaard und seine Bedeutung für die Gegenwart zu umschreiben.

Die beiden Einzelstudien zur Philosophie Augustins von Dinkler und Verwiebe zeichnen sich durch gründliche Textintepretation und Beherrschung des Materials aus. Das Buch von Dinkler trägt alles zusammen, was unter dem Titel einer Anthropologie Augustins aufgefasst werden kann. D. hebt das Bild des augustinischen Menschen gegen das paulinische und neuplatonische Menschenbild ab. Ausgezeichnet ist sein Aufweis der Verwandlung der paulinischen Konzeption durch Augustin: erst bei Augustin wird der Leib zum primären Träger der „Sexuspotenz", wird die concupiscentia zur sündhaften Geschlechtssphäre. Die „genuin christliche Lehre von der Indifferenz in Bezug auf die Stellung zum Leib" wird „zur kategorischen Ablehnung verkehrt". D. betont gegenüber

„anachronistischen" modernen Deutungen die theozentrische Orientierung der augustinischen Philosophie, besonders seiner Zeitlehre. — Verwiebe gibt eine gute Analyse des augustinischen Welt- und Zeitbegriffs in ihrem inneren Zusammenhang. Durch die Verbindung von Welt und Zeit einerseits und Gott und Ewigkeit andererseits soll das „Bezogensein von Deus qua creator und mundus qua creatura" und die für Augustins Anthropologie entscheidende Zwischenstellung des Menschen sichtbar gemacht werden.

Betcke stellt sich die Aufgabe, Luther von dem falschen Vorwurf des Individualismus zu reinigen, da er Luther als einen der Vorkämpfer der „nationalen Reformation des deutschen Staates" von 1933 und diese als das Ende des vierhundertjährigen individualistischen Zeitalters sieht. Luthers Lehren von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft werden als streng autoritäre, konservative und „ganzheitliche" Anschauungen dargestellt. Luthers „Kampf für den ganzheitlichen Staat" sei in der Entwicklung zur absoluten Monarchie geschichtliche Wirklichkeit geworden. Seine harte Sozialethik mit ihrem Lob der „natürlichen Ungleichheit" und des rücksichtslos strafenden Schwertes schöpfe aus der Fülle tiefer Einsichten in das Wesen des Menschen und des Staates. Luther habe erkannt, dass „für die Masse wohl der Dekalog, nicht aber die radikale Liebesethik der Bergpredigt als sittliche Norm gelten könne." „Troeltsch hat, wie die meisten seiner Zeitgenossen, bei seiner Beurteilung Luthers unter dem Einfluss eines falschen Humanitätsideals gestanden, das ihm die Einsicht verwehrte, dass man aus Liebe hart sein kann. Auch dafür dürfte unsere Zeit wieder mehr Verständnis besitzen."

Engellands Schrift will eine Einführung in Calvins Institutio unter der Leitfrage Gott und Mensch geben, zugleich aber die Frage nach Recht und Unrecht der calvinischen Lösung aufwerfen. Die oft widerspruchsvollen Tendenzen der Lehre Calvins werden gut herausgearbeitet : abgründiger Gegensatz zwischen Gott und Welt, die reformatorische „Gleichung" zwischen dem natürlichen Menschen und der Sünde, zugleich aber immer neue Vermittlungsversuche zwischen Vernunft und Offenbarung, Mensch und Gott.

Laird gibt eine gute und gründliche Darstellung von Hobbes' Leben und Lehren. Nach einer biographischen Einleitung, in der Hobbes' Leben auf dem Hintergrund seiner Zeit und besonders seine Beziehungen zu Bacon, Descartes und Bodin geschildert werden, wird seine Philosophie in ausführlicher Analyse aller ihrer Grundbegriffe entfaltet, gegliedert nach den Titeln Materialism, Phenomenalism, Ethics and Moral Psychology, Politics and Religion. Der letzte Teil behandelt den Einfluss Hobbes', vor allem seiner ethischen und politischen Lehren, auf die europäische Philosophie. Eine kurze Bibliographie ist beigegeben.

Pfeil sieht im Psychologismus den eigentlichen „Lebensnerv" des englischen Empirismus und in einer Kritik des Psychologismus die Vermittlung jenes „archimedischen Punktes, von dem aus die Welt des Empirismus aus den Angeln gehoben werden kann". Der Psychologismus will „ausserpsychologische Probleme mit psychologischen Mitteln" lösen. Am Denken „haftet" eine „Geltungsproblematik", derzufolge „die Gedanken nicht Gegenstand der Psychologie sein" können ; vielmehr sind sie etwas Aus-

serpsychologisches, Gegenstand einer von der Psychologie „toto coelo verschiedenen Idealwissenschaft“ : der Logik oder Wissenschaftstheorie. P. unterscheidet, von dieser These ausgehend, einen sensualistischen, wissenschaftstheoretischen, nomologischen, methodologischen und erkenntnistheorethischen Psychologismus. Die ersten beiden und die vorletzte dieser Formen des Psychologismus kritisiert P. bei Bacon, Locke, Berkeley und Hume. Die Entwicklung der durch Bacon programmatisch begonnenen philosophischen Tendenz kulminiert in Hume : hier richtet sich die Aufklärung „gegen sich selbst. Die destruktive Tendenz erhielt eine so vollendete Verwirklichung, dass sie auch die Grundlage der konstruktiven Tendenz, nämlich den Glauben an die Souveränität der Vernunft, vernichtete und dadurch die konstruktive Tendenz selbst, nämlich das Streben nach einer Welt- und Lebensanschauung auf der Grundlage der souveränen Vernunft, als ein Idol entlarvte“. — Abschliessend grenzt P. seinen Standort gegen Husserls Antipsychologismus ab, der auf einer Hypostasierung von Begriffen beruhe und ebenso ein „Zuviel“ darstelle wie der Psychologismus ein „Zuwenig“.

Nach einer kurzen Darstellung des Verhältnisses von Dilthey zu Kant gibt Bischoff eine Skizze der geschichtlichen Lebensphilosophie unter den drei Haupttiteln Wissenschaft, Weltanschauung und Philosophie. Der besondere Wert der kleinen Schrift liegt in der im Anhang abgedruckten Kant-Darstellung Diltheys aus seiner letzten Vorlesung über das System der Philosophie (1903) nach einer wörtlichen Nachschrift H. Nohls. Es geht Dilthey hier vor allem um den inneren Zusammenhang der drei kantischen Kritiken. In Kants Fragestellung verweben sich „der Wille zur Metaphysik, die Zurückführung der allgemeingültigen notwendigen Erkenntnis der mathematischen Naturwissenschaften auf einen Zusammenhang von Bedingungen, in welchem sie möglich sind, ihre Einschränkung auf Erscheinungen, und die Forderung eines absoluten Punktes für das moralische Handeln, durch den dasselbe aus den Relationen herausgehoben wird.“ Dilthey betont Kants Drängen auf eine absolute „Sicherheit“ der moralischen Wahrheiten und ihrer Begründung. Das Problem der allgemeingültigen und notwendigen Wahrheiten hat für Kant einen ganz eigenen Sinn : „es ist begleitet gleichsam von einem mysteriösen Überschwenglichen des metaphysischen Bewusstseins“. Abschliessend entwickelt Dilthey Kants Methode, in der er die Idee einer beschreibenden Psychologie wirksam sieht.

Mettlers Arbeit will die „formalen und weltanschaulichen Voraussetzungen“ von Max Webers Lebenswerk untersuchen. Der erste Teil behandelt die antagonistischen Problemgruppen, die dieses Werk beherrschen : Wissenschaft und Politik, Objektivität der Wissenschaft und Wertfreiheit, geschichtliche Wandlungen und Idealtypus, Philosophie und Einzelwissenschaften, Metaphysik und Glaube. Der zweite Teil : „Kritik typischer Lösungsversuche“, diskutiert M. Webers Stellungnahmen in ihrem Verhältnis zu den Positionen von Wundt, Eucken, N. Hartmann, H. Barth, Kierkegaard, Troeltsch. Die schwerfällig geschriebene, mit Anmerkungen überhäufte Arbeit erstickt im Stoff. Eine Bibliographie der Literatur über M. Weber ist beigegeben. Herbert Marcuse (New York).

Feldman, W. T., *The Philosophy of John Dewey : A Critical Analysis. The John Hopkins Press, Baltimore; Oxford University Press, London* 1934. *(VII and* 127 *pp.;* $ 1.75; 8 *s.)*

Studies in the History of Ideas. Vol. III. Edited by the Department of Philosophy of Columbia University. Columbia University Press. New York 1935. *(*511 *pp.;* $ 4.25*)*

It may hardly be gainsaid that no single thinker in recent years has so vitally touched the intellectual life of his American contemporaries as has John Dewey. Being truly possessed of a seminal mind that does not hesitate in attacking either the time-honored (and time-worn, perhaps) problems of classical philosophy as well as some of the more urgent and pressing problems of the present-day natural and social sciences, his has been the enlivening task of awakening thinkers in these various fields to the inconsistencies and inaccuracies extant there, which are accepted too often as acknowledged points of departure instead of disputed points for investigation. There is scarcely any field of contemporary interest which Dewey's mind has not so touched and enlivened.

Dr. Feldman's book is well-constructed and well-conceived, and does incalculable service in not alone pointing out sharply the apparent confusions that Dewey presents to the uninitiated reader, but in identifying precisely the conflicting strains in Dewey's thought. Much of our confusion in regard to the proper evaluation of Dewey has come apparently from our habitual insistence upon the rigorous implications of some philosophic creed. This, Dewey has continually appeared to deny us in part, by according to his materials in analysis the inferential reconciliations which much of his definitive treatment seems to lack. At the peril of being termed facetious, we may say that in the case of Dewey, many of his deeds (analysis) speak louder than words (definition).

The stimulating set of essays in the field of historical research in philosophy represents the third of a notable series put out by the Department of Philosophy of Columbia University. These essays are written by scholars who are at the present time, or who have at some time, been associated with the Department of Philosophy at Columbia University. In range, they cover a wide diversity of subject-matters, extending from such studies as John Dewey's empirical survey of empiricism to Howard Selsam's analysis of art and the geometric order of Spinoza. In general conception, they tend to show the logical succession of ideas emanating from the limited perspectives of the historical process.

Of particular interest to informed readers, perhaps of their suggestive treatment in matters converging upon the challenging turning-points of modern thought, should be J. T. Baker's stimulating work upon the emergence of space and time in English philosophy, and Ernest Nagel's significant treatment of the concept of „impossible numbers“ as related to the history of modern logic. Also especially noteworthy appeared to be F. J. E. Woodbridge's study of Locke for novelty of interpretation, and

Sidney Hook's essay on Hegel and Marx for its clarification of the confused notions commonly held on Marx's standpoint in regard to his dialectical historicism and his views as a natural materialist.

Herbert A. Bloch (New York).

Allgemeine Soziologie.

Fairchild, Henry P., *Survey of Contemporary Sociology. Thomas Nelson and Sons. New York* 1934. *(VII und* 168 *S.; $* 3.—*)*

F. has compiled a volume of news stories arranged according to sociological subjects and designed to indicate current trends and social movements as reported in the press in 1933 and 1934. The book is divided broadly into nine sections dealing with population, the family, the material foundations of the family, the reform and engineering aspects of social improvement, the social aspects of production, with emphasis on the strike, the struggle of social philosophies, social control, and the objectives of social life. A book of this type, although it might serve as a useful volume for collateral reading in a college course, naturally suffers from the weaknesses of journalism, e. g., the popularization of science, bias, etc. In many cases F. seeks to correct this by setting forth opposing points of view. The book would be more valuable if it contained fewer excerpts and more interpretive material by the editor. Repetitions, too, might have been avoided, and certain „human interest" stories, although they add humor, tend to be superfluous in a book which embraces such a wide scope.

Thea Goldschmidt (New York).

Bellini, Luigi, *Saggio di una Theoria generale della Società. Vol. II. La Dinamica Sociale. Vita e pensiero. Mailand* 1934. *(XIII u.* 415 *S.; L.* 30.—*)*

Im vorliegenden zweiten Band seiner allgemeinen Gesellschaftslehre behandelt B. die soziale Dynamik. Das Buch ist ein Versuch, eine Soziologie vom Standpunkt der traditionellen Lehren der katholischen Kirche zu schreiben. Gemäss der Auffassung der katholischen Theologie sieht B. in der sozialen Dynamik die Entfaltung der persönlichen Freiheit in der „natürlichen Ordnung", die als Schöpfung Gottes aufgefasst wird. Die soziale Dynamik wird letzten Endes durch die göttliche Vorsehung bestimmt. B.s Schrift gehört also nicht in die Wissenschaft, sondern in die Theologie. Sie ist nur insofern von Interesse, als in ihr die katholische Auffassung zu aktuellen ökonomischen und politischen Fragen dargelegt wird. Wenn B. auch Reserven gegen übermässige staatliche Einschränkungen der persönlichen Freiheit macht, so legt er doch besonderen Wert darauf, immer wieder zu betonen, dass die Auffassungen des Faschismus keineswegs den Soziallehren der katholischen Kirche widersprächen. Die

einzelnen Erscheinungen der Politik des italienischen Faschismus — sein staatlicher Aufbau, seine Gewerkschaftspolitik, seine staatskapitalistischen Massnahmen usw. — werden von B. durchaus gebilligt.

Karl Singer (Prag).

Grunwald, Ernst, *Das Problem der Soziologie des Wissens. Versuch einer kritischen Darstellung der wissenssoziologischen Theorien. W. Braumüller. Wien u. Leipzig* 1934. *(VIII u.* 279 *S.; RM.* 7.50*)*

Die Schrift ist die Arbeit eines Zwanzigjährigen, der wenige Monate nach ihrer Fertigstellung einem Unfall zum Opfer fiel; sie wurde von den Eltern herausgegeben.

Im Mittelpunkt der Darstellung der wissenssoziologischen Theorien steht die Auseinandersetzung mit dem Marxismus. G. beurteilt Marx als idealistischen Hegelanhänger. Die „Umstülpung" der Hegelschen Dialektik durch Marx habe keineswegs eine materialistische Auffassung ergeben, denn die „Umstülpung" einer metaphysischen Konzeption ergebe stets nur eine neue Metaphysik. Das Ergebnis der „Umstülpung" sei die Geschichtsauffassung, wie sie Marx in dem Vorwort „Zur Kritik der politischen Oekonomie" formuliert habe. Die These vom Primat des sozialen Seins habe Marx nicht auf empirisch-induktivem Wege gewonnen, sondern sie sei eine metaphysische Setzung. Dem jungen Marx, der hegelisch-idealistisch gesinnt gewesen sein soll, stellt G. den alten Marx und besonders Engels gegenüber, die durch naturalistisch-positivistische Elemente den ursprünglichen Marxismus zersetzt hätten. Zu dem „jungen" Marx rechnet G. auch den Verfasser der „Kritik der politischen Oekonomie": Marx war damals 41 Jahre alt! — Die Beispiele, die G. zur Stützung seiner Interpretation des Marxismus anführt, sind ein einziges Missverständnis. So wenn G. behauptet, nach Marx breche das Ende der Geschichte bald nach der Revolution ein; so wenn er erklärt, nach Marx werde das Proletariat erst heimisch im kommenden Reich der Freiheit. Das alles zeigt, dass G. Marx auf Grund missverständlicher Interpretationen — seine Quellen sind fast nur Werke über Marx — missversteht. Der jugendliche Verf. hat sich an eine Aufgabe herangewagt, der er nicht gewachsen war.

Theodor Belz (Wien).

Dewey, John, *A Common Faith. Yale University Press, New Haven, Conn; Oxford University Press, London* 1934. *(87 pp.; $* 1.50; 7 *s).*

Professor Dewey begins by distinguishing religion from the religious; religion is the body of supernatural beliefs and practises, relative to the culture in which it grows, built around the religious element. The religious is an attitude towards the world and experience which lends a feeling of greater security and understanding to the person having it. „Faith in the continued disclosing of truth through directed cooperative human endeavor is more religious in quality than any faith in a completed revelation." Religions are various and many, and the religious attitude may

not attach itself to any of them because of their supernaturalism. Therefore it is timely now to free the religious attitude of the fetters of the beliefs of religion.

Three stages of the values of human relationships may be distinguished historically : first, in which human relationships were considered depraved, since human nature was evil, and redemption could only come supernaturally. Second, human relationships have values which are akin to and supplement supernatural values. This is the stage of contemporary liberal theology. And third, recognition that the ideals of religion arise from natural human relationships, and that the ideals „have been projected into a supernatural realm for safekeeping". It is this third stage which Dewey would like to see. Whereas, in the first two stages, religion maintained a strict division between the religious and the secular world, the religious attitude in the third stage makes no such distinction.

Ideals would thus be taken from their divine existence and be returned to the world of experience from which they originally stemmed. We should strive continually to realize these ideals in actual existence. To this active relationship between the ideal and the actual Professor Dewey would give the name God. Although the term God may cause misconceptions because of its supernaturalistic associations, it is used because atheism as much as supernaturalism is concerned with man in his isolation and may fail to see the connection between man and his environment.

In order to realize these ideals in the actual, in order to remedy the more profound social evils, economic and political, it is necesary to hold that social intelligence can be employed to further social goods. There are foes who have class interests, vested interests desiring to maintain the status quo, but their power should only serve to stimulate the fight for social betterment by natural agencies. Those churchmen who profess an interest in social affairs and offer condemnation of social injustice are helpless so long as they point to moral causes or supernatural remedies for these evils. Although the book at times is not explicit in its terms it is an excellent statement of Professor Dewey's position.

S. I. Rosenberg (New York).

Croce, Benedetto, *Orientamenti. Piccoli saggi di filosofia politica. Gilardi e Noto. Milano* 1934. *(*110 *p. ; L.* 6.—*)*

Flora, Francesco, *Civiltà del Novecento. Laterza. Bari* 1934. *(*280 *p. ; L.* 18.—*)*

Croce a réuni dans un petit volume quelques essais sur des thèmes analogues, où il a exposé en résumé les conséquences pratiques et actuelles de son idéalisme philosophique. L'on peut dégager de ces pages une religion laïque de la liberté, opposée à tout despotisme défendant la vie de la pensée, religion qui nécessairement doit prendre part à la vie politique dans un sens large sans toucher au côté polémique du mot. En effet, l'État est et doit être une garantie de liberté, et c'est justement lorsque cette garantie fait défaut que commencent les temps de révolution, par suite de la rupture du rapport indispensable entre les individus et la collectivité. Ces principes sont parti-

culièrement évidents dans les pages que M. C. consacre à la démolition de deux écrivains contemporains de l'Allemagne hitlérienne, Spengler et Bergmann, où il démontre a contrario la vitalité de la conception opposée de l'école de Croce.

Flora a essayé avec succès d'appliquer l'idéalisme de Benedetto Croce pour résoudre les contradictions présentées par la civilisation moderne à la pensée du sociologue et du philosophe. Le volume entier ne fait qu'essayer d'expliquer les rapports psychologiques et sociaux existant entre l'homme et la machine, c'est-à-dire la civilisation mécanique moderne; il en suit que l'auteur cherche à mettre en valeur un nouvel „humanisme de la machine", une nouvelle civilisation naturellement basée sur le spirituel, dans le monde de la technique et de la science modernes. L'intérêt de M. Flora se pose particulièrement sur la T. S. F., le cinéma, le sport en général, et il explique ces symboles des temps modernes comme des phénomènes spirituels. C'est d'ici que sort la deuxième partie de l'œuvre de M. F., son opposition vigoureuse aux théories de Freud, qui veut être une défense de la dignité de l'homme en tant qu'être spirituel dominé par la pensée. C'est dans cette défense de l'homme et de sa civilisation que réside, selon nous, l'intérêt particulier de ce livre, écrit dans un style très personnel et poétique. Paolo Treves (Mailand).

Posada, Adolfo, *La idea pura del Estado. Editorial Revista de dere*c*ho privado. Madrid* 1933. *(*59 *S.; Pes.* 2.50*)*

P., einer der repräsentativsten Rechtsgelehrten Spaniens, entwikkelt in der knappen gedankenreichen Schrift seine Leitideen über den Staat. Wenn P. von der „idea pura del Estado" spricht, so will er damit (anders als Kelsen, Recasens Siches und Legaz y Lacambra) den Wesenskern des Staatsbegriffes unter Vermeidung der für eine rein juristische Betrachtungsweise unerlässlichen Identifikation von Staat und Recht erfassen. — Im ersten Teil seiner Schrift gibt er einen Überblick über die ideengeschichtliche Entwicklung, um in der zweiten, in fünf Abschnitte geteilten Hälfte zu behandeln: souveräne Gewalt und Rechtsnorm; die „äusseren" (sichtbaren) und die „inneren" (geistigen) Elemente des Staates; den Verpflichtungsgrund der Norm; Politik und Rechtsordnung; den modernen Staat und den reinen Staatsbegriff im Sinn P.s. P. fasst in gedrängter Darstellung die ganze Staatstheorie zusammen, die er in umfangreicheren Werken schon früher entwickelt hat; auf diese eingehender begründeten grösseren Arbeiten darf daher verwiesen werden, vor allem auf die französisch erschienene Schrift „Les Fonctions sociales de l'État" (Paris 1929), ferner auf die spanischen Bücher „Tratado de Derecho politico" (4. Aufl. 1928), „Teoria social y juridica del Estado" (Buenos Aires 1922), „Hacia un nuevo Derecho politico" (Madrid 1931) und „El régimen constitucional" (Madrid, 1930).

P.s Deutung des Rechts als ethisches Wertsystem, das in der „conciencia humana, individual y social" verwurzelt ist, die Betonung des Umstandes, dass der Staat seinem Wesen nach auf einem (spezifisch juristischen) Element, der „oboediencia a la norma" beruht und den sozialen Organismus

des Rechts bilde, das starke Bekenntnis zur Freiheitsideologie, zum Rechtsstaat, zu den Menschenrechten machen P.s grossen Einfluss auf die lebende spanische Juristengeneration und auf die Verfassung der spanischen Republik erklärlich und durchziehen auch diesen kurzen Auszug, den der Verf. allzu bescheiden einen „Versuch" nennt.

Rudolf A. Métall (Genf).

Wallas, Graham, *Social Judgment. Allen & Unwin, London* 1934; *Harcourt, Brace & Co., New York* 1935 (157 *pp.;* 5 *s.;* $ 1.50)

This posthumously published book was to have been the first part of a projected work which, in the author's words, was to be concerned with „the nature, history and possible improvement of the judgment-process", as to the first part, and as to the second, with „the institutions through which judgment influences social action".

The chief problem examined in the book is that of judgment, as a process involving the co-operation of reason and emotion, in its relation to knowledge and to the purely intellectual processes. There is a chapter upon the choice of knowledge for the purpose of the social thinker, and illustrative chapters upon the present position of economic science, wherein the realist and analytic tendencies of economic thought are contrasted, and upon that of the physical sciences. Professor Wallas' main concern is to stress the need for approaching social problems not merely intellectually but by means of „a successful co-operation... between two imperfectly coordinated psychological factors".

A. F. Wells (London).

Bernard, L. L. and **Jessie,** *Sociology and the Study of International Relations. Washington University Studies. New Series. Social and Philosophical Science No.* 4. *St. Louis* 1934. *(*115 *pp.;* $ 1.25*)*

This is a useful compendium giving a digest of the opinions of modern sociologists on international relations, war, peace and immigration. The student who wants to know what Comte, Durkheim, Pareto, Spencer, Gumplowicz, Ratzenhofer, Giddings, Loria (Marx is omitted) etc. and hundred of minor sociologists wrote on these topics should dip into the book.

J. Rumney (London).

Psychologie.

Aynard, Joseph, *La bourgeoisie française. Essai de psychologie. Librairie Académique. Paris* 1934. *(*517 *S.; fr. fr.* 35.—*)*

A.s Buch ist keine Geschichte der französischen Bourgeoisie, aber es ist auch mehr als ein „Essai de Psychologie". Der Verf. schildert die Geschichte der geistigen Entwicklung des französischen Bürgertums vom frühen Mittelalter über den hundertjährigen Krieg, die Renaissance und Refor-

mation bis zur Revolution von 1789. Sein Hauptquellenmaterial bezieht er aus Familienbüchern, lokalen Chroniken, Erinnerungen, Briefen, aus der zeitgenössischen Dichtkunst, schliesslich auch aus Werken der bildenden Kunst. In der Verarbeitung dieser interessanten, bisher kaum bekannten Quellen liegt der Wert des Buches.

A. will in seiner Arbeit das unabhängige Urteil eines französischen Bürgers über die Klasse, der er angehört, formulieren. Er lehnt die Identifizierung von Kapitalismus und Bourgeoisie ab. Nach ihm wird letztere vor allem durch eine bestimmte Geisteshaltung charakterisiert, welche die Folge der Verwendung von Geldkapital, also ihrer ökonomischen Funktion sei und deren Grundzug das Bedürfnis nach Sicherheit darstelle. Diese „geistige Atmosphäre" findet A. nicht erst in der modernen Gesellschaft, sondern bereits im Altertum. Aber der Versuch, unter Abstraktion von den Umwälzungen in den Produktionsverhältnissen, die in den letzten 2000 Jahren erfolgt sind, den „Bourgeois" als einen für alle Zeiten gültigen Typus hinzustellen, führt nur zu einem unfruchtbaren Schematismus. Wenn A. das „Bedürfnis nach Sicherheit" als das historisch unveränderte Hauptkennzeichen der Geisteshaltung des Bürgers hinstellt, so sagt das wenig, weil nicht nur der kapitalistische, sondern jeder Privateigentümer ein Bedürfnis nach der Sicherheit seines Eigentums hat und ferner weil das Bedürfnis, kapitalistisches Eigentum zu verteidigen, in verschiedenen Zeiten eine verschiedene Bedeutung für die Gesamtgesellschaft hat.

Die Mängel der Auffassung A.s treten klar bei seiner Behandlung der französischen Revolution zu Tage. Nach A. hätte die französische Revolution durch die Weiterführung der Turgotschen Reformen vermieden werden können — diese Auffassung ist nicht neu; der revolutionäre Terror der Jakobiner erscheint bei A. als blosses Produkt der Angst der französischen Bourgeoisie, was schon deshalb falsch ist, weil die Stosskraft der jakobinischen Diktatur nicht durch das besitzende Bürgertum, sondern durch die Masse gebildet wurde, weil der Terror der Jakobiner nicht nur die Panikstimmungen des revolutionären Kleinbürgertums ausdrückte, sondern vor allem — und darin liegt die historische Bedeutung dieses Terrors — seinen Willen, die Mächte des Feudalismus durch eine organisierte Kraftanstrengung zu zertrümmern. Albert Dorner (Basel).

Löbner, Walther, *Wirtschaft und Erziehung. Julius Beltz. Langensalza* 1935. *(*135 *S.; RM.* 3.50*)*

L. bemüht sich, ein „wirtschaftspädagogisches System" zu schaffen, und untersucht dazu das „Stärkeverhältnis" ökonomischer und pädagogischer Elemente, indem er auswählt, wieweit das Ökonomische selbständig oder abhängig zur Erziehung zugelassen oder von ihr ausgeschaltet werden soll.

Er kommt zu dem Ergebnis, dass es „die Aufgabe der Wirtschaftspädagogik ist", die Schwankungen des Wirtschaftslebens für den Bereich der Schulung auszugleichen und die ideellen Werte im Wirtschaftsleben ersichtlich zu machen. Der Wirtschaftspädagoge hat das Ausmass der dynamischen Wirtschaftselemente zu bestimmen, die zum Bildungsprozess

zugelassen werden sollen. „Höchster Masstab ist Erweckung und Pflege des Dienstgedankens, Schaffung des Vollmenschen, filtrierte Wirtschaftseinführung".

Diese Wirtschaftspädagogik ist eine gefährliche Konstruktion, die von einer zurechtgestutzten Wirtschaft und vorgestellten Menschen ausgeht, um den „reinen Wirtschaftsmenschen" Dinta-Arnholdscher Prägung (dressierter brauchbarer Spezialist für eine Teilaufgabe) zu überwinden. Nicht aber werden die Menschen und ihre an materielle Voraussetzungen geknüpften Aufgaben aus ihrem wirklichen Lebensprozess begriffen. Die Betrachtungsweise bleibt beziehungs- und voraussetzungslos, weil L. Menschen und Wirtschaft in „filtrierter" Abgeschlossenheit darstellt, nicht aber in ihrem empirisch-anschaulichen Entwicklungsprozess unter bestimmten Bedingungen untersucht. Anna Hartoch (Genf).

Trubel, Käthe, *Sozialbeamte. Ein Beitrag zur Sozioanalyse der Bürokratie. Dissertation. Benjamin Krause. Sagan* 1934. *(147 S.)*

Der Entwicklung des Staates untrennbar verbunden, verliert die Bürokratie kontinuierlich an Macht, Glanz und Autorität — in derselben Zeit, in der sie zahlenmässig eine immer grössere Gruppe wird, immer mehr Funktionen zugewiesen erhält. Das auffällige Nebeneinander von noch gesicherter Berufssituation des einzelnen mittleren Beamten und gleichzeitig eindringender Krise des Beamtentums verstärkt die inneren Zersetzungstendenzen im bürokratischen Apparat. In einer ausgezeichneten sozialpsychologischen Schrift zeigt die Verf., wie der neue Typus des Sozialbeamten ein weiteres gegensätzliches Moment in den bürokratischen Apparat bringt. Fürsorgerisches Handeln ist nicht an abstrakten Zielen orientiert, sondern am konkreten Menschen ausgerichtet. Die Grenzen des bürokratischen Apparates werden gerade darum hier anschaulich. Sie zeigen sich am naturgegebenen Gegensatz zwischen dem bürokratischen Stadtsekretär und der meist weltanschaulich orientierten, sozial ausgebildeten, auf Helfen und Einfühlung eingestellten Sozialbeamtin. Wird ihre Arbeit bürokratisiert, oder gelingt es ihr, den bürokratischen Apparat den geforderten Aufgaben anzupassen ? Beide Tendenzen sind da. Aber das Gegeneinander fürsorgerischer und obrigkeitlicher Prinzipien im sozialbürokratischen Raum ist doch nur ein Ausdruck der Krise moderner Herrschaftsformen überhaupt und darum nicht überbrückbar. Die Auseinandersetzung der sozialfürsorgerischen Funktion mit dem bürokratischen Element deutet in Wirklichkeit auf die engen Grenzen hin, die der Sozialfürsorge bei ihrem Bestreben, Schäden innerhalb der heutigen Gesellschaft zu heilen, gezogen sind. So liefert die Schrift nicht nur einen Ausschnitt, sondern einen wichtigen Beitrag zur Sozialanalyse der Bürokratie überhaupt.

Käthe Leichter (Wien).

Binswanger, Ludwig, *Über Ideenflucht. Orell Füssli. Zürich* 1933. *(214 S. ; Schw. fr.* 10.—*)*

In der Überzeugung, dass das Verständnis der Ideenflüchtigkeit jeder ausschliesslich naturwissenschaftlich-erklärenden Betrachtung miss-

lingen müsse, wird in der vorliegenden Arbeit der klinische Tatbestand „Ideenflucht" zum Ausgang eines versuchsweisen Entwurfes von Psychiatrie auf existential-anthropologischer Grundlage gemacht. Anthropologisch insofern, als Ideenflüchtigkeit aus der Blickrichtung des Mensch-Seins begriffen werden soll; existential darüber hinaus, weil die Idee der Existenzialität (Heidegger) der Sinn-konstituierende Aspekt ist, unter dem die Auslegung des eigentümlichen In-der-Welt-seins des manisch Erkrankten erfolgt. In ausgezeichneten Teilanalysen versucht B. die springende Daseinsweise des Manischen hinsichtlich ihrer eigentümlichen Räumlichkeit, Zeitlichkeit, dem Kolorit und der Belichtung und Gestimmtheit zu erfassen. Einzelheiten dieser Interpretationen sollen hier nicht berichtet werden. Es sei nur erwähnt, dass der Autor neben der Einbeziehung der einschlägigen Arbeiten von Bleuler, Minkowski, Straus, Freud und Abraham auch auf Befunde der fundamental-ontologischen Analysen von Heidegger und Häberlin zurückgreift, wobei er sich in der Auffassung von der wesensmässigen Zugehörigkeit der Ideenflucht zum „spielerischen Aufgehen in festlicher Daseinsfreude" der Häberlinschen Analyse des „ästhetischen Lebens" anschliesst. Häberlins ontologischer Ansatz von den zwei Seiten der Wirklichkeit, dem schlechthin selbstverständlichen Dasein und der Problematik des Daseins, ist auch den Ausführungen über die manisch-depressive Antinomik zugrundegelegt.

Dass diese als Modus der „Vergegenwärtigung" und des Ausweichens vor dem Verweilen in der Gegenwart zu einer einheitlichen Sinngestalt zusammengefasst wird, die auf eine „verborgene Dialektik, in der sich unsere Existenz bewegt", hinweisen soll, wird den naturwissenschaftlich eingestellten Leser als abschliessende Charakterisierung wenig befriedigen. Er wird bei aller Bereitwilligkeit, klinische Phänomene nicht immer gleich stückhaft als Anzeichen von lokalisierbaren Funktionsstörungen zu nehmen, sondern sie zunächst einmal aus sich selbst und in ihrem Zusammenhang zu verstehen, doch daran festhalten müssen, dass auch für diese Dialektik die Bedingungen ihrer manischen Manifestation angegeben werden müssen.

Die Schrift ist wegen der Fülle anregender Gedanken und der Weite und Entschiedenheit ihrer methodischen Absichten auch für den Nicht-Psychiater von Bedeutung. Friedrich Winkl (München).

Geschichte.

Junker, H., *Die Aegypter.* **Louis Delaporte,** *Die Babylonier, Assyrer, Perser und Phöniker. Herder. Freiburg* 1933. *(IX u.* 362 *S.; RM.* 8.50, *geb. RM.* 10.50*)*

Hantsch, Hugo, *Die Entwicklung Oesterreich-Ungarns zur Grossmacht.* **Max Braubach,** *Der Aufstieg Brandenburg-Preussens,* 1640-1815. *Herder. Freiburg* 1933. *(VIII u.* 382 *S.; RM.* 8.50, *geb. RM.* 10.50*)*

In seiner Geschichte der Ägypter widmet Junker den grössten Teil des Raums der Entwicklung der ägyptischen Religion und Kunst. Völlig

zu kurz kommt die Behandlung der wirtschaftlich-sozialen Struktur des Pharaonenreiches und ihrer Wandlungen. Hier beschränkt sich J. auf summarische Bemerkungen oft zweifelhafter Natur wie, dass im alten Reich „von einer skrupellosen Ausbeutung der Hörigen und von einer Trennung in wohlhabende Besitzer und darbende Massen keine Rede sein könne". Auch in Delaportes Geschichte der vorderasiatischen Völker vermisst man den Versuch, den wirtschaftlich-gesellschaftlichen Aufbau der behandelten Länder zu analysieren. Doch gibt D. mehr Tatsachen über Wirtschafts- und Rechtsverhältnisse als J.

Hantschs Darstellung der Entwicklung Oesterreich-Ungarns zur Grossmacht ist eine Apologie der Habsburger Monarchie. So behauptet H. z. B., dass die österreichische Monarchie nicht am Ende ihrer natürlichen Entwicklung gewesen sei und nicht so sehr infolge ihrer inneren Schwäche als durch das Eingreifen äusserer Gewalten gefallen sei. Die Politik der Habsburger habe den nationalen Interessen Deutschlands gedient. Zum Beweis für seine These behauptet H., dass der Kaiser in seinen Kriegen, die er im 16. und 17. Jahrhundert gegen die Türkei und Frankreich führte, in jedem Falle Marken Deutschlands und Grenzen des Reichs verteidigt habe. Eine Erhebung des österreichischen Staatsgedankens über den deutschen Reichsgedanken sieht H. erst in dem von Maria-Theresia abgeschlossenen Bündnis mit Frankreich, d. h. erst seit dem Zusammenstoss zwischen Oesterreich und Preussen. Aber statt wie H. eine nationale Politik der Habsburger zu entdecken, wäre die Frage zu stellen, weshalb die Entwicklung der absoluten Monarchie in Deutschland zum Unterschied von Frankreich nicht zur Herausbildung eines Nationalstaates geführt hat. Diese Frage hat schon Engels beantwortet, wenn er auf die Verlagerung des Weltverkehrs im Zusammenhang mit den grossen Entdeckungen des 15. u. 16. Jahrhunderts als tiefere Ursache des Scheiterns der nationalen Einigung Deutschlands hingewiesen hat. Er hat gleichzeitig aufgezeigt, wie die Niederlage der revolutionären Kräfte im Bauernkrieg den Partikularismus gestärkt hat. Im Buch von H. wird der Bauernkrieg überhaupt nicht behandelt.

Braubachs Darstellung der brandenburg-preussischen Geschichte ist durch Eklektizismus gekennzeichnet. Einerseits stellt B. entsprechend der neueren Forschung fest, dass die brandenburg-preussischen Monarchen wie insbesondere der grosse Kurfürst und Friedrich II. keine nationale, sondern eine partikularistische Politik betrieben haben, andererseits wieder richtet er sich nach der preussischen Geschichtslegende und behauptet beispielsweise, dass Friedrich II. die deutsche Kultur stark beeinflusst habe. Einerseits führt B. den Zusammenbruch Preussens 1806 darauf zurück, dass man über Ansätze und Vorbereitungen zu einer Reform der feudalen Zustände nicht hinausgekommen sei, andererseits erklärt er, dass das „Schlagwort der Humanität", das die immer stärker sich zur Geltung bringende bürgerliche Gesellschaft im Munde führte, zur Niederlage Preussens beigetragen habe.

Bruno Schneider (Amsterdam).

Binns, L. Elliot, *The Decline and Fall of the Medieval Papacy. Methuen. London* 1934. *(*388 *pp. ;* 16 *s.)*

Apart from the dynamic factors which are basic to all social evolution, there are also temporary ones which function only in certain epochs : in the Middle Ages one of the most important was religion. This book deals primarily with the political history of the organised form of medieval religion, the Papacy ; and, as far as it goes, is an efficient piece of work. We are, however, obliged to disagree with the author's analysis of the xi th century Church reform movement and point to his omission to use the highly authoritative work of Fliche. Nor are we quite satisfied with his treatment of the rise of the national state, and of the issues involved in the Conciliar Movement. In the one case, the full significance, and in the other, the under-lying and conflicting principles are not sufficiently defined. The main problem was to explain the supercession of what it is convenient to call a religious society by a secular one. This book does not succeed in this task because it has no word for the factors which move political evolution. To take one example at random : the writer quotes with approval Creighton's remark that „the religious revolt, originated by Luther, fell like a thunderbolt from a clear sky". To accept such a statement without discussion involves the burning problem of one's approach to history. P. Elman (London).

Haller, William, *Tracts on Liberty in the Puritan Revolution,* 1638-1647. *(Record of Civilization, No.* 18*)* 3 *vols. Columbia University Press, New York ; Oxford University Press, London* 1934. *(*405 *pp. ;* $ 12.50 ; 63 *s.)*

Miller, Perry, *Orthodoxy in Massachusetts* 1630-1650. *Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1933. *(*353 *pp. ;* $ 3.50*)*

Mecklin, John M., *The Story of American Dissent. Harcourt, Brace & Co. New York* 1934. *(*381 *pp. ;* $ 3.50*)*

Morais, Herbert M., *Deism in Eighteenth Century America. Columbia University Press. New York* 1934. *(*203 *pp. ;* $ 3.50*)*

Using the Thomason Collection in the British Museum and the McAlpin Collection of the Union Theological Seminary, Haller has brought together 19 tracts upon the central theme of all revolutionary discussion from 1638 to 1647, the doctrine of liberty. In these pamphlets a development of the concept of liberty is visible. Since the Englishmen of the 17th century regarded organized society as a religious body of church, with which the state was intimately related, they conceived liberty first as religious, pertaining especially to the church. But the formulas laid hold upon for the attack on prelacy were carried forward in support of Parliament against the crown, and finally turned against Parliament itself. In 1647 they culminated in the Levellers' „large petition" demanding an „Agreement of the People" which should serve as a basis for democratic government and an individualistic society. Thus these pamphlets were „the seeds of the

modern world". Volume I is an excellent Commentary on the tracts; the pamphlets are reproduced in facsimile in Volumes II and III.

To explain the fact that the Massachusetts settlers, who in England emphatically claimed that they were not Separatists, yet in founding Salem Church in 1629 apparently adopted the ecclesiastical discipline of schismatics, is the task of Miller. He carefully studies the dissenting groups in England prior to the Great Migration, discovering a school of ecclesiastical thinkers headed by Dr. William Ames. In common with the Separatists these thinkers accepted the main feature of the congregational system, i. e. the restriction of church membership to the proved elect, and the autonomy of particular congregations. But by skilled dialectic they avoided following the Separatists in the path of schism. They maintained that the Church of England was sound in „substance" ; its corruptions were but „accidents" which partially obscured but did not destroy its congregational basis.

Upon their migration to Massachusetts this group of Puritans left behind the corrupt „accidents" of the English establishment, saving only its true congregational „substance". But in their eyes the Massachusetts churches were still part of the Church of England; and magistrates of their own choosing had a right to enforce complete obedience to these churches. The book is interesting methodologically for two reasons. First, it attempts „to tell of a great folk movement with an utter disregard of the economic and social factors", maintaining the thesis „that whatever may be the case in other centuries, in the sixteenth and seventeenth certain men of decisive importance took religion seriously; that they often followed spiritual dictates in comparative disregard of ulterior considerations : that those who led the Great Migration to Massachusetts and who founded the colony were predominantly men of this stamp". Secondly, it explains the peculiar institutions of New England through the continuity of thought extending form the early stages of English Puritanism.

Mecklin approaches American dissent from the sociological viewpoint, analyzing it in terms of conditioning economic, social, and political factors rather than of ideological continuity from English antecedents. The opposition of dissenting groups to the institutionalized church he regards as an aspect of the struggle between disinherited and ruling classes. American sects have performed an important historical function in establishing religious liberty and the separation of church and state. Now, become institionalized, they no longer articulate dissent, but intolerantly maintain and strive to force upon the nation their peculiar, narrow type of piety.

Morais traces the rise of deism in America to the introduction of English rationalistic works, the cosmic philosophy of Newton, the empirical psychology of Locke, and the latitudinarien movement in theology. The deism of the upper classes played an important role in the late 18th century when, allied with the Dissenters, it helped establish religious liberty and the separation of church and state. But when the movement, become militantly anti-Christian, began to spread to the masses with its threat of loosening the bonds of society, the upper classes withdrew their financial and intellectual backing. And the Great Awakening helped to bring about

its defeat. Deism left an influence, however, on Utopian Socialism, the Higher Criticism, and the New England Unitarian movement.

John C. Crighton (New York).

Slavík, Jan, *Husitská revoluce, studie historicko-sociologická (Die hussitische Revolution; historisch-soziologische Studie). Orbis-Verlag. Prag* 1934. *(*125 *S.; Kč.* 19.—*)*

Strauss, Emil, *Die Entstehung der tschechoslowakischen Republik. Orbis-Verlag. Prag* 1934. *(*350 *S.; Kč.* 45.—*)*

Aus der reichen Literatur, die 1934 anlässlich der 500 jährigen Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Lipan erschienen ist, in der die aristokratisch-bürgerlich gemässigten Utraquisten die radikalen bäuerisch-plebejischen Taboriten aufs Haupt schlugen, ist Slavíks Arbeit die bedeutendste. Sie zeugt, wie schon frühere Studien des Autors, von einer neuen, soziologisch vertieften Betrachtung des Hussitismus. S. verficht ein Verständnis der Hussitenbewegung als der Ideologie einer sozialen Revolution gegen die auf riesigem Landbesitz beruhende Vormacht der Kirche; einer Revolution, an der weltliche Herren, städtisches Bürgertum und Plebejer, vor allem aber die Bauernmassen beteiligt waren, und die sich daher in ihrem weiteren Gang gegen den Feudalbesitz überhaupt wendete. Die religiösen Gehalte des Hussitismus werden als notwendige ideologische Form jeder sozialen Bewegung am Ausgang des Mittelalters begriffen. Das nationale Moment wird als sekundär erkannt, jedoch gezeigt, wie die Aktivierung breiter Volksmassen in der Revolution den Tschechen die erste historische Gelegenheit gab, aus blossem „ethnographischem Material" zur Nation zu werden. Die Grundthese wird reich illustriert, der Hussitismus mit der Reihe der grossen Bauernbewegungen des 14. Jahrhunderts in England, Frankreich und Flandern verknüpft. Über den engeren Gegenstand hinaus bringt S. wertvolle Beiträge zur Soziologie der Revolution.

Neben die grossen Quellenwerke über die Entstehung der tschechoslowakischen Republik (Masaryks „Weltrevolution", Beneschs „Aufstand der Nationen") stellt Strauss, der bisher namentlich als Historiker der deutschen Arbeiterbewegung in Böhmen hervorgetreten ist, eine umfassende Darstellung, die die reiche tschechische Literatur sorgfältig zu einem Werk zusammenfasst. Nach einem Überblick über die Geschichte der nationalen Kämpfe der Tschechen vom definitiven Verlust ihrer staatlichen Selbständigkeit 1620 bis zum Ausbruch des Weltkrieges werden die ersten Schritte der Emigration zur Gewinnung der Entente, die Abwendung der offiziellen tschechischen Politik von der loyalen Unterstützung der Monarchie, die Entstehung und Rolle der Legionen, der Zusammenbruch Oesterreich-Ungarns, die Episode der deutschböhmischen Landesregierungen ausführlich dargestellt. Der Abschluss des Werkes bringt leider keine Stellungnahme des mehr deskriptiv als analytisch orientierten Autors zu den wichtigsten Streitfragen: Anteil des Auslands und Inlandsbewegung, Bedeutung der Entente, der russischen Revolution und des spontanen Widerstandes der tschechischen Massen. Die Anmerkungen enthalten reichliche Literaturhinweise.

Josef Doppler (Prag).

Swain, Joseph Ward, *Beginning of the Twentieth Century. (A History of the Generation that made the War.) Allen & Unwin, London; Norton & Co., New York* 1934. *(*631 *pp.;* 25 *s.;* $ 4.75*)*

S. traces historical development from the early eighteen-seventies to the present-day. In the first part, the internal evolution, political and economic, of the European powers and America is described; the second discusses the growth of imperialist expansion and of militant nationalism during the late nineteenth and beginning of the twentieth century, and the last part, appropriately headed ‚The Nemesis of Chauvinism", shows how these forces inevitably led to the slaughter of 1914-18. The various stages in the world-war, the Russian Revolution and the revolutionary outbreaks in the defeated countries, the Versailles Peace Conference and, finally, post-war European development, political and economic, all this is treated in less than 250 pages. The colossal amount of material covered in the 600 odd pages of this book explains its somewhat sketchy character as, also, perhaps, the fact that in parts it reads like an elementary-school history textbook. But all this does not detract from its value as a handy compendium of world events during the last sixty years, and the excellent bibliography at the end is by no means the least important part of the book.

Richard Krammer (London).

Küsel-Glogau, Otto, *Bismarck. Beiträge zur inneren Politik, aus unveröffentlichten Akten. Mit einem Vorwort des Grafen Schwerin von Krosigk. Carl Heymann. Berlin* 1934. *(*142 *S.; RM.* 6.—*)*

Über die Bismarcksche Aussenpolitik sind wir dank der grossen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes gründlich informiert. Über die Motive und das Werden der Bismarckschen Innenpolitik sind wir nicht so gut unterrichtet, weil das amtliche Material grösstenteils noch unverwertet in den Archiven der einschlägigen Ministerien ruht. Es ist an der Zeit, dass die Reichsforscher sich mehr um diese Dinge kümmern. H. Goldschmitt hat bereits in seinem 1931 erscheinenem Buch „Das Reich und Preussen im Kampf um die Führung" wertvolles und teilweise überraschendes Material zutage gefördert. Die kleine Publikation K.s fasst zwar nicht ein so zentrales Problem ins Auge, dafür bringt sie aus verschiedenen Ministerien grösstenteils noch unbekannte Akten zu einigen Teilfragen der Bismarckschen Innenpolitik, so zum Reichsinvalidenfonds, dem kaiserlichen Dispositionsfonds, zu Roons preussischer Ministerpräsidentschaft und zum Reichsmilitärgesetz. Walter Schwartz (Frankfurt a. M.).

Hoetzsch, Otto, *Osteuropa und Deutscher Osten. Ost-Europa-Verlag. Königsberg und Berlin* 1934. *(XIV u.* 431 *S.; RM.* 9.—, *geb. RM.* 11.50*)*

Der Historiker und frühere Abgeordnete der deutschnationalen Partei fasst eine Reihe von Arbeiten aus den Jahren 1911 bis 1933 zusammen. In den ersten Aufsätzen behandelt er in vergleichender Weise Staatenbildung

und Verfassungswesen, Adel und Lehnswesen, Föderalismus und Fürstengewalt in Polen, Russland und Deutschland, bezw. Brandenburg-Preussen. Er stellt bei allen Verschiedenheiten doch „generell gleiche" Erscheinungen in diesen Ländern fest. H. bekennt sich als „Anhänger Rankes und Hintzes", und damit sind auch die Schranken seiner Geschichtsauffassung gekennzeichnet. So übernimmt H. von Ranke die Auffassung, dass die geschichtliche Untersuchung zwar alles zu benutzen habe, was Vorgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, innenpolitische Geschichte bieten, dass aber ihre „erste Orientierung" von der „Staatenbildung..., von der auswärtigen Politik, von ihren Motiven, Kräften und Tendenzen und von den Männern, die von diesen getragen... und sie wiederum so oft entscheidend tragen", ausgehen müsse. Gegenüber der marxistischen Auffassung der Geschichte verteidigt H. in einem Nachruf auf den führenden marxistischen Historiker der Sowjetunion Pokrovski die Formel Hintzes, dass die wirtschaftlichen Faktoren „gewisse Grundbedingungen" bestimmten, „von denen der Erfolg der geistigen Bestrebungen und der politischen Handlungen weithin abhängig ist".

Am Schlusse seines Buches finden sich ein Artikel über Brockdorff-Rantzau aus dem Jahre 1929, der dessen Politik der Verständigung mit Russland preist, über „Brandenburg-Preussen und Polen in den Jahren 1640-1815" aus dem Jahre 1933, der noch nachträglich die Beteiligung Preussens an der Teilung Polens zu rechtfertigen sucht, über „Nationalitätenkampf und Nationalitätenpolitik in der Ostmark" aus dem Jahre 1913, der die preussische Germanisierungspolitik verficht, und schliesslich ein Aufsatz „Der deutsche Osten in Geschichte und Gegenwart".

Das Vorwort H.s behauptet, dass die „nationale Umwälzung" von 1933 den Ostfragen und der Beschäftigung mit ihnen einen „herrlichen Schwung gebracht hätte". Friedrich Singer (Prag).

Lazare, Bernard, *L'antisémitisme. Son histoire et ses causes. 2 Bde. Editions Jean Crès. Paris* 1934. *(*298 *u.* 293 *S. ; fr. fr.* 20.—*)*

Das Werk von Lazare ist eine Neuausgabe der 1894 erschienenen „Geschichte des Antisemitismus" ; L. war einer der ersten Vorkämpfer für die Revision in der Affaire Dreyfus. Der Verf. will ein Gesamtbild des Antisemitismus, seiner Ursachen und seiner Geschichte zeichnen. Er vertritt im grossen und ganzen den Standpunkt eines modernen jüdischen Liberalen, der gegen die jüdischen Nationalisten und Orthodoxen polemisiert. Aber indem er ihnen ihre Sünden vorhält, fällt er gleichzeitig ins andere Extrem. L. überschätzt die Rolle der jüdischen Religion bei der Entstehung des Antisemitismus. Er sieht nicht, dass z. B. die Übersteigerung des jüdischen Fanatismus erst die Folge des Exils, der neuen gesellschaftlichen Lage war, die aus einem Agrarvolk ein Volk von Händlern machte. L. übersieht ferner, dass die Aufhebung des jüdischen Fanatismus die Aufhebung des religiösen Fanatismus überhaupt voraussetzt. Das Buch enthält viel Material und ist interessant geschrieben.

Albert Dorner (Basel).

Nigg, Walter, *Die Kirchengeschichtsschreibung. Grundzüge ihrer historischen Entwicklung. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. München* 1934. *(X u.* 271 *S. ; RM.* 8.50*)*

N. beschränkt sich auf eine Untersuchung der wichtigsten Epochen der Kirchengeschichtsschreibung und der Kirchenhistoriker, „die in irgendeiner Beziehung die Kirchengeschichtsschreibung wesentlich gefördert haben, sei es durch die Einführung einer neuen Methode oder einer neuen Anschauung des kirchenhistorischen Prozesses". Von diesem Gesichtspunkt aus behandelt N. die mythische (Euseb v. Caesarea und seine Fortsetzer), die konfessionelle (Magdeburger Zenturien und die Annalen des Baronius), die spiritualistische (Gottfried Arnold), die pragmatische (Mosheim, Semler, Schroeckh und Planck), die romantische (Aug. Neander, K. v. Hase), die idealistische (F. Ch. Baur) und schliesslich die profane Kirchengeschichtsschreibung (Karl Müller).

Bei seinem Überblick kommt N. zu dem Ergebnis, dass die „Idee der Kirche" immer mehr verblasst sei, während die Methode ihrer historischen Erfassung mit dem Sieg der „historischen Methode" — worunter N. bei gleichzeitiger Ablehnung des historischen Materialismus und der „im vorbehaltlosen Dienste der eigenen Nation stehenden" Geschichtsschreibung die mit dem Namen Rankes verbundene, auf Quellenkritik fussende, sogen. „wertfreie" Geschichtsbetrachtung versteht — aufwärtsgeführt habe. N. lehnt es ab, diesen Gegensatz durch die Bekämpfung der „historischen Methode" als angeblicher Zerstörerin der „Idee der Kirche" zu überwinden, wie es gewisse Strömungen in der Theologie verlangen. Er glaubt eine Lösung darin zu finden, dass die Kirchengeschichtsschreibung bei Beibehaltung der „historischen Methode" die „Idee der Kirche" als „doppelschichtiges Phaenomen", als „sichtbar-unsichtbare" Erscheinung einführt. Da N. aber selbst zugibt, dass die Forderung nach einer Berücksichtigung der Transzendenz der Kirche in der Kirchengeschichtsschreibung eine Unerfüllbarkeit in sich schliesst, so ergibt sich als Schlussfolgerung aus der Nischen Untersuchung, dass bei einer Darstellung der Kirchengeschichte mit Hilfe einer wissenschaftlichen Methode die Kirche als gesellschaftliche Institution erscheint, deren Wesen und Entwicklung wie die jeder anderen geschichtlichen Erscheinung zu verstehen ist. Albert Dorner (Basel).

Haddon, Alfred, *History of Anthropology. Watts & Co. London* 1934. *(VII and* 146 *pp. ;* 1 *s.)*

Dr. Haddon has performed a useful service in presenting in a succinct manner the history and development of physical and cultural anthropology. He has, moreover, been eminently successful in selection and emphasis, and he discusses clearly the following topics : the scope of physical anthropology, its early pioneers and later systematization ; its main controversies ; the antiquity of man ; individual and ethnic psychology ; the classification and distribution of man ; the history of archaeological discoveries ; linguistics ; and finally the growth of ethnology and of comparative sociology.

J. Rumney (London).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Greenwood, Walter, *Love on the Dole. Jonathan Cape. London* 1933. *(347 pp.; 7 s. 6 d.)*

Jones, Jack, *Rhondda Roundabout. Faber and Faber. London* 1934. *(351 pp.; 7 s. 6 d.)*

Life or rather the struggle to make a living in a period of economic depression and extensive unemployment is the theme of both of these novels; the actors are of the working class; the scene, the drabness and dreariness of almost any small industrial city in England.

„Love on the Dole" is a powerful and realistic story of a working class family in a cotton district and its reactions and adjustments to economic disasters and crises. The author with great skill guides us into the „jungles" of tiny houses, cramped and huddled together, the cradles of the generations of the future. Places where men and women are born, live and die, and pay preposterous rents for the privilege of calling the grimy houses home. Sally the mill girl and Larry Meath the socialist agitator are vividly drawn figures.

„Rhondda Roundabout" takes us into a Welsh mining valley and deals with the career and love-story of a young minister — the son of a miner. Unfortunately it does not come up to the expectations of the opening paragraph — „Revolutionary and riotous, religious and musical, sporting and artistic, coal-bearing Rhondda. The starting point of hunger marches, religious revivals, and Communist miners delegations to Russia". A great motive and a vivid canvas are subordinated to a poor story.

These novels and other such as Tilsey's „Plebeian's Progress", Catherine Brady's „Nobody Starves" and Halcott Glover's „Morning Pride" are symptomatic of the increasing dissatisfaction shown by the younger writers with contemporary capitalist civilization. They are perplexed by the misery, poverty, and brooding helplessness. They proffer no solution. But they reveal the beginnings of a class-conscious attitude that awaits crystallisation; they are the shadowy forerunners of a proletarian art.

J. Rumney (London).

Braatoy, Bjarne, *Labour and War. The Theory of Labour Action to prevent War. Preface by Harold J. Laski. Allen & Unwin. London* 1934. *(209 pp.; 8 s. 6 d.)*

Mr. Braatoy has made a very painstaking study into the institutional means by which organised labour proposes to prevent war. He says that the elimination of war is the crucial problem of an international society and that the working-class has a special responsibility in this matter. Mr. Braatoy surveys the existing institutions of war prevention, and in particular the League of Nations and the Kellogg Pact, and shows that there are many gaps and loopholes in this machinery. He passes on to measure the forces of labour, and here he finds that organised labour has necessarily

two main objectives, namely : agitation and the institutionalising of labour forces, but that, on all other matters, unanimity is not always easy to obtain. Finally, he examines the policy of labour in the prevention of war, and for this purpose has systematically studied the resolutions of Socialist, Communist and trade union congresses. His conclusion is that an effective scheme is slowly emerging, but that much ground will have to be covered before this scheme has any real chance of success.

The book is a valuable contribution to a subject of great importance.

D. Christie Tait (Genève).

Thomas, Norman, *Human Exploitation. Frederick A. Stokes Co. New York* 1934. *(XIX &* 402 *pp. ; $* 2.75*)*

Thomas, who has been the candidate of the Socialist Party for the presidency of the United States, presents an interesting study of American capitalism with respect to the waste and suffering involved in the system. He offers material regarding the distribution of the national income in various fields of production and speculation and describes living conditions among the miners and other categories of workers and among share-tenants and poor farmers. The book is well documented and appears to present an accurate picture of the conditions described.

G. Lowell Field (New York).

Watkins, Harold M., *Coal and Men. Allen & Unwin. London* 1934. *(*460 *pp. ;* 18 *s.)*

This book is an able empirical study of the comparative social and economic conditions in British and American coalfields, taking into review almost every aspect of the subject. It discusses the history and geography of coal-mining in both countries ; the political and economic background ; wages, hours and unemployment ; the ethnic composition of the mining population ; the organisation of employers and employed ; housing, and general living conditions ; and finally educational and welfare activities among miners.

The conclusions the author arrives at are not new. In general it may be said that whilst the physical environment of American miners is superior to that of English miners, their social environment is definitely inferior. They are less organised, less politically-minded and less educated. Indeed in some parts of the States, miners are nothing more than slaves, imprisoned in armed camps, escape from which is impossible and entry to which is barred by mine-owners, who fear the exposure of eager „muckrakers". This state of affairs cannot perhaps be duplicated in England. And yet both countries exhibit a fundamental similarity that overshadows the above differences. They show most nakedly and clearly the social exploitation of the „hewers of wood" in a capitalist economy. The author feels that both in England and America the miners have had a raw deal.

J. Rumney (London).

Rödel, Albert, *Genossenschaftliche Sozialordnung in dreierlei Gestalt dargetan an Marlo, v. Strauss und Torney, Planck. Akademischer Verlag. Halle* 1934. *(*85 *S.; RM.* 4.20*)*

Unter genossenschaftlicher Sozialordnung versteht der Verf. nicht die in der modernen Genossenschaftsbewegung mündende Ideologie, sondern ein ziemlich verschwommenes sozialphilosophisches und politisches Ideal, das der in manchen Ländern jetzt offiziellen irrationalen Weltanschauung entspricht. Im übrigen ist die Schrift, besonders der grössere Teil derselben, welcher der Zusammenfassung der Marloschen Ideen über die föderale Wirtschaftsordnung gewidmet ist, ein nicht uninteressanter Beitrag zur Geschichte der Soziallehre. H. Rabinowitsch (Genf).

Burgdörfer, Friedrich, *Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers. Ein Problem der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der nationalen Zukunft.* 2. *Auflage, ergänzt und vermehrt. Kurt Vowinckel. Berlin-Grunewald* 1934. *(XVI u.* 500 *S.; RM.* 5.50, *geb. RM.* 7.50*)*

Das wirtschaftliche, kulturelle und aussenpolitische Schicksal Deutschlands in den nächsten Jahrzehnten glaubt B. entscheidend durch die Auswirkungen des Geburtenrückgangs bestimmt. Für die Wirtschaft befürchtet er einen grossen Konsumentenausfall, dadurch neue Krisen, Arbeitermangel, Lohnsteigerung und vielleicht sogar „Umvolkung“ durch fremde Arbeitskräfte; für die deutsche Kultur einen Niedergang, weil die scharfe Geburtenbeschränkung zuerst in den „kulturtragenden“ Schichten, der „geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Oberschicht“ des Volkes, begonnen habe; schliesslich für die aussenpolitische Stellung eine schwere Gefährdung des „deutschen 100 Millionenvolkes in der Welt“, besonders der „81 Millionen Deutsche im geschlossenen Sprach- und Siedlungsgebiet Mitteleuropas“ (wozu B. u. a. auch die baltischen Staaten, Polen, die Schweiz und Elsass-Lothringen zählt), und dies angesichts der Tatsache, dass Frankreich und Polen günstigere Geburtenziffern aufweisen.

Um den Geburtenschwund einzudämmen und die Geburtenzahl zu heben, fordert B. neben einer „religiös-sittlichen Erneuerung des Volkes“ als wichtigste praktische Massnahme die Gewährung von Erziehungsbeihilfen, die durch eine besondere Steuer aufgebracht werden sollen. Bemerkenswert ist dabei, dass einerseits die steuerfreie Mindestgrenze auf 600 RM. herabgesetzt werden soll und dass andererseits die Höhe der Erziehungsbeihilfen sich nach der Höhe des Einkommens der Familien in der Weise richtet, dass z. B. eine Familie mit 5 Kindern in der Einkommensgruppe 600-1.200 RM. jährlich 600 RM. Erziehungsbeihilfe erhalten soll, dagegen dieselbe Familie in der Einkommensgruppe 25.000 RM. und mehr: 2.520 RM.

Das Buch liegt in der 2. Auflage (1934) vor und ist seit der 1. Auflage (1932) infolge der in der Zwischenzeit in Deutschland eingetretenen politischen Veränderung durch ausgiebige Zitate führender Nationalsozialisten ergänzt. B.s Kampf für ausserwissenschaftliche Ziele zeitigt eine Darstel-

lung, die sich bei der Behandlung der Zusammenhänge zwischen der zahlenmässigen Entwicklung der Bevölkerung und ihrer sozialen Struktur und wirtschaftlichen Lage mit willkürlichen Annahmen begnügt.

Franz Grabwieser (Zürich).

Spezielle Soziologie.

Van Gunsteren, W. F., *Kalvinismus und Kapitalismus. Ein Beitrag zur Erkenntnis der Beziehungen zwischen kalvinistischer Sozialethik und kapitalistischem Wirtschaftsgeist. N. V. Noord-Hollandsche Uitgevers-maatschappij. Amsterdam* 1934. *(*239 *S.; Hfl.* 3.90*)*

G. stützt sich sehr stark auf die Auffassungen von Max Weber und Troeltsch. Er lehnt mit Weber den historischen Materialismus ab. Seine theoretischen Ausführungen über das Wesen der Soziologie, über den Begriff des Kapitals, über die Rolle der Wirtschaft in der Geschichte sind ziemlich hilflos, und bei seiner Neigung zu Abschweifungen in das Gebiet allgemeiner Betrachtungen kommt das eigentliche Thema, die Betrachtung der Sozialethik des Kalvinimus (vor allem des holländischen) zu kurz. Obwohl er erklärt, dass es falsch sei, „den kapitalistischen Geist als ein Produkt der materiellen kapitalistischen Entwicklung zu sehen", wendet G. sich gegen die Ansicht des von ihm sonst sehr anerkannten Max Weber, „dass der Protestantismus den modernen kapitalistischen Wirtschaftsgeist erzeugt hätte", und erklärt : „Wir sehen in der protestantischen Sozialethik die Anpassung an einen schon bestehenden ökonomischen Typus, sowie die scharfe Herausarbeitung dieses Typus".

G. glaubt die gegenwärtige Krise des Kapitalismus durch eine neue christliche Sozialethik heilen zu können ; er sieht im „Jenseits die eigentliche Kraft des Diesseits" und fordert zum Zwecke einer „christlich-sozialen Meisterung der Lage" die Herausbildung von „neuen Gedanken", da seiner Ansicht nach die „ständisch-zünftigpatriarchalische Sozialphilosophie des Katholizismus und die Sozialphilosophie des asketischen Protestantismus" nicht mehr zeitgemäss sind. Albert Dorner (Basel).

Fanfani, Amintore, *Cattolicesimo e protestantesimo nella formazione storica del capitalismo. „Vita e pensiero". Milano* 1934. *(*159 *p.; L.* 8.—*)*

Le titre de ce livre promet un peu trop en regard de la matière qu'il contient. En effet l'auteur n'a fait qu'une recherche des différentes manifestations de l'esprit capitaliste dans le développement économique, en essayant de noter les attaches de ces manifestations avec les principes religieux. Après avoir cherché à fixer ce que l'auteur pense être l'esprit capitaliste, sans se frayer une voie très personnelle, la thèse du livre veut démontrer que le catholicisme fut toujours contraire à cet esprit, tandis que le protestantisme, même malgré soi, n'a pas empêché mais aidé à la formation de cette pensée nouvelle.

La démonstration est très minutieuse, sans donner des aperçus généraux. Le livre apporte cependant une très bonne documentation sur ce problème et pourra être utilement consulté, à condition néanmoins qu'on n'oublie pas la position nettement catholique de son auteur.

Paolo Treves (Mailand).

Robertson, H. M., *Aspects of the Rise of Economic Individualism. A Criticism of Max Weber and his School. Cambridge University Press, Cambridge. The Macmillan Company. New York* 1933. *(XVI & 223 pp.; $ 3.50)*

The general run of objections, some anticipated by Weber, others refuted, or, at least answered in his second edition are revamped in this book, on the whole, a carelessly wrought mosaic of Brentano, Sombart, Tawney, and a mass of scattered information, gathered in an obviously hasty and unsystematic search. Reference to the stimulating recent investigations of Holl, Hashagen, J. B. Kraus, R. Passow, Wünsch etc. are sought in vain.

R. reiterates charges that W. ignored the extent and character of pre-Reformation capitalism ; failed to appreciate the significance of medieval secularism, the Renaissance state, and its ideologists, particularly Macchiavelli, as solvents of traditionalism ; misinterpreted the true import of the doctrine of „calling" by minimizing its conservative, rather than its progressive aspects, and confusing the orientation to this problem in early and later Protestantism ; did not recognize the Catholic counterparts of Puritan doctrines, and the constant indulgence and accomodation shown to capitalism by Catholic, especially Jesuit casuists, whose judgments on the question of usury are said to reveal a laxity found not even in the Protestant moralists ; and, finally, showed no signs of understanding the price revolution and economic upheavals effected by the great discoveries and explorations. R. concludes with a call for the redirection of attention to the purely secular phases of the development of capitalism.

Readers familiar with the course of the controversy will recognize that R. achieves the appearance of novelty only at the expense of constant exaggeration of Webers actual claims and underestimation of his real merits.

Benjamin N. Nelson (New York).

Brodrick, S. J., *The Economic Morals of the Jesuits. An Answer to Dr. H. M. Robertson. Oxford University Press, London und New York* 1934. *(158 S.; 5 s.; $ 2.25)*

Das Buch des Jesuitenpaters B. ist eine kritische Auseinandersetzung mit H. M. Robertsons „Aspects of the Rise of Economic Individualism", der die These Max Webers, dass der Geist des Kapitalismus ein Produkt des Protestantismus, speziell des Puritanismus sei, angreift und ihr die Gegenthese, dass in Wirklichkeit die Jesuiten die Väter des kapitalistischen Geschäftsinnes seien, entgegenstellt.

Der erste Einwand von B. gegenüber R. lautet : während M. Webers

Theorie sich auf die Entstehung des Kapitalismus in England und Nordamerika stütze, wiese R. zur Widerlegung von Weber nicht nach, dass hier in der fraglichen Periode von 1570-1670 Jesuiten die Hand im Spiele gehabt hätten, sondern er beziehe seine Beispiele aus Frankreich, Spanien und Italien. Zweitens entnehme R. sein Material, nach seinen eigenen Angaben, aus jansenistischen Quellen und zwar aus den beiden anonymen jansenistischen Streitschriften „La théologie morale des Jésuites" und „La morale pratique des Jésuites". B. gibt einen Überblick über die Kämpfe zwischen Jesuiten und Jansenisten im 17. Jahrhundert in Frankreich, in deren Verlauf von jansenistischer Seite die oben erwähnten Bücher erschienen. Es gelingt B. sehr leicht, die Unrichtigkeiten in dem Material von R. durch Anführung eines reichhaltigen Quellen- und Tatsachenmaterials zu widerlegen.

Die Schrift ist eine Verteidigung und Apologie des Jesuitenordens. Der Frage des tatsächlichen Verhältnisses der Jesuiten zum Kapitalismus weicht B. aus. Henry Nelson (London).

Holmberg, Nils, *Medelklassen och proletariatet. Studier röran de* 1840-1841 *ars riksdag och dess förutsättningar i svenskt samhällsliv. Lund. Lindsredt* 1934. *(IV &* 263 *S.; Kronen* 6.50*)*

H. liefert eine interessante Studie der gesellschaftlichen Verhältnisse Schwedens beim Anbruch des kapitalistischen Zeitalters. Die Freigabe der Hufenteilung durch eine Verordnung von 1747 hatte ein gewaltiges Ansteigen der Bevölkerungsziffer zur Folge gehabt : die Einwohnerzahl des Landes stieg von 1.780.678 i. J. 1750 auf 3.138.887 i. J. 1840. Die liberale Gesetzgebung, die mit den Liliencrantz'schen Reformen 1775 einsetzte und bis 1827 fertig ausgebaut wurde, stand stark unter dem Eindruck der physiokratischen Lehre, befreite die Landwirtschaft von den Merkantilfesseln und begünstigte dadurch den ländlichen Grossbetrieb mit kapitalistischem Gepräge. Die prohibitive Zollpolitik 1815 — 1823 wirkte in gleicher Richtung. Der Boden wurde zur Ware, an die Stelle der zur Hofarbeit verpflichteten Kleinpächter traten Arbeiter mit Geldlohn. „So entstand eine gesellschaftliche Klasse, die auf dem Existenzminimum lebte, ein bewegliches Bevölkerungselement, das ein schweres Problem für die Armenpflege der Städte und Kommunen bildete."

Die Überproduktion von Menschen in der Landwirtschaft revolutionierte die schwedische Industrie, die erst nach 1830 in die Phase der modernen Technik eintrat. Einschneidende Verordnungen von 1820 und 1835 lösten die Eisenproduktion von den Fesseln der Kontingentierung, opferten die kleinen Eisenhütten und ermöglichten den Grossbetrieben einen gewaltigen Aufschwung, der in dem Ausbau des amerikanischen Exports seine Grundlage fand.

Eingehend behandelt H. den Umschwung in der sozialen Ideologie, der durch die Menschenvermehrung angebahnt wurde. Die Grenzen der liberalen Gesetzgebung erkannte am schärfsten der bekannte Erik Gustav Gejer, der das Problem so formulierte : „Liegt die Stärke des Staates in der Menge der Produktion oder in der Menge der Produzenten, die in ihrem

Berufe einen selbständigen Grund bürgerlicher Existenz besitzen ?" Die Diskussionen auf dem Reichstag von 1840/41 waren zwar praktisch ergebnislos, gleichwohl aber dadurch bedeutsam, dass die Frage nach den wirtschaftlichen und politischen Rechten des Proletariats hier zum erstenmal in den Mittelpunkt des Interesses der schwedischen Öffentlichkeit gerückt wurde. B. Josephy (Stockholm).

Karfiol, R., *Mittelstandsprobleme. Reich und Heimat Verlag. Köln* 1934. *(XIII u.* 123 *S.; RM.* 2.50*)*

Die Verf. will die wirtschaftliche und soziale Lage des Mittelstandes in der Nachkriegszeit untersuchen. Ihre Arbeit leidet von Anfang an unter einer unklaren Begriffsbestimmung. K. definiert nämlich Mittelstand als Mittelschicht, d. h. als „Klasse der Kleinkapitalisten (Kleinbürger und Bauern)" ; aber die Kleinkapitalisten müssen in Wirklichkeit zur Bourgeoisie gerechnet werden, während zur eigentlichen Mittelschicht nur die nichtkapitalistischen, einfachen Warenproduzenten, städtisches Kleinbürgertum und Mittel- und Kleinbauern zählen. K. glaubt, dass die schlechte wirtschaftliche Lage der Mittelschicht in der Nachkriegszeit nur konjunkturell bedingt, infolgedessen vorübergehend sei. Sie erkennt nicht, dass die Bewegungsgesetze des Kapitalismus die Existenzgrundlage des Kleinbürgertums vernichten. Die Vorschläge, die K. macht, um der Mittelschicht zu helfen, sind Massnahmen im Rahmen der Zentrumspolitik in der Weimarer Republik (Berufsfürsorge, Wohnungs- und Siedlungspolitik, Ausbau der Sozialversicherung).

Das Buch von K. ist vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten geschrieben worden. Infolgedessen nimmt der Herausgeber, B. Schmittmann, zu der Lage des Mittelstandes unter der gegenwärtigen Regierung Stellung. Er scheint überzeugt, dass für das Kleinbürgertum nichts geschieht. „Die gruppenegoistischen Hoffnungen des gewerblichen Mittelstandes wurden .. durch die NS-Revolution nicht erfüllt... Einen einheitlichen Mittelstand als wirtschaftlichen oder sozialen Zusammenschluss gibt es nicht... Eine mittelständische Sozialpolitik, die dem Mittelstande besonders zugute kommt, ist natürlich (!) von dieser auf das Ganze gerichteten Einstellung aus überflüssig."

Hans Seeberger (Strasbourg).

Debré, Michel, *L'artisanat classe sociale. La notion d'artisan, la législation artisane. Dalloz. Paris* 1934. *(*638 *S.; fr. fr.* 45.—*)*

Heitmüller, Wilhelm, *Das Handwerk in der neuen Zeit. Die Runde. Berlin* 1933. *(*77 *S.; RM.* 1.80*)*

Jeschke, Paul, *Das Handwerk an Deutschlands Scheidewege. II. Band : Recht und Wirtschaft. Deutsches Druck- und Verlagshaus GmbH. Mannheim-Berlin-Leipzig* 1933. *(*263 *S.; RM.* 5.—*)*

Weyermann, M. R., *Unternehmungswirtschaft und Mittelstand. Schriften des Zentralverbandes schweiz. Arbeitgeber-Organisationen, No.* 30, 1934. *(*22 *S.; s. fr.* 1.—*)*

Debré stellt die These von einer sich neu konstituierenden sozialen

Handwerksklasse auf. Er unternimmt keinen Versuch, diese These aus den Tatsachen abzuleiten, ja er geht auf die effektive materielle Lage des Handwerks nirgends ein. Statt dessen beschränkt er sich darauf, in einer umfassenden Darstellung der Entwicklung der Handwerksorganisationen und der Handwerksgesetzgebung ein Spiegelbild der Bewegung und ihrer materiellen Ursachen zu geben. Infolgedessen kommt er auch nicht dazu, zu fragen, warum denn das Handwerk gerade in der letzten Zeit so heftig bestrebt sei, sich neu als Klasse zu konstituieren und was eigentlich der steigende materielle Druck, der hinter diesen Bestrebungen steht, zu bedeuten habe. Trotz dieser Beschränkung behält die materialreiche und sehr übersichtliche Darstellung ihren Wert. In den ersten beiden Abschnitten, die räumlich wie inhaltlich den Hauptteil des Buches ausmachen, gibt D. zunächst eine Übersicht über die definitorischen Bestrebungen des Gesetzgebers und der handwerklichen Organisationen, sodann eine genaue Darstellung der Entwicklung der Gesetzgebung auf allen das Handwerk interessierenden Gebieten. Sehr lehrreich ist die von D. der Wirklichkeit der Handwerkerbewegung entnommene Beschränkung auf das Handwerk als neuer Mittelklasse. Diese Auffassung steht in einem starken Gegensatz zur deutschen Mittelstandsbewegung, in der das Handwerk nur die Rolle des festen Kernes spielen wollte, der eine Reihe anderer sozialer Gruppen zu einer Kampfgemeinschaft um sich sammelt.

Der zweite Abschnitt ist der Darstellung der Entwicklung der Gesetzgebung auf allen das Handwerk betreffenden Gebieten gewidmet. Gekennzeichnet ist diese Entwicklung durch ihre relative Neuheit (Jahrhundertwende) und durch den Einfluss der deutschen Gesetzgebung. — Der letzte kurze Abschnitt versucht eine soziologische Unterbauung der These von der neuen Handwerksklasse. Da er sich auf keine materiellen Argumente, auf keine Diskussion der wirklichen Lage des Handwerks und der aus ihr sich ableitenden Tendenzen stützen kann, ergibt er nichts Neues oder Interessantes. Wichtig an diesem Buche sind die beiden ersten Abschnitte, die uns eine sehr genaue und umfangreiche Vorstellung von den grundsätzlichen Vorgängen in der französischen Handwerksbewegung vermitteln.

Auf einem ganz anderen Niveau halten sich die drei anderen Schriften. Zusammenfassend kann von ihnen gesagt werden, dass sie ausschliesslich Symptom sind. Heitmüller gibt auf knappem Raum eine immerhin interessante Darstellung der offiziellen Auffassung vom Handwerk im Nationalsozialismus. Im allgemeinen kehren hier alle die oft diskutierten und widerlegten Behauptungen der Handwerksbewegung wieder. Interessant ist dabei, dass H. sich nur auf die Berufzählung von 1925 beruft und die grosse Handwerksenquête von 1927 ohne Angabe von Gründen unerwähnt lässt. Während aber H. sich immerhin einer anerkennenswerten Sachlichkeit und Zurückhaltung in der Form befleissigt, verlässt Feske in dem zweiten Band zu seinem „Handwerk an Deutschlands Scheidewege" auch die äusseren Formen wissenschaftlicher Darstellung. Aus Blut und Rasse baut er einen mystischen Handwerksimperalismus auf, in dem er den Ausgangspunkt der völkischen Wiedergeburt sieht.

Weyermanns kleine Schrift stammt aus der Schweiz und befasst sich nicht mit dem Handwerk, sondern mit der anderen grossen Gruppe des

Mittelstandes, den Angestellten. In sehr korrekter Weise setzt W. sich zunächst mit neu-sozialistischen Vorschlägen zur Erfassung der Angestellten auseinander und macht dann seine Gegenvorschläge, deren Ziel es ist, die Angestellten an der Angliederung an den Sozialismus zu verhindern. Diese Gegenvorschläge sind allerdings sehr oberflächlich. Durch materielle Zugeständnisse seitens der Unternehmer hofft W. die Angestellten dem Bürgertum zu erhalten. Die Unternehmer sind aber zu derartigen Zugeständnissen weitgehend ausser Stande, da nach W. nicht sie, sondern die Konsumenten (!) den Lohn bestimmen : „Kurz : der Konsument als Marktkategorie diktiert die Obergrenze jedes Güterpreises und damit gleichzeitig dem Produzenten prinzipiell die Höchstgrenze der Produktionskosten im ganzen und mittelbar des Lohnaufwandes im besonderen". Daher empfiehlt er eine Reihe von anderen Massnahmen zur Verbesserung der materiellen Lage der Angestellten, die im wesentlichen darin gipfeln, durch den Ausbau der Berufsberatung und der Ausbildung des Angestellten „freien Entwicklungsraum für lohnempfangenden Mittelstand" zu schaffen. Noch überraschender ist W.s weiterer Vorschlag, das gleiche Ziel auch durch staatliche Massnahmen zu fördern, etwa durch Schutzzölle, Prämien und Subventionen, während sein Vorschlag einer Gewinnbeteiligung wieder verständlicher ist. Emil Grünberg (Genf).

Gothe, Richard, *Der Arbeiter und seine Arbeit. Die Runde. Berlin* 1934. *(*92 *S.; RM.* 1.80*)*

Back, Josef, *Ständische Gesellschaftsbildung auf sozialistisch-machtpolitischer Grundlage. Fr. Wagner. Freiburg i. B.* 1934. *(*40 *S.; RM.* 1.20*)*

Ipsen, Gunther, *Blut und Boden (Das preussische Erbhofrecht). Karl Wachholtz. Neumünster* 1933. *(*26 *S.; RM.* 0.65*)*

Huber, Franz, *Bauerntum und Bauernbildung im Neuen Reich. Grund- und Aufriss einer bauern- und volkhaften Landpädagogik. R. Oldenbourg. München und Berlin* 1934. *(VII und* 150 *S.; RM.* 3.40*)*

Rehm, Wilhelm, *Der deutsche Mensch in der Wirtschaft. Soziale Erneuerung. Leipzig* 1934. *(*160 *S.; RM.* 2.60*)*

Gothe, ein Autodidakt, der bis zum 29. Lebensjahr Schlosser war, gibt Daten zum Arbeiterleben. Im ersten Teil seiner Schrift grenzt er den Arbeiter von anderen Berufen ab. Der zweite Teil handelt von dem Berufsbewusstsein des Arbeiters und seinem Verhältnis zu seiner Arbeit im Rahmen der heutigen Wirtschaftsordnung. Das Wesentliche kann dahin zusammengefasst werden : Bewusstsein der Ausweglosigkeit des Daseins, d. h. des Gebanntseins in die Klasse, verbunden mit dem Gefühl der Armut, der Abhängigkeit und der Unsicherheit ist die Grundhaltung des Arbeiters. Trotzdem ist er weit entfernt davon, seine Arbeit zu hassen. An einer Stelle stehen können, einen Beruf haben und das Gemeinschaftserlebnis in der Arbeit gewährt dem Arbeiter jene Befriedigung, die die Monotie der Arbeit immer wieder mit einem lebenspendenden Glücksgefühl übertönt. Im neuen Deutschland glaubt G. Ansätze und Versprechungen zur Besserung

der Situation des Arbeiters begrüssen zu sollen, weist aber interessanterweise zugleich darauf hin, dass es nicht möglich sein werde, in Kürze die materielle Lage der gesamten Arbeiterschaft wesentlich zu verbessern. Die Hauptaufgabe unserer Zeit sieht er in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit.

Back, der die heutige Situation der Arbeiterschaft in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt, ist im Gegensatz zu Gothe völlig wirklichkeitsfremd. Nach B. ist mit dem Siege der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland die bürgerliche Gesellschaftsschichtung überwunden worden. Die Arbeiterschaft hat sich, zur Macht gekommen, nicht als Klasse, sondern als Nation konstituiert. Die Arbeiterschaft hat damit selbst ihren proletarischen Lebenszustand überwunden. Diese zur Nation gewordene Arbeiterschaft soll nun die Aufgabe haben, sich nach einem bestimmten Prinzip eine neue ständische Gesellschaftsordnung zu schaffen. Das graduierende Prinzip ist jedoch nicht die Arbeitsleistung als solche, sondern die Trägerschaft hochwertiger Erbmassen. So soll eine Führeraristokratie von soldatischer Tüchtigkeit aus der Gesamtheit ausgelesen werden.

Ipsen, der Vorkämpfer der Ideologie von Blut und Boden, unternimmt es, am preussischen Gesetz über das „Bäuerliche Erbhofrecht" vom 15.5.1933 die „soziale Komplementärerscheinung" des Arbeiters, den Bauern und seine Stellung im Staate darzustellen. Die liberalistische Epoche kannte nur den Landwirt als Glied der Warenerzeugung, ein im Verhältnis zum Staat neutrales Wirtschaftssubjekt, dessen Tätigkeitsform ganz verschiedenartig beschaffen sein kann. Der Bauer dagegen ist der auf seinem, ihm durch das Anerbenrecht gesicherten, der Grösse nach durch die Bedürfnisse einer Familie begrenzten Grund und Boden wirtschaftende reinrassiche Mensch. Er bildet mit seinen Genossen eine ständische Gemeinschaft, die aus der althergebrachten Sitte ihre Gesetzgebung erhält. Der Bauer ist aus der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung herausgenommen. Durch die unbedingte Sicherung seines Grundeigentums ist eine Bresche in den Bannkreis der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung geschlagen, weil der Boden des Bauern aufgehört hat, Ware zu sein. Dadurch wird der Bauer die Verkörperung der Formel von Blut und Boden. Die reale wirtschaftliche Problematik des Bauern in der kapitalistischen Wirtschaft wird von I. überhaupt nicht berührt.

Huber fragt zunächst auch, wer Bauer sei, und betrachtet als solchen denjenigen, der in der Bauernsitte verwurzelt ist und nach ihr zu leben versteht. Die Bauernsitte aber ist im Verlaufe der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des letzten Jahrhunderts verflacht und verblasst. Es ist daher eine wirkliche „Verbauerung" des Bauernstandes notwendig. Zu diesem Ziele soll die neue Bauernpädagogik führen. Der Hauptteil befasst sich mit der Technik und dem Inhalt des Landschulunterrichts. Die leitenden Prinzipien sind für ihn einerseits Einlehrerschule mit ganzheitlicher Unterrichtsmethode, auf der andern Seite Erziehung zum völkisch — politischen Menschen. Deshalb wird auch die eigentliche landwirtschaftliche Fachschulbildung in die reiferen Jugendjahre, etwa von 18 Jahren ab, verwiesen.

Rehms Schrift ist ein Beispiel für die Verwirrung der Geister. Er sieht jeden Kollektivismus, auch schon jeden kollektiven Zusammenschluss als

undeutsch und artfremd an. Aus der gegenwärtigen Not helfen kann nur die Befreiung und Erneuerung des deutschen Geistes und der deutschen Persönlichkeit, wirtschaftlich die Einführung des wirklich freien Wettbewerbs und der Gewerbefreiheit. Alle allgemeinen Vereinbarungen über Preise, Löhne, Gehälter und Produktionsquoten sind grundsätzlich zu untersagen. Arbeitnehmer und Unternehmer schliessen als freie Menschen in freiem Übereinkommen Arbeits- und Lieferungsverträge, die lediglich durch die allgemeinen Gesetze des Staates beschränkt sind. Am Schlusse seines Buches gelangt R. schlicht zu dem Ergebnis : der Individualismus überwindet die Welt. Hugo Marx (Zürich).

Lo Verde, Giuseppe, *Die Lehre vom Staat im neuen Italien. Ju und Dünnhaupt. Berlin* 1934. *(*178 *S.; RM.* 6.—*)*

Panunzio, Sergio, *Allgemeine Theorie des faschistischen Staates. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig* 1934. *(*156 *S.; RM.* 6.—*)*

Lescure, Jean, *Le nouveau régime corporatif italien. Loi du* 5 *Février* 1934. *Cartels et Trusts. Domat-Montchréstien, F. Loviton et Cie. Paris* 1934. *(*110 *S.; Fr. fr.* 10.—*)*

Wagenführ, Horst, *Korporative Wirtschaft in Italien. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1934. (163 *S.; RM.* 3.60*)*

Lo Verde versucht, die Staatstheorie des neuen Italiens zu entwickeln. Dabei nimmt seine Arbeit inmitten der vielen Schriften, die das gleiche Problem behandeln, aus mehrfachen Gründen eine Sonderstellung ein. Einmal schon deshalb, weil L. als Grundeinteilung die von G. Jellinek herstammende Unterscheidung der „Soziallehre" des Staates von der Staatsrechtslehre übernommen hat. Auch sonst ist Jellineks Einfluss an mehr als einer Stelle spürbar. Das ist deshalb besonders bemerkenswert, weil Jellineks Staatslehre schon ganz allgemein, ganz besonders aber in ihrer von L. übernommenen „Zweiseitentheorie" als typisch „liberal" zu bezeichnen ist und nur aus der besonderen politischen Lage des liberalen Bürgertums im deutschen Kaiserreich verstanden werden kann.

Die zweite Besonderheit bei L. besteht in seiner Behandlung des faschistischen Staatsrechts und seiner wichtigsten verfassungsrechtlichen Streitfragen. Überall zeigt sich dabei das Bestreben, die Begriffe des faschistischen Verfassungsrechts in Einklang zu bringen mit den Kategorien des demokratischen und rechtsstaatlichen Denkens. Beispielsweise gesteht L. dem Gesetzgebungsrecht der italienischen Regierung nur provisorischen und sekundären Charakter zu, er belässt dem Parlament die eigentliche und uneingeschränkte Gesetzgebungsbefugnis. Ferner versagt L. der faschistischen Partei die Eigenschaft eines Verfassungsorgans usf. — Endlich unternimmt L. den Versuch, nicht nur eine Staatstheorie, sondern auch eine Geschichtstheorie des Faschismus zu geben, in welcher dem Faschismus sein historischer Standort als Höhepunkt des bisherigen Geschichtsablaufs zugewiesen werden soll. Die „irrationale Geschichtsbetrachtung" L.'s, die er selbst auf Bergson zurückführt, geht von der Annahme fester, stets wiederkehrender Staatstypen aus und sucht in allen auftauchenden Staatsgebilden die Merkmale der Grundtypen wiederzufinden. Gleichzeitig aber

wird von einer aufsteigenden Entwicklungslinie der Staatstypen gesprochen, die von der Polis zum Nationalstaat, genauer noch : zum nationalistischen Staat führen soll. — Ganz offenbar verfolgt diese Geschichtstheorie den doppelten Zweck, einmal die im Faschismus wiederkehrenden Merkmale „alter" Staatstypen aufzuzeigen, gleichzeitig aber den faschistischen Staat als Höhepunkt der Geschichtsentwicklung und als Staat der Zukunft erscheinen zu lassen. In dieser Theorie kommt das ständige Bemühen des Faschismus, als revolutionär, aber auch als konservativ zu gelten, gut zum Ausdruck, gleichzeitig jedoch auch der apologetische Charakter dieser Geschichtstheorie.

Der Vereinigung des Revolutionarismus mit dem Konservatismus dient auch das Buch Panunzios, das ebenfalls die Staatstheorie des Faschismus zu entwickeln sucht. Allerdings wird der Versuch mit ungleich geringeren Mitteln unternommen als bei L. Die Antithese von Kontinuität und Revolution wird mit der Feststellung beantwortet, der Faschismus sei ein „historisches Ereignis revolutionär-konservativer Art". Neben die traditionellen Funktionen des Staates setzt P. noch die „korporative Funktion", ohne dass mehr als der Name von ihr ausgesagt würde. Die Methodik der faschistischen Staatslehre soll „gleichzeitig polemisch und apologetisch sein".

Lescure setzt sich mit der wirtschaftlich-sozialen Eigenart des Korporativsystems auseinander. Er selbst vertritt, der Sache nach, den Standpunkt des ökonomischen Liberalismus, wenn er auch die Bezeichnung „Individualismus" dem Terminus Liberalismus vorzieht. In der syndikalen Gliederung in Italien sieht L. keine Neuartigkeit, sondern nur eine besondere Erscheinungsform der Konzentration, wie sie sich auch in den Kartellen und Trusts ausdrücke. Dagegen sieht er die Orginalität des Korporativsystems in der Vereinigung der verschiedenen Klassen zu einer Einheitsorganisation, eben der Korporation, sowie in der, ihm paradox erscheinenden, „Einführung des Parlamentarismus in die Wirtschaft". L. sieht hierin eine Beeinträchtigung der Individualinitiative des Unternehmers. Es scheint jedoch, da er nur die amtlichen Veröffentlichungen, nicht aber die tatsächlichen Machtverhältnisse in der Korporation als Quellen seiner Untersuchung benutzt, dass er übersieht, wie hinter der Maske des korporativen „Parlamentarismus" die realen Entscheidungen durchaus nicht „parlamentiert", sondern autoritär diktiert werden.

Wagenführ gibt eine Reihe von Auszügen aus Schriften und Reden Mussolinis, Bottais usf., aus denen das Wesen des Korporativsystems erhellt werden soll. Ausserdem veröffentlicht er die wichtigsten einschlägigen Gesetze mit eigenen Anmerkungen. Es zeigt sich, hier auf dem Gebiete der ökonomischen Theorie, das gleiche Schwanken wie auf dem Gebiete der politischen Theorie. Der Korporatismus soll eine Abkehr vom Kapitalismus darstellen, aber es heisst zugleich : „Die Bedeutung der staatlichen Einheit wird durch die Dynamik der privaten Initiative bereichert" (Spirito). — In ähnlicher Tendenz stellt Filippo Carli dem homo œconomicus den „homo corporativus" entgegen — womit einer rein theoretischen Abstraktion, einer wissenschaftlichen Hilfshypothese, polemisch ein konkreter oder doch als konkret existierend gedachter Sozialtypus gegenübergestellt wird. Hans Mayer (Genf).

Mumford, Lewis, *Technics and Civilization. Harcourt, Brace & Company, New York; Routledge & Sons, London* 1934. *(XI and* 495 *pp.;* $ 4.50; 18 *s.)*

Mr. Mumford has produced a singularly meritorious, informative, sane and thoughtful book on a subject which has come in of late for a good deal of foolish and irrelevant discussion. The machine, personified as a sort of mythological monster, has been extensively called upon to act as one of the many scapegoats for the sins of the present parlous economic system. The fallacy of such pleas is that machines are merely prolongations of human purposes and motives. It is the latter, and not the technical means used to further them, which are socially and humanly responsible. Mr. Mumford points out with a wealth of illustration that social benefit has in scarcely any instance been the motive of technical progress. To a surprising degree technical advance has originated as a means of military destruction. The first application of mechanical power to large scale production was used in the sixteenth century for the manufacture of plate armour. What is called the mechanical age arose not out of a development of ingenuity, but of economic opportunities, and mechanical technique has not been inspired by desire to facilitate labour or extend human welfare, but by desire for individual profit. Not only have those purposes and motives shaped the development of mechanical devices, but they have in an incredible degree arrested that development, suppressed inventions, and thwarted technical progress.

Mr. Mumford discusses extensively and luminously the false „romantic", or esthetic opposition to mechanical technique. Being himself an art critic his criticism is of particular weight. It would indeed be impossible even to indicate the many acute and suggestive points of view with which his book is full. Mr. Mumford's historical documentation is valuable, his thought is searching, and his judgment in every instance sane. The book is the best I have seen on the philosophy of the machine, and its study should go far to dispel many hardened illusions on the subject, which are shown to be little more than slogans of interested propraganda.

Robert Briffault (Paris).

Fry, C. Luther, *The Technique of Social Investigation. Harper. & Brothers. New York* 1934. *(*315 *S.;* $ 2.50*)*

Bingham, Walter van Dyke, and **Bruce Victor Moore,** *How to interview. Harper & Brothers. New York* 1934. *(*308 *S.;* $ 3.—*)*

Für den, der das Gebiet des amerikanischen Social Research in seiner fortgeschrittensten Form kennen lernen will, ist Frys Buch die beste und erfreulichste Einführung. F. war jahrelang ein Direktor des Institute for Social and Religious Research und schöpft deshalb aus reicher persönlicher Erfahrung. Ausserdem hat er die wesentliche Literatur wohl vollständig durchgearbeitet. Sein Literaturverzeichnis wählt etwa 600 Arbeiten aus und ordnet sie nicht nur übersichtlich, sondern gibt auch zu jeder Nummer eine kurze Charakteristik, die dem Facharbeiter oft viel überflüssige Arbeit

erspart. F.s Buch ist entlang dem Arbeitsvorgang im Social Research angeordnet. Die ersten zwei Kapitel handeln vom Entwerfen eines Planes und vom Heranziehen vorhandener Quellen. Dann bespricht er die verschiedenen Beobachtungs-, Erhebungs- und Experimentiermethoden. Zwei Kapitel handeln von der quantitativen und qualitativen Analyse und schliesslich diskutiert er die Abfassung des Berichts, die Verbreitung und Verwendung der Ergebnisse und die Grenzen und Möglichkeiten des Social Research im allgemeinen. Diese letzten Kapitel sind selbst eine interessante soziologische Analyse des ganzen Research-Gebietes. In den methodischen Kapiteln ist vor allem die Fülle von kleinen positiven und negativen Beispielen eine willkommene Gabe; gute und schlechte Kategorienbildung, die Gefahr der Missdeutung von statistischen Ergebnissen, der Zusammenhang von Problemstellung und Methode, die Wertlosigkeit blossen Zahlensammelns werden immer wieder berührt und belegt. Die Wendung zur theoretischen Besinnung kommt vor allem im Kapitel über die qualitative Analyse zum Ausdruck. Dass Daten erst unter dem Gesichtspunkt, unter dem man sie betrachtet, ihre eigentliche Bedeutung bekommen, ist der Grund, aus dem F. sich mit der Frage der Interpretation auseinandersetzt. Die Notwendigkeit der Interpretation ist der Punkt, bis zu dem er sein Buch theoretisch führt: eine Theorie und Technik der Interpretation sieht er als eine der wesentlichen Aufgaben der weiteren Entwicklung an.

Das Buch von Bingham und Moore, das das erste Mal 1930 erschien und sich rasch für die ganze Fachwelt unentbehrlich gemacht hat, erscheint jetzt in neuer wesentlich erweiterter Auflage. Die Publikation will der Verwendung des Interviews auf allen Gebieten nachgehen und dann allgemeine Regeln für die richtige Technik aufstellen. Die behandelten Gebiete sind: Berufsberatung, Berufssuche, Stellenvergebung, Unternehmer-Arbeiterbeziehungen, Marktanalyse, soziale Fürsorge, Erziehung, klinische Beratung, Journalismus, Kriminalistik. Ein eigenes Kapitel gibt 75 Regeln, die beim guten Interview zu beachten sind und die sehr geschickt auf die Probleme hinweisen, die jeder Praktiker aus Erfahrung kennt. Ein anderer Abschnitt berichtet über die Untersuchungen, die bisher gemacht wurden, die Tragweite des Interviews durch Experimente abzuschätzen: welchen Einfluss hat die Formulierung der Frage, in welchen Punkten ist die Gefahr des Irrtums besonders gross, usw. Der wertvollste Teil ist vielleicht ein Literaturnachweis, in dem ca. 350 Nummern in kurzen Schlagwörtern wiedergegeben sind, so dass der Leser sich für jede Spezialfrage weitere Information beschaffen kann. Aber sehr viel Material ist in die einzelnen Kapitel selbst verwoben, und zu den meisten Gebieten sind einzelne Interviews ganz durchgesprochen. — Ein Wort der Kritik sei erlaubt. Es ist eine Klassifizierung möglich, die nicht von dem Dachgebiet der Befragung ausgeht, sondern von der Struktur des Untersuchungsgegenstandes: ob es sich um Tatsachen oder um Meinungen und Gründe handelt. Ein ernstlicher Fehler in der gegenwärtigen Diskussion über soziologische Probleme ist der, dass immer die Dichotomie: Theorie oder Empirie aufgeworfen wird. In Wirklichkeit ist das, was not tut, eine Theorie der empirischen Technik; von dort aus würden sich sehr viele Probleme von selbst lösen. Kaum

ein Gegenstand ist so geeignet, hier die ersten Resultate zu liefern, wie die Technik des Interviews. Die Autoren des hier referierten Buches haben diese Seite der Frage wohl nicht gesehen, aber die Fülle des von ihnen übersichtlich dargebotenen Materials wird sicher den Versuch erleichtern, den Gegenstand von einem breiteren Gesichtspunkt nochmals aufzunehmen,

Paul Lazarsfeld (New York).

Bourbousson, E., *Du mariage, des régimes matrimoniaux, des successions dans les cinq parties du monde. Librairie Marchal & Billard. Paris* 1934. *(*604 *S.; fr. fr.* 65.—*)*

Die Schrift gibt in Leitsätzen den Inhalt des geltenden Rechts auf den Gebieten der Eheschliessung, der Rechtswirkungen der Ehe, des ehelichen Güterrechts und des Erbrechts für die wichtigsten europäischen und amerikanischen Staaten (darunter sämtliche Staaten der USA) sowie für China, Japan und die Türkei wieder. Sie füllt damit für den Juristen eine Lücke im Schrifttum der Rechtsvergleichung, da es bisher keine so vollständige Darstellung dieses Gebietes gab und die vorliegenden Darstellungen auch zum grossen Teil veraltet waren. Sozialwissenschaftlich ist die Arbeit, die in erster Reihe als Nachschlagewerk gedacht sein dürfte, durch ihr Thema interessant, das für die Erkenntnis der Familienideologie und insbesondere der Ideologie der Beziehungen zwischen Mann und Frau vielfach Anregungen geben kann. Allerdings ist eine Verwertung dieser Anregungen nur unter Hinzuziehung anderer Quellen und Berücksichtigung des gesellschaftlichen Gesamtbildes möglich, das diesen Rechtsnormen in den einzelnen Ländern erst einen konkreten Sinn gibt und ihren gesellschaftlichen Ort aufweist.

Franz Els (London).

Browe, Peter, S. J., *Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters. Müller u. Seiffert. Breslau* 1933. *(*143 *S.; RM.* 7.—*)*

Die sehr gründliche Arbeit bringt wichtiges Material zum Problem der Sexualmoral der katholischen Kirche, das auch für die soziologische Analyse der mittelalterlichen Kirche von Bedeutung ist. Die Schrift ist nach Tatbeständen gruppiert und bringt unter reichlicher Zitierung der Quellen die kirchlichen Vorschriften und Anschauungen über Katamenien, Geburt, ehelichen Verkehr, Pollutionen und Hochzeit. Das Buch will zeigen, „wie sich die heutige Lehre und Praxis allmählich entwickelte und durchsetzte“; seine besondere Bedeutung liegt tatsächlich in der historischen Darstellung der Sexualmoral, soweit sie die genannten Gegenstände betrifft. Über die moralgeschichtliche Darstellung hinaus bietet die Abhandlung zugleich einen Beitrag zur Volkskunde und Kulturgeschichte des Mittelalters.

Erich Fromm (New York).

Ökonomie.

Joh. Heinr. von Thünen zum 150. *Geburtstag. Versuch der Würdigung einer Forscherpersönlichkeit, herausgegeben von Wilhelm Seedorf und Hans-Jürgen Seraphim. Carl Hinstorff. Rostock* 1933. *(*223 *S.; RM.* 7.50*)*

Die Festschrift ist das Werk von Rostocker Dozenten und einer Reihe von Vertretern der landwirtschaftlichen Betriebslehre. Erwähnt seien ausser zwei recht instruktiven agrargeschichtlichen Beiträgen von Mielck und Honcamp drei mehr theoretische Arbeiten. H. Weigmanns Aufsatz „Standortstheorie und Raumwirtschaft" enthält wertvolle Betrachtungen zur Entwicklung der Standortstheorie in Deutschland seit Thünen, in denen die Theorien von A. Weber, Engländer, Ritschl und Predöhl besprochen werden und eine Synthese versucht wird. W. hat in allen Punkten recht, nur über das Verhältnis der „Intensitätsrente" zur „Lagerente" scheinen bei ihm noch Unklarheiten zu bestehen. H.-J. Seraphim steuert einige gute Bemerkungen über Th. als Wegbereiter einer agraren Markttheorie und wissenschaftlichen Agrarpolitik bei. Nur bleibt er leider im Programmatischen stecken und scheint auch zu übersehen, dass seiner Forderung schon weitgehend von Sering, Beckmann u. a. nachgekommen ist. Schliesslich noch einige Bemerkungen zu dem Aufsatz von Wollenweber über „Th. als Vorläufer moderner gesellschafts-wissenschaftlicher Denkweise" ! Offenbar hat man das Bedürfnis gefühlt, Th., der teils als patriarchalisch gesonnener Sozialkonservativer, teils als fortschrittlicher Sozialliberaler anzusehen ist und dessen Lehre auf das engste mit der so verpönten klassischen Theorie zusammenhängt, etwas näher an den heute in Deutschland herrschenden Geist heranzurücken. Zu diesem Zwecke hat man W., einen Schüler v. Gottl-Ottlilienfelds herangezogen und ihn mit dem Kommentar zu einem neu entdeckten Aufsatz Th.s aus seinem letzten Lebensjahr (1840) betraut. Diese „Betrachtungen über die soziale Bewegung in der neueren Zeit" sind recht charakteristisch für den warmherzigen Forscher und für seine Zeit, aber sie sind darum nicht minder naiv sowohl in ihrer Kritik des „Kommunismus" wie auch in ihrem durchaus malthusianischen Appell an die Arbeiter, ihr Los durch Geburtenbeschränkung (und nur durch diese) zu verbessern. Wollenweber zieht sich so weit wie möglich auf das Gebiet des Methodischen zurück und würdigt hier Th. als Vorläufer der „Lebenstheorie" Gottls. Von Theorie und gar von klassischer Theorie ist bei W. nichts zu spüren. Dafür wimmelt der Aufsatz von Worten wie Leben, Geschehung, Wollen usw. Th.s bekannte Lohnformel wird als „Lebenssynthese" gedeutet, bei Th. selbst wird dauernd von einem „Grund- und Lebensirrtum" gesprochen, den er erst in seinem letzten Lebensjahr überwunden habe. Jener neuentdeckte Aufsatz ist in W.s Augen wegen seiner angeblich erstmaligen stärkeren Betonung des Willenselements geradezu der Beginn einer „typisch deutschen Nationalökonomie".

Für Gottl bedeutet dieser Aufsatz zweifellos eine Diskreditierung auch der richtigen und fruchtbaren Elemente seiner Theorie. Was aber Thünen

anlangt, so hatte sein Freund und Herausgeber Schumacher sicherlich recht, wenn er den Abdruck des Fragmentes ablehnte; die Lektüre von W.s Kommentar bietet dafür wohl die beste und endgültige Rechtfertigung.

Gerhard Meyer (Manchester).

Weltwirtschaftsdämmerung. Festschrift zum zehnjährigen Bestehen des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule Leipzig. Herausgeber: Generalmajor a. D. Prof. Karl Haushofer und Prof. Dr. Walter Vogel. W. Kohlhammer. Stuttgart 1934. *(*143 *S.; RM.* 4.80*)*

Die zwölf Beiträge der Festschrift sind alle der Frage gewidmet, ob die Weltwirtschaft in der Krise auseinandergebrochen sei oder ob ein Zusammenbruch unmittelbar bevorstehe. Die Mitarbeiter der Festschrift lehnen die Autarkie, deren restlose Verwirklichung zur völligen Zerstörung der weltwirtschaftlichen Beziehungen führen müsste, ab — nicht zuletzt darum, weil „ein wichtiges Stück unserer Weltgeltung auch in unserer Wirtschaftsgeltung ausserhalb der Reichsgrenzen begründet lag" („Autarkie und Nationalwirtschaft" von C. Thalheim). Im übrigen ist Thalheim der Meinung, dass „die Wirtschaftspolitik des nationalsozialistischen Staates" am Werke sei, eine „sinnvolle Synthese zwischen Binnen- und Aussenwirtschaft" zu schaffen. Dieses System nenne man aber zweckmässigerweise nicht Autarkie, sondern „Nationalwirtschaft". Nationalwirtschaft bedeute: „bei unbedingter Sicherheit der Lebensgrundlagen der heimischen Wirtschaft Bereitwilligkeit zur Eingliederung in den weltwirtschaftlichen Güteraustausch überall dort, wo dieser die Binnenwirtschaft zweckvoll zu ergänzen vermag". Diese Vorstellung ist die Grundlage der meisten Beiträge dieser „Festschrift". Otto Leichter (Wien).

Kontany, Ludwig, *The Science of Economy. G. P. Putnam's Sons. New York* 1934. *(*712 *S.;* $ 3.50*)*

K. basiert seine Theorie auf das Zeitmoment. Er teilt die bisherige Entwicklung in vier Perioden auf: 1. Die Sammelökonomie ohne Produktion; 2. die Entwicklung der Produktion und die damit entstehende anarchische (einzelwirtschaftliche) Ökonomie; 3. die politische Ökonomie; 4. die auf Grund der Arbeitsteilung entstandene Gesellschaftsökonomie. Das ganze Wesen der Ökonomie durch alle Perioden hindurch bestand in der Ersparung von Zeit. In dieser Formulierung fasst sich die ganze Theorie K.'s zusammen. Die bekannte Tatsache, dass die Entwicklung der Produktivität der Arbeit die Produktionszeiten verkürzte, wird von K. „entdeckt" und als die wirklich wissenschaftliche Ökonomie ausgegeben. — Mit dieser Darlegung seiner Theorie verbindet K. die Ausbreitung weitschweifiger Literaturkenntnisse, wobei seine „Beweismomente" oft nur in losem oder gar keinem Zusammenhang mit seinem Thema stehen.

K.'s Buch ist hauptsächlich als eine Widerlegung des Marxismus gedacht. Mit der Ablehnung der klassischen Ökonomie wird auch ihr Erbe verworfen. Die Marxsche Theorie, die von K. dauernd falsch dargestellt wird, ist ihm

ein Kind der „Urdummheit" jener Zeit, die er als anarchische Ökonomie bezeichnet. Sie ist nach K. deshalb völlig unsinnig, weil Marx mit Adam Smith annahm, dass der Profit aus der Zirkulation gewonnen wird. Demgegenüber will K. nachweisen, dass der Profit nur in der Produktion gewonnen werden kann. Den Höhepunkt bei seinen Widerlegungsversuchen erreicht K. wohl, wenn er die Marxsche Theorie der Ausbeutung der Arbeiter mit Tatsachen widerlegen will, die beweisen sollen, dass genau das Umgekehrte der Fall ist und in Wirklichkeit die Kapitalisten von den Arbeitern ausgebeutet werden. Paul Mattick (Chicago).

Gottl-Ottlilienfeld, Friedrich von, *Die Läuterung des nationalökonomischen Denkens als deutsche Aufgabe. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1934. *(*80 *S.; RM.* 3.20*)*

Die Schrift stellt das Geleitwort zu einer Reihe „Volkswirtschaftliche Forschungen" dar. Sie verzichtet von vornherein auf eine Systematik. Nach einem Überblick über die Geschichte des Wirtschaftslebens stellt G. in den Mittelpunkt seiner Erörterungen die Gebildelehre. Für ihn gliedert sich die wirtschaftliche Realität in soziale Gebilde, deren Konstituierung zur Volkswirtschaft eingehend erläutert wird. In breiten methodologischen Erörterungen stellt G. die von ihm selbst vertretene „reife" nationalökonomische Theorie den sonstigen Theorien entgegen, ohne doch als Unterscheidungsmerkmal anderes angeben zu können als die „schärfere Disziplin des Denkens". Die reife Theorie soll insbesondere das Verhältnis zwischen Theorie und Empirie in richtiger Weise regeln; sie wird hierbei oftmals der von G. sogenannten „wortgebundenen" Theorie gegenübergestellt. Erörterungen über das Ziel der Wirtschaft führen zu dem Schluss, dass dieses Ziel in der Steigerung der „Lebenswucht" der Gebilde besteht. Abschliessend wird die enge Verwandtschaft zwischen Nationalsozialismus und „reiferer" Nationalökonomie aufgezeigt. Die nationalsozialistischen Schlagworte zur Wirtschaftsgestaltung werden als vorbildlich für die Theorie hingestellt, weil sie ebenso wie die reifere Nationalökonomie geeignet seien, die „Spannung zwischen Leben und Wirtschaft" zu lösen.

Kurt Mandelbaum (London).

Muss, Max, *Die Struktur der modernen Wirtschaft. Ein Überblick über die Zusammenhänge, die Gestaltungen und Kräfte in der Volkswirtschaft. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig* 1935. *(*116 *S.; RM.* 3.60*)*

Wie die meisten derzeit in Deutschland erscheinenden Schriften wirtschaftstheoretischen oder wirtschaftspolitischen Inhaltes geht auch diese Schrift nicht von nationalökonomischen Theorien aus, sondern von einer, im wesentlichen die Literatur wiederholenden, Darstellung der Entwicklung einer Tauschwirtschaft. Dies ist die Grundlage für einige Bemerkungen über die kennzeichnenden Merkmale der gegenwärtigen Wirtschaftsstruktur. M. stellt in nationalsozialistischer Betrachtungsweise den weitgehenden

Einfluss der Verbandswirtschaft, die Durchdringung der Wirtschaft mit staatlichem Einfluss dar. In der Wirtschaftspolitik der neuen Regierung erblickt er eine grundsätzliche Wendung in der Entwicklung der modernen Wirtschaftsstruktur. Das gegenwärtige Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft kennzeichnet M. folgendermassen : „Der Staat hat sich schon über die Wirtschaft erhoben, aber die Auseinandersetzung mit ihr ist noch nicht beendet.“ Wie diese Auseinandersetzung endgültig entschieden werden soll, führt er nicht näher aus. Otto Leichter (Wien).

Hug, Rudolf, *Der Gedanke der wirtschaftlichen Entwicklung bei Schumpeter und seine Aufnahme in der ökonomischen Theorie. Heidelberg* 1933. *(*198 *S.; RM.* 4.80*)*

Die mit vielem Anspruch vorgetragene Dissertation gibt eine systematische Zusammenstellung der Schumpeterkritik. Die Terminologie ist nicht immer ganz sauber, der eigene Standpunkt des Verf. ist eklektisch. Trotz der ausführlichen methodischen Erörterungen fehlt der Arbeit gerade die Einsicht in den methodischen Standort der Schumpeterschen Theorie im Gesamtsystem der theoretischen Ökonomie.

Hugo Prümm (Paris).

Corey, Lewis, *The Decline of American Capitalism. Covici-Friede. New York* 1934. *(*622 *S.;* $ 4.—*)*
Strachey, John, *The Nature of Capitalist Crisis. Covici-Friede, New York; Gollancz, London* 1935. *(*400 *S.;* $ 3.—; 10 *s.* 6 *d.)*

Corey versucht an Hand des reichhaltigen statistischen Materials Amerikas den Nachweis zu erbringen, dass die Marxsche Akkumulationstheorie in der konkreten Wirklichkeit der U. S. A. ihre Bestätigung findet. C. ist der Überzeugung, die er statistisch zu stützen sich bemüht, dass das amerikanische Kapital sich in seiner Zerfallsperiode befinde. Gerade die neuesten Erscheinungen der monopolisierten Wirtschaft, wie die N. R. A. und die in ihr manifestierten staatskapitalistischen Tendenzen, drückten dies besonders krass aus. Die heutige Krise sei permanent. Dieser Hauptgedanke erschöpft nicht den Inhalt des Buches, das sich vielmehr mit fast allen Momenten der Marxschen ökonomischen Theorie beschäftigt, wobei, neben einzelnen Widersprüchen und Unklarheiten, viele gute Formulierungen gebracht werden. Die fundamentalen Widersprüche des Kapitalismus leitet C., wie früher Cunow, Luxemburg, Boudin und andere, in etwas modifizierter Form aus den Vorgängen in der Zirkulationssphäre ab. Der Antagonismus zwischen Produktion und Konsum, die Marktbeschränkungen, die Unmöglichkeit voller Mehrwertrealisierung u. a. erklären für C. den Profitmangel, der die Akkumulation zum Stillstand bringt. Zwar sagt C., dass die Krisen- und Zusammenbruchsgesetzlichkeit des Kapitals aus der Produktionssphäre abgeleitet werden müsse, doch gelingt ihm diese Aufgabe nicht. Sein Buch ist eine weitere Variation der vielen nicht stichhaltigen Unterkonsumtionstheorien. Von seinem falschen Ausgangs-

punkt aus ist es ihm denn auch unmöglich, den zyklischen Charakter der Krisen zu erklären. Die Aufschwungsperiode ist durch die Faktoren der kapitalistischen Ausdehnung gesichert, die die Akkumulation selbst sind. Ihre Abwesenheit bedeutet den Verfall. Während der Aufstiegsperiode gibt es Perioden grösserer und kleinerer Disproportionalität, was nach C. als Erklärung des zyklischen Auftretens der Krisen genügen muss. Er sieht nicht, dass die Grenzen des Kapitals nicht aus der Abwesenheit irgendwelcher (ihm gegenüberstehender) Expansionsfaktoren erklärt werden können, sondern dass die Abwesenheit dieser Faktoren in der Barriere des Kapitals selbst zu sehen ist. — Trotz seiner theoretischen Schwächen gehört das Buch wegen seiner vielen wertvollen Einzelheiten zu den lesenswertesten Neuerscheinungen der ökonomischen Literatur.

Spezielleren theoretischen Problemen wendet sich das folgende Buch zu.

Strachey sieht in der Marxschen Akkumulationstheorie zugleich eine Krisen- und Zusammenbruchstheorie. Seiner Interpretation der Marxschen Krisenauffassung geht die Analyse und die Ablehnung verschiedener bürgerlicher Krisenauffassungen und der sich auf monetäre Mitteln beschränkenden Krisenlösungsvorschläge voraus. S. fasst sie als inflationistische und deflationistische Methoden in zwei Gruppen zusammen und illustriert sie an den Ideen von C. H. Douglas, Hobson, Irving Fischer, Hayeck und Robbins. Nach seiner Auffassung sind deren Theorien wissenschaftlich nicht stichhaltig, sie differenzieren sich auch nur in der Frage des Weges, der zur Wiederherstellung einer profitablen Wirtschaft führt. Will die eine Gruppe offene Lohnkürzungen, so die andere verdeckte durch Preissteigerungen, um die Profitrate zu erhöhen und damit die Akkumulation fortzusetzen. Weiterhin gibt S. einen skizzenhaft gehaltenen Abriss der Entwicklung der bürgerlichen Ökonomie, der ihn zu dem Resultat führt, dass jene nicht als Wissenschaft gelten könne. Der Warenfetischismus schlösse eine wirkliche gesellschaftliche Ökonomie aus, und dies zeige sich am deutlichsten in der offenen Verwerfung eines objektiven ökonomischen Masstabes durch die heutigen bürgerlichen Theoretiker. Dem folgt eine recht populäre Darstellung der Marxschen Wertlehre und der aus ihr abgeleiteten Kategorien. Der Abschnitt schliesst mit der Zurückweisung der Böhm-Bawerkschen Marxkritik; der „grosse Widerspruch", die Bildung der Durchschnittsprofitrate trotz der verschiedenen Kapitalzusammensetzungen, durchbricht nach S. nicht, bestätigt vielmehr die Marxsche Werttheorie.

S.s Krisenauffassung geht vom Gesetz der fallenden Profitrate aus. Für eine Zeitlang ist das Kapital trotz wachsender organischer Zusammensetzung imstande, sie auf lohnender Höhe zu halten. Von Zeit zu Zeit wird dies unmöglich und führt zu den zyklischen Krisen. Die Überproduktion des Kapitals setzt ein, wenn das letzte kritische Pfund Kapital die Profitrate so niederdrückt, dass die neue Kapitalmasse weniger als oder den gleichen Profit wie die alte bringt. Die Ausführungen S.s über das Verhältnis zwischen Profitrate, Profitmasse und Akkumulationsrate sind sehr verschwommen; die wirkliche Ansicht des Verf. wird nicht klar. Den entscheidenden Widerspruch des kapitalistischen Systems sieht S. in dem Zwange des Kapitals, die Profitabilität durch die Beschränkung der Kaufkraft der Massen zu sichern, und der gleichzeitigen Notwendigkeit dauernder Markter-

weiterung. Die Löhne der Arbeiter sind an bestimmten Akkumulationspunkten zu hoch, die Profitrate fällt, die Krise setzt ein. Werden die Löhne jedoch gekürzt, so wird der Markt zerstört, die Profite können nicht realisiert werden, die Krise setzt ebenfalls ein. Es gibt keinen Ausweg, die Krise ist permanent. Wie es dem Kapital unter solchen Bedingungen überhaupt gelang, eine Reihe von Krisen zu überwinden und sich einen gewaltigen Markt zu schaffen, wird in überzeugender Weise bei S. nicht ersichtlich. Ist nach Marx die Herabsetzung der Löhne unter den Wert der Arbeitskraft eines von vielen Krisenüberwindungsmomenten, so ist es nach S. das wesentlichste. Paul Mattick (Chicago).

Chase, Stuart, *The Economy of Abundance. The MacMillan Co., New York, and London* 1934. *(327 pp.;* $ 2.50; 8 *s.* 6 *d.)*

With graphic pen C. describes the adjustments we must make in our social and economic behavior because of our tremendous technological progress in harnessing power.

To him the technological imperative is impersonal. Like the Nile, it sets the boundaries within which a given culture must operate. His book, teeming with word pictures, is designed to appeal to the popular mind. It shows how our present economic confusion and our various maladjustments arise from the fact that we have been schooled in the economy of scarcity. We are carrying over its habits and folkways into the new economy of abundance which has crept upon us unawares. We are apt to forget that we are no longer living in the face to face period in which each community was self-sufficient, where „energy and effort passed directly into consumers' goods". Living in the age of power where goods can be produced in great quantities, we must not bring with us our old ideas of saving, profits and vendibility. These ideas and habits we must scrap if we are to live in an era of technological achievement as we should live.

The new economy demands that we learn new social habits in which distribution replaces exchange, and in which all men are entitled to a minimum standard of living, regardless of work they perform if no work is obtainable. There will be shorter working hours for all, the abandonment of narrow economic nationalism which must be supplanted by a reasonable exchange basis from all over the world. A centralized government, equipped to plan and control economic activity, amounting practically to a working dictatorship over industry is another requisite.

Pauline F. Geffen (New York).

Emeny, Brooks, *The Strategy of Raw Materials. The Macmillan Co., New York and London* 1934. *(202 pp.;* $ 2.—; 9 *s.)*

The possession of an abundance of scarcity of resources of foodstuffs and raw materials by a given nation has become definitely recognized as a factor in shaping its foreign policy as well as that of its internal development. This fact makes the subject matter treated by Dr. Emeny important.

After beginning with a study of the relative degrees of selfsufficiency and the consumption demands in essential foodstuffs and industrial raw materials of the Seven Great Powers, the author makes a comparison of their actual potential development. Then, using this study as a working basis, he devotes the remaining chapters to what he calls „the strategic raw material situation in the U. S.“ In these chapters, Dr. Emeny shows to what extent America could be self sustaining under an extreme war emergency and how available supplies of specific necessary imports would remain under such a contingency. In conclusion, he suggests certain measures which he believes, if adopted, could make the U. S. self sustaining in the face of the severest war condition.

This book, published under the auspices of the Bureau of International Research of Harvard University and Radcliff College, is a painstaking study of the data available on the subject. Much of the material is particularly well summarized in the form of charts which are both clear and well organized. Mary M. Crawford (New York).

Romier, Lucien, *Si le capitalisme disparaissait. Librairie Hachette. Paris* 1933. *(*185 *S.; fr. fr.* 10.—*)*

Da eine Reformierung der Dinge ohne eine Reformierung der Menschen nur zu neuer Unordnung führte, fordert R. die bei den Menschen beginnende Revolution. Seine mehr feuilletonistische Schilderung der kapitalistischen Krise unterscheidet sich in nichts von der üblichen Darstellung. Das Grundübel sei die mangelnde Voraussicht auf allen Gebieten wirtschaftlicher Betätigung, die sich insbesondere in einer Vernachlässigung des Konsumtionsproblems zeige. In weltwirtschaftlichem Masstabe bestände ein Antagonismus zwischen den universalen Tendenzen des modernen Kapitalismus und der ideologischen Scheidung in Nationen und Gruppen. Weder Nationalismus, noch Sozialismus seien im Stande, den Ausweg aus dem Chaos zu finden.

Diese Kritik am Bestehenden führt R. zu Lösungsvorschlägen, die allerdings sämtlich recht unkonkret sind. Die politische Ideologie müsste die „Integration“ der auseinanderstrebenden Einzelinteressen vornehmen. Dieses Ziel könne, wie das deutsche und amerikanische Beispiel zeigen, weder mit Hilfe des Ständestaates noch der Sachverständigen erreicht werden; vielmehr müsse sich innerhalb der Wirtschaft, insbesondere aus den Kreisen der Intellektuellen, eine unparteiische Elite bilden; sie habe dem Kapitalismus eine höhere Einsicht und Moral zu geben, wodurch schliesslich alles zu einem Problem der Erziehung werde. Die Frage des Buches, was geschehe, wenn der Kapitalismus verschwinde, wird von R. mit Hilfe einiger Aphorismen dahin beantwortet, dass dann entweder die Entwicklung zur Zwangsarbeit und zum Bezugsscheinsystem oder zu den Formen primitiver Wirtschaft führe. Kurt Metzger (Paris).

Giraud, René, *Capitalisme et forces nouvelles. Éditions de l'État moderne. Paris* 1934. *(XIV u.* 278 *S.; fr. fr.* 20.—*)*

G. will eine wirtschaftliche Neuordnung unter Aufrechterhaltung des

kapitalistischen Systems und im Rahmen des bürgerlich-demokratischen Staates durchführen. G. schlägt die Trennung der Ökonomie von der Politik durch die Errichtung einer Kammer für ökonomische Gesetzgebung vor, die sich aus Vertretern aller wirtschaftlichen Gruppen zusammensetzen soll. Er hofft, dass durch dieses Wirtschaftsparlament die kapitalistische Anarchie überwunden werden könne. Der Verf. begründet seinen Vorschlag, der auf „berufsständische", „korporative" Gedankengänge zurückgeht, mit einer erstaunlichen nationalökonomischen Unkenntnis. So versucht er den Marxismus durch die Behauptung zu „widerlegen", der Kapitalismus existiere, solange es eine soziale Organisation gebe, der Kommunismus führe doch nur wieder zu einem „Neokapitalismus", wie die Sowjetunion zeige. Louis Vidal (Paris).

Ronchi, Ennio, *Das erste Jahrzehnt der Wirtschafts- und Finanzpolitik des Faschismus in Italien. F. Vahlen. Berlin* 1934. *(99 S.; RM. 4.—)*

Die faschistische Wirtschaft. Probleme und Tatsachen. Eingeleitet und herausgegeben von Gerhard Dobbert. R. Hobbing. Berlin 1934. *(XXVIII und* 232 *S.; RM.* 8.40*)*

Die Schrift Ronchis — der Verfasser ist Ministerialbeamter und „Libero Docente" an der Universität Rom — gibt zunächst einen allgemeinen Überblick über die Grundlagen der faschistischen Wirtschaftspolitik, wobei die meta-ökonomischen, namentlich politischen Zielsetzungen scharf hervorgehoben werden. Im Anschluss an die Einleitung wird auf einigen siebzig Seiten ein nach Form wie Inhalt ziemlich allgemein gehaltener Überblick über die Hauptzweige der faschistischen Wirtschaftspolitik geboten. Angesichts des unsystematischen Charakters der Schrift erübrigt es sich, wegen Einzelheiten zu rechten. Erwähnt sei nur zweierlei : einmal sind Darstellung und Deutung der Tatsachen vielfach tendenziöser, als es auch der Charakter einer „Jubiläumsschrift" erfordert hätte (insbesondere werden die Statistiken durchgehend nur bis 1930 mitgeteilt, lassen also den sehr starken Rückschlag nicht erkennen, den die faschistische Wirtschaft seitdem, entgegen den Behauptungen von ihrer „Krisenfestigkeit", faktisch erlitten hat); zum andern liegt eine erhebliche „Disproportionalität" der Behandlung insofern vor, als z. B. der öffentlichen Finanzpolitik ganze vier Seiten gewidmet sind, d. h. etwa ebensoviel wie dem Spezialproblem der Petroleumsbewirtschaftung oder weniger als ein Drittel des der Erörterung des Bankwesens vorbehaltenen Raumes.

Ungleich wertvoller ist das von Dobbert herausgegebene Sammelwerk, zu dem sich Deutsche und Italiener (unter letzteren überwiegend die Praktiker) zusammengefunden haben. Der Herausgeber, aus dessen Feder auch ein knapper, aber das Wesentliche gut herausarbeitender Beitrag über die staatliche Finanzwirtschaft stammt, schildert in einer längeren Einleitung die korporative Reform von 1933/34, um deren „Sinndeutung" er sich müht. Drei weitere Beiträge (von E. v. Beckerath, Heinrich und Eschmann) beschäftigen sich mit Idee, Organisations- und sozialen Problemen der korporativen Wirtschaft. Es folgen kurze Darstellungen

der Hauptzweige der faschistischen Wirtschaftspolitik : Bevölkerungspolitik (Michels); Agrarpolitik (Vöchting); Industriepolitik (Travaglini); Binnenmarkt (Lantini); Geld- und Kreditwesen (De Stefani); Finanzpolitik (Dobbert); Verkehrspolitik (Gangemi); Kolonien (Hiltebrandt), sowie schliesslich Aussenhandelspolitik (Renzetti). Den Beschluss bilden zwei Aufsätze über die deutsch-italienischen Handelsbeziehungen, in denen der italienische (Casalini) und deutsche (Posse) Standpunkt dargelegt ist.

Obwohl der Faschismus „Tatsachenkritik" seinem Wesen gemäss ausschliesst, ist doch eine Diskussion über theoretische Grundfragen der Wirtschaftsordnung und -politik gestattet und findet — wie etwa die Polemiken zwischen der „radikalen" Richtung der Arias, Ferri usw. und der „gemässigten" eines Gangemi, Supino usw. beweisen — tatsächlich auch statt. Auch gewisse Beiträge nichtitalienischer Autoren zu dem vorliegenden Band weisen, bei aller grundsätzlichen Zustimmung, hier und da eine kritische Note auf, wie namentlich die des Herausgebers und der Vöchtingsche Aufsatz.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es versteht sich, dass die Beiträge von verschiedenem Werte sind — aber auch die nicht wissenschaftlichen bieten doch insofern ein gewisses Interesse, als sie die meta-ökonomischen Motivationen faschistischer Wirtschaftspolitik deutlich hervortreten lassen, wie etwa Bemerkungen Hiltebrandts über die Kolonialpolitik oder von Michels (dessen Beitrag übrigens grossenteils wörtlich mit seinem im „Weltwirtschaftl. Archiv" Bd. 32, S. 235 ff. veröffentlichten Artikel übereinstimmt, was nicht erwähnt wird) über die „moralische Verwertbarkeit" einer grossen Bevölkerungszahl, um die sich ja der Faschismus so eifrig bemüht. Alles in allem vermag der Band kritischen Lesern, einen brauchbaren Überblick über den Stand und die Hauptprobleme der faschistischen Wirtschaftspolitik zu geben.

Fritz Neumark (Istanbul).

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 2, Jahrgang 1935, muss es auf Seite 308, Zeile 16 statt „ihrer" : „seiner" heissen.

Le gérant : R. Lisbonne.

Ökonomie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « Zeitschrift für Sozialforschung » zu richten an die LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im März, Juli und November.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « Zeitschrift für Sozialforschung » à la LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus dem Vorwort :

Die Veröffentlichung gibt Einblick in den Verlauf einer gemeinsamen Arbeit, die von der sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Instituts für Sozialforschung in den letzten Jahren in Angriff genommen worden ist.

Das Thema dieses Bandes hat seinen Grund in bestimmten theoretischen Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bereichen der materiellen und geistigen Kultur. Es galt nicht bloss zu untersuchen, wie Veränderungen auf einem Gebiet sich auch in anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen durchsetzen, grundlegender noch war das Problem, wie es zugeht, dass die verschiedenen Kultursphären fortlaufend in einer für die Gesellschaft lebenswichtigen Art miteinander in Beziehung stehen und erneuert werden. Bei der Analyse der politischen, moralischen und religiösen Anschauungen der neueren Zeit trat die Autorität als ein entscheidender Faktor dieses gesellschaftlichen Mechanismus hervor. Die Stärkung des Glaubens, dass es immer ein Oben und Unten geben muss und Gehorsam notwendig ist, gehört mit zu den wichtigsten Funktionen in der bisherigen gesellschaftlichen Dynamik. Unter allen gesellschaftlichen Institutionen, welche die Individuen für Autorität empfänglich machen, steht aber die Familie an erster Stelle. Nicht bloss erfährt der Einzelne in ihrem Kreis zuerst den Einfluss der kulturellen Lebensmächte, so dass seine Auffassung der geistigen Inhalte und ihrer Rolle in seinem seelischen Leben wesentlich durch dieses Medium bestimmt ist, sondern die patriarchalische Struktur der Familie in der neueren Zeit wirkt selbst als entscheidende Vorbereitung auf die Autorität in der Gesellschaft, die der Einzelne im späteren Leben anerkennen soll. Die grossen zivilisatorischen Werke des bürgerlichen Zeitalters sind Produkte einer spezifischen Form menschlicher Zusammenarbeit, zu deren stetiger Erneuerung die Familie mit ihrer Erziehung zur Autorität einen wichtigen Teil beigetragen hat. Sie stellt dabei freilich keine letzte und selbständige Grösse dar, vielmehr ist sie in die Entwicklung der Gesamtgesellschaft einbezogen und wird fortwährend verändert. Die vorliegenden Studien dienen dem Versuch, diesen Vorgang einer gesellschaftlichen Wechselwirkung zu erfassen und darzustellen.

Die Erörterung des Problems, wie es sich im Zusammenhang mit den im Gang befindlichen Forschungen ergibt, bildet den Inhalt der ersten Abteilung, die in drei Teile gegliedert ist. Den Überblick über das gesamte Problem, wie es sich uns heute darstellt, versucht der allgemeine Teil zu geben ; im Zusammenhang mit ihm behandelt der psychologische Teil die seelischen Mechanismen, die auf Ausbildung des autoritären Charakters hinwirken. Der historische Aufsatz erörtert die typische Behandlung des Problems in den wichtigsten philosophischen Theorien seit der Reformation.

Die zweite Abteilung berichtet über die Enquêten des Instituts, soweit sie mit den Studien über Autorität und Familie in Verbindung stehen. Die charakterologischen Einstellungen zur Autorität in Staat und Gesellschaft, die Formen der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise, die Bedingungen und Folgen straffer oder milder Autorität im Hause und anderes mehr sollen an Hand der Enquêten typologisch gekennzeichnet werden.

In der dritten Abteilung sind Einzelstudien vereinigt, die das Institut in Zusammenhang mit dem Problem Autorität und Familie von Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige unternehmen liess : Berichte über die Literatur verschiedener Fächer und Länder, Monographien über die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen und die rechtsgeschichtlichen, sozialpolitischen und pädagogischen Auswirkungen der jeweiligen Autoritätsstruktur.

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936